

**Nordische
Fahrten;
Skizzen und
Studien: Durch
Skandinavien ...**

940.98

B32

2

Columbia University
in the City of New York
Library



GIVEN BY

Estate of Hermann F. Guleke.

Digitized by Google

Nordische Fahrten.

Skizzen und Studien

von

Alexander Baumgartner S. J.

Durch Skandinavien nach St. Petersburg.

Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

1880.

Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

THE
LIBRARY
OF THE
MUSEUM OF
ART AND
ARCHITECTURE
CORNELL UNIVERSITY



THE AMERICAN

OF ST. PAUL, MINN.

Published weekly, except on Sundays and holidays.

Subscription price, \$1.00 per annum in advance.



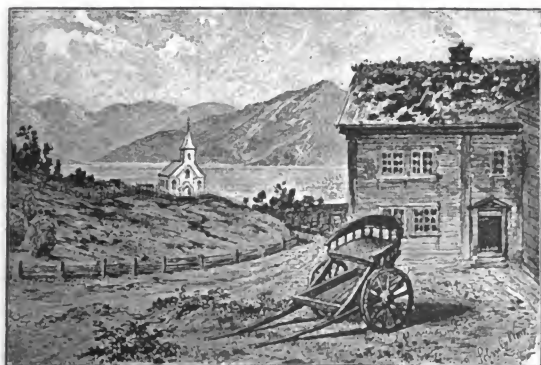
Published by the American Printing Company, St. Paul, Minn.

Entered as second-class matter, July 11, 1878, under post office number 100, at St. Paul, Minn., under special authority of post office department, and approved for mailing at special rate of postage provided for in section 1103, Act of October 3, 1917, authorized on July 11, 1924, and on July 11, 1925.

Durch Scandinavien nach St. Petersburg.

Von

Alexander Baumgartner S. J.



Mit einem Titelbilde in Farbenbrud, 80 in den Text gedruckten Abbildungen
und 22 Tonbildern.

Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

1890.

Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

ABKLIO
VTREVBW
VAAAL

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Entered according to Act of Congress, in the year 1890, by *Joseph Gummersbach*
of the firm of **B. Herder**, St. Louis, Mo., in the Office of the Librarian
of Congress at Washington, D. C.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

interessanter, für die Literatur hingegen nahezu unbedeutenden Norden. Er ließ es sich übrigens angelegen sein, seine eigenen Eindrücke an den Urtheilen der bewährtesten skandinavischen Schriftsteller zu prüfen, und eine Anzahl kleinerer Dichtungen auszuwählen und zu übersetzen, welche besser als die vorstehenden Aeußerungen eines Fremdlinges die Eigenart der nordischen Natur und den Volksgeist der Skandinavier zu zeichnen im Stande sind.

Was die Schreibart der Namen betrifft, ist im allgemeinen für Norwegen die norwegische, für Schweden die schwedische festgehalten, doch ohne allzugroße Aengstlichkeit. Eine so altherwürdige Stadt wie Thronhjelm verdient, bei der alten Fassung ihres Namens belassen zu werden, der in die ältesten Sögur hinaufreicht. Wener- und Wettersee wurden verdeutscht, sonst aber in schwedischen Namen das V (anstatt des deutschen W) bewahrt. Für die russischen Namen wurde die jetzt allgemeinere Schreibart vorgezogen.

Von den 30 Abschnitten erscheinen 11 hier zum ersten Mal (S. 141 bis 164; 204—274; 349—428; 541—552); die übrigen, bereits in den „*Stimmen aus Maria-Laach*“ (1887—1889) veröffentlicht, wurden sorgfältig durchgesehen und theilweise erweitert und vervollständigt.

Die Zahl der Bilder, welche neu nach Photographien und Skizzen des Verfassers hergestellt wurden, ist eine sehr beträchtliche. Einige Illustrationen sind mit Bewilligung des Verlegers (Rainer Hirsch in Reutitschein) aus dem Krauß'schen Werke „*Von der Ostsee zum Nordcap*“ in das vorliegende hinübergenommen worden.

Das längst rege Interesse für die skandinavischen Länder hat bekanntlich während der letzten Jahre eine nicht geringe Steigerung erfahren und verleiht dem Buche eine gewisse Actualität. Die Schönheit der nordischen Natur, der Reichthum des skandinavischen Geisteslebens, die Verwandtschaft der skandinavischen Völker mit dem deutschen und die Gemeinsamkeit mannigfacher Bestrebungen werden jenes Interesse übrigens wach erhalten, auch wenn es für die Tagespublicistik den kurzlebigen Reiz der Neuheit verloren haben wird.

Græten (bei Roermond), 21. September 1890.

Der Verfasser.

Inhalt.

Vorwort v—vi.

1. Die Hansestadt Bergen.

Das Land der Mitternachtssonne. Ankunft. Fahrt durch die Schären 1, 2. — Erste Sicht von Bergen 3. — Ursprung der Stadt „Björgvin“. Bischof Magnus und König Sigurd. Die Haraldsdöhne 4—6. — Baglar und Birsebeiner 7. — Deutsche Weineinfuhr. Temperanz-Rede des Königs Sverrir 8, 9. — Die Hanseaten in Bergen. Wachstum des deutschen Handels 10, 11. — Das deutsche Stadtviertel 12. Blüte und Verfall der Hanse 13, 14. — Das Seetreffen von 1665. Vondels Gedicht darüber 15. — Das heutige Bergen. Der Fischmarkt. Der Markt. Die Festung Bergenhus. Die Königshalle 16, 17. — Kirchen. Museen 18, 19. — Handelsstadt und Hafenstadt. Holberg über seine Vaterstadt 20, 21.

2. Der Hardangerfjord.

Die norwegischen Fjorde 22. — Die Vossevanger-Eisenbahn 23, 24. — Norwegisches Heimatslied 25, 26. — Karriole und Stolljaerre. „Gut“ und „Hest“ 27, 28. — Die erste Skydsfahrt. Von Vossevangen nach Eide 29—31. — Der Fjolfond. Der Hardangerfjord 32, 33. — Wasserfälle am Hardanger 34. — Ein Lied vom hl. Olaf 35. — Norwegisches Volksthum. Brautschmuck. Kirchen und Bauernhöfe 36—39. — Obstkultur. Die Hardanger-Fiedel. Volksfeste im Süden und Norden 40, 41. — Der innere Hardanger. Der Eidfjord. Odde 42, 43. — Durch den äußern Fjord zurück nach Bergen 44.

3. Der Sognefjord.

Weitere Bekanntschaft mit „Gut“ und „Hest“ 45, 46. — Noch einmal Vossevangen. Ein norwegischer Patriot 47. — Vinje am Opheimsvand 48. — Der Stalheimssleben 49. — Das Naerdbal. Der Jordalsnui 50, 51. — Gudvangen am Naeröfjord 52. — Durch den Naeröfjord 53. — Der Aurlandsfjord. Der Sognefjord 54, 55. — Der Schauplay der Frithjofsage. Die isländische Frithjofsaga 56—58. — Isländische Landnáma-Männer aus dem Sognefjord 59. — Umgestaltung der Sage durch Tegner 60. — Durch den Sognefjord. Von Naerdbalsören nach Vadheim 61—64.

4. Zum Jostedalsgletscher.

Das größte Eisfeld Europa's 65. — Das Skydstoven in Norwegen. Unnehmlichkeit dieser Reiseart. Wirthschaften 66, 67. — Von Vadheim nach Langeland. Eine dürftige Station 68. — Förde am Fördefjord 69. — Nedre-Vasenden am

Inhalt.

Jöfstersvand 70. — Der Ritter Audun Hagleifson Hestakorn 71, 72. — Ueber das Bredheimsvand. Ned 73, 74. — The worst way of Norway. Moldestad 75. — Utviken am Nordfjord. Religiöses Volksleben 76, 77. — Faleide am Nordfjord. Ausflug zum Boenvand 78—80. — Der Cirkus von Naesdal 81. — Die Gletscherhöhle am Rjendalsbrae 82, 83. — Ausflug ins Obenthal. Obören 84, 85. — Der Mellevoldsbrae. Der Ronsfjok. Der Briggsdalsbrae 86, 87.

5. Vom Nordfjord zum Geiranger.

Die Insel Saelö 88. — Legende der hl. Sunniva 89, 90. — Verehrung der hl. Sunniva. Norwegens erster Bischofsstik 91, 92. — Fröhliche Bergfahrt 93. — Das Hornindalsvand und der Hornindalsrollen. Hellestik 92. — Der Geirangerfjord. Die sieben Schwestern. Abenddämmerung im Geirangerfjord 95, 96. — Der Asgaardstreien 97—99. — Meraaf 100.

6. Aalesund, Molde und das Romsdal.

Durch den Geiranger und Suneloffjord hinaus in die Schären 101. — Die Inselstadt Aalesund 102. — Die Blumenstadt Molde 103. — Durch den Romsdalsfjord nach Veblungnaes. Aaf 104, 105. — Das Romsdalshorn und die Frosttinderne 106. — Stybsfahrt durch das Romsdal hinauf 107. — Der Vermaafok bei Ormeim. Der Slettafok. Der Björnklef. Stuefoten 108, 109.

7. Ueber das Dovrefjeld.

Wasserscheide zwischen Nordsee und Elagerrad. Das Lesjefogen-Vand und das Lesjevand 110. — Von Lesjevert nach Domaas 111. — Die vier Fjeldstuen des Königs Eysteim. Ein altnordisches Wirthshausgefek 112, 113. — Von Fokstuen nach Jerkin. Der Snehatten 114. — Das Dovrefjeld 115. — Kongsvold. Das Thal der Driva 116. — Nyttuen-Kustbjerg. Das Thal der Orfla 117. — In fröhlicher Jagd nach Stören. Ankunft in Throndhjem 118.

8. Throndhjem, die Stadt des hl. Olaf.

Die Bucht von Throndhjem. Mildes Klima. Blumenkultur 119, 120. — Stadt und Vorstädte. Die Insel Munkholm 121. — Das alte Ribaros. Harald Schönhaar und Hafon der Gute 122, 123. — Tragisches Ende des Jarl Hafon 124. — Olaf Tryggvason 125. — Der hl. Olaf (Haraldsfon). Einführung des Christenthums. Die Schlacht bei Stillestad 126, 127. — Allgemeine Verehrung des hl. Olaf 128. — St. Olaf in Kunst und Literatur 129, 130. — Baugeschichte des Domes von Throndhjem 131, 132. — Der restaurirte Dom. Dombaulieb von A. Munch 133—136. — Die katholische Mission. Das lutherische Bisthum. Ueberreste mittelalterlicher Kunst 137, 138. — Humanitäre Anstalten der Neuzeit. Das Deprosenhäus. Der Auszug in Skandinavien 139, 140.

9. Nordland und Finmarken.

Die Kemter Nordland, Tromsö und Finmarken. Das einstige Hålogaland 141. — Die Scylla und Charybdis des Nordens 142. — Charakter des norwegischen Nordlandes 143. — Der Fischfang in den Vosoten und in Finmarken 144—147. — Frühjahr und Sommer im Nordland. Klima und Vegetation 148, 149. — Peter Daß, der Dichter des Nordlands, und seine Nordlandstromepe 150—152. — Die

Inhalt.

lange Winternacht. Gruß an den Sommer 153. — Ein Sturm zwischen den Inseln des Nordlandes 154. — Der Trost des Predigers von Alnahaug 155. — Die Nordlandsfahrten der modernen Touristenschiffe 156. — Hauptscenen des Fahrtpanorama's 157. — Die Sofoten 158. — Die Mitternachtssonne 159, 160. — Katholische Missionsstationen 161, 162. — Die Lappen in Norwegen 163, 164.

10. Im Fjord von Christiania.

Die Südküste von Norwegen. Rattogat und Stageraad 165, 166. — Terje Wiggen, ein Genrebild norwegischen Seemannslebens 167—175. — Einfahrt in den Fjord von Christiania. Horten und Karl Johannisbaern. Die norwegische Kriegs- und Handelsflotte 176. — Die Fjordscenerie. Erste Sicht der Königsstadt 177.

11. Christiania.

Stadt und Bisthum Oslo 178. — Legende des hl. Halvard 179, 180. — Oslo, die Stadt des hl. Halvard 181, 182. — Das Cistercienserkloster auf der Insel Hovedø 183. — Zerstörung des Klosters. Der letzte katholische und erste lutherische Bischof von Oslo 184. — Niedergang von Oslo. Gründung der Stadt Christiania 185. — Norwegen selbständig und mit Schweden vereinigt 186, 187. — Das heutige Christiania 188. — Das Königsschloß. Karl (XIV.) Johann und sein Denkmal 189, 190. — Norwegens alte Thing-Verfassung und die Verfassung von 1814 191, 192. — Das königliche Veto und der Verfassungstreit 193, 194. — Das Stortingengebäude 195. — Die Dichter Bergeland und Welhaven 196, 197. — Die Universalität 198. — Gelehrte Sammlungen. Das Vingerschiff von Gofstad 199. — Das Kunstmuseum. St.-Olafsgabe und St.-Olafskirche 200, 201. — Vor Frelfers Grabfund. St. Hanshaugen 202. — Norwegens Doppelbild 203.

12. Øskarshall.

Die Umgebungen von Christiania. Hovedø, Frognesaeter, Maribalsvand 204. — Die Halbinsel Ladegaardbø. Das Schloßchen Øskarshall 205. — Volksbild in Farben. Natur, Geschichte, Sage 206, 207. — Die Kirche von Sol und das Bauernhaus von Viseherred 208. — Der altnorwegische Bauernhof. Das Stabbur. Alte Häuser und Gehöfte 209—213. — Die bäuerliche Kernbevölkerung Norwegens 214. — Die norwegischen Stavkirchen. Friedrich Wilhelm IV. und die Kirche von Bang 215, 216. — Construction und künstlerische Ausstattung der Stavkirchen 217—219. — Der Kirchgang im Mittelalter. Hirtenbrief des Erzbischofs Arne (1346) 220, 221

13. Krogkleven und Hønefoss.

An der Grenze von Natur und Cultur 222, 223. — Der Strandweg von Humledalen nach Sundvolden. Der Krogkleven 224. — Kongens Udfigt. Die Landschaft Ringerike und der Tyriffjord 225. — Stadt und Wasserfall Hønefoss 226. — Die Westbahn am Tyriffjord. Die Stadt Drammen 227. — Der Drammenfjord. Volksthum und Radikalismus in Norwegen 228, 229.

14. Samar am Mjøseensee.

Der größte norwegische Binnensee 230. — Eidsvold, die Wiege der neuen Verfassung. Fahrt über den Mjøseensee. „König Oskar“ 231. — Die Stadt Samar 232. — Bjørnstjerne Bjørnson, der Dichter-Oekonom von Aulestad 233. — Moderne Volks-

Inhalt.

aufflärererei 234. — Bilder und Verse aus dem norwegischen Kladderadatsch 235, 236. — Björnsons Verdienste 237. — Die Ruinen der Kathedrale von Hamar 238. — Die Bischofsstadt Hamar im Mittelalter 239. — Norwegens einstige Klöster und ihre Verdienste um Wissenschaft und Bildung 240—242. — Die wahren Ursachen der Klostersaufhebung 243. — Urtheile protestantischer Gelehrten über die Glaubens-trennung 244, 245. — Gegenseitige Plünderungszüge der skandinavischen Brudervölker 246.

15. Valdars.

Die großen Binnenthäler Norwegens 247. — Vom Mjösenfee zum Randsfjord. Theologische Gesellschaft 248. — Norwegische Spukgeschichten. Die Braut Barbro. Der Teufel in der Nuß 249, 250. — Granum und Odnaes. Ein Auswanderer. Das Tonsaaens-Sanatorium 251—253. — Ausblick auf das Thal Valdars und die Jötunberge 254. — Die Leute von Valdars. Frydenlund 255. — Die Schlucht der Baegna. Ein Landschaftsmärchen 256—258. — Der Julamäkten. Arladißes Schäferleben in Storfveen 259, 260. — Lustige Kinderfahrt. Sörum-Naesmoen. Der Spirillenfee. Heen 261, 262.

16. Jötunheim.

Das Jötunheim der altnordischen Sage. Die höchsten Berge Norwegens 263. — Ueberung des Hochgebirges. Gletscher, Thäler und Seen von Jötunheim 264, 265. — Bergfahrt des Königs Oskar II. 266. — Von Lom am Ottavand zum Smörfstabsbrae 267, 268. — Der Janaraal und die Horungstinderne. Das norwegische Bergpferd 269, 270. — Ein Rennthierjäger. Raft in der Fjeldstue. Prinds Oskars Haug 271, 272. — Von den Sognebergen zum Sognefjord 273. — Der Touristenverein. Das Hochgebirge in der Poesie. Ibsens „Brand“ 274.

17. Der Storfjö in Jemtland.

Abreise von Thronbjem. Die Merakerbahn 275, 276. — Ueber die schwedische Grenze. Eine Lappenhochzeit 277. — Die Lappen in Nordschweden, ihre Christianisierung, ihr gegenwärtiger Zustand 278—280. — Die schwedischen Nordprovinzen 281. — Der Åresfutan. Schwedisches Herbstlied 282, 283. — Der Bär am Tännfors. Åre. Österlund. Die Schweiz in Schweden 284, 285. — Der schwedische Vutterbrodstisch; zur Philosophie des guten Appetits 286, 287. — Pariser Vaudeville in der Nachbarschaft der Lappen 288. — Die Lappenfrage. Österlund und der Storfjö 289—291. — Fahrt über den Storfjö nach Dillna 292, 293. — Dorfkirche und Glockenthurm. Ein Jahrmarkt in Nordschweden. Die alten Trachten 294—296. — Patriarchalische Gastfreundschaft 297. — Die Jagd in Jemtland. Der Runenstein an der Brücke von Frösön 298, 299. — Runen. Christliche Runen-Inschriften aus dem Mittelalter 300—302. — St. Ansgar. Die ersten Glaubensboten in Nordschweden 303, 304. — Aussicht von der Kirche in Frösön. Schweden im Winterkleide 305, 306.

18. Stokholm.

Lage der Stadt 307. — Von Vonnäs nach Stockholm 308. — Der Ursprung der schwedischen Königsstadt. Birger Jarls Denkmal auf Riddarholm 309, 310. — Die Königsgruft bei den Franziskanern 311, 312. — Der letzte Wasa in St. Gallen 313. — Das alte Schloß. Norrbro und das neue Königsschloß 314, 315. — Kirchen 316, 317. — Oskar I. und Josephine 318. — Bischof Studach 319. — Die Museen;

Inhalt.

die Reichsbibliothek; das Reichsmuseum 320—322. — Reliquien der schwedischen Könige. Karl XII. 323, 324. — Das große Theater. Gustav III. und seine Zeit 325. — Schwedische Poesie. Mosebacken und Djurgård 326, 327.

19. Upsala.

Der Mälar im Herbst 328, 329. — Die „Carolina Revisiva“. Der Codex argenteus und andere Merkwürdigkeiten 330—332. — Stadtbild von Upsala 333. — Der Dom. Die Königshügel von Alt-Upsala 334. — Die Universität. Der schwedische Student 335. — Jubelfeier der Universität (1877) 336. — Ein lutherischer Erzbischof über die katholische Vorzeit; Abtast, Buße und Predigt 337, 338. — Schweden am Vorabend der Glaubensstrennung 339. — Erzbischof Ulfsson, der Gründer der Universität 340—343. — Das Innere des Domes. Der Schrein des hl. Erich 344, 345. — Das Grab Gustav Wasas; sein Leben in Fresken 346, 347. — Grabkapellen. Der Domschatz 348.

20. Malmö. Lund.

Schweden von Süden her. Der Unionsgedanke 349. — Ältere Bauten in Malmö. Die Knudsäule 350, 351. — Lund, das schwedische London 352, 353. — Der hl. Ansgar, der Apostel des Nordens 354, 355. — Das Erzbisthum Hamburg-Bremen 356. — Lund als Primatialsitz 357. — Vollendung der hierarchischen Ordnung in Skandinavien. Die Erzbischöfe Hjurr, Gestil und Andreas Suneson von Lund 358, 359. — Der Dom von Lund 360, 361. — Die Krypta. Die Sage vom Riesen Finn 362, 363. — Tegner über das 18. Jahrhundert 364. — Ein definitiver Reichenschein für das Papstthum und seine Widerlegung 365, 366. — Die Universität von Lund 367. — Elias Tegner und seine Dichtungen 368, 369. — Gesang an die Sonne 370—372.

21. Trollhättan und Göteborg.

Von Christiania an den Wenersee 373. — Der Carpsösk. Fredrikstén und Fredrikshald 374, 375. — Stora Lee. Zollrevision unter Brudervölkern 376. — Trollhättan. Die Gullöfalle und der Loppöfall 378. — Der Helvetesfall. Gesamtbild 379. — Die Sagen vom Schneidersfelsen und der Diebshöhle 380. — Der Göttalanal 381. — Das erste Kanalproject. Bischof Braak von Linköping 382. — Störung des Werkes durch die Reformationswirren 383, 384. — Vollendung des Kanals durch die Grafen Platen und Sparre 385, 386. — Göteborg, Schwedens zweite Stadt 387, 388. — Seltsame Schicksale einer Statue Gustav Adolfs 389. — Arme Kinder. Swedenborg. Mystik und Seehandel 390, 391.

22. Alte Kirchen und Klöster in Schweden.

Die ältere Eintheilung Schwedens 392. — Charakter der schwedischen Landschaft 393. — Der Bischofsitz Elara 394. — Das Kloster Varnhem 395. — Die Cistercienser in Schweden. Nydala, Alvastra, Vreta 396, 397. — Stogkloster. Sig-tuna. Zahl der schwedischen Klöster 398. — Die Episkopalverfassung. Unterbrechung der apostolischen Sendung 399. — Erhaltung der alten Kathedrale zu Linköping, Vesterås, Strengholm, Vexjö. Andere merkwürdige Kirchen 400—402. — Das Kirchlein von Råda und seine Wandmalereien 403—406. — Religiöse Toleranz und Intoleranz in Schweden 407.

23. Vadstena.

Die großen schwedischen Binnenseen. Der Wettersee und seine Umgebungen 408. — Vadstena und seine Bedeutung 409. — Der Lakman Birger Persson und seine Frau Ingeborg 410. — Die Jugend der hl. Birgitta. Geistige Cultur jener Zeit 411, 412. — Erziehung und Hofleben Birgitta's; ihr Rücktritt aus der Welt 413, 414. — Mahnworte der Heiligen an ihre Zeit. Aufenthalt in Rom, Neapel und Jerusalem; ihr Tod 415, 416. — Der Birgittorden und seine Ausbreitung 417, 418. — Verdienste der hl. Birgitta und ihres Ordens um Sprache, Literatur und Bildung 419, 420. — Untergang des Klosters Vadstena 421. — Die heutige Stadt Vadstena 422. — Die Klosterkirche und ihr Hauptaltar 423, 424. — Bild und Schrift der hl. Birgitta. Ihre Reliquien 425, 426. — Das Irrenhaus im einstigen Kloster 427. — Aussicht auf den Wettersee 428.

24. Die Ålandsinseln.

Das Land Suomi 429. — Abreise von Stockholm. Die Ålandsinseln 430. — Zeichnung der Inselscenerie in der Kalevala 431, 432. — Die finnische Kosmogonie. Der Waldgott Tapio und sein Reich 433, 434. — Die Inseln unter schwedischer Herrschaft. Widerstand der Insulaner gegen die Russen 435, 436. — Heutiger Zustand der Inseln. Die Hauptstadt Mariehamn. Die Ruinen von Castellholm 437. — Die Kirche von Sund. Einfahrt in den Kurajoki 438.

25. Åbo.

Der hl. Heinrich, der Apostel der Finnen 439. — Das Bisthum Åbo Die Bischöfe Hemming und Magnus Tawast. Klöster in Finnland 440. — Die heidnischen Finnen und ihre Mythologie 441. — Einführung des Lutherthums. Michael Agricola 442. — Der finnische Bauernkrieg. Glanzperiode unter Christina und Peter Brahe 443. — Die Union mit Rußland 444. — Der Dom von Åbo 445. — Porthans Denkmal. Wiederaufleben der finnischen Sprache und Literatur 446. — Elias Lönnrot und das finnische Nationalepos Kalevala 447. — Die drei Kalevalahelden Väinämöinen, Ulmarinen und Lemminkäinen 448. — Fahrten und Abenteuer der Kalevala-Helden 449. — Das heutige Åbo 450. — Die alte Marienkirche bei Åbo. Runebergs finnisches Nationallied 451, 452.

26. Helsingfors.

Hangö und der Leuchtturm Hangö-Udd 453. — Der letzte Kampf Finnlands um seine nationale Unabhängigkeit 454. — Der General von Döbeln und der Oberst Sandels 455. — Sandels zu Pardalaby 456—458. — Die Südküste von Finnland 459, 460. — Finnische Volkslyrik. Die Kantele 461. — Die Meeresveste Sveaborg 462. — Helsingfors 463. — Der Senatstorg und die Nicolaiskirche 464. — Die russische Kirche 465. — Der Ikonostas und seine Bedeutung 466, 467. — Die katholische Kirche. Lage der Lutheraner und Katholiken 468, 469. — Profanbauten. Die vier Stände 470. — Die finnische Literaturgesellschaft und ihre Publicationen 471. — Volksschriften. Poesie. Wissenschaftliche Literatur 472, 473. — Der Sprachforscher A. Castrén 474. — Schwierige Lage nach 1848. Paavo 475. — Die Sprachenfrage und ihre politische Tragweite 476—478.

27. St. Petersburg. Der Admiralitätstheil.

Winterliche Meerfahrt. Kronstadt 479. — Erste Sicht von St. Petersburg 480. — Der Isowoschischit. Kapelle an der Nicolausbrücke 481. — Die Newa. Gründung der Czarenstadt 482, 483. — St. Petersburg und sein Vorbild Amsterdam 484. — Der Admiralitätstheil und das Admiralitätsgebäude 485. — Der Alexandersplatz mit dem Winterpalast 486, 487. — Die Eremitage. Antikensammlung. Der Saal von Kertsch 488, 489. — Gemäldegalerie. Niederländer. Spanier und Italiener 490, 491. — Russische Maler 492. — Klage des Dichters Michael Vermontow 493. — Erinnerungen an Peter d. Gr. Sein Charakter und sein Denkmal 494—496. — Die Staatskirche und das junge Rußland 497.

28. Russische Kirchen und Klöster in St. Petersburg.

Zurücktreten des religiösen Lebens in Scandinavien; der Gegensatz hierzu in Rußland 498, 499. — Schatten- und Lichtseiten des griechisch-russischen Kirchenwesens 500. — Die Isaakskathedrale 501, 502. — Stadtblick von der Kuppel der Isaakskathedrale 503, 504. — Die Kasan'sche Kathedrale. Kutusow und das Marienbild von Kasan 505. — Gottesdienst in der Kasan'schen Kathedrale 506, 507. — Die griechisch-russische Meßliturgie 508—510. — Gebete für den Czaren, den heiligen Synod und das Heer 511. — Die Troijskij-Kathedrale und die Peter- und Pauls-Kathedrale 512. — Die Peter- und Pauls-Festung und die Czarengräber 513, 514. — Das Smolnij-Kloster 515. — Alexander Newskij 516. — Rundgang durch das Alexander-Newskij-Kloster 517—519. — Die geistliche Akademie und deren Bibliothek 520. — Besuch bei einem russischen Mönch 521.

29. St. Petersburg. Stadt und Umgebung.

Der Newskij-Prospect; Leben und Treiben auf demselben 522, 523. — Nasen und Bärte 524. — Bunte Gesellschaft. Das deutsche Element 525. — Die katholische Gemeinde und ihre Entwicklung 526. — Die Jesuiten unter Paul I. und Alexander I. 527. — Die katholischen Gotteshäuser 528. — Der Kasan'sche Stadttheil 529. — Der Spaf'sche Stadttheil 530. — Der Witeinaja-Stadttheil 531. — Die äußeren Stadttheile. Die Industrie in St. Petersburg 532. — Russische Küche und Wodka. Der Katharinenhof 533. — Die Basiljus-Insel. Die Börse. Die Akademie der Wissenschaften und Künste 534, 535. — Die sommerliche Villenstadt auf den Inseln. Staraja und Nowaja Derewnia 536—538. — Czarskoje-Eselo 539. — Peterhof und Gatschina 540.

30. Reval.

Wieder eine deutsche Hansestadt! Dom, Schloß und Thürme 541. — Die mittelalterliche Kunst in Reval und der Silberthurm 542, 543. — Ueberreste der alten Kunst 544. — Wiborg und Narwa. Der Danebrog 545. — Die Deutschritter und die Gilde der Schwarzen Häupter 546, 547. — Unter Schweden und Rußland. Trümmer und Schicksale des Klosters Marienbal 548, 549. — Die Czaren als Mitglieder der Schwarzen Häupter 550. — Deuththum und Lutherthum in den Ostseeprovinzen 551. — Reval in neuer Blüte 552.

Literaturproben.

	Seite
1. Die Hafenschänderei zu Bergen (Joost van den Bondel)	15
2. Die Königshalle zu Bergen (Henrik Ibsen)	17
3. Gruß an die Stadt Bergen (Björnstjerne Björnson)	21
4. Norwegisches Heimatslied (Björnstjerne Björnson)	25
5. Ein Lied vom hl. Olaf (Joh. Sebastian Welhaven)	34
6. Brautfahrt auf dem Hardangerfjord (Andreas Munch)	38
7. Im Naerödal (J. S. Welhaven)	50
8. Frithjofs Abschied von Ingeborg (Esaias Tegné)	60
9. Die norwegische Flagge (Jonas Lie)	61
10. Der Ritter Audun zu Kalhus (J. S. Welhaven)	71
11. Das norwegische Heim (Andreas Munch)	77
12. Fröhliche Bergfahrt (Björnstjerne Björnson)	93
13. Der Asgaardstreien (J. S. Welhaven)	97
14. Das Hochgebirge (J. S. Welhaven)	115
15. * Aus der Håkonarmål	123
16. Aus einem altnordischen Nafsliede (Sighvat der Skalde)	128
17. An den Dom von Trondhjem (Andreas Munch)	135
18. Das Nordland und die lange Winternacht (Peter Dah)	152
19. Ein Seesturm im Nordland (Peter Dah)	154
20. Trost in Gefahr (Peter Dah)	155
21. Terje Vigen (Henrik Ibsen)	166
22. Demagogische Begeisterung (J. S. Welhaven)	196
23. Norwegens Doppelbild (J. S. Welhaven)	203
24. Momente aus B. Björnsons Leben (Anon. aus dem „Vikingen“)	235
25. Die Braut Barbro in Valbers (Asbjörnson)	249
26. Der Teufel in der Ruß (Asbjörnson)	250
27. Landschaftsmärchen (nach Björnstjerne Björnson)	266
28. Herbstlied (Anon. aus dem „Glunten“)	283
29. Der Stein im Grünen Thal (altschwedische Volksweise)	304
30. Sang für Jemtlands Feldjäger (Esaias Tegné)	305
31. Der Fremdling in St. Gallen (W. Bötticher)	313
32. Norrebro (Esaias Tegné)	315
33. An Oskar und Josephine (Esaias Tegné)	317
34. Karl XII. (Esaias Tegné)	323
35. Gustav III. (Esaias Tegné)	325
36. Gustav Wasa und die Dalkarlar (altes Volkslied)	347
37. Gesang an die Sonne (Esaias Tegné)	370

Literaturproben.

	Seite
38. Lied vom Leiden Christi (altschwedisches)	411
39. Die Taube auf dem Vilenquist (altschwedisches Volkslied)	412
40. * Der Ursprung der Inseln (Kalevala)	432
41. * Das Weltei (Kalevala)	433
42. * Tapio, der Herr des Waldes (Kalevala)	434
43. * Gebet an Ukko (Kalevala)	435
44. Finnisches Nationallied (Ludwig Runeberg)	451
45. Oberst Sandels zu Pardalaby (L. Runeberg)	455
46. * Auf der Heide (finnisches Volkslied)	461
47. * Die Kantele (finnisches Volkslied)	461
48. Paavo (L. Runeberg)	475
49. * St. Petersburg am Morgen (Ruschkln)	482
50. * Alexander I., Epigramm (Fürst Wjazemskij)	488
51. * Gold und Stahl, Epigramm (Fürst Wjazemskij)	488
52. * Elegie (Vermontow)	493
53. * Elegie (Vermontow)	497

(Sämmtliche Gedichte sind von dem Verfasser selbst neu überfetzt, mit Ausnahme derjenigen, welche mit einem * bezeichnet sind.)

Verzeichniß der Illustrationen.

	Seite
1. Uhrmacher und Haarflechterin aus Mora, Dalecarlien (Titelbild in Farbendruck).	
2. Bergen	3
3. Lydslebruggen (das deutsche Quartier) in Bergen	13
4. Norwegischer Fischer	16
5. Mädchen aus der Umgegend von Bergen	23
6. Stoltjaerre	27
7. Frauentrachten im Hardanger	30 u. 31
8. Der Hardangerfjord (Tonbild)	32
9. Der Stjaeggedalsfjok (Tonbild)	34
10. Schmückung einer Braut im Hardanger	37
11. Bäuerin aus der Umgegend von Bergen	39
12. Vinje am Opheimsvand	47
13. Das Naerödal, von der Höhe des Stalheimskleven (Tonbild)	49
14. Der Naeröfjord bei Gudvangen	53
15. Fremdenzimmer in einem norwegischen Bauernhaus	69
16. Red am Vredheimsvand. Hafereente (Tonbild)	73
17. Das Voenvand (Tonbild)	79
18. Der Cirkus von Raesdal (Tonbild)	81
19. Die Gletscherhöhle am Kjendalsbrae	83
20. Oldören am Nordfjord	85
21. Der Mellevoldsbrae mit der Yrinibba (Tonbild)	87
22. Hochzeit im Nordfjord (Tonbild)	97
23. Halesund	103
24. Die Vengefjeldene u. das Romsdalshorn, von der Brücke bei Haf (Tonbild)	104
25. Die Troldtinderne im Romsdal (Tonbild)	106
26. Costüme aus Gudbrandsdalen	111
27. Die Bergstation Jerkin	113
28. Throndhjem, vom Gjetfjeld aus (Tonbild)	119
29. Die St.-Olafs-Legende auf dem Reisealtar Christians I.	129
30. Der Dom von Throndhjem	131
31. Das Octogon des Olafsdomes zu Throndhjem	133
32. Bogenkrönung am Eingang des Octogons im Dome zu Throndhjem	134
33. Triforiengalerie im Octogon des Domes zu Throndhjem	135
34. Abbé Dumahut in Lappencostüm	137
35. Vogelberg (Evaerholtsklubben beim Nordcap) (Tonbild)	143
36. Das Nordcap	159

Verzeichniß der Illustrationen.

	Seite
37. Hammerfest (Tonbild)	162
38. Sonnenuntergang in Vappland	163
39. Christiania, von der Insel Hovebø aus (Tonbild)	177
40. Siegel des Kapitels der Kirche des hl. Halvard zu Oslo	181
41. Das Storchingsgebäude zu Christiania	195
42. Die St.-Olavs-Kirche und das katholische Missionshaus in Christiania	201
43. Stavekirche in Borgund	209
44. Großer norwegischer Bauernhof (Bjölstab im Subbrandsdal)	211
45. Norwegisches Vorrathshaus (Stabbur)	213
46. Durchschnitt der Kirche von Gol	215
47. Portal der Kardalskirche in Sogn	217
48. Sculptur aus der Kirche von Hartstad	219
49. Relief an einem Taufbecken von Lockne (Femmland)	219
50. Der Hønefoss (Tonbild)	226
51. Björnstjerne Björnson, Portrait aus jüngeren Jahren	233
52. Ruinen der Kathedrale von Hamar am Mjønsensee	237
53. Haus in Balderø	255
54. Der Gjendefee in Jötunheim (Tonbild)	264
55. Oskar II., König von Schweden und Norwegen	267
56. Ein Lappe aus Norwegen	278
57. Eine Lappenfrau	279
58. Lappenlager	281
59. Schwedische Volkstrachten	287
60. Der Storfjõ (Kartenskizze)	289
61. Österfund in Femmland	291
62. Die Kirche von Frösön	293
63. Runenstein an der Brücke von Frösön	298
64. Runenschriften von Frösön, Bälänge, Täby, Ötterfeld	301
65. Stockholm aus der Vogelperspective (Tonbild)	307
66. Der Mälarsee (Tonbild)	308
67. Königin Christina von Schweden	313
68. Bischof Studach, Apostolischer Vikar von Schweden	319
69. Der Elevator am Mosebaden in Stockholm	326
70. Der Dom von Upsala	333
71. Chor des Domes von Upsala	345
72. Das Rokum'sche Haus in Malmö	351
73. Das Rathhaus in Malmö	353
74. Siegel der Knudsgilde in Landskrona (Ståne)	355
75. Der Dom von Lund	361
76. Die Krypta des Domes von Lund	363
77. Esaias Tegner	367
78. Trollhättan (Tonbild)	377
79. Schleusen bei Trollhättan	381
80. Die Stora Hamngatan in Göteborg	387
81. Ruine des Klosters Alvastra	397
82. Der Dom von Vinköping	401
83. Inneres der Kirche von Ålva	403
84. Grabstein des Birger Persson und seiner Gemahlin Ingeborg	410
85. Inneres der Kirche von Vadstena	423

Verzeichniß der Illustrationen.

	Seite
86. Die hl. Birgitta (nach einem Gemälde in Rom)	425
87. Handschrift der hl. Birgitta (Facsimile)	426
88. Die Ålandsinseln (Kartenskizze)	431
89. Ruinen des Schlosses Castellholm auf der Insel Åland	437
90. Die Kathedrale von Åbo	445
91. Helsingfors (Tonbild)	462
92. Russische Kirche in Helsingfors	465
93. Katholische Kirche in Helsingfors	469
94. Die Nicolausbrücke in St. Petersburg	483
95. Das Winterpalais in St. Petersburg (Tonbild)	486
96. Der Generalstabsbogen und die Alexanderssäule in St. Petersburg	487
97. Denkmal Peters d. Gr. in St. Petersburg	495
98. Die Isaakskathedrale in St. Petersburg	501
99. Die Kasan'sche Kathedrale in St. Petersburg	505
100. Innenansicht der Kasan'schen Kathedrale	507
101. Das Smolnij-Kloster in St. Petersburg	515
102. Die Duma und der Newskij-Prospect in St. Petersburg (Tonbild)	522
103. Neval	543

Durch Skandinavien
nach St. Petersburg.

1. Die Hansestadt Bergen.

Die Scandinavische Halbinsel wird heute nicht selten „das Land der Mitternachtssonne“ genannt. Jenseits des Polarkreises geht nämlich in den Monaten Juni und Juli die Sonne nicht unter, und am Nordap fängt des Phöbus Schlaflosigkeit schon Mitte Mai an. Ganze Schaaren von Touristen wandern alljährlich in diese hochnordischen Regionen, um das Dämmerlicht der mitternächtlichen Sonne, „das nicht recht Tag und nicht recht Nacht, es schwanket zwischen beiden“ (wie Tegnér sagt), in ihr culturmüdes Herz hinein-scheinen zu lassen und gleich Vater Rousseau in einsam melancholischer Natur von den nervenanstrengenden Bildungsqualen der modernen Cultur etwas aus-zuruhen. Das ist gut und schön, hat aber die zu Christiania und Stockholm nicht abgehalten, der Mitternachts-sonne mit Gasflammen und elektrischem Lichte nachzuhelfen, auch etwa noch eine Stearinkerze, eine Dellampe oder gar ein Talglicht anzuzünden, wenigstens in den anderen zehn Monaten, in welchen das gebildete Europa den Norden seinem Schicksal überläßt und die Nächte zeitweilig ebenso lang werden, als in den zwei Sommermonden die Tage. Von den 25 Väner oder Kreisen, in welche Schweden getheilt ist, werden übrigens nicht einmal zwei völlig von der Mitternachts-sonne beschienen, und von den 20 Amtern Norwegens genießen nur drei dieses Glück. Es sind öde, traurige Regionen. Im Amt Nordland kommen auf den Quadratki-lometer nur 2,5 Bewohner, im Amt Tromsö 2,2, in Finnmarken nur 0,5, d. h. ein halber Bewohner, in Westerbotten keine zwei und in Norrbotten nur ein Neunzehntel-mensch. Das ist wenig, und es mag diesen armen statistischen Halb- und Neunzehntel-menschen, auch wenn ihrer zwei oder vier oder acht beisammen sind, einsam genug werden in der monatlangen Winternacht. Was Scandinavien an Leben, Reichthum, Bildung, Geschichte, Literatur und Kunst besitzt, das liegt alles südlich vom Polarkreis, im Lande unserer lieben ge-wöhnlichen Alltags-sonne, die sich abends schlafen legt und morgens aufsteht, und die unser Freund, der gute Haushahn — dieser stimmungsvolle Säng-er — jeden Morgen unter Flügelschlag und Halsreden mit seinem Wecker-licde begrüßt.

Es war ein ziemlich trüber Morgen, als unser Schiff „Norge“ in die Nähe des Landes kam, dessen Namen es trug. Die Fahrt von Lynemouth hatte just dreißig Stunden gedauert. Die gemeine Alltags-sonne hatte Mühe, sich

durch all den Wasserdampf durchzubohren, den Vater Ocean in die Atmosphäre hinaufgepumpt und in Form von langen Wolkenbänken am Horizont aufgeschichtet hatte. Ich war voll Erwartung. Denn wie oft hatte man mir nicht betheuert, daß Norwegen, wo nicht schöner, doch wenigstens ebenso schön wie die Schweiz sei! So rasch als möglich stieg ich auf Deck, um von der ersten Sicht Norwegens und von der Einfahrt auch nicht einen Deut zu verlieren.

„Das ist aber noch lange keine Schweiz!“ So sagte ich zu einem gemüthlichen Schotten, mit dem ich mich tags zuvor über seine und meine Heimat unterhalten hatte, als die norwegische Küste wirklich in Sicht trat. Es war erst nur ein Etwas; das war lang und graublau, und verkündete höchstens, daß das Meer da ein Ende hätte. Beim Herandampfen wuchs der Küstenstreifen allgemach zur Hügelkette, dann zur Bergkette an. Man konnte abgestufte Terrassen daran unterscheiden, die sich aber einförmig in die Länge dehnten; über die oberste breiteten sich ebenso langgestreckte Wolkenlager. Das Bild gemahnte mich an die schweizerische Jurakette, aus bedeutender Ferne gesehen. Nur lag statt fruchtbarer Gefilde noch stahlgraues Meer davor. Ich suchte nach einer Stadt, nach Ortschaften, Thürmen, konnte aber nichts dergleichen erspähen. Es war alles — Gegend.

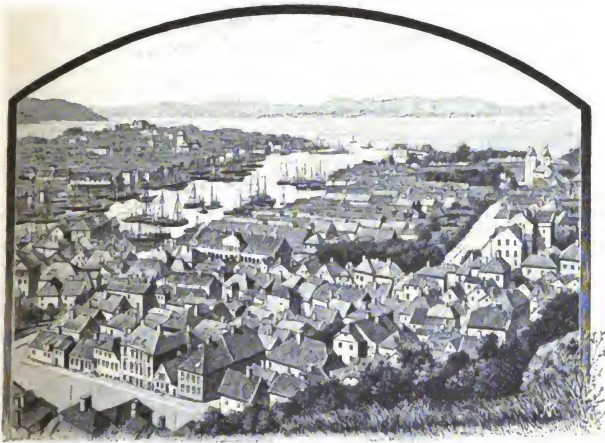
Als wir der Küste näher rückten, löste sie sich in einen Schären Gürtel auf, dessen erste Vormauer nur etliche Meter über das Meer emportauchte, knorrig geballt, von der Brandung theils zerklüftet und zerpeitscht, theils glatt abgewaschen. Nur wo diese seltener hinreichte, war der Fels mit Moos verbrämt. Das ist die erste Linie des ungeheuren natürlichen Molo oder Dammes, der sich fast die ganze norwegische Westküste entlang bis hinauf zum Nordkap zieht. Es ist ein prächtiger Wellenbrecher, an dem schon tausend Stürme umsonst ihre Kraft versucht; aber ihre Spuren haben sie doch daran zurückgelassen. Wild und verwettert schau'n diese öden Klippen drein, wie die Basaltmauern der Hebriden oder die Felsgestade der Färöer. Ein weißer Leuchthurm, zu seinen Füßen ein Haus, bezeichnet mitten in dem Felslabyrinth die sichere Einfahrtsstraße. Bald öffnet sich ein weiterer Sund, von zahlreichen Felscoulißen begrenzt, noch immer öde, kahl, meist nur mit dürftigem Moose bekleidet. Ich dachte mich unwillkürlich wieder in einen isländischen Fjord zurück. Wohl fast eine Stunde ging es so voran. Dann belebte sich die Scenerie. Die Gestade wurden höher. Zwischen die Felsen drängte sich immer mehr Grün, Tannen und Fichten, Birken und Gebüsch, sammetne Rasenplätze, ganze Wiesen, endlich auch freundliche Häuschen und Höfe, Landungsplätze und Fischerhütten. Es begegneten uns Rachen, Barken und Schiffe von allen Größen und Formen. Von einer Uferstelle kam ein Boot auf uns zu und brachte die Zollbeamten an Bord, die sich bei der Weiterfahrt ganz gemüthlich ihrer Amtsgeschäfte entledigten. Die Revision des Gepäcks verlief ungemein gnädig und höflich. Norwegen ist noch eines

Erste Sicht von Bergen.

der freiesten Länder der Erde, von den Plagen des modernen Polizei- und Militärstaats noch wenig betroffen. Ein Rest altgermanischer Gastlichkeit mischt sich mit dem Interesse, welches das Land hat, den Fremdenverkehr zu fördern und zu heben.

Die Krümmungen der Wasserstraße, der Anblick neuer Inseln, Buchten, Felsen und Vorgebirge ruft einen steten Sceneriewechsel hervor, das Auge spannend, ohne es zu ermüden.

Endlich waren wir da. Bergen lag vor uns — ein wahrhaft entzückendes Panorama. Vier Berge stemmen sich hier dem Meere entgegen, der Blaamand nach Nordosten, der Ulrikken (eig. Alfresen) im Südosten, der Löbstakken und



Bergen.

das Lyderhorn gen Süden. Ein Vorberg des Blaamand, das Fløisfjeld, drängt sich vor und fällt steil nach dem Fjord hin ab. An der Bucht, welche sich von seinem Fuß zum Lyderhorn hinüberzieht, breitet sich die Stadt aus. In der Mitte der Bucht reckt sich eine Landzunge und theilt sie in zwei Hälften, von welchen die nördliche Vaagen heißt, die südliche Puddefjord. Und als ob das noch nicht Wassers genug wäre, breiten sich an der Ostseite der Stadt noch zwei Seen aus, das große und kleine Lungegaardsvand, beide vom schönsten Grün umgeben.

Dem Ankommenden sind diese beiden Gewässer noch nicht sichtbar. Er hat nur einen bunten Mastenwald vor sich, der sich auf die beiden Theile der Bucht vertheilt, in der Mitte und rundum eine größtentheils neue Stadt,

doch mit alten Bauten und Thürmen dazwischen; darüber reckt sich unmittelbar das kahle Felsenhaupt des Flöisfelds empor, während sonst Bäume, Wald und Wiesen das lebendige Stadtbild einrahmen.

Bergen ist eine der Städte, in welchen es am meisten regnet. Man rechnet kaum 160 schöne, helle Tage im Jahr. Wenn es dann aber ausgeregnet hat, dann strahlt auch die ganze Landschaft in einem Laubschmuck, dessen Fülle und Frische man im Süden vergeblich sucht. Wenige Schweizerstädte haben eine so reizende Lage.

Noch unvergleichlich schöner ist die Sicht der Stadt von dem Flöisfeld aus, das ich gleich nach meiner Ankunft bestieg. Erst eine breite Fahrstraße, dann ein anmutiger Fußweg führt in vielen Windungen zu der Felskluppe hinauf, welche auf ihrer Spitze eine hohe Stange mit einem Pfeile trägt. Man hat hier die Stadt etwa 250 m fast senkrecht unter sich, wie sie sich unregelmäßig, halb alt, halb neu, mitten in der üppigsten Vegetation, um die zwei Buchten und die zwei Seen lagert, nach Westen aber ein höchst romantisches Gewirre von Inseln und Wasserstraßen, Buchten und Vorgebirgen, Wiesen, Wald und Fels bis hinaus ans offene Meer.

Den Kern der Altstadt bezeichnet die Domkirche, die Kreuzkirche, das unmittelbar an letztere stoßende deutsche Viertel, „Tydskebruggen“ genannt, das einstige Quartier der Hanseaten, die schöne romanische Liebfrauenkirche mit ihren zwei Thürmen, die Königshalle des Königs Haton mit dem Walkendorf-Thurm — alles nördlich von der Bucht Vaagen.

Der zweite Haupttheil der Stadt, auf der Landzunge Nordnaes, welche die zwei Buchten trennt, ist neuern Datums, wie schon der Name seiner Kirche „Nykirke“ andeutet. Er bestand theilweise jedoch schon im Mittelalter und wurde nur infolge einer Feuersbrunst ganz neu gebaut.

Die eigentliche Neustadt entwickelt sich um die beiden Seen. Zu den schönsten Gebäuden derselben zählt das an einer Anhöhe liegende Museum, unfern davon die neue katholische Kirche, und der Bahnhof für die Vossenvanger Bahn.

Gärten, Plätze und breiten Straßen ist in der Neustadt die freieste Entwicklung gelassen. Die nächste Umgebung der Stadt ist ein wahrer Park, in welchem alle Arten von Blumen und Laubholz in üppigster Fülle gedeihen.

Die Stadt Bergen (ursprünglich „Byörgvin“, d. h. Bergweide) stammt erst aus dem Ende des 11. Jahrh., wahrscheinlich aus den Jahren 1070–1075.

„In jenen Tagen des Königs Olaf (Ayrre)“, so erzählt Snorri Sturluson, „erhoben die nordischen Kaufstädte sich sichtlich und vermehrten sich zugleich, besonders Bergen, vom König selbst angelegt, wo bald eine ganze Versammlung reichen Volkes entstand und starke Seefahrt nach fremden Länden. Hier baute Olaf die sogenannte alte Christkirche von Holz und ließ zugleich das Fundament zu der großen neuen Steinkirche desselben Namens legen, aber kam doch damit nicht sonderlich weit.“

„Um diese Zeit“, erzählt er weiter, „kam in Norwegen große Leppigkeit mit ausländischen Moden auf, besonders in der Kleidertracht. Das Volk machte sich Pluderhosen mit ausstehenden Falten und ausgeschnittene Röcke mit Puffärmeln, auf die fünf Ellen Zeug gingen, und einige waren doch so eng, daß man sie mittelst Bändern anziehen mußte. Dazu brauchte man Schuhe mit hohen Absätzen und mit Seidenbändern eingefast und mitunter mit Goldschmuck, wie denn auch einige darauf versielen, Goldringe an den Beinen zu tragen, außer anderer Leppigkeit, die nun in Mode kam.“

Schon um die Zeit der Gründung oder bald nachher ward Bergen auch Bischofsitz. Doch residirten die Bischöfe anfänglich in Selja (Selö), einer Insel weiter nördlich bei Stadtland. Die ersten Bischöfe jener Zeit scheinen einen schweren Stand gehabt zu haben. Die norwegischen Könige, bei manchen sonst guten Eigenschaften, waren meist recht zügellos und hielten sich selten an die Schranken der christlichen Ehe. Dabei setzten sie kraft eigener Machtvollkommenheit Bischöfe und Aebte ein und ab und behandelten sie demgemäß als ihre Creaturen.

Von König Sigurd dem Jerusalemfahrer berichtet die „Heimskringla“, daß er sich noch in seinen letzten Jahren von seiner rechtmäßigen Gattin scheiden lassen wollte, um die Tochter eines vornehmen Mannes, Namens Cäcilie, zu heiraten. Zu Bergen wollte er die neue Hochzeit halten und bot eine große Zahl Gäste dahin auf. Er versah sich aber an dem Bischof Magnus daselbst, der ein ernster, pflichttreuer Mann war. Muthig ging derselbe eines Tages, von dem Priester Sigurd begleitet, aufs Schloß und ließ den König um eine vertrauliche Unterredung bitten. Der König trat heraus, das Schwert in seiner Hand, wünschte dem Bischof freundlich guten Tag und bat ihn, einzutreten und einen Becher mit ihm zu leeren; aber der Bischof antwortete: „Nein, meine Absicht ist heute von anderem Schlag. Ist das wahr, daß Ihr im Sinn habt, Euch zu verändern: Euch von Eurer Gattin zu scheiden und eine andere zu nehmen?“ — „Ja,“ sagte der König, „das ist keine Lüge.“ Da schwoll des Bischofs Antlitz, und nur mit Mühe konnte er sagen: „Was habe ich denn gesündigt, daß Ihr mein Stift gewählt habt, um da eine That zu vollbringen, womit Ihr Gottes Gebot und die heilige Kirche verhöhnet! Es ist zu verwundern, daß Ihr so Eure königliche Würde und mein bischöflich Amt beschimpfen mögt; aber da Ihr das wollt, so muß ich thun, was meiner Pflicht ist. Im Namen Gottes, des heiligen Olaf, des Apostels Petrus und aller Heiligen verbiete ich Euch feierlich diese Mißthat!“

Der Priester Sigurd, der nachher Bischof ward, hat selbst erzählt, wie es ihm um die Augen nachtete, als er sah, wie grimmig der König aufglühte. Aber Bischof Magnus stand wie eine Säule, und es schien, während er redete, als reckte er den Hals vor, um den Schwertstreich zu empfangen.

Ohne ein ernstes Wort zu erwidern, ging der König in die Halle zurück, worauf der Bischof sich ebenfalls nach Hause begab, und er war da so vergnügt und fröhlich, daß er jedes Kind, dem er begegnete, lächelnd grüßte und es mit den Fingern kniff. Das konnte der Priester Sigurd schlechterdings nicht begreifen und sagte deshalb zu ihm: „Wie könnt Ihr nur froh sein, Herr Bischof! Denkt Ihr nicht daran, daß der König Euch seinen Zorn wird fühlen lassen? so daß es das Beste wäre zu fliehen, je früher, desto besser.“ — „Der König thut mir nichts!“ erwiderte der Bischof, „aber gesetzt, er thut mir ein Leid an, wer könnte sich einen bessern Tod wünschen, als sein Leben zu Gottes Ehre zu lassen, zu sterben für den heiligen Christenglauben und für meinen Beruf, der darin besteht, dem zu wehren, was verboten ist? Ich that, was meine Pflicht war, und deshalb bin ich froh.“

Der König fuhr nun mit seiner Braut nach Stavanger, dessen Bischof zwar zuerst auch gegen die ehebrecherische Verbindung Einspruch erhob, aber sich doch herbeiließ, gegen eine Geldsumme Dispensation eintreten zu lassen. Verächtlich warf ihm der König einen Beutel Geldes zu und sagte: „Da, mach dich selbst bezahlt! Es ist doch ein Teufelsunterschied zwischen dir und Bischof Magnus!“ Mit diesen Worten ging der König fort, und er dachte von diesem Bischof schlechterdings nicht besser, als von dem andern, der ihm den Stuhl vor die Thüre gesetzt.

König Sigurd genoß seiner Missethat nicht lange. Nach drei Jahren schon erkrankte er tödtlich. Seine Freunde baten ihn, Cäcilie zu entlassen, und diese selbst stimmte in die Bitte ein und verließ ihn. Bald darauf starb er.

In den nächsten zwei Jahrhunderten spielte sich eine ganze Reihe blutiger Kämpfe zu Bergen ab. Harald Gille nahm hier 1135 Magnus Sigurdsfon gefangen, setzte ihn ab und übergab ihn dann seinem Dienstvolk, das ihm die Augen ausriß, ihm den einen Fuß abhieb und ihn sonst noch gräßlich verflümmelte. Schon im folgenden Jahr traf indes Harald die Rache, er ward von Sigurd Esem verrätherisch während des Schlafes überfallen und hingemordet. Haralds drei Söhne fielen ebenfalls gewaltigen Todes, Sigurd 1155, Gystein 1157, Ingi 1161. Fast die einzige Friedensgestalt, welche in dieses schaurige Gemälde von Bürgerkrieg hineinleuchtet, ist der Cardinal Nicolaus, ein Engländer, Brekspere mit Namen, erst Mönch in St. Albans, dann im Kloster des hl. Rufus in der Provence, später Cardinalbischof von Albano und endlich als Papst Hadrian IV. Oberhirt der ganzen Kirche. Er wurde 1152 als Legat nach Norwegen gesandt, um daselbst in Throndhjem einen Primatialsitz zu errichten, die übrigen kirchlichen Verhältnisse zu ordnen und unter all den hadernden Parteien und Prätendenten Frieden zu stiften. Von ihm rührt wesentlich die hierarchische Ordnung Norwegens her, wie sie bis zur Glaubensstrennung bestand. Zeitweilig gelang es ihm auch, die drei Brüder Ingi, Sigurd und Gystein auszuöhnen, das Waffentragen

innerhalb der Städte zu verbieten und selbst auf Island die Anordnung durchzusetzen, daß beim Thing keine Waffen getragen werden sollten.

Sobald der Cardinallegat jedoch Norwegen wieder verlassen hatte, wurde es schlimmer als zuvor. König Ingi erschlug auf der Bryggen zu Bergen mit eigener Hand seinen Bruder Sigurd und ließ seinen andern Bruder Gystein, als derselbe in seine Hände fiel, ebenso erbarmungslos hinhorden.

Vier Jahre darauf fiel auch er im Kampfe gegen die Schaaren des Hakon Herdebreð. Norwegen wurde nun Wahlreich (1161) und Magnus, der Sohn des mächtigen Erling, sein erster Wahlkönig. Da derselbe in seinem Kampfe gegen die Prätendenten des alten Königshauses hauptsächlich seine Stütze bei dem neuerrichteten Episkopat suchte, wurde jetzt auch die Kirche in die nie endenden Fehden des kraftstrotzenden Bergvolkes hineingezogen. Die beiden Hauptparteien nahmen einen theilweise kirchenpolitischen Charakter an. Die Anhänger des Königs Magnus Erlingsson, zugleich mehr oder weniger von dem Primas von Throndhjem begünstigt, hießen „Baglar“, d. h. Krummstäbler. Die Anhänger des Königs Evertir¹ dagegen, eines angeblich unechten Sprößlings der alten Dynastie, der von 1177 bis 1202 unermüdtlich die neue Ordnung der Dinge bekämpfte, wurden von ihren Gegnern verächtlicher Weise „Birkebeiner“ genannt, weil sie, meist den ärmeren Klassen angehörig, selten eine bessere Fußbekleidung hatten als Schuhe aus Birkenrinde. Diese Mischung der religiösen und politischen Frage ist für Norwegen unfählich verhängnißvoll geworden, indem sie noch während des Mittelalters endlose Kämpfe gegen die kirchliche Autorität wachrief, später aber von den Protestanten maßlos ausgebeutet wurde, um im Volke Haß gegen die alte Kirche zu säen. Die alten Parteinamen haben, obwohl heute völlig ohne Sinn, in der Phantasie vieler Norweger ihren alten Zauber noch nicht ganz verloren. Wenn ein recht stodlutherischer Bauer von Baglarn hört, dann denkt er sich wohl noch heute mit Schrecken, Papst, Cardinäle und Bischöfe hätten einst nichts anderes im Schilde geführt, als seine Altvordern um Freiheit, Besiß und Wohlstand zu bringen, ihnen ihre paar Kühe mit Kirchenstrafen wegzupfänden und ihnen ihre Unabhängigkeit mit lästigen Kirchengesetzen zu beschneiden.

Die wirklichen alten Baglar und Birkebeiner wußten von einem Gegensatz, wie ihn später der Protestantismus ausheckte, noch nichts. Beide Parteien wollten eben ihren Prätendenten auf den Thron bringen. Beide hatten eine unmäßige Freude an Kampf und Hader und würden unzweifelhaft nie einen König zu vollem Frieden haben gelangen lassen. Beide wollten aber auch gute Christen sein, gingen zur Messe und zu den heiligen Sacramenten, riefen den hl. Olaf um Wunder an und hielten den Papst für den Oberhirten der Christenheit. So sehr der König Evertir ein echter nordischer

¹ Altnordische Schreibart des Namens, die neuere (dänisch-norwegische) „Evertre“.

Volksheld war, so hätte ihn Abfall von der Kirche höchst wahrscheinlich einfach unmöglich gemacht. Charakteristisch ist schon, daß sein ihm begeistert anhänglicher Biograph ein sehr frommer, durch und durch kirchlicher Benediktiner war, der Abt Karl Jónsson von Thingeyrar. Nicht weniger charakteristisch ist es, daß er, um die rechtlichen Ansprüche Eberriks, wie sie unter den Birkebeinern im Umlauf waren, aufzuzählen, Rom und den Papst und die Kirche durchaus nicht übergehen durfte.

Die Stadt Bergen wurde im Verlaufe dieses Kampfes fast unaufhörlich heimgesucht; 1181 und 1188 wurden zwei der bedeutendsten Seeschlachten in ihrer unmittelbaren Nähe geschlagen. 1198 aber kämpften die zwei Parteien den ganzen Sommer hindurch in der Nähe der Stadt, so daß man diesen Sommer später den „Sommer von Bergen“ hieß. Es würde zu weit führen, von all diesen Fehden Näheres zu erzählen. Eine kleine Episode verdient indes hervorgehoben zu werden, weil sie mit den Anfängen des deutschen Handels zu Bergen in nächster Beziehung steht.

Es begab sich, daß König Eberrik einmal zur österlichen Zeit von Thronbhem mit vielen Truppen gen Bergen zog, als gerade eine große Anzahl Schiffe aus fast aller Herren Ländern daselbst angekommen war. Die Deutschen hatten so viel Wein angefahren, daß letzterer so wohlfeil wurde wie das Bier. Es wurde also wader gezechet, und da geschah es denn, daß die Einwohner immer mehr Wein verlangten, der deutsche Weinhändler aber keinen mehr verabsolgen wollte. Es war nur noch ein Fäßchen da. Doch das genügte, einen Streit zu erregen. Die Norweger begannen die Schenke zu stürmen. Die Deutschen drinnen setzten sich in Vertheidigungszustand, hieben wader drein und schlugen den Andringenden tüchtige Wunden. Bald war das Gerücht in der ganzen Stadt herum. Deutsche und Norweger roiteten sich bewaffnet zusammen. Viele, besonders Bürger der Stadt, wurden getödtet. Die Deutschen eilten dann auf ihre Schiffe und fuhren sie in die Bucht hinaus; die Stadtbewohner schickten sich an, sie zu verfolgen. Nur mit Mühe ward endlich ein Abkommen getroffen und der Aufruhr beigelegt. Im Laufe des Sommers richtete der Wein indes noch viel anderes Unheil an. Einer der Birkebeiner, der des Guten zu viel getrunken, stürzte sich zu den Fenstern des königlichen Speisesaals hinaus, indem er unten schwimmen zu können glaubte, aber dabei elendiglich todtfiel; ein anderer stürzte sich von der Brücke vor der Königsburg herab und ertrank. König Eberrik war eben abwesend. Kaum war er aber zurück, so entstand ein neuer Streit zwischen zwei Betrunknen, von welchen der eine zur Leibwache, der andere zum Hofgesolge des Königs gehörte. Sie gingen mit blanker Waffe aufeinander los. Thorolf Rympil, der Oberste der Leibwache, der zufällig auf sie stieß, riß, da er gerade keine Waffe bei sich trug, seinen Helm vom Kopfe und walte damit den Mann vom Gefolge durch, während dieser ihn mit der Streitart schlug. Von beiden Seiten sprangen Kameraden

herbei, sämmtlich vom Weine toll, und schlugen mit allem drein, was sie gerade zur Hand hatten. Thorolf Rympil entrann mit Noth dem Gewirre und schlug sich zu seinen Leuten durch, ließ die Trompeten blasen und die ganze Leibwache aufrücken. Das königliche Gefolge stürzte ebenfalls zu den Waffen und besetzte sein Schiff, unter seinem Anführer Asgeir Hamarstall. Als die ganze Leibwache versammelt war, warf Thorolf Rympil ein Schwert ins Schiff, stürzte nach, raffte sein Schwert wieder auf und fing an, einzuhauen. Die Leibwache folgte ihm. Ein allgemeines Gefecht entstand. Die Leute Thorolfs ließen nicht ab, bis das Schiff von seiner sämmtlichen Besatzung geäubert war, viele des Gefolges niedergehauen, die meisten aber ins Meer gesprungen waren. Auf die Nachricht eilte der König herbei, gebot dem Kampfe Einhalt und stiftete endlich Frieden. Später hielt König Evertir eine öffentliche Versammlung und richtete an sie folgende Rede:

„Wir danken allen hierhergekommenen Engländern, welche Weizen und Honig, Mehl oder Tücher hierherbringen; ebenso allen, welche Linnenzeug oder Flachsz, Wachs oder Metallgeschirr einführen. Denselben rechnen wir ebenfalls diejenigen bei, welche aus den Orkney- und Shetlands-Inseln, aus den Faröern und aus Island angekommen sind, und alle übrigen, welche zum gemeinen Wohl nothwendige oder nützliche Dinge mit sich gebracht haben. Die Deutschen aber, deren eine starke Zahl mit großen Schiffen hierhergekommen ist, um Butter und getrocknete Fische auszuführen, haben hierdurch dem Staate einen großen Schaden angethan, indem sie hinwieder Wein einführten, zu dessen Kauf sich meine Krieger und die Bürger der Stadt verleiten ließen. Aus diesem Kauf ist viel Böses und nichts Gutes erwachsen; denn feinetwegen haben viele das Leben, andere ihre Glieder eingebüßt, andere tragen für ihr ganzes Leben Narben, andere Schmach ob erhaltener Wunden oder Schläge davon. An alledem ist das Uebermaß des Trunkes schuld. Da mir dieser Handel der Deutschen überaus unangenehm ist, so gebiete ich ihnen, möglichst bald von demselben zu ziehen, wofür sie ihr Leben und Geld unverfehrt erhalten wollen; denn ihre Ankunft hat uns und unserem Reich Schaden gebracht. Beherzigt wohl, was die Trunksucht bewirkt, was sie mit sich führt, was sie zerstört. Das erste und noch das geringste ist, daß, wer der Trunksucht verfällt, sein Vermögen einbüßt und dafür nichts gewinnt, als die Betrunktheit und deren Folgen, Schaden und Verlust an jeglichem Gut; denn wer zuvor reich war, wird elend, arm und bettelhaft, so er nicht auf die Trunksucht verzichtet. Der andere Nachtheil der Trunksucht ist, daß sie das Gedächtniß zerstört, so daß der Mensch vergißt, an was er sich erinnern sollte. Der dritte ist, daß der Mensch dann den schlechtesten Gelüsten sich überläßt, weder unrechtes Gut an sich zu reißen noch Weiber zu rauben sich scheut. Der vierte Nachtheil übermäßigen Trunkes ist, daß er den Menschen antreibt, nichts, weder Rede noch That gleichmüthig zu ertragen, erlittene Unbill weit über jedes Maß hinaus zu rächen,

die Unschuldigen mit Schmähworten zu überschütten. Auch dieser Nachtheil hängt der Trunksucht an, daß der Mensch, soviel an ihm liegt, seinen Leib abmattet, so daß er keine Mühen ertragen, keine Wachen aushalten kann, daß das Blut in all seinen Gliedern abnimmt, daß er es zum Schaden seiner Gesundheit verliert und so endlich diese zerstört. Ist es einmal so weit gekommen, daß Gesundheit und Vernunft dahin sind, dann treibt sie den Menschen an, auch die bis dahin noch unverletzte Seele zu verderben, stachelt ihn auf, Sitten und Gebote zu mißachten, Sünden zu begehen, den allmächtigen Gott und alle Gerechtigkeit zu hassen und alles Gethane sofort zu vergessen. Nun bedenket, ihr, die ihr der Trunkenheit ergeben seid, daß ihr gleichzeitig dem Trunke und dem Leben werdet entsagen müssen, und wer dann aller Wahrscheinlichkeit nach eure Seele aufnehmen wird. Erinnert euch, wie sehr ein solches Leben von der wahren Lebensaufgabe abweicht. Denn in allen Dingen muß man Maß halten. Krieger müssen im Frieden so sanft wie Lämmer sein, im Kriege so schrecklich wie Löwen. Kaufleute und Bauern müssen dieselbe Lebensrichtung innehalten, ihren Besitz rechtlich und dabei mit Arbeit erwerben, klug erhalten, freigebig mittheilen. Die Untergebenen sollen dankbaren Gemüthes sein, und jeder seinem Obern mit Wohlwollen und nach Vermögen dienen.“

So sprach König Evertir nach dem Bericht der isländischen Saga, die seinen Namen trägt. Er starb am 9. März 1202 in Bergen und wurde in der Christkirche daselbst beigesetzt.

Die Norweger verzichteten indes nicht ganz auf den Wein, und die Deutschen noch weniger auf ihren Handel. Als die Lübeder im Streit mit Erich Ploppenning um das Jahr 1241 sich an einem norwegischen Schiffe vergrißen, setzte es zwar ernstliche Händel ab; der König Hakon Hakonsson belegte die deutschen Schiffe zu Bergen mit Beschlag. Allein es fügte sich, daß dazumal gerade ein päpstlicher Legat, der Cardinal Wilhelm von Sabina, sich in Bergen aufhielt. Diesem gelang es, zu vermitteln. Der König erstattete den deutschen Kaufleuten ihre Schiffe wieder. Zwischen den Lübedern und Norwegern wurden lebhaftere Unterhandlungen geführt, und aus dem Zwist erwuchs nun am 6. October 1256 ein Handelstractat, der älteste, den man zwischen den beiden kennt. Darin heißt es, man habe gegenseitig viel Zwist gehabt und sich viel Verdruß und Nachtheil bereitet; aber mit Rücksicht auf des Herrn Spruch im Evangelium: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden“, wolle man für künftig festen und dauerhaften Frieden machen.

Norweger und Lübeder sollen das Recht haben, die einen der anderen Seehäfen mit ihren Waaren zu besuchen, freundschaftlich und friedlich, sowohl was Personen als Güter angeht. Wenn Lübedische Bürger angegriffen oder von ihren Feinden beunruhigt werden, sollen die Norweger, die gerade zur Stelle sind, verpflichtet sein, ihnen zu helfen; dieselbe Hilfe sollen die

Lübecker in gleicher Gelegenheit pflichtig sein, den Norwegern zu leisten. Ferner räumte der König ein, daß die Lübedischen Kaufleute fürder aller Privilegien und Freiheiten genießen sollten, die sie nur je in Norwegen genossen hätten. Würde aber der Friedenstractat von jemand gebrochen, so sollte er deshalb nicht aufgehoben sein, sondern der Friedensbrecher gestraft werden und gebührenden Schadenersatz leisten.

Der Tractat war an sich beiden Theilen gleich vortheilhaft. Da die deutsche Schifffahrt aber stets zunahm, die norwegische dagegen abnahm, kam er auf die Dauer mehr den Deutschen als den Norwegern zu statten. Die Deutschen schenkten nicht nur Wein aus, sondern errichteten auch Trinkstuben in Bergen. Manche Kaufleute dehnten ihren Sommeraufenthalt immer länger aus und überwinterten endlich auch in Norwegen. Die Scandinavier hatten einen guten Durst, und wenn sie nicht bei Geld waren, versetzten sie eine Kostbarkeit nach der andern, um ihn zu löschen. Den Bürgern waren deshalb die deutschen Kaufleute weniger lieb, als die guten Tränke, die sie brachten. Von den Vornehmeren dagegen wurden sie sehr begünstigt. Einmal waren bei ihnen alle Luxusartikel für Wohnung, Kleidung und Nahrung am wohlfeilsten zu haben. Dann ließen sie sich bei den Vornehmeren Plätze und Häuser, erst für kürzere, dann für längere Frist. Endlich ward auch die Miethe zum Kauf. So kam es, daß die Deutschen nach und nach die besten Plätze in der ganzen Stadt an sich brachten. Rudolf von Habsburg empfahl 1274 dem König Magnus die Lübecker aufs angelegentlichste, und wirklich erließ dieser König zu ihren Gunsten 1278 einen prächtigen Privilegienbrief, der sie von den Lasten der übrigen Bürger, namentlich dem polizeilichen Wachtdienste bei Nacht befreite und ihnen die größten Begünstigungen für ihren Handel sicherte. Weitere Königsbriefe bestätigten und erweiterten in den nächsten Jahren diese Vortheile; im Jahre 1281 wurden die Freiheiten der Stadt Lübeck auch auf die Handelsleute der Städte Kampen, Stavern und Groningen, im Jahre 1282 auf jene von Wismar, Rostock, Demmin, Stralsund, Greifswald, Stettin und Anclam ausgedehnt. Im folgenden Jahre erhielten die Hamburger einen Handelsplatz in Skanör. Die Bestimmung von 1278, daß die Deutschen nicht in Bergen überwintern sollten, wurde thatsächlich nicht eingehalten. Sie wurden immer heimischer in der fremden Stadt, und im Laufe des 14. Jahrhunderts ging fast aller Handel allmählich in ihre Hände über. Bergen ward die bedeutendste Handelsstadt von Norwegen, aber als solche halb und halb deutsch.

„Indstebryggen“, deutsche Brücke — heißt noch heute der am günstigsten gelegene Theil der alten Stadt, am Strande des nördlichen Hafens, am Fuße des Klöiffeld, zwischen der Festung Bergenhus und dem einstigen Dome. Ein völlig geschützter Landungsplatz, lang genug, um einer ganzen Handelsflottille Raum zum Laden und Löschen zu gewähren, zog sich hier

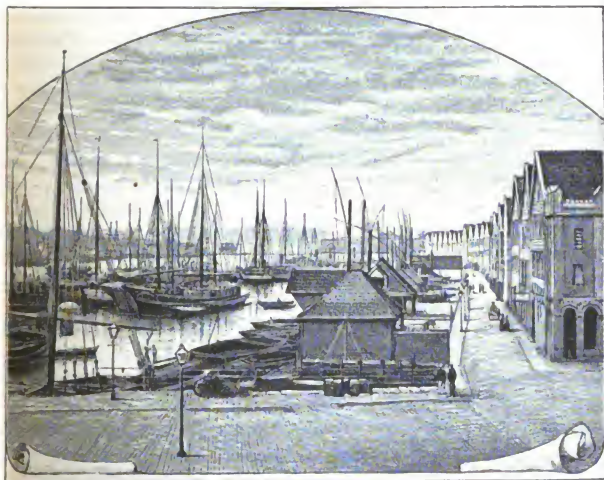
von Südost nach Nordwest am Ufer entlang. Von da erstreckten sich die deutschen Lagerhäuser dicht aneinander, nur durch schmale Gäßchen geschieden, am Fuße des Berges hinan, bis zu der Straße, die noch jetzt Övregade, d. h. die obere Gasse heißt. Es waren ursprünglich normännische Höfe, die denn auch im Laufe der Zeit fast alle ihre altnorwegischen Namen beibehielten. Gardr, d. i. Hof, war der gemeinsame Name. Einer hieß Gullstorinn von seinem frühern Besitzer Hallvard Gullsto, ein anderer Lepprin von seinem ursprünglichen Eigenthümer Lodin Lepp¹. Wie seinen besondern Namen, so hatte jeder Hof auch sein eigenes Wappenschild, der Buagardr das Bild eines Bauern, der Englagardr einen stehenden Engel, der Sveinsgardr einen Kopf mit drei Gesichtern, der Bellagardr einen Hirschkopf, der Einarsgardr ein Einhorn u. s. w. Jeder Gardr war wieder in Staven oder Stuen eingetheilt, deren jede ihren besondern Eigenthümer hatte. Diese Staven waren dann wieder in Wohnungs-, Geschäfts- und Lagerräume getheilt. Nach dem großen Brand von 1702, der das ganze Quartier in Asche legte, wurden die Häuser wieder ungefähr im alten Stile aufgeführt, nur daß die Haupträume jetzt Decken und bessere Oefen erhielten. Mit seinen spitzen Giebeln, den Namen und Schildern, den engen Gäßchen und langen gleichförmigen Waarenhäusern trägt der ganze Quai noch heute ein durchaus eigenartiges, alterthümliches Gepräge. Nach dem Hafen hin hat jedes der alten Häuser seine eigene kleine Landungsbrücke mit hohen altmodischen Krähnen aus Holz, um die Waaren aus dem Schiffe ans Land zu bringen. Mit den Masten und dem Takelwerk der Schiffe bilden diese Krähne einen dichten Wald. Das ganze Bild erinnert an die belebteren Grachten kleinerer holländischer Städte, mit ihrem bunten, noch etwas altfränkischen Handelsgewirr.

Gegen die übrige Stadt war das deutsche Quartier nie abgeschlossen, vielmehr lag das alte Rathhaus der Stadt mitten in demselben. Nur juristisch und geschäftlich schieden sich die Deutschen als eigene Kolonie von den Norwegern. Sie traten nie in den Rath der Stadt und nahmen ebenso wenig Norweger in ihren Geschäftsverband auf, der sich gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts zum festen, wohlgegliederten Contor entwickelte. An der Spitze desselben standen zwei Aldermänner und der Rath der Ahtzehn. Die zu einem Lagerhof gehörigen Eigenthümer bildeten wieder eine engere Vereinigung. Für gemeinsame wichtige Verathungen aber versammelten sich sämmtliche „ehrsamen“ Kaufleute zur „Morgensprache“. Neben den Contoren zu London, Brügge und Nowgorod bildete dasjenige zu Bergen einen der Hauptstützpunkte des gesammten hanseatischen Handels.

¹ Die übrigen hießen Finngardr, Dramjudin, Brattrin, Kapprin, Holmabatr, Bellagardr, Jassjördr, Sveinsgardr, Einarsgardr, Braedisgardr, Buagardr, Englagardr, Sustragardr. Aus späterer Zeit stammen nur die Namen von zweien: Navelsgaarden und Solegaarden.

Die Hanfa.

Die Hanfa gehört unftreitig zu den fhönften Ruhmeserinnerungen des deutſchen Volkes, Erinnerungen, die heute allzu ſehr aus dem allgemeinen lebendigen Bewußtſein gewichen ſind. Keine neuere Handelscompagnie hat an Ausdehnung und Einfluß jenen gewaltigen Städtebund erreicht, den nicht Ehrgeiz oder kriegeriſche Uebermacht, ſondern der Gemeinſinn, die Kraft, Rührigkeit, Selbſtändigkeit des deutſchen Bürgerthums ins Leben rief. Durch ihn hat Deutſchland mehr als zwei Jahrhunderte die Herrſchaft über die nordiſchen Meere behauptet, der deutſchen Gewerbtthätigkeit den ganzen Norden erſchloſſen, der deutſchen Kunſt ganz Scandinavien und Finnland erobert.



Endskebryggen in Bergen.

Mit Reid ſahen die Könige des Nordens auf die Lübecker Kaufherren, die an der Spitze der Hanfa ſtanden. Während der Dänenkönig Waldemar Seir noch Flotten von 1000 Schiſſen hatte aufbringen können, mußte Erich Glipping, ſein Nachfolger, ſich von den Hanſeaten 30 Schiſſe leihen, um ſich nur der Seeräuber im Sund zu erwehren. Als König Erich von Norwegen 1284 ihre Privilegien zu beſtreiten wagte, entzogen ſie ſeinem Lande die Einfuhr von Getreide, Malz und Bier und zwangen ihm ſo den Frieden ab. Schlimmer ging es dem König Waldemar Atterdag von Dänemark. Nachdem er der Hanfa durch ſeinen Zug nach Wiſby einen empfindlichen Schlag beigebracht, erklärten ihm 1362 auf einmal 77 Städte

den Krieg, verbündeten sich mit seinen Gegnern und bedrängten ihn so, daß er Reich und Thron aufgeben mußte. „Ihre Gesandten“, sagt der dänische Historiker Allen, „wurden wie Könige aufgenommen, sie schrieben den Völkern Gesetze vor und entschieden über Krieg und Frieden. Die Nordsee und das Atlantische Meer waren von ihren Flotten bedeckt, und selbst England mußte sich vor ihnen beugen; der Hauptsitz ihrer Macht aber war die Ostsee, wo sie sich mit Ausschluß aller anderen seefahrenden Nationen den Handel nach Dänemark, Norwegen, Schweden, Polen und Rußland zuweigneten. Sie herrschten mit einer Gewalt über die Meere, zu der erst in unserer Zeit die Seeherrschaft der Engländer ein Seitenstück geliefert hat.“

Die Blütezeit des hanseatischen Contors zu Bergen erstreckt sich noch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hinein. Durch die Glaubensstrennung ward jedoch die innere Kraft der deutschen Städte gelähmt, ihre Gemeinsamkeit gelockert und aufgelöst, und damit auch ihr Einfluß nach außen schwer geschädigt. Wie die meisten deutschen Fürsten jener Zeit, erblickten die dänischen Könige in dem neuen Evangelium die lockende Gelegenheit, sich auf Kosten des bestehenden Rechtes Macht und Gewinn zu verschaffen. Die innerlich erschütterte Hansa war dem äußern Anprall nicht gewachsen. In Bergen ward ihre Macht 1559 durch den Lehensherrn Christoph Waltendorf gebrochen, der die deutschen Kaufleute zwang, sich entweder, mit Verzicht auf ihre Privilegien, den norwegischen Gesetzen zu unterwerfen, oder auszuwandern. Viele zogen das letztere vor, andere versuchten sich noch zu behaupten, fanden aber die früheren Vortheile nicht mehr. Von den Lagerhöfen ging einer um den andern in norwegische Hände über, der letzte im Jahre 1764. Der Handel der Stadt selbst litt darunter nicht; er war noch 1768 doppelt so bedeutend, als derjenige von Kopenhagen, und Bergen überhaupt die mächtigste Handelsstadt von ganz Scandinavien. Erst in der napoleonischen Zeit begann er zu sinken und konnte, obwohl er später wieder aufblühte, doch das Wachsthum der Städte Kopenhagen und Christiania nicht mehr erreichen.

Von kriegerischen Calamitäten blieb Bergen in den letzten Jahrhunderten ziemlich verschont; 1665 fand in seinem Hafen die letzte große Seeschlacht statt. Ein holländisches Handelsgeschwader, von dem Commandanten van Bitter befehligt, wurde von einer englischen Flotte bis an die Bucht von Bergen verfolgt und suchte Schutz unter den Kanonen der norwegischen Weste. Der englische Gesandte Gilbert Talbot forderte in Kopenhagen die Auslieferung derselben, und der dänische Hof sagte sie zu. Da der englische Befehlshaber Thomas Tiddiman nicht die Geduld hatte, diesen Bescheid abzuwarten, sondern die Niederländer im Hafen selbst angriff, erachtete es der norwegische Festungscommandant für seine Pflicht, sie zu schützen. Mit seiner Hilfe gelang es den Holländern, den Angriff zurückzuwerfen und die Engländer nicht ohne beträchtlichen Schaden aus der Bucht zu vertreiben.

Der greise Dichter Vondel hat diese „Hafenschänderei“ und deren Bestrafung in folgendem Gedicht verewigt:

Man könnt' der Hölle Wuth und Groll
Mit Haß und Reid und bösen Werken
Lebendiger nicht seh'n und merken,
Und welcher Greuel Mißgunst voll,
Als hier. Es schämen ihre Schergen
Sich nicht, durch Frevel schön und schlecht
Zu brechen altes Königsrecht
Und Majestät im nord'schen Bergen.

Da grinst im Halbmond sie heran,
Dicht Schiff an Schiff, ein Ungeheuer,
Das Kugelregen speit und Feuer
Aus seinem Schlund, wie ein Orkan.
Die Noth weckt Holland auf zu Thaten,
Und Friedrich grüßt vom Felsenkloß
Mit Flammengruß den feilen Troß
Der hafenschänd'rischen Piraten.

Die Antwort folgt in raschem Lauf:
Durch Flammen, Qualm und Dampf und Blitze
Hallt wie aus tiefstem Höllenstige
Der Briten Schlachtruf donnernd auf.
Ihr Reid schwur längst schon, Indiens reiche
Gewürze, Smyrna's Pracht zu zieh'n
Zum neuen Algier, London, hin,
Wo man noch trauert um Yorks Leiche.

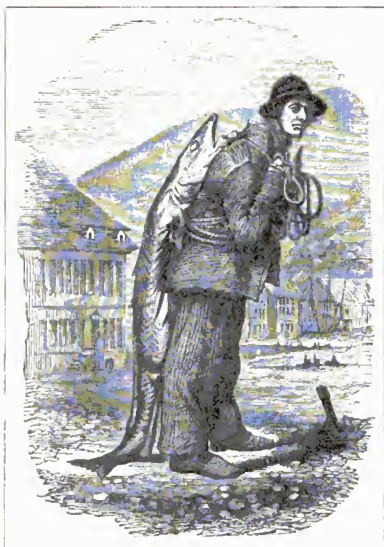
Das Eisen knirscht, das Holzwerk kracht, —
So tobt ein herbftlich Ungewitter —
Die Räuberflotte fliebt in Splitter
Und gift'ge Loh' undampft die Schlacht.
Der Treubruch rächt sich. Nichts kann retten!
Die Schienen brennen. Fort von hier!
Es wird zu heiß in dem Revier!
Hackt ab, hackt ab die Ankerketten!

Zu spät die Räuberflotte flieht;
Gleich einer Schlange, deren Glieder
Das Rad des Wagens quetschte nieder,
Sie ihre Lenden nach sich zieht.
Es muß der eitle Traum zerfahren,
Die See befreit vom Recht zu seh'n.
So muß es Königsmördern geh'n!
So müssen Hafenschänder fahren!

Die Engländer von heute werden es dem ehrlichen alten Niederländer gewiß verzeihen, daß er so wenig respectfully von ihrer Flotte redet: mit 78 Jahren hat nicht jeder noch so viel jugendlichen Affect! Und das Rechts-

gefühl des guten Greises war tief verletzt: das fühlt man. Heute kommen die Engländer übrigens nicht mehr nach Bergen, um holländische Flotten aufzusuchen, sondern bloß um einen schönen trip in die Berge zu machen, zu fahren, zu jagen und allenfalls auch tagelang zu fischen.

Der Charakter des jetzigen Bergen ist der einer rührigen, reichen, lebhaft aufblühenden Handelsstadt. Schiffe kommen und gehen den ganzen Tag, größere nach England, Deutschland und Holland, in die Häfen der Ostsee, auch nach dem Mittelmeer und nach Amerika, kleinere die norwegische Küste



Norwegischer Fischer.

entlang nach Throndhjem, Tromsö und Hammerfest, und in die großen Fjorde, welche die Westküste durchschneiden, den Hardanger, Sognefjord, Nordfjord und wie sie alle heißen, endlich an all die kleineren Inseln, Buchten und Hafenplätze, welche sich den großen Fjorden angliedern oder dazwischen liegen. Die Werfte am Rudefjord und bei Braadbaenten sind die bedeutendsten von Norwegen. Für die gesammte Westküste ist Bergen der wichtigste Handelsplatz — in ganz Norwegen aber der ansehnlichste Fischmarkt, und das will etwas heißen, da ja ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung fast ausschließlich vom Fischfang lebt. Am Strand ist deshalb immer ein fröhliches

Gewirre. Matrosen, Fischer, Kaufleute, Packträger, Kärner, Bürgerseute, Reisende, Bauern, alles drängt sich geschäftig durcheinander, nach dem Markt, nach den Schiffen, nach den Waarenlagern, Läden und Geschäftslokalen. Kleinstädtisches und großstädtisches Treiben wechselt in bunten Gruppen. In der Umgegend von Bergen und im Hardanger haben die Bauern und besonders die Bäuerinnen noch schöne alte Trachten bewahrt. Dazwischen schweben und schwänzeln moderne Damen und Herren herum, rennen Commis und Laufburfchen, trotten stramme alte Seebären

mit verwetterten Rappen. Besonders lustig geht es zu den bestimmten Stunden am Fischmarkt, dem sogen. Triangel, her, wenn die meist struppigen und ruppigen Fischerleute (die sogen. „Striler“) ihren Fang feilbieten und mit den Mägden der Stadt um den Preis markten und feilschen. Der Hauptmarkt der Stadt, „Torvet“, am Südennde des Hafens, ist geräumig und weit, aber nicht von stattlicheren Bauten umgeben. Etwas moderner und großstädtischer sieht die Torve-Ålmenning aus: da steht die Börse, mehrere Banken, große Kaufläden. Ganz nahe dabei ragt aber die alte Kreuzkirche auf, etwas restaurirt, aber nur nothdürftig, ohne allen architektonischen Schmuck, der vernachlässigte Rest einer ältern Zeit zwischen ebenfalls schon älteren Häusern. So mischt sich überall Alt und Neu, Spießbürgerei und modernes Handelsleben, Nordisches und Fremdes.

Am meisten Alterthümlichkeit findet sich noch um das einstige deutsche Quartier. Zu ihm gehörte die zwar nicht große, aber sehr schöne Marienkirche, in romanischem Stil, aus dem 12. Jahrhundert; nur das gotische Chor ist aus späterer Zeit, etwa aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Weiter draußen am Strand liegt die alte Festung Bergenhus, mit dem sogen. Balkendorfs-Thurm, der zum Theil schon aus dem 13. Jahrhundert stammt, 1565 von Erich Rosenkrantz vollendet wurde. Damit in Verbindung stehen die Ueberreste der Königshalle, die König Hakon Hakonsson (1217—1263) erbaute — eine ehrwürdige Erinnerung an die glanzvollste politische Epoche der Stadt, wo sie als Königssitz an der Spitze des ganzen Landes stand. Sie diente von 1683 bis in die letzte Zeit herab als Kornmagazin. In ihrer traurigen Verwahrlosung gab sie dem Dramatiker Ibsen das folgende melancholische Gedicht ein:

O Halle mit Mauern so altersgrau,
Wo die Gule hauset mit Freude,
So oft ich dich sehe, so ist mir, ich schau'
König Lear auf der wilden Heide.

Er gab seinen Töchtern Thron und Haus,
Und alles, was ihm zu eigen;
Sie jagten in schwarze Nacht ihn hinaus,
Zu wandern in Sturmesreigen.

O Halle, geheiligt durch altes Recht,
Daß Gleiches erleben du mußt!
Du gabst an ein herzlos Spätlingsgeschlecht
Den theuersten Schatz, den du wußtest.

Du gabst uns der Vorzeit goldene Saat,
Die Erbschaft der reichsten Geschichte;
Doch wo ist das Herz, das auf Dankesthat
Den Wunsch, den Gedanken nur richtete?

Die Königshalle und die Kirchen von Bergen.

So mußt'est wie Albions Fürst du steh'n
Zum Spiel, das die Winde erfinden;
Mit Spott und Hohn die Stürme umweh'n
Deine epheugrünenden Zinnen.

Jetzt schwächt man so laut: das Volk sei erwacht,
Das Beste sei jetzt zu erharren.
So sieht man mit Lumpen die Königstracht,
Krönt dich mit der Mühe des Narren.

Drum Halle, mit Mauern so altersgrau,
Wo die Gule hauset mit Freude,
So oft ich dich sehe, so ist mir, ich schau'
König Lear auf der wilden Heide.

Die Halle ist zum Theil seither schon restaurirt worden und gibt eine Vorstellung, wie prächtig und poetisch dieser Königssitz in den Tagen des alten Königs Hakon ausgesehen haben mag, als ein päpstlicher Legat zur Krönung nach Bergen kam, Bischöfe und Aebte den mächtigen Herrscher umgaben, isländische Helden und Stalden auf ihren Seedrahen daherkamen, um ihm die Huldigung der fernen Insel zu bringen. Außer der schon erwähnten Domkirche, Marienkirche und Kreuzkirche besaß Bergen damals noch eine große Christkirche, in der mehrere Könige begraben waren, eine Apostelkirche, nach dem Vorbilde der Sainte-Chapelle in Paris gebaut, eine Olafskirche, eine Nicolauskirche, eine Columbakirche, eine Martinskirche, eine Michaeliskirche, eine Halvardskirche, eine bischöfliche Residenz, mehrere Klöster und einen Hof für den Metropolitzen zu Throndhjem. Während der Blütezeit der Stadt wohnten daselbst Benediktiner und Cistercienser, Franziskaner und Dominikaner; zahlreiche Synoden tagten hier zum Segen des Landes, und religiöse Weihe fehlte auch den Festen nicht, zu welchen sich die zahlreichen Gilden und Gewerke versammelten.

Durch die stürmischen Umwälzungen des 16. Jahrhunderts wurde hier wie anderwärts die kirchliche Kunst theilweise hinweggefegt, die profane Kunst herabgedrückt, die alten Kunstüberlieferungen für Jahrhunderte unterbrochen. Die Domkirche, die nur zwei Schiffe hat, ist ursprünglich die Kirche eines Franziskanerklosters zum hl. Olaf; die Kreuzkirche rührt auch noch aus dem Mittelalter her; beide haben aber fast alle ihre Zier verloren. Die Nykirke ist ein geschmackloser Neubau. Wie viel an kirchlichen Kunstwerken in der Zeit der Glaubensstrennung zerstört und verloren gegangen sein muß, kann man nur sehr annähernd aus den Ueberresten abnehmen, die fleißige Sammler während der letzten Jahrzehnte aus den entlegnen Thälern und Dorfschaften in das neue Museum zusammengebracht haben, Altäre, Paramente, Taufsteine, Statuen, Reliquienchreine u. s. w. Aus Bergen selbst hat sich nur wenig erhalten. Dagegen scheinen im Innern des Landes die verschiedenartigsten Kunstwerke durch die Bauern versteckt

und erhalten worden zu sein, bis die neue Zeit kam und die alte Abneigung gegen die katholische Kunst überwand. Das Museum selbst ist ein recht schöner Bau, und nicht weniger gereicht der Stadt zur Zierde die nicht weit davon gelegene katholische Kirche, in romanischem Stile, aus Missionsalmosen gebaut, aber nichtsdestoweniger eine der geschmackvollsten Neubauten, die einzige, die mit den ältesten Denkmälern im freundlichsten lebendigen Zusammenhang steht.

Ihren Ursprung dankt sie einem norwegischen Convertiten, einem Bürger der Stadt, dem Pater Stub, der als Kaufmann in Italien zur Kirche zurücktrat, sich dem Barnabitenorden anschloß, als Provinzial dieses Ordens lange in Turin lebte, bis ihm von der Propaganda der Missionsposten in seiner Heimat übertragen ward. Der freundliche Greis, der mich mit der Liebe eines Vaters bei sich aufnahm, wird mir immer unvergeßlich bleiben. Er hat eine treffliche Apologie seines Uebertritts und andere Schriften verfaßt. Wie er seine Muttersprache meisterhaft handhabt, so beherrscht er das Italienische mit völliger Leichtigkeit. Während des Hochamts, das ich am Sonntag hielt, predigte er auf norwegisch, aber mit einer wahrhaft italienischen Lebhaftigkeit in Stil, Vortrag und Gestus. Die ganze Kirche war gefüllt. Als ich ihm nach dem Gottesdienste zu seinem schönen, vielversprechenden Wirkungskreis gratulirte, bemerkte er nicht ohne Betrübniß, über zwei Drittel der Anwesenden seien Protestanten gewesen. Sie hören ihn gern; sie kommen jahraus jahrein in seine Predigten, benehmen sich während der heiligen Messe mit größter Ehrfurcht und Sammlung; aber an eine tiefere und ernstere Prüfung der katholischen Kirche denkt nur selten jemand. Die katholische Schule zählte kaum zwanzig Kinder.

Was die Fortschritte der Mission erschwert, sind nicht nur die alten lutherischen Ueberlieferungen der Bürgerschaft, der noch große Einfluß der lutherischen Geistlichkeit, sondern auch die gewöhnlichen Mißstände, an welchen Seestädte zu leiden pflegen, eine gewisse materialistische Richtung, wie sie Handel und Geschäft fast überall hervorbringen, und eine fröhliche Leichtigkeit, die nicht den Norwegern im allgemeinen, wohl aber den Bergensern eigen ist. Sie arbeiten und plagen sich wacker, um Geld zu verdienen; dann wollen sie sich's aber auch etwas wohl sein lassen, — und zwischen Arbeit und Plaisir bleibt wenig Zeit und Ernst für die Religion übrig. Was der Lutheranismus ihnen bietet, das ist ihnen völlig genug, oft mehr als genug. Während fast jedes Schiff wieder etwas moderne Aufklärung und Cultur ins Land bringt, der Lutheranismus officiell noch Schule und Leben beherrscht und die Hilfe des Staates für sich hat, sind die wenigen Katholiken meist arme Leute und ihre Zahl viel zu gering, um irgend einen öffentlichen Einfluß auszuüben. Mit den Zeitungen hatte P. Stub anfänglich manchen Strauß auszufechten. Fast alles neue und alte, feine und grobe Belagerungsgeschütz gegen die katholische Kirche wurde gegen ihn ver-

wendet. Da er indes die Antwort gewöhnlich nicht schuldig blieb und an jede Vertheidigung freundliche Belehrung und Erklärungen zu knüpfen wußte, so gewöhnte man sich allmählich an die neue katholische Gemeinde. Auch die Anwesenheit eines zweiten Missionspriesters erweckte keine Proteste mehr, und viele Protestanten fingen selbst an, die katholische Kirche zu besuchen.

Die Bergenser, die ich kennen lernte, haben einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht. Sie waren meist gereiste Leute, konnten Deutsch, wohl auch Englisch und Französisch, erwiesen sich als sehr freundlich, höflich und gefällig. Bergen ist denn auch ein wenig Museenstadt. Es hat viele und tüchtige Schulen. Das in historisch-archäologischer Hinsicht reiche Museum ist mit einem nicht weniger reichen Naturalien cabinet verbunden, in welchem besonders die Seethiere und Seepflanzen der Westküste, die Vierfüßer und Vögel von Norwegen ausgezeichnet vertreten sind. An dem Theater von Bergen haben sich die beiden größten Dichter Norwegens, Björnson und Ibsen, ihre ersten dramatischen Sporen verdient; auch andere Poeten, Schriftsteller und Bühnenkünstler haben hier ihre Vorschule durchgemacht, bevor sie sich eine Anstellung in Christiania erwarben. Das „Fischer mädchen“, das Björnson zu Bergen auf die Bühne kommen läßt, mag vielleicht eine Art typischer Figur sein.

Eine kleine Bildergalerie vereinigt manche tüchtige Leistung norwegischer Kunst, besonders Landschaften und nordische Genrebilder. Casino, Vereine, Concerte, Unterhaltung aller Art pflegen das gefellige Leben. Einige der glänzendsten Namen der neueren nordischen Literatur- und Kunstgeschichte gehören Bergen an: so Ludwig Holberg, der Schöpfer des dänisch-norwegischen Lustspiels, einer der tüchtigsten Lustspieldichter aller Zeiten; dann Joh. Seb. Welhaven, der Erretter der norwegischen Kunstpoesie und Kritik von dem Uebermaß revolutionär-patriotischer Barden; der Maler Dahl und der Musiker Ole Bull. Holbergs köstliche, originelle Figuren beruhen zu nicht geringem Theil auf Jugendbeindrücken, die er aus seiner Vaterstadt mit hinüber nach Kopenhagen genommen. Er hat ihr auch in einer sehr interessanten Beschreibung, die 1737 erschien, ein Denkmal seiner Liebe und Anhänglichkeit gesetzt.

„Da Bergens Einwohner“, so bemerkt er darin, „eine Versammlung von allen Nationen sind, so sieht man sie in Sprache, Brauch und Sitte sehr von den anderen Norwegern abweichen. Und es gibt keine Nation, welche sie mehr auscopirt haben in Sprache, Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, als die holländische.“ Die Bürger hatten ihre einfache, ständige Tracht, und die Frauen eiferten den Männern in Arbeitsamkeit nach. „Man sieht die Bürgerfrauen mitunter den ganzen Tag in ihren Krambuden stehen und dajelbst dieselben Dienste verrichten, wie die Ladenjungen in anderen Städten. Ja, verschiedene von ihnen sind im Handel so geschickt, daß sie den größten Kaufleuten darin nichts nachgeben. Die Männer ihrerseits ebenso rührig, gehen so weit, daß auch sie die Beschäftigungen von Dienern

und Arbeitsvolf auf sich nehmen, so daß man nicht selten vornehme Bürger sieht, die selber die Fässer auf den Brücken dahinrollen und ihre Waaren in die Pachthäuser aufziehen.“ „Gelahrtheit und Bücherkünste sind zu Bergen nicht sonderlich gepflegt worden; denn da die Einwohner fast alle ihre Gedanken dem Handel und der Kaufmannschaft zugewandt haben, so haben die meisten Bürger es für besser befunden, ihre Kinder in die große Seemannsschule, als in die Lateinschule zu setzen, so daß die meisten Discipel in der Lateinschule junge Leute vom Land oder arme Kinder aus der Stadt waren. Doch hat infolge der Abnahme des Handels sich auch hierin eine ziemliche Veränderung vollzogen, so daß jetzt jährlich manche Kaufmannsöhne an die Universität zu Kopenhagen geschickt werden.“

An der großen politischen Ummwälzung, durch welche Norwegen im Anfang des laufenden Jahrhunderts sich wieder zu selbständigem Dasein erschwang, war auch Bergen theilhaftig. Der Stiftsamtmanu Christie von Bergen präsidirte dem ersten außerordentlichen Storting, welcher 1814 die Vereinigung mit Schweden abschloß, und den nächsten ordentlichen Stortingsversammlungen, in welchen das Volk die eroberten constitutionellen Rechte auszuüben begann. Seine Statue von Borch schmückt deshalb den Marktplatz der Stadt. Der ganzen Bewegung lagen übrigens weit weniger revolutionäre Elemente zu Grunde, als ein wohlberechtigtes, geschichtlich begründetes Nationalgefühl, jener Freiheitsfinn, der den Norwegern mit den meisten Bergvölkern gemeinsam ist, und jene treue Liebe, mit der sie an ihrer engern Heimat hängen. Und so mag auch der fremde Wanderer gemüthlich in den Gruß einstimmen, den Björnstjerne Björnson erst vor etlichen Jahren der schönen Seestadt gewidmet:

Wie du ruhst voll Glanz
In der Inseln Kranz,
Berge rund um dich, das Meer zu deinen Füßen,
Wurzelt fest dein Loos
In der Vorzeit Schoß,
Und sie zieht noch einmal über Land.

Sei gegrüßt uns treu,
„Bergen niemals neu“,
Alt und ewig jung wie deines Holbergs Laune,
Einstens Königswacht,
Darauf Handelsmacht,
Endlich Haupt des ersten Freiheits-Things.

Mit dem Meer in Pacht,
Hast du ew'ge Macht,
Und ins Land hinein zieh'n deine blauen Fjorde,
Nord'scher Mannesfinn
Bringt dir Glücksgewinn,
Und die Vorzeit bleibt der Zukunft Pfand!

2. Der Hardangerfjord.

Das vereinigte Königreich Schweden-Norwegen hat einen größern Flächenraum, als das ganze Deutsche Reich, die Schweiz, die Niederlande, Belgien, Dänemark, Luxemburg und das Fürstenthum Liechtenstein zusammen. Von den sechs norwegischen Stiften (Bisthümern) ist das eine Bergen doppelt so groß als Württemberg, und Christiania und Hamar zusammen übertreffen an Umfang bei weitem ganz Bayern. Den wenigsten Reisenden mag das recht lebhaft vorschweben, bis sie einmal an Ort und Stelle sind, tagelang mit Eisenbahn und Dampfsschiff fahren müssen, um nur einige Hauptpunkte zu erreichen, und zwischen denselben Bergstrecken, Thäler, Niederungen vor sich haben, so breit und lang wie ein deutscher Kleinstaat oder die ganze liebe Schweiz. Es ist da zum Reisen noch ein ungeheurer Raum, und wer bloß mit dem Salondampfer über Christianand, Bergen und Throndhjem zum Nordcap fährt, der bekommt von den 761 000 qkm nur einen kleinen Bruchtheil zu sehen. Mir dämmerte das, und ich sann deshalb darauf, so rasch als möglich ins Land hineinzukommen und von den vielen schönen Partien wenigstens die berühmtesten kennen zu lernen. Zu diesen zählten unzweifelhaft der Hardanger- und der Sogne-Fjord, die zwei großen Fjorde, welche unmittelbar nördlich und südlich von Bergen sich tief in den Bergwall der großen Halbinsel hineinziehen, der eine doppelt, der andere fast dreifach so lang als der Genfer See, und dabei mit so vielen Seitenarmen kreuz und quer, wie sie dem Vierwaldstätter See seine romantische Eigenart verleihen. Schon das kartographische Bild läßt da allerhand Ueberraschungen erwarten. Landschaftsgemälde aus diesen Gegenden, die ich früher gesehen, versprochen ebenso großartige als liebliche Scenen. Freunde, die ganz Norwegen bereist, empfahlen diese zwei Fjorde vor allem, und auch durch Literatur und Geschichte war mir ihr Name ein wenig bekannt.

Von Bergen aus befahren kleine Dampfer mehrmals die Woche die beiden ausgedehnten Wasserstraßen. Die Einwohner von Bergen benützen dieselben nicht weniger häufig als die fremden Touristen, um die Herrlichkeiten der Fjordlandschaft zu genießen. Ganze Familien, Gesellschaften und Schulen machen darauf ihre sommerlichen Ausflüge. Dazu besorgen diese Schiffe den stets regen Lokalverkehr zwischen der großen Provinzial- und Kaufstadt und all den kleinen Ortschaften der Küste. Ich zog indes auf

Gerathewohl die kurze Eisenbahnstrecke vor, welche von Bergen aus zwischen den beiden Fjorden nach dem Innern führt, außer der kleinen Strecke Elerfjund-Stavanger die einzige Bahn, welche die Westküste Norwegens bis heute besitzt. Sie ist offenbar der erste Ansaß einer Verbindungslinie zwischen der reichen, lebendigen Kaufstadt Bergen und der Hauptstadt Christiania; aber nachdem sie sich in zahllosen Krümmungen zwischen Fels und Meer bis zu dem stillen Dorfe Vossévangan durchgewunden hatte, da stand die Baulust am Berge. Die kurze Strecke (108 km) hatte schon beinahe 10 Millionen Kronen verschlungen. Verschiedene Vorschläge und Projecte durchkreuzten



Mädchen aus der Umgebung von Bergen.

sich nun. Die Ingenieure konnten sich über den vortheilhaftesten Verbindungsweg zwischen Christiania und der Westküste nicht einigen, und so blieb Vossévangan einstweilen der Grenzpunkt, wo die moderne Dampfcultur innehält und sich mit den halb und halb patriarchalischen Zuständen der guten alten Zeit berührt.

Die Fahrt nach Vossévangan dauerte nur vier Stunden, von vier Uhr abends bis etwas nach acht; sie war aber eine der schönsten, die ich je mit der Eisenbahn zurückgelegt. Die Strecke hat viel Aehnliches mit jener am Wallenstadter See, indem sie fast beständig dem Felsufer des Meeres oder kleiner Landseen folgt; doch die Berge sind bei weitem nicht so hoch, und

statt nur einiger Tunnels hat man deren in der kurzen Frist fast sechzig zu durchfahren. Fast jeder bringt eine unverhoffte Sceneneränderung. Es ist ein wahres Feenstück. Sie zu genießen ist aber leichter, als sie zu beschreiben. Ich verzweifle an letzterem und begnüge mich mit einigen Andeutungen.

Sobald man die laute, geschäftige Handelsstadt hinter sich hat, wird man fast ohne Uebergang sofort in die freundlichste idyllische Natureinsamkeit versetzt. Zwischen dem felsigen Ulrikken und dem waldbigen Löbstacken fahren wir in einem stillen Wiesenthal einher, an das sich bald von Süden das Meer in einer seiner zahllosen kleinen Buchten herandrängt. Bald verschwindet es wieder wie ein Traum zwischen waldbigen Höhen. Aus reichem Busch tauchen Landhäuser und gemüthliche Höfe empor. Jetzt schlängelt sich ein Bach dem Bahndamm entlang, jetzt erweitert er sich zum lieblichen kleinen Binnensee, jetzt rauscht abermal ein Bach an unserer Seite. Bei dem Dorfe Nestun, dessen weiße Kirche schmuck aus dem Grün der Landschaft hervorstrahlt, hält der Zug ein paar Minuten. Bauern steigen ein mit großen, breitrandigen, schwarzen Schlapphüten und respectablen Bärten, sonst ohne auffallende Tracht. Dagegen tragen die Bauernmädchen ihre Böpfe zwischen zwei rothen Wulsten zierlich um den Kopf geschlungen und grellbunte Busentücher über den Kock gekreuzt — meist frische, muntere Gesichter, kräftig und gesund. Auch die Kinder trugen schon jenen Kopfsuß, der sehr kleidsam ist.

Bis Nestun geht die Bahn südwärts, dann dreht sie sich plötzlich um den Fuß des Ulrikken nach Norden, führt an ein paar anmuthigen kleinen Seen vorbei — Grimenvand und Hautelandsvand (Vand heißt Wasser = See) und trifft bei Garnæs einen andern breiten Meeresarm, den Sörefjord, der die ansehnliche Insel Osterö vom Festland trennt. Auf dieser zeigt sich die Kirche von Haus mitten in üppigem Grün. Die Eisenspur aber folgt jetzt allen Krümmungen und Biegungen des Fjords; wo der Fels zu steil abfällt, flüchtet sie in einen Tunnel hinein, um bald einen neuen Theil des Fjordes zu zeigen; wo es eben geht, ist den Bergabhängen der steile Fuß abgeprengt, bis eine Einsenkung bald durch Wald, bald durch Wiese freiere Bahn gewährt, oder gar nöthig macht, einen Damm aufzuschichten oder wilde Bergbäche zu überbrücken. Dieses Spiel wiederholt sich nun unaufhörlich. Ein Tunnel folgt auf den andern. Zwischen zweien derselben toste plötzlich ein kleiner Wasserfall von steiler Felshöhe herab und schäumte unter einer Brücke durch in den Fjord hinaus. Der kleinen Insel Olsnaesö gegenüber, auf der ein prächtiges Landgut sich zeigte, machte der Fjord und mit ihm die Bahn eine gewaltige Curve. In Vaxdal hielt der Zug einige Minuten. Ein steiler Abhang sprang hier in den Fjord vor, an seinem Fuße sehr malerische Häuser und rundum ein reizendes Panorama von Hügeln. Die Tunnels wurden nun häufiger — in den Zwischenräumen hatte der Zug steile Felsen zu passiren, an deren Wänden Krystalle glitzerten. Abermal folgten die schönsten Wiesen, Wälder mit gewaltigen

Felsen dazwischen, Schluchten, Gießbäche, Berge, kleine Seen, Tunnels, neue Theile des Fjords, bis die Bahn endlich diesen verließ und einem romantischen Flußthal folgte. Als es dunkelte, schimmerte uns zwischen geisterhaften Bergen schon wieder ein See entgegen. Ich wurde wirklich nicht müde, all den Zauber anzuschauen, den Fels, Wald und Meer in ewig verändertem Formenspiel vor unserm Auge gestalteten. Herrlich ist diese Bergnatur, aber rauh und streng. Was der Mensch ihr abgewinnt, kostet Muth, Standhaftigkeit, trohige Mühe. Das prägt sich denn auch allem auf. Häuser, Ställe, Hecken, Wiesen zeigen Fleiß und Sorgfalt. Das ganze Wesen des Norwegers hat etwas Kerniges, Solides. Der Sommer ist kurz, der Winter ist lang. Wiesen und Wald thut der viele Regen wohl, aber das Heu ist oft kaum zu trocknen, Hafer und Feldfrüchte leiden darunter. Alles muß der Bauer sich mühsam erringen.

Bezaubernd schön war es, als des Tages letztes Licht über dem ruhigen Spiegel des Bangsvand zitterte und der Himmel, immer dunkler, die Berge links und rechts zum Gewölbe vereinigte, die Sterne darauf zu glitzern begannen und nichts mehr zu hören war, als das Rollen des Zugs und das Schnauben der Locomotive — sonst alles still bis in weite Ferne, wo aus entlegenen Höfen freundliche Lichtlein herüberschimmerten. Da gedachte ich mit Freuden an Björnsons hochbegeistertes Vaterlandslied:

Ja, wir lieben, Felsenland, dich,
 Wie im Sturmgebraus
 Flutgepeitscht du hebst am Strand dich,
 Bergend Haus an Haus;
 Lieben, lieben dich und denken
 Unser Eltern treu,
 Und der Vorzeit Träume senden
 Sich zu uns aufs neu'.

Haralds ritterlich Geschlechte
 Dieses Land umschlang;
 Für dies Land socht Hakons Rechte,
 Während Oyvind sang:
 Olaf hat mit heil'gem Blute
 Dieses Land bekreuzt;
 Evertir hat mit stolzem Muth
 Rom zum Kampf gereizt.

Bauern ihre Streittag schwangen,
 Wo ein Heer zog aus;
 Lordenfjölvs Geschütze zwangen
 Rasch den Feind nach Haus.
 Frauen standen auf und stritten
 Für des Landes Glück.
 Wich ihr Geist aus unsrer Mitten
 Nein, er kehrt zurück!

„Ja, vi elste dette Landet!“

Wir durchlitten harte Zeiten,
Uns traf Bann und Aht;
Doch es ist den Todbereiten
Freiheit dann erwacht.
Sie gab Heldenkraft, zu leiden
Hunger, Kampf und Gram;
Sie schuf um den Tod in Freuden —
Und der Friede kam.

Von sich wirft der Feind den Degen,
Deffnet sein Visir.
Und, o Wunder! und, o Segen!
Brüder steh'n vor dir.
Schmach trieb uns, hinabzuweichen
An des Südens Strand,
Und drei Brudervölker reichen
Froh sich nun die Hand.

Normann, auf! In Haus und Hütte
Danke dem großen Gott!
Er erhörte unsre Bitte,
Riß uns aus der Noth;
Seine Hände segnend leiten
Unsrer Mütter Pein,
Unsrer Väter muthig Streiten,
Um uns zu befrei'n.

Ja, wir lieben, Felsenland, dich,
Wie im Sturmgebraus
Tropig lähn du hebst am Strand dich,
Vergend Haus an Haus;
Wie's den Vätern war beschieden,
Daß sie dich befreit,
Zieh'n wir, gilt's dir Heil und Frieden,
Muthvoll in den Streit!

Das ist ganz herrlich gesagt und gesungen, so recht aus dem Herzen des norwegischen Volkes heraus, das bei des harten Tagewerkes Mühe und Last, in schwerer Noth, Kampf und Prüfung sich stets in tiefstem Glauben zu Gott gewandt hat. Seine alten Helden und Könige hat es nicht vergessen, so demokratisch auch heute die Luft weht. Nur das romfeindliche Luthertum des Königs Sverrir ist einer jener großen schwarzen Bären, welche dem wackeren Volke in trüber Zeit aufgebunden worden sind und welche auch die freisinnigen Norweger von heute nicht abzuschütteln wagten, obwohl es hier wie in anderen Dingen gilt: Veritas liberabit vos! Die Wahrheit wird euch frei machen!

Vossesangen ist, wie bereits bemerkt, vorläufig der Grenz- und Berührungspunkt der modernen Kultur mit dem schlichten patriarchalischen Leben von ehemals. Als der Zug hielt, stieg ein Schwarm englischer Touristen

Kariole und Stolljäre.

mit uns aus, am Perron fiel eine ganze Schaar Kutscher, Bediente, Laufjungen über uns her. Die einen wollten uns um jeden Preis noch weiter fahren, die anderen wollten uns das beste Hotel verschaffen. Denn Vossvangen hat Hotels, und jedes Hotel ist natürlich das beste. So kamen denn auch wir in das beste Hotel — nämlich mein Freund P. v. Geyr, mit welchem ich in Bergen wieder zusammengetroffen war, und ich. Das Hotel war ein gemüthliches norwegisches Holzhaus, nur etwas erweitert, ein kleiner Saal unten offenbar nach Anweisungen englischer Gäste zum Speisezimmer eingerichtet. Da saßen denn auch richtig schon ein paar Engländer und Engländerinnen, von Vosspegjerne d. i. Vossbanger Mädchen in Landestracht höchst ehrfurchtsvoll bedient. Als Tydster und wegen weniger umfangreichen Gepäcks standen wir anfänglich einen Grad tiefer



Stolljäre.

im Respect, der aber sofort wuchs, als wir flott englisch, deutsch und dänisch durcheinander discuirten.

Der folgende Tag gehörte zu den epochemachenden meines Lebens. In Island hatte ich wider Erwarten noch reiten gelernt, in Norwegen sollte ich endlich auch noch kutschiren lernen. Den alten Postwagen, wie er vor der Eisenbahnperiode hoch, breit und lang, gelb lackirt mit schwarzen Streifen, majestätisch gleich einem dreimastigen Kauffahrteischiff, hin durch die ganze Schweiz und über alle ihre Alpenpässe fuhr — dieses grandiose Beförderungsinstitut hat Norwegen nie gekannt. Es hätte keinen der halzbrechenden Alpenwege Scandinaviens passiren können. Es hätte sich zwischen den zahllosen Engpässen eingeklemmt oder wäre in irgend ein Band gerollt. Des Norwegers Fahrzeug war von ehemals die Kariole, eine einsitzige Ruckschale zwischen zwei hohen leichten Rädern, und die Stolljäre, auch Skyds

(Schüß) genannt, die einfachste Construction eines zweifüßigen Wägelchens, ebenfalls zwischen zwei hohen leichten Rädern, kaum Raum bietend für das dürftigste Gepäc, ohne Dach, höchstens mit einem Sprigleder versehen, aber dafür so leicht und fest, daß man darin die steilsten Höhen hinauf- und hinunterrasen kann. Für den Kutscher gibt es keinen Sitz, weil es keinen Kutscher gibt. Anstatt eines solchen erhält man an der Stydässtation einen „Gut“ — d. h. gewöhnlich einen Jungen von 8—18 Jahren, der hinten auf einem für ihn bestimmten schmalen Tritt steht und sich an der Rampe der Sitzplätze festhält, oder auch wohl sich hinten aufs Gepäc setzt. Die Zügel gibt er einem der Passagiere und übernimmt sie nur, wenn dieser es verlangt. Sonst hat er weiter nichts zu thun, als den Wagen von der nächsten Station zurückzubringen, das Fahrgeld einzuziehen, nöthigenfalls für den Schutz der Pferde einzutreten, und die Heden auf- und zuzumachen, welche auf den Lokalwegen öfter die Fahrt hemmen. Das sind die Rechte und Pflichten eines norwegischen „Gut“, welches Wort einfach Knabe, Junge, Bub bedeutet. Ich werde über dieses Wesen noch mehrfach zu berichten haben. Denn keiner unserer Rechtslehrer, Socialtheoretiker und Wirtschaftspolitiker hat ihm bis jetzt die hohe Stelle angewiesen, die ihm gebührt.

Der erste „Gut“, den wir erhielten, war leider kein „Gut“, wie er eigentlich wesentlich zur Romantik des Reisens in Norwegen gehört, sondern ein erwachsener Mann zwischen den Dreißig und Vierzig. Doch nahm er mit dem Plaze eines „Gut“ vorlieb und stellte keine höheren Forderungen, als der jüngste Springinsfeld von einem wirklichen jungen Gut gestellt haben würde. Er übergab mir sofort Zügel und Peitsche und stellte mir damit die Souveränität über seinen „Hest“ zu. „Hest“ ist die neuere dänisch-norwegische Form für das altnordische „hestur“ und dieses eine Contraction des Wortes hengist, d. i. Hengst, bedeutet aber heute unterschiedslos jedes Pferd, Hengst und Stute, alt und jung, schön und häßlich.

Der norwegische Hest ist, wie der isländische Pony, ein durchaus providentielles Geschöpf, ein ganz auserlesenes köstliches Geschenk, das der gütige Schöpfer dem auf unermesslich weitem Raum zerstreuten Bergvolf gemacht hat. Er ist bedeutend kleiner als die gewöhnlichen Durchschnittsrassen, zwischen dem isländischen Pony und einem ordentlichen Mecklenburger so etwa in der Mitte, flink, gewandt, klug, lebhaft wie die „lieben Thiere“ auf Island, stark, ausdauernd, bedächtigt wie ein wohlgeschulter norddeutscher Karrengaul. An eisbetrusteten Gletscherabhängen schreitet er ebenso sicher empor, als an schwindelnder Felsenhöhe oder sturmgepeitschtem Meeresstrand. Er stellt die geringsten Forderungen an Pflege und leistet die größten Dienste mit beharrlicher Geduld. Ohne ein solches Thier hätten die skandinavischen Könige weder von Throndhjem oder Vik aus die ganze Halbinsel regieren, noch die zahllosen Schlachten schlagen können; ohne ein solches Thier wäre das Innere von Norwegen noch heute kaum zu durchreisen. Es verdiente

eine ebenso glänzende Lobrede, als sie Buffon den Eseln des Orients gewidmet hat. Es hat nicht, wie Buffon vom Esel sagt, sein einstiges aristokratisches Pferde-Standesbewußtsein verloren; es ist noch ganz Pferd, nur vereinigt es mit den edeln Eigenschaften des Renners zugleich die Genügsamkeit und Geduld, welche das orientalische Lastthier auszeichnen. Wie zu dem nordischen Vicing ebenso Schwert als Ruder gehören, so rechnet zu seiner Ausstattung nicht bloß das nordische Drachenschiff, sondern auch der nordische Hest. Beide begleiten ihn auf den alten Bildern und Sculpturen, wie in Sage und Dichtung. Im modernen Kulturleben ist an die Stelle der Seedrahen theilweise das Dampfschiff getreten, aber der Hest ist noch immer unentbehrlich geblieben und wird wohl noch jahrhundertlang unentbehrlich bleiben.

Mit wahren Hochgefühl ergriff ich — zum erstenmal in meinem Leben — die Zügel. Wie wagt man es eigentlich, hochgelehrt über alle Kulturperioden der Menschheit zu Gerichte zu sitzen, wenn man nicht einmal im Stande ist, wie die Menschen der Stein- und Eisenzeit das allgewöhnlichste Fuhrwerk zu lenken? Wie ganz anders dachte ich jetzt über Achilles und Diomedes, römische Triumphatoren und olympische Spiele! *Metaque feravidis evitata rotis!* Es war mir fast zu Muthe wie dem jungen Phaeton, als ihm der alte Phöbus die Sonnenroße anvertraute, und P. v. Geyr konnte nicht umhin, mich ähnlich wie der würdige Sonnengott zu mahnen:

Schone den Stachel, o Sohn, und kräftiger brauche die Zügel.
Selbst ja eilen sie schon. Müß' ist's, ihr Streben zu hemmen.
Auch nicht wähle die Bahn durch die fünf grablaufenden Bogen.
Schräg hin zieht sich ein Pfad in weit abbiegender Krümmung,
Der, mit der Grenze begnügt von dreien der Zonen, vermeidet
So den südlichen Pol wie am nördlichen Himmel den Vären:
Dort einschlage den Weg. Du erkennst noch deutliche Gleise.
Und daß Himmel und Erd' empfah'n gleichmäßige Wärme,
Senke du nicht, noch treib' in die Höhe des Aethers den Wagen.
Gehst du hinauf zu hoch, so verbrennst du die himmlischen Häuser;
Gehst du zu tief, die Erd': am sichersten hältst du die Mitte.
Doch auch nicht rechtsab zur gewundenen Schlange dich niste,
Noch dich führe das Rad linksab zum gesenkten Altare.
Halte dazwischen die Bahn. Des weitem walte Fortuna!
Möge sie besser als du Aht haben und helfen: ich wünsch' es.

Die Mahnung war nicht vergeblich. Der neue Phaeton hielt sich an die kleine Fahrstraße, welche von Vossedangen nach Eide am Hardangerfjord führt, wich den entgegenkommenden Fuhrwerken schon längst aus, ehe es nöthig war, und hütete sich mit peinlicher Vorsicht vor allen Gräben. Lieblich lag Vossedangen in seinem grünen Thale, an dem stillen See. Die Gegend ist fruchtbar und gut bebaut. Die umliegenden Höhen waren leicht von frischem Schnee bestreut, der sich aber schon im Laufe des Vormittags

wieder allgemach verflüchtigte. Die Straße stieg langsam bis zu Höhen, die, etwa 200 m über dem Meere, die Wasserscheide zwischen dem Osterfjord und dem Hardanger bilden. Wir kamen durch einige artige Waldpartien; dann rückte der Weg an den Vosse-Elf, der ein paar alte, malerische Mühlen trieb. Weiter oben wurde die Gegend einförmiger — ein paar Sumpfsseen breiteten sich zwischen Heide und Wald aus. Mein Freund und der alte Gut waren abgestiegen. Phaeton konnte sich nun auf die väterlichen Ermahnungen die kleine Bosheit nicht ersparen, als die Passhöhe nahe war, eine Probe seiner Fahrkunst abzulegen. Er eiferte plötzlich den Hest etwas



Frauentrachten im Hardanger.

an, und dieser schien selbst Lust zu bekommen, einmal einen ordentlichen Trott anzuschlagen. Hurrah, huffah! flog plötzlich die Kjarre nach der andern Seite der Hügel, bis die Gefährten laut Halt! schrieen. Bald war indes ein anderes Experiment zu bestehen. Nach der Südseite fällt der Hügel nämlich plötzlich sehr steil ab nach einer tiefen Schlucht, die von Osten und Westen ebenfalls von schroffen Felswänden eingeschlossen ist. In vielen Zickzackwindungen zieht sich die Straße hinab. Zur Linken rauscht der Stärvesof (Fos = Wasserfall) in gedoppeltem Strom die ganze Höhe hinunter. Eine Brücke überspannt ihn, wo die beiden Wassermassen sich

treffen. Weiter links tost der wasserreiche Storfefoß mitten zwischen Wald fast in eben derselben Höhe, aber in einem fast senkrechten Sturz. Unten, wo die beiden Bergbäche ihr Wasser mischen, ein stilles Thal mit reichstem Busch — Eschen, Birken, Buchen und dunkle Tannen — kleine Höfe dazwischen. Wir hielten an der Brücke, dann wieder weiter unten. Die Scenerie ist prachtvoll, wenn sie auch von hundert anderen ähnlichen in Norwegen erreicht oder übertroffen wird. Da hinab machte ich meine erste Skyds-Probefahrt. Nachdem sich die Schlucht hinter uns geschlossen hatte, die Wasserfälle aber noch vernehmlich in der Ferne summten, öffnete sich



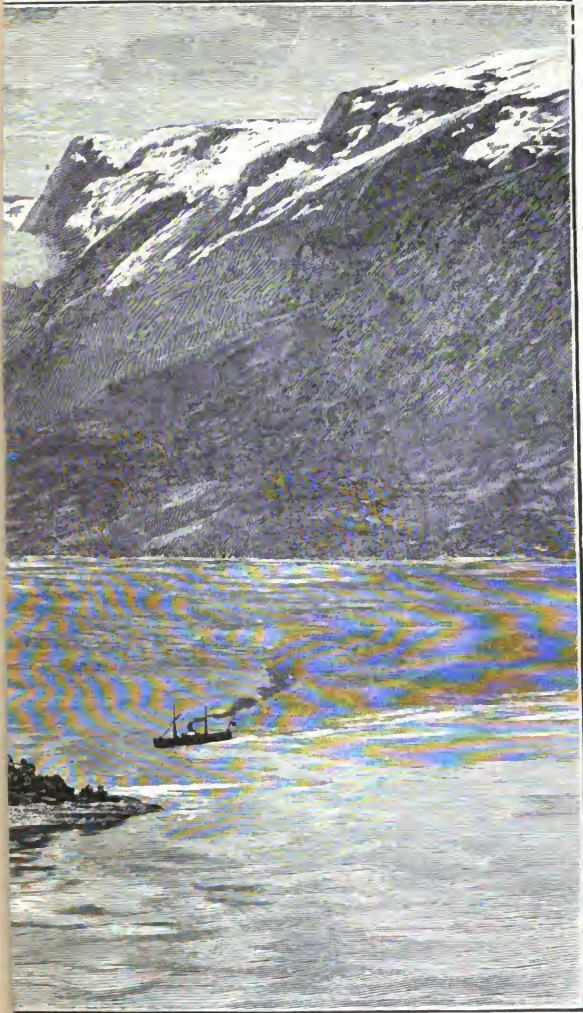
Frauentracht im Hardanger.

ein neues, weiteres Thal mit dem See „Grabensvand“, der mich in etwa an den Lowerzer See erinnerte. Die Straße ging jetzt hart am See entlang. Jenseits dehnte sich der breite und hohe Raesheimshorgen. In der Schweiz möchte die Landschaft Bewunderer finden. Hier verschwindet sie unter hundert ähnlichen Seelandschaften. Fischerhütten am Strande, mit Netzen, Reusen und anderen Geräthschaften aufs beste ausgestattet, gemahnten, daß der See reich an guten Fischen sein muß. Nachdem wir die freundliche Ortschaft Graben passirt hatten, mit welcher der See seinen Namen theilt, verengte sich das Thal wieder und zwar allmählich zur schmalen

Schlucht. Diese mündet bei Eide in einen Seitenfjord des Hardanger. Um 7 Uhr waren wir in Vossevangen abgefahren, um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr befanden wir uns schon in einem der sogen. Hotels von Eide, um das Dampfschiff abzuwarten, das uns weiterbringen sollte. Die Kellnerinnen in diesem Hotel trugen eine Art älterer Tracht, aber halb modern zugeschnitten — weiße, gefältelte Vorhemdchen mit Puffärmeln, roth und schwarz gestreifte Mieder mit Silberschmuck und schwarze Röcke. Die Frauen im Dorf dagegen waren ziemlich alltäglich und ärmlich gekleidet. Die Hotels sind noch neu, mit modernem Comfort ausgestattet, offenbar die Frucht des noch in der Entwicklung begriffenen Tourismus. Während dieser in der Schweiz schon völlig ausgebildet, seine großen Mittelpunkte mit ungeheuern Gasthöfen und allem nur erdenklichen Luxus besitzt, hat er sich in Norwegen weit mehr auf eine Menge kleiner Punkte zerplittert, die Gasthäuser sind klein, meist mit etwas patriarchalischem Anflug aus früherer Zeit, noch bedeutend einfacher, wohlfeiler und gemüthlicher. Nicht selten ist noch die ältere Anlage eines größern Bauernhofes erkennbar, der aber nach allen Seiten erweitert worden und vor allem Veranden und Balkone erhalten hat, alles von Holz, im Stil der Schweizerhäuschen.

Die Lage von Eide ist sehr romantisch. Ueber 70 km von der eigentlichen Küste weg hat sich hier das Meer — der leibhaftige Atlantische Ocean — in einer engen Felschlucht gefangen. Die Ufer fallen in beträchtlicher Höhe senkrecht oder wenigstens sehr steil ab. Leppiges Grün schmückt jeden Felsvorsprung, wie die waldigen Berge im Hintergrunde. Wir brauchten nicht lange zu warten, da erschien das Dampfboot „Gordaland“, etwa von der Größe der Dampfboote auf dem Züricher See, und nahm uns mit hinaus in den Fjord. In einem halben Stündchen waren wir schon aus dem engen Seitenfjord und erreichten ungefähr die Mitte des Hauptfjordes, wo derselbe seine Arme kreuzförmig nach Nord und Süd, Ost und West rekt. Er mag hier die Breite des Vierwaldstätter Sees haben, an welchen einigermassen die ganze Scenerie erinnert.

Was der Pilatus, die Unterwaldner und Urner Alpen für diesen herrlichsten der Schweizerseen, das ist für den Hardanger der Folgefond, ein Schnee- und Eisfeld, das sich in einer Höhe von 1000—1500 m über dem Meere in einer Länge von etwa 6 Meilen bei etwa 2 Meilen Breite ziemlich parallel zur Westküste, also von Süd nach Nord, in den Hardanger hineinreckt. Südlich umströmt ihn der Aakrefjord, westlich, nördlich und östlich lerbt sich der Hardangerfjord in seine Abhänge hinein. Nur südöstlich hängt diese gewaltige Gletscherhalbinsel durch eine Landenge mit dem übrigen Norwegen zusammen. Hiermit ist schon eine Grundverschiedenheit der Schweizerlandschaft und der norwegischen gegeben. Dort ruhen die Seen wie friedliche Kinder im Schoße der riesigen Berge, die sie weit überragen; hier steht Berg und Gletscher hart am Meer, sich gegenseitig gewachsen, ja



das Meer ist gewaltiger; von allen Seiten umgürtet, zerklüftet, zerrißt es die majestätischen Schneeefilde und spannt sich aus den Klüften ihrer Gehänge hinaus ins Unermeßliche. Der Folgefond hat keine so romantisch charakteristischen Berggestalten aufzuweisen, wie das Finsteraarhorn, die Jungfrau, der Mönch im Berner Oberland; aber einer eigenartigen Großartigkeit entbehrt er deshalb nicht. Er gemahnte mich an den Långjökull auf Island, wie ich ihn in der Nähe des großen Geysir gesehen — er ist wie dieser eine gewaltige Schnee- und Eisburg, ein rechter Palaß nordischer Götter und Frostriesen. Während indes auf Island die gigantischen Schnee- und Eismassen nur von dunkeln Felsriesen und Felsenmauern umfangen sind, umgibt hier Wald und Busch den ganzen Meeresstrand, steigt über Klippen, Felsen und Berge bis hinauf an den Rand des ewigen Eises und umkränzt sie mit einer Fülle von Leben. Wald drängen sich völlig walbige Berge — ähnlich wie das Buchser Horn am Vierwaldstätter See — vor den Eispalast der Thyrren, bald gewinnt der Fels die Oberhand und thürmt phantastische Kastele ins Meer hinein, bald betten sich liebliche Thäler und Wiesen bis hinauf an die Felsenzinnen, bald hängt ein Seitengletscher drohend von oben nach dem Fjord hinab, als wolle er Fels, Wald, Thal und Meer in ewigem Eise begraben.

Von den Bergen, die unmittelbar nördlich den Fjord begrenzen, erreicht keiner die Höhe des Folgefond; jene, die sich östlich ihm gegenüber erheben, steigen zwar zum Theil bis zu derselben Höhe auf, die Jökullen am Westende des Fjords sogar bis zu 1697 m, haben aber keine so ausgedehnten Schneefelder. Nach allen Seiten sind auch diese Bergreviere von größeren und kleineren Thälern durchschnitten. Meist sammeln sich die Wasser schon hoch oben in kleinen Seen, dann wieder unten in größeren, bis ein Bach oder Elf sie endlich dem Fjorde zuführt. Viele dieser Bäche stürzen sich an den verschiedensten Punkten ihres Laufes über steile Felswände hinunter, so daß kaum ein anderes Land Europa's so viele und herrliche Wasserfälle besitzt, wie Norwegen. Sie alle zu beschreiben würde ebenso ermüdend sein, als es eine Lust und Freude ist, sie in ihrer reichen Mannigfaltigkeit zu schauen. Sie bringen Leben und Bewegung in die großartige, aber todte Felscenerie. Ihr gewaltiges Rauschen ist oft die einzige Musik, die man stunden- und tagelang zu hören bekommt. Denn der Norweger singt nicht viel und jodelt noch weniger; das Alphorn ist unbekannt, und die Glocken der weit auseinanderliegenden Kirchen lassen sich meist nur Sonntags hören. Der Anblick dieser schäumenden Wassermassen, wie sie in übermüthiger Jugendkraft bald senkrechte Felswände, bald zerriffene Klüfte, bald ganze Berge heruntertosen, den dunkeln Felsen mit blitzendem Schaum kleiden, den grünenden Wald mit Nebelwolken umspielen und von Klippe zu Klippe Regenbogen spannen, — das ist gerade in dieser wilden Natureinsamkeit ein wunderbar erhebendes Schauspiel.

Zu den besuchteren Fällen im Hardanger zählt der Espelandsfoß, der Starsfoß und der Lotefoß, alle nahe beisammen an der Ostseite des Folgefond. Ungleich großartiger ist der Ringedals- oder Skjægdalsfoß, unweit Odde an dem Ostufer des Sörfjords, dessen Wasser, von mehreren Felsensriffen getheilt, sich von einer Höhe von 160 m in den kleinen Ringedals-See stürzen. Der berühmteste Wasserfall im Hardanger aber ist der Vöringsfoß, einige Stunden vom Ostende des Hauptfjordes entfernt. Der Fluß Björcia wirft hier seine Fluten 144 m senkrecht in eine Schlucht hinab, die von drei fast lothrechten Felswänden eingeschlossen ist. Aus dem Sturze wallt beständig eine dichte Staubwolke empor und gewährt im Sonnenstrahl die herrlichsten Farbenercheinungen. Noch unter dem Falle tost der Fluß mit betäubendem Rauschen zwischen den ihn einklemmenden Felstrümmern und Felswänden einher, bis er endlich den Alpsee Mabövand erreicht. Underthals Stunden weiter unten ergießt er sich in das größere Diffsjordsvand und bald darauf in den Fjord. Schon die Wanderung hin und zurück bietet die großartigsten Naturscenerien, wie man sie nur im Hochgebirge trifft. Nicht weniger großartig ist die nächste Umgebung des Folgefond mit seinen Seitengletschern. Da hat die Phantasie des Volkes denn auch manche Sagen von Zwergen und Kobolden, Berggeistern und Meerfrauen hinversezt. Unten am Fuße des Gletschers soll auch der heilige König Olaf den finsternen heidnischen Naturmächten mit seinem Gebete den Bau der ersten Kirche abgerungen haben. Welhaven, der feinsinnige norwegische Kunstdichter, hat dieser schönen Legende die folgende Fassung gegeben, die ich in ihrem etwas künstlichen Maß zu verdeutschen suchen will.

An dem Fjord mit seinem Heer Sanct Olaf stand,
 Und die Pfingstzeit war erschienen.
 Laub und Blüenzier zum reichsten Kranz sich wand
 Tief am Fuß der Eislawinen.
 Olafs Drachenschiff sich spiegelte am Strand,
 Mit dem Kreuz der Bischof stand auf weißem Sand;
 Ritter, stolz und lähn,
 Lagen auf den Knie'n,
 Um dem Herrn des Lichts zu dienen.

Sonnenhell des heil'gen Königs Antlitz glänzt,
 Herrlich schmückt sein Haupt die Krone,
 Und den reichgestickten Königsmantel kränzt
 Eine bunte Blumenzone.
 Hier will er in kurzgemess'ner Frist
 Eine Kirche weih'n dem Herren Jesus Christ.
 Daß von heute an
 Weiche Götzenwahn,
 Und das Kreuz am Strande throne.



Der Skjæggdalsfoss.

ARMILLO
YTEROVINU
YVARELI

„En Vise om Hellig Olaf.“ — Ein Lied vom hl. Olaf.

Als das große Werk geheiligt mit Gebet,
Tapfer nun ein jeder mauert. —
Doch den Berg ein mächt'ger Donnerhall umweht:
Das Geschlecht der Zwerge trauert.
Hoch vom Gipfel stürzt Gestein und Schutt und Sand,
Stämme, Wurzelriesen von der Felsenwand.
Wehrlos solchem Spott
Scheint Sanct Olafs Gott,
Und entsetzt die Menge schauert.

Doch kein breites Schwert der heil'ge König faßt,
Rüht des Griffes Kreuzesarme,
Streckt ihn zu des Zwerggeschlechtes Felspalast,
Kreuzt die Brust, die lebenswarme. — —
Sieh! da hält des Sturzes wildes Tosen ein,
Still zur Mauer wälzt sich Stein an Stein;
Zum Gebälke schmiegt,
Fest und glatt gefügt,
Stamm um Stamm sich aus dem Schwarme.

Jorn und Gram erfasst der ems'gen Zwerge Heer,
Berg und Thal hallt laut von Klage.
Eine ganze Felsenklippe, zentnerschwer,
Stürzen sie mit einem Schläge.
Doch Sanct Olaf fröhlich scherzend spricht: „Fürwahr
Gute Zwerge, bringt ihr uns noch den Altar?“
Und der Felsblock senkt,
Wie von Kunst gelenkt,
In das Chor sich, nach der Wage.

Schnell mit Schiefer war der Kirche Bau geschüßt,
Auf das Pfingstfest ward's vollendet.
Vom Altare Scharlach mit Juwelen blüht,
Goldner Schmud die Augen blendet.
Betend steht der Bischof da, das Haupt geneigt,
Opfernd mit den Rittern sich der König beugt.
Brod und edeln Wein,
Gold und Edelstein
Olaf selbst in Demuth spendet.

Dort am Fjord die Kirche stand manch hundert Jahr,
Bis sie fiel der Zeit zum Raube.
Doch zu Olafs Ruhm steht heut noch der Altar
Unter frischem Birkenlaube.
Moos umkleidet Tisch und Wand und Säulentnauf,
Und der Apfelbaum streut weiße Blüten drauf.
Aus dem Busch hervor
Dringt der Vögelchor
Wie ein Pfingstpsalm überm Staube.

Manchen Sommerabend, wenn am dunkeln Fjord
 Schon der Thau perlt in den Zweigen,
 Sanct Olafs Altar als treuer Liebe Hort
 Strahlet sanft in mildem Schweigen;
 Vor Sanct Olafs Gott der auserfahren Braut
 Ring und Herz der Sohn des Thales anvertraut.

Knieend seh'n sie dort:
 Himmelssegnswort
 Mög' sich ihrem Wunsche neigen.

König Olafs freudreicher Heldenruhm
 Kann drum nimmer geh'n zu Grunde.
 Ein Geschlecht ums andre sucht sein Heiligthum,
 Singt sein Lob mit frischem Munde.
 Roth, wie Herzblut, glänzt des Königs Ehrenschild
 Auf der Berge felsumkröntem Schneegebild.

Süß wie Vogelsang
 Tönt den Fjord entlang
 Jeden Sommer seine Kunde.

Leider konnte mir niemand die Stelle zeigen, wo dieser wunderbare Kirchenbau stattgefunden haben soll. Der Hardanger hat eben keine alt-ehrwürdigen Kirchen oder Schlachtkapellen wie die Schweiz, keine stolzen Burgen wie der Rhein, keine gewaltigen Felskastele und Klostersruinen wie das schottische Hochland. Nur dunkel wie Sagengefalten leben die alten Könige Norwegens in der Volkserinnerung weiter. Kein altersgrauer Thurm erzählt von den Thaten und Abenteuern ihrer Ritter. Von den alten Heiligen ist nur Sanct Olaf noch einigermaßen volkstümlich geblieben. In dem Alpenglühen des Folgefond glaubte der Dichter den Schild des Königs — roth wie Herzblut — zu schauen; aber eine eigentliche Verehrung genießt der Heilige nicht mehr. Nur wie ein poetischer Traum verklärt das Große und Wunderbare einer frühern Zeit noch das schlichte Natur- und Volksleben. Die Pracht des frühern Gottesdienstes, seine Feste, Wallfahrten und Gebräuche verlor das Volk schon in den Zeiten der Glaubensstrennung. Nachdem der Sitz des Königthums außer Landes gerathen, erst nach Kopenhagen, dann nach Stockholm, erlahmte auch die Fühlung zwischen Fürst und Volk, und nur selten gelangte ein Strahl von königlicher Pracht in die entlegene Küstenprovinz. Das Volk war auf sich selbst angewiesen, auf sein einfaches Familienleben, auf sein Gewerbe zu Land und zu Meer — und auf die schöne Gottesnatur, deren es im Sommer genoß, während der lange Winter mehr oder weniger jeden an sein Gehöfte bannte. Zum Fest der Feste ward die Hochzeit — das wichtigste Ereigniß für Familie und Gemeinde. Da die Höfe meist beträchtlich auseinanderliegen, der Bräutigam seine Braut oft am jenseitigen Gestade seines Heimatsfjords holte, so fanden die Brautzüge meist zu Schiff statt. Freunde und Geleite folgten in festlich geschmücktem Nachen — alle aufgepußt in des Landes schöner, alter Tracht.

Norwegischer Brautschmuck.

Die Braut vor allem gleich einer Königin. Eine stattliche Krone schmückte ihr Haupt. Reiche Zier von silbernen Ketten, Ringen und Gehängen blühte von dem in lebhaften Farben gemusterten Nieder. Alle Schätze der Familientruhe, das Erbe vieler Generationen, traten da fröhlich zur Schau. Malerischer



Schmückung einer Braut.

konnte sich eine Hochzeit kaum gestalten, als so zu Schiff auf dem überherrlichen Fjorde. Viele Künstler haben darum diesen Stoff verherrlicht, wohl am schönsten Tidemann. Auf sein Bild bezieht sich A. Munchs Gedicht: „Brautfahrt auf dem Hardangerfjord“:

„Brautfahrt auf dem Hardangerfjord.“

Hin durch den Hardanger weht Sommerlust,
Vom sächelnden Winde getragen,
Wo hoch zum Himmel in bläulichem Duft
Die mächtigen Berge ragen.
Die Gletscher blißen, es grünt der Wald,
Die Auen prangen in Festgestalt
Sieh! über die grünen Wellen
Des Brautzugs Rachen schnellen.

Gleich Königstöchtern aus alter Zeit,
In Gold und Scharlach prahlend,
Im Steffen sitzt die herrliche Maid,
Wie Meer und Himmel strahlend.
Glücklich den Hut der Bräutigam schwingt;
Den theuersten Schatz nach Hause er bringt,
Und träumt sich in liebendem Blicke
Ein ewig hochzeitlich Gescheide.

Es murmelt in lockender Töne Fall
Der Brautmarsch über die Wogen,
Von Fels zu Fels schallt Büchsenknall,
Kommt freudiges Echo geflogen.
Es scherzt mit den Mädchen die lustige Schaar,
Und der Schenk vergißt nicht des Amtes fürwahr!
Daß des Hauses Ruhm er genüge,
Füllt ohne Last er die Krüge.

So zieh' u sie dahin mit lustigem Spiel,
Hin über die blinkende Fläche,
Boot drängt sich an Boot zum fröhlichen Ziel,
Mit Jubel und Sang und Gezeche.
Blau dämmert der Wald, hell strahlet der Raum,
Und es duftet vom blühenden Apfelbaum,
Und es läutet das Kirchlein entgegen
Vom Strande Glückwunsch und Segen.

An solchen Kirchlein fehlt es im Hardanger nicht. Die alten eigenartigen Holzkirchen, welche dem Lande früher sein eigenes architektonisches Gepräge gaben, sind allerdings meist verschwunden. Ihre mit reichen Sculpturen verzierten Portale schmücken jetzt die Antiquitätensammlungen der nordischen Städte. Doch die neueren Stein- und Holzkirchen, welche an ihre Stelle getreten sind, werden gut gehalten und sehen von weitem recht freundlich aus. Sie haben in ihrer Anlage bisweilen noch Anklänge von der frühern Bauart, d. h. sie besitzen, wenn sie noch so klein sind, gewöhnlich doch ein Querschiff, eine Eingangshalle und hinter dem Chor noch einen kleinen Anbau als Sacristei, dazu ein kleines Thürmchen, entweder an der Eingangs-façade oder auf der Vierung von Haupt- und Querschiff. Fast immer tadellos geweißt, stehen sie zwischen den vorwiegend rothbraun angestrichenen Bauern-

höfen, dem Grün des Waldes und dem Grau der Felsen sehr lebhaft hervor und bezeichnen schon auf große Entfernung den Mittelpunkt einer neuen Gemeinde. Sonst würde man eine Trennung oft kaum gewahren, da die Höfe meist weit auseinanderliegen, nur selten am Strande sich zu kleineren oder größeren Gruppen verbinden. Die Bauernhöfe gehen mehr in die Breite als in die Höhe — sie umfassen meist mehrere, bis zu sechs und acht, kleine



Bäuerin aus der Umgebung von Bergen.

Gebäude. Die Besitzungen sind groß, immer sorgfältig eingefriedigt, wozu Holz und Steine im Ueberfluß vorhanden. Wie die Norweger durchweg kräftig, fleißig, ordnungsliebend, so sind die Norwegerinnen wackere und emsige Haushälterinnen, halten ihre Häuser und Hütten schön blank und fein und wissen ihre Stübchen so artig auszustatten, daß die Fenster mit ihren weißen Vorhängelchen und Blumen schon von weitem einen freundlichen

Eindruck machen. Auch sich selbst vernachlässigen sie keineswegs, und die alte Tracht steht den hübschen Landeskinderen so gut, daß man ihr allmähliches Verschwinden nur bedauern kann. Weniger schön sind die großen weißen Hauben, Skaut genannt, welche die verheirateten Frauen tragen — ungeheure Gebäude von gestreiftem Linnen mit wunderlichen Flügeln im Rococostil.

Was der Hardanger vor den anderen Fjorden voraus hat, dankt er wesentlich seiner südlichen Lage und dem guten Antheil von Wärme und Feuchtigkeit, die ihm der Golfstrom vom Westen her sichert. An seinen Ufern wachsen noch Äpfel, Birnen, Kirschen. Der Handel mit Kirschen nach Bergen reicht schon ins 17. Jahrhundert hinauf. Während am 13. August 1665 die große Seeschlacht bei Bergen zwischen den Holländern und Engländern geschlagen wurde, war ein Einwohner von Kinservik mit seinem Boot nach Bergen unterwegs, um dort Kirschen — „Kirsebaer“ — zu verkaufen. Dasselbe wird von einem gewissen Knut Isberg vom Jahre 1715 vermeldet. Um die meisten Ortschaften herum, selbst in der Nähe des Folgefond, sieht man schöne Gärten und Felder, die mit den prächtigsten Wiesen abwechseln. Das gibt der Landschaft einen vorwiegend lieblichen Charakter. Auch das Volk scheint im allgemeinen munterer und lebhafter zu sein, als in anderen Theilen Norwegens. Es wird mehr musicirt und getanzt. Verühmt ist insonderheit die sechsseitige Hardanger Violine (Hardangerfele). Ich hatte in Bergen Gelegenheit, ein ganzes Concert zu hören, das der Thelemärker Leif Sandsdalen auf diesem Instrumente gab. Das Programm lautete:

1. Grindeguten, som hørte det spille i Hougen (Halling).
2. Kvamshallingen, en Drem af Jon Kvammen.
3. Springdans Langedragen.
4. Springdans Sandsdalen.
5. Halling Mellarguten.

„Kivlemøierne“

(3 Afdelinger).

a. Kivlemøernes Springdans.

b. — Lokk.

c. — Forstening.

(Huldrestem Fele.)

Alle diese Namen bedeuten soviel als lustige Hopser, Walzer und andere Bauertänze, so munter und fidel, daß sie fast alle steifen Beine hätten in Schwung bringen können. Ich wunderte mich ordentlich, daß nicht, wie beim Klang der Zauberfiedel, alles in dem Saale sich zu drehen begann. Aber nicht einmal auf der ansehnlichen Bühne tanzte jemand. Die ländliche Scenerie war ganz umsonst da. Umsonst erwartete man, es möchten zwischen den Coulissen ein paar fröhliche Paare hervorkreiseln und uns eine Vorstellung von einem norwegischen Hochzeitstanz geben. Da saß nun der biedere Leif Sandsdalen, mit ernstem feierlichem VirtuosenGesicht, in allem

sonst ein richtiger Bauer, in Hemdärmeln, mit bunter Weste, kurzen Hosen, hellen Strümpfen und massiven Schuhen. Vor jedem Stücke räusperte er sich, als ob er uns einen Vortrag über Zukunftsmusik halten wollte, stimmte dann fünf Minuten lang an den sechs Saiten herum und brachte mich fast in Verzweiflung, bis endlich ein Tanz, noch lustiger als der vorige, in den Ohren herumkreiselte und mich mit dem wohlmeinenden Biedermann wieder verjohnte. Das zahlreiche Publikum schien an dieses rein musikalische Vergnügen schon ganz gewöhnt und beklatschte ein Stück um das andere mit rauschendem Applaus.

Im Hardanger selbst hatte ich zu meinem Bedauern nicht Gelegenheit, einer Hochzeit beizuwohnen und zu der lustigen Musik auch die malerische Seite des Festlebens zu sehen. Die Feste sind eben dünn gefäet. Gegen das Volksleben in der katholischen Schweiz, in Bayern, Tirol oder gar in Italien ist dasjenige in Norwegen ziemlich ernst, streng, mager. Die häufigen religiösen Feste in Italien und ihre Verbindung mit allen Arten von weltlicher Volksbelustigung fielen dem ernsten Historiker des norwegischen Volkes, P. A. Munch, sehr auf; er stieß sich anfänglich daran.

„Solche Feste,“ sagt er, „die mit Processionen anfangen und mit Tombola und Feuerwerkerei endigen, sind wenigstens in der Umgegend von Rom die eigentlichen Volksfeste, und gewöhnlich strömen auch von weither große Volksmassen an dem Platze zusammen, wo sie gehalten werden. Sie pflegen deshalb in Rom wie in den kleineren Städten gerne auf großen Plätzen angezeigt zu werden, welche ein hochanpreisendes Verzeichniß aller Vergnügungen enthalten, welche dabei zu haben sind. Diese Verzeichnisse bilden die naivste Mischung von Kirchlichem und Weltlichem. So mögen sie z. B. anzeigen: 9 Uhr: Schöne Regimentsmusik auf dem Markt. 10 Uhr: Procession, Messe und Kirchenmusik, ausgeführt von den besten Sängern. 2 Uhr: Pferderennen. 4 Uhr: Procession. 5 Uhr: Tombola. 7 Uhr: Volkskomödie. 10 Uhr: Feuerwerkerei. Das klingt ja für uns nahezu lächerlich, um nicht zu sagen, anstößig. Aber die Leute im Lande selbst betrachten die religiösen Ceremonien selbst mehr wie ein Spiel und eine Zerstreuung, als wie eine Erweckung und Erbauung; oder die religiöse Andacht im ganzen genommen steht bei ihnen nicht in einem so absoluten Gegensatz zur Lustigkeit und Freude, wie bei uns; das eine schließt nicht das andere aus, sondern sie sind vielmehr innerlich verbunden, und es ist die Frage, ob diese Anschauungsweise nicht ursprünglich gesund und richtig gewesen sein kann.“

Munch hätte diese Frage offenbar herzhaft bejahen dürfen. Aechte Frömmigkeit schließt Frohsinn und Heiterkeit nicht aus; ein gesundes christliches Volksleben steht mit harmlosen Volksbelustigungen in gar keinem Widerspruch. Wo die Kirche sich frei entwickeln konnte, hat sie ebenso sehr unschuldiger Erweiterung als den ernstesten Zielen des Lebens Rechnung getragen. Erst die Glaubensstrennung hat das religiöse und profane Leben der Völker

auseinandergerissen, jenem seine sichtbare Schönheit und Würde genommen, dieses dem heiligen Einfluß der Religion entzogen, und so Freude wie Ernst verkürzt. Das norwegische Volk hat dadurch viel, viel verloren, und die moderne Kultur, welche mit dem wachsenden Verkehr und mit dem Tourismus langsam in seine stillen Thäler einzieht, wird ihm keinen Ersatz für all die herrlichen, lebensfreudigen Erinnerungen seiner katholischen Vorzeit zu bieten vermögen.

Manche Reisende finden einzelne Partien am Hardanger, besonders die erwähnten Wasserfälle, den Buarbrae- und Bondehusgletscher am Folgefond, überaus entzückend, die längere Fahrt über den Fjord aber eintönig. Ich habe diesen Eindruck nicht empfangen; gerade die Rückfahrt über den ganzen Fjord setzte meinem Staunen und meiner Freude die Krone auf. Da erst richten sich alle die Einzelbilder zum lebendigen Kranze, da erst tritt das Meer in seine vollen Rechte ein und zaubert eine Abwechslung hervor, welche die schönsten Partien des Mälarsees und des gefeiertsten schottischen Lochs weit übertrifft.

Den innersten Theil des Fjordes, Eidfjord genannt, mag man mit einem größern Bergsee vergleichen. Waldige Felsrücken schließen ihn von drei Seiten ein und lassen ihn auch an der vierten begrenzt erscheinen. Im Osten zeigt sich gelegentlich ein Stück Firn des Hardanger Fjokull über dem Walde. Die Fläche ist grünlich, das Wasser kalt von den Gletscherbächen, die ihm zuströmen. Raum eine Stunde fährt man westlich, und gegen Norden zweigt sich der Osefjord ab, eng und wild, und von diesem wieder der noch schmalere Ulvifjord, ein reizendes Gartengefilde rechts und links, einer der lieblichsten Plätze im ganzen südlichen Norwegen. Auch hier blinkt von ferne Schnee und Eis in die Scenerie hinein, doch nur wie etwa am Züricher See, um das Bild des anmuthigsten Lebens durch den Contrast noch mehr zu heben. Einförmiger wäre die nun folgende Strecke des Eidfjordes, der sich in einem Bogen südwärts wendet. Aber durch diese Wendung erhält die bisherige Scenerie einen raschen Schluß. Man glaubt auf einen neuen, größern See zu kommen, der nach Süden, Südosten und Nordwesten Arme ausstreckt. Ferne bläuliche Berge deuten noch eine weitere Entwicklung an. Gen Süden zeigt sich der Folgefond. Zu ihm hin steuert immer mehr das Schiff, und vor uns öffnet sich nun der schönste Theil des ganzen Meerelabyrinthes — der Sörfjord, so lang wie etwa der Züricher See, doch viel romantischer, an seinem Eingang noch eine Stunde breit, dann aber sich verengend, wieder erweiternd und abermals verengend und so noch wiederholt, bis endlich die Felsmauern von beiden Seiten auf ein paar hundert Meter zusammenrücken. Draußen am Eingang des Fjords liegt jenes Kinservik, wo im Frühjahr die Kirschen blühen — drinnen am Ende der Bucht hängt das Eisfeld des Folgefond zwischen zerrissenem dunkeln Felsgellüst bis auf einige hundert Fuß zum Meer herab, während dazwischen Wasserfälle wie

Silberfäden von dem Gletscher weg bis zur Tiefe gleiten. Am Eingang schaut man fröhlich rundum in fünf verschiedene Seearme hinaus; im Innern glaubt man von den Felshöhen und Gletschern erdrückt zu werden; draußen strahlt der Sonnenglanz des Sommers noch im üppigsten Grün; drinnen droht der Winter, kaum aus dem Thal vertrieben, schon wieder von der Hochburg des ewigen Eises herab. Auch die dazwischen liegenden Bilder sind nicht minder reizend. Schroffe Felskegel, Rutz genannt, ragen oben wie dunkle Bastionen aus der Schneeberg hervor. Einmal über das andere springen steile Felsbänke gleich Coulissen von beiden Seiten in den Fjord vor und schaffen so dem düster majestätischen Hintergrund eine neue Scenerie. Hinter ihnen öffnen sich bald freundliche kleine Wiesenthäler, bald zerrissenes Gellüste, während das moosumkleidete Felsgestade, von lieblichen Baumgruppen und Gebüsch unterbrochen, einer Weihnachtskrippe gleicht. Hier öffnet sich plötzlich eine wilde Seitenschlucht, dort tobt ein Waldbach über die Felsen hernieder. Und wieder verengt und öffnet sich der Sund, und Alpenhütten schauen traulich aus einer Lichtung hoch oben hernieder, während unten ein weißes Kirchlein aus dichtem Birkengezwige hervorblüht. Wenn unten schon alles dunkelt, Fels und Wald gespenstisch ineinanderschießen, glüht oben am Firn noch die Sonne in blinkendem Weiß, dann goldig und glühend roth — und die Klippen und Bäume oben am Rande des Schneegebirges scheinen in Blut getaucht. Lange kämpft der wunderbare Schimmer mit der hereinbrechenden Nacht. Dann starren die wilden Riffe und Abhänge schwarz wie Berggespenster in den Himmel auf; unheimlich wie ein Grabtuch senkt sich das Schneegebirge dazwischen zu Thale. Der Fjord selbst, der bis dahin das ganze herrliche Bild in seinem ruhigen Spiegel verdoppelte, versinkt jetzt in Nacht und läßt nur noch die Spulgestalten dunklerer Schatten an dem Blick vorüberhuschen. Schon im Morgengrauen löst sich all der nächtliche Graus in die freundlichsten Bilder auf. Herrlich, wie ihr letzter Strahl, ist der erste Gruß der Sonne an Firn, Fels und Thal. Die leisesten Züge der Landschaft spiegeln sich verklärt in dem unbewegten See. Traulich liegt das kleine Dorf Odde in dem engen Felskessel, aus dem nirgends ein Ausweg winkt. Jetzt erst sieht man, wie die freundliche Pflanzenwelt vom Meeresgrund bis hinauf in die höchsten Bergesinnen sich siegreich Bahn bricht, alles umkränzt, alles belebt.

Der Sörfjord mit all diesen Scenen macht indes kaum ein Drittel des gesammten Hardanger aus. An seinem Eingang öffnet sich westwärts der Utnefjord, eine breitere Fläche mit milderem Uferstrand. Von da schlüpft das Dampfboot nordwärts in den Gravensfjord hinein, eine enge Felschlucht, nicht viel breiter als ein größerer Strom. Es führt kein Weg aus dieser Sackgasse hinaus, als der hinein geführt. Dann öffnet sich aber der Fjord zu zwei breiten stattlichen Seebecken, Indre Samlen und Yttre Samlen genannt, und nach kurzer Fahrt, am Fuße des Ljonæs Nas vorbei, zu dem

noch weitem Hissjord. Die Landschaft ist hier eine durchaus andere, frei, offen; nur von ferne schimmert der Folgefond in die Scene hinein. Beide Ufer sind buchtenreich, besonders nach Norden und Osten. Der Strand ist anmuthig, durch viele Ortschaften und Gehöfte belebt, zumal im Norreimsjund, aus dem man nicht bloß eine prächtige Aussicht auf den Folgefond genießt, sondern auch nach dem Innern des ganzen Fjordes hin, bis zu den Firnen des Hardanger Fökull. Im Silbekjord verengert sich die Wasserstraße wieder und tritt dem Gletscherfeld des Folgefond auf ein paar Meilen nahe. In Rosendal trifft man das einzige Schloß aus älterer Zeit, mit großem Park und Garten, einst der Sitz der dänisch-isländischen Familie von Rosenkrantz. Hier erreicht der Fjord den Insel- und Schärenürtel, welcher die Westküste umgibt, und die Scenerie wechselt von da ab, wie auf dem Mälarsee, fast jeden Augenblick. Bei Terö wird die Straße so schmal, daß kaum zwei Schiffe sie auf einmal durchfahren können. Man meint fast, zwischen den Felsmauern gefangen zu werden. Da erschließt sich plötzlich der weite Björnefjord. Links hat man die große Insel Iyßnaes, rechts das von vielen Buchten zerschnittene Hauptland, vor sich einen Schwarm kleinerer und größerer Felsküste, zwischen deren äußersten für kurze Zeit das offene Meer sich zeigt. Im Abendglanz eines schönen Sommertages war das ein bezauberndes Schauspiel, das unaufhörlich neuen Reiz bot. Ein Amerikaner, der eben von Christiania kam, versicherte, daß dieser Inselkranz bei weitem die Scenerie des Fjordes von Christiania übertreffe. Die Sonne näherte sich eben dem Meeresspiegel im Westen, als wir zwischen jene Inseln geriethen. Fluten von Gold glitzerten über den Sund dahin, während die Umrisse der Felsen mit ihrem leichten Vorkengeweig wie Traumgestalten eines Märchens an uns vorüberflogen. Dann glühten Meer, Inseln und Berge im Purpurstrahl des Sonnenuntergangs, zuletzt die Firnen des Folgefonds. Die zauberhafte Beleuchtung dauerte nicht so lange, wie ein paar Monate früher in der Bucht von Reikjavik. Doch dafür umgab uns allenthalben noch reges, fröhliches Leben. Schiffe kamen und gingen durch das Gewirre von Buchten, Inseln und Felsen — und als das Boot endlich rastete, da ragten die altersgrauen Thürme von Bergen aus einem Wald von Masten vor uns auf. Bergen gehört noch mit zu dem wunderherrlichen Fjord; es ist seine Hauptstadt, der Hardanger aber die Campagna dieses nordischen Neapels.

3. Der Sognefjord.

Was ein „Gut“ ist und sein soll, das habe ich bereits vermeldet. Als wir das zweite Mal von Bossevangan aufbrachen, um uns diesmal nördlich zu wenden, da erhielten wir denn auch einen richtigen „Gut“. Ein feder, frischer Junge war's von etwa 13 Jahren, nicht sonderlich groß, eher mager als voll, aber gesund und kräftig. Lars hieß er, d. i. Lorenz — ein sehr verbreiteter Name. Geschickt wie ein Alter schirrte er den Gaul in die Kjärre, band unser bißchen Gepäck fest, stellte sich auf das hohe, schmale Tritteisen hinten am Wägelchen, das fast eher einem Steigbügel als einem Trittbrett glich, übergab dem Herrn Baron das Leitseil, ein wirkliches Seil, nicht etwa ein ledernes, nebst einem Birkenreis, das die Stelle einer Peitsche vertreten sollte, und lustig ging es zum Dorf hinaus. Obwohl etwas ärmlich gekleidet, Wams und Hose mit verschiedentlichen Flecken übernäht, hatte der „Gut“ doch gar nichts Bettel- oder Bedientenhaftes an sich. Er hätte eine ganze Reichsverwaltung nicht mit einer ruhigern Grandezza an einen Statthalter übergeben können, als er die Leitung seiner Kjärre uns anvertraute. Da er von unserem deutschen Gerede nichts verstand, summt und pfiß er leis sein eigen Lied vor sich hin. Auf unsere Fragen war er kurz angebunden. Es war ihm nicht übel zu nehmen; denn auf die Dauer muß es langweilig sein, jeden Tag dieselbe Katechese zu hören: Wie heißt der Berg? und wie heißt jener Berg? und der Fluß? und der See? Zu erzählen hat so ein „Gut“ auch nicht viel. Bis zur Confirmation muß er während des Winters zur Schule und wird, wie alle jungen Weltbürger, mit Lesen, Schreiben und Rechnen geplagt. Dazu muß er seinen lutherischen Katechismus lernen, damit man ihn zur Zeit confirmiren kann. Ein übermäßig gespickter Schulsack von Theologie wird ihm dabei nicht aufgebunden, aber er lernt doch wenigstens die Grundwahrheiten des Christenthums kennen. Im Sommer gehört der „Gut“ den Eltern, muß helfen arbeiten, das Vieh besorgen, graben, jäten, fischen, fahren. Was der „Gut“ am frühesten und besten kennen lernt, das ist sein „Hest“. Damit wächst er auf. Sobald nur die Beine reichen, muß er hinauf aufs Pferd, erst vor dem Vater her, dann allein. Früh lernt er das Pferd füttern, schirren, leiten. Er bringt es zur Weide und Tränke. Er weiß

es auswendig, alle seine guten und schlechten Eigenschaften, Alter, Namen, Abkunft, Dienstfähigkeit, was es liebt und flieht, wann und wie es krank gewesen, wie man es curirt hat, was es gelostet, was es jetzt werth ist, was für Fahrten es gemacht, welche Wege es kennt, wovor es scheut, woran es gewöhnt ist. Der kluge „Hest“ kennt auch seinen „Gut“ ganz genau. Ein leiser Pfiff seines „Gut“, ein fast unmerklicher Schnalzer mit den Lippen gilt ihm mehr als ganze Reden von Unbekannten. Mit Luchsaugen beobachtet der „Gut“, wie der Fremde seinen „Hest“ behandelt. Wer ihn schont, der ist sein Freund; wer ihn übel behandelt, der ist sein Feind. Für sich selbst macht der „Gut“ keine hohen Anforderungen, aber der „Hest“ darf nicht überhebt werden, er muß von Zeit zu Zeit zu trinken bekommen, und müßte man dafür auch etwas vom Wege abbiegen. Sobald der Weg nur etwas steigt, springt der „Gut“ ab und geht zu Fuß, als ob das Pferd die Herrschaft und er nur ihr Diener wäre. Erst wenn der Weg wieder eben wird oder abwärts geht, springt der „Gut“ wieder auf, flint wie ein Eichhorn. Wenn der Weg viele Vallen hat, d. h. hügelab, hügelab geht, so gibt's einen wahren Tanz; husch! ist der „Gut“ vom Wagen und trippelt neben dem Pferde her; husch! ist er wieder oben und treibt mit einem Zeichen das Pferd an. Wer von beiden den Weg besser kennt, das ist schwer zu sagen. Sie leben und fahren en compagnie, nur eine Firma, ein Geschäft — als wären sie ganz füreinander geschaffen und machten zusammen nur ein Wesen aus.

Es war wieder eine köstliche Fahrt, in duftiger Morgenfrühe, erst durch das weite Thal von Vossevangen mit seinem lieblichen See, seinen traulichen Häuschen und der gemüthlichen Kirche, deren spitzer Thurmhelm seine Bretterbekleidung ohne Luxus von Schiefer, Ziegeln oder Schindeln wohlgenagelt in die Lüfte trägt. Aus dem stillen Dorf ist die gute alte Zeit noch nicht völlig hinweggeweht. In dem Hotel, wo wir frühstückten, war zwar allerlei moderner Comfort, auf dem Salontisch lag sogar ein Stereoskop mit Pariser Photographien, mit allerlei Scenen aus Paris und Lappland, worin die Lappinnen durchschnittlich besser bekleidet waren als die Pariserinnen. Aber in dem Privathaus, wo wir, wegen Ueberfüllung des Hotels, übernachtet hatten, fanden wir noch die einfachste, gemüthlichste Bürgerlichkeit — alles sauber und gut, ohne Modestirlesanz. An den Wänden hingen drei Bilder: das eine war ein Ecce-Homo-Bild, zwar ohne jeden Kunstwerth, aber doch ein Zeichen frommer, christlicher Gesinnung. Das zweite stellte einen Kirchgang im Hardanger dar, ein Stück religiösen Volkslebens mit den alten, malerischen Trachten. Das dritte Bild war ein Portrait, ein ernster, kräftiger Mannskopf, durch die breite Halsbinde und den hohen Rodfragen für die Augen unserer Zeit wenig empfohlen, aber mit der Unterschrift: Wilh. Frimann Koren Christie, geboren den 7. December 1778.

Ein norwegischer Patriot.

Modig en sindig, en Normann i Raad,
Sindig en modig, en Normann i Daad,
Stod han paa Thinget som engangs for Thronen,
Konge og folk gav ham Egelovskronen.

Muthig, besonnen, ein Normann in Rath,
Weise und muthig, ein Normann in That,
Stand er im Thing da, wie einst für den Thron,
Volk weihet ihm und König die Eichenlaubkron'.

Das war Christie, der Stiftsamtmann von Bergen, einer der Väter der heutigen Verfassung, einer der tüchtigsten Führer jener nationalen Bewegung, durch welche Norwegen, von Dänemark abgetrennt, in den freien



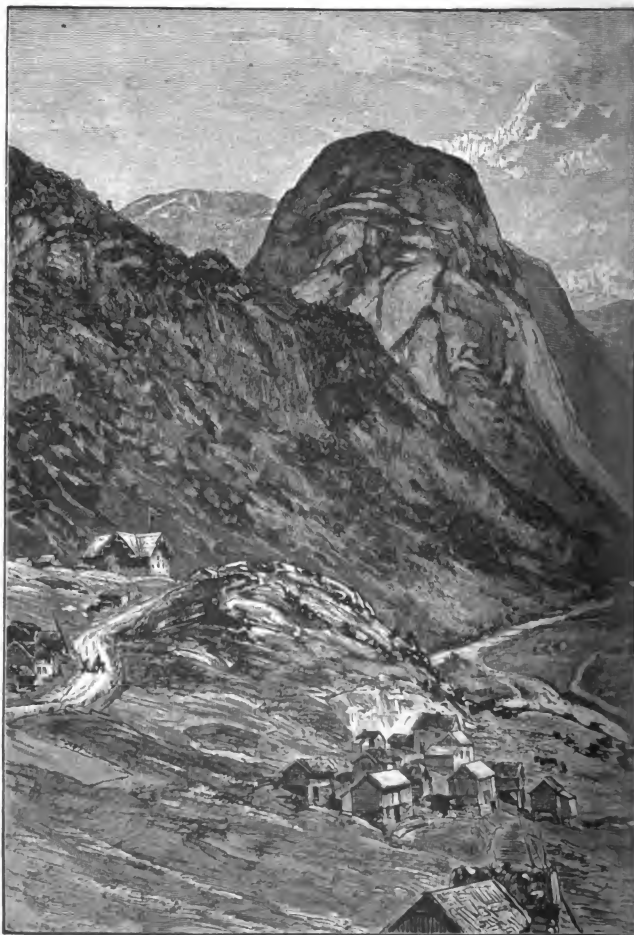
Vinje am Ophelmsvand. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

Verband mit Schweden trat und jenes Grundgesetz erhielt, auf dem seine neuere, selbständige Entwicklung beruht. Der wadere Patriot sah sehr vernünftig und bieder drein, ganz wie es der Spruchvers besagte, ein fast conservativer Typus und scharf abstechend gegen die Physiognomie so vieler moderner Volksbeglücker, deren Fortschritt man höchstens an dem sorgfältig gepflegten oder phantastisch zerzausten Vollbart absehen kann.

Doch wir haben Vossevangen unterdessen schon aus Sicht verloren. Der Vossestrandselv, dem wir folgen, führt uns an zwei kleinen Seen vorbei, welche er speist, dem Lundarvand und dem Lönevand. Dann verengt sich das Thal zwischen dem steil aufsteigenden Lönehorgen und dem noch höhern

Hondalsnut. See- und Flußlandschaft wechseln bis dahin aufs anmuthigste. Der Fluß ist zwischen den beiden Seen ziemlich breit, wegen der vielen Steine aber schäumt er tüchtig und sticht darum prächtig aus Wald und Busch hervor. Weiter oben verengt er sich zum brausenden Bergstrom und erfreut uns sogar mit einem schönen Wasserfall, indem er zwischen dunklen Felsen ungefähr 30 m in die Tiefe stürzt. Der Weg führt hart daran hinauf und dann auf einer Holzbrücke unmittelbar darüber. Nicht weit von diesem Fall — dem Asbretkefö — bildet ein Seitenfluß den bedeutendern Tvinde-
 fö, der, von Felsen in mehrere Arme getheilt, in einigen kurzen, schroffen Abjäten etwa 100 m herniedertost und zwischen freundlichem Birkengehölz einen sehr malerischen Anblick bietet. Von der Brücke bei Tvinde an war der Weg eine ansehnliche Strecke weit neu aufgebessert, eine ganz vortreffliche Bergstraße, die mich zu weiteren Kutschirübungen einlud. Mein Begleiter nahm davon Anlaß, sich etwas der Botanik zu widmen, d. h. die vielen Beerenarten zu versuchen, womit der Waldbrand wahrhaft verschwenderisch ausgestattet war: Tyttebeeren, Multebeeren, Blodbeeren und gewöhnliche Heidelbeeren. Erst in der Nähe von Vinje öffnete sich die romantische Schlucht wieder zum breiten Thale, das zum Theil ein freundlicher See füllt, das Opheimsvand. Zwischen einigen Höfen schaute hier ein weißes Kirchlein zum See hinab. Am andern Seeufer ragten hohe Berge auf, die ich anfänglich für leicht beschneit hielt; es ist aber bloß der weißlich-graue Labradorstein, der ihnen dieses Ansehen gibt. Die Wiesen rundum waren eben gemäht, das Heu zum Trocknen an Holzständern ausgehängt. Der „Gut“ sagte uns, daß wir hier 1½ Stunden bleiben müßten, damit der „Hest“ austrasten könnte. Es war schon gegen Mittag, und so verstand sich das übrige von selbst. Da Vinje aber in mehreren Reiseberichten als „dürftige Station“ angekreidet ist, so muß ich bemerken, daß wir godt kvartor daselbst gefunden haben. Der benachbarte See lieferte prächtige frische Lachsforellen, dazu bekamen wir guten Schafbraten, Kartoffeln, zwei Sorten Käse, kräftiges Bauernbrod und Bier aus Bergen. Vier junge Engländer trafen bald nach uns ein, hernach noch ein Engländer mit seiner Frau, die wir beide schon in Odde getroffen hatten. Sie schienen alle mit der „Dürftigkeit“ wohl zufrieden, „Gut“ und „Hest“ auch. Wir konnten prompt weiterfahren.

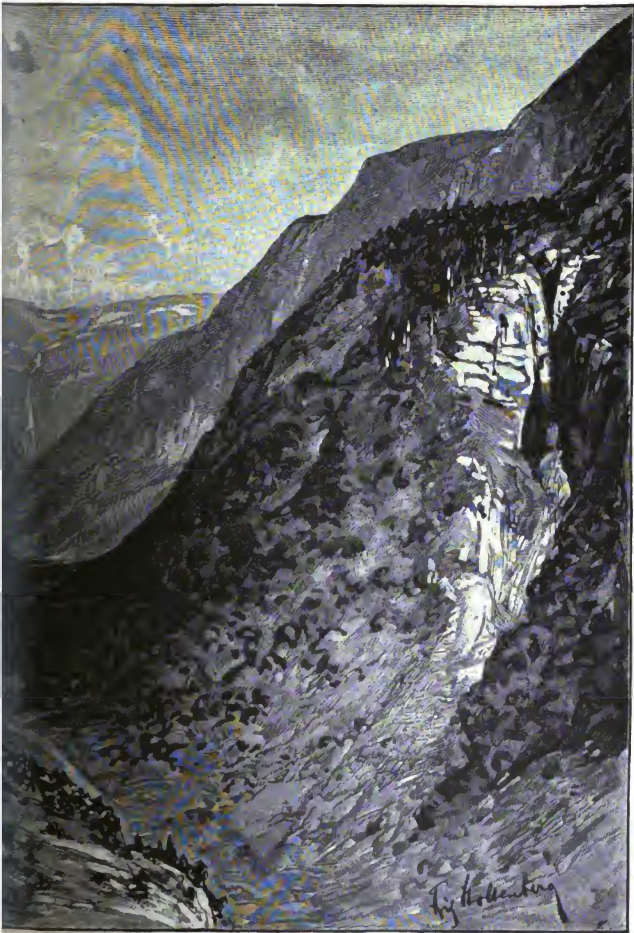
Der Weg führte uns erst eine Weile den See entlang, dessen ganze Landschaft dem lieblichsten Idyll gleicht; dann bog er sich westwärts in einen Wald und wand sich allmählich die Höhen hinan, welche die Wasserscheide zwischen dem Flußgebiete des Hardangerfjord und des Sognefjord bilden. Nur ganz zuletzt ist die Steigung eine etwas stärkere, der höchste Punkt der Straße 342 m über Meeresfläche. Die Landschaft wird indes schon in der Nähe zusehends wilder. Die Straße klimmt in Windungen einen steilen Abhang hinan. Alpen und Felsberge ragen nach allen Seiten dar-



Das Aarödal. (Von der Süd)

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

Su Seite 49.



by Holbein

(Stalheimskleven aus gesehen.)

ALBILLO
VIZCARRA
Y SABELL

über hinaus. Von der Paßhöhe aber eröffnet sich eine Aussicht, die zu den großartigsten von ganz Norwegen gezählt wird. Obwohl ich schon durch Beschreibungen darauf gespannt war, übertraf sie doch alle Erwartungen. Ich war ganz hingerissen vor Ueberraschung und Staunen. Der Paß fällt nämlich nach der andern Seite plötzlich ganz steil ab, und zu Füßen hat man das etwa 25 km lange Naerödal. Zu Füßen! Ja, da schlängelt sich wohl der Silberfaden eines Flusses zwischen Busch und wilden Felsstrümmern dahin — ein paar winzige Höfe lassen die Tiefe bemessen. Aber die Berge, deren steile Hänge sich unten am Fuß, einer hinter dem andern, einer wilder und titanenhafter als der andere, in scharfem Winkel schneiden, wachsen uns auch oben auf der Paßhöhe wie Riesen noch viele hundert Meter über den Kopf hinaus, drohend, über uns hereinzustürzen und das ganze Thal in ihrem Schutt zu begraben. Rechts und links von der Straße, die in 16 großen Windungen zum Thalgrund hinabsteigt, tosen zwei reiche und ebenso malerische Wasserfälle von ganz verschiedener Zeichnung die gewaltige Höhe herunter, der eine breit und massig, der andere um ein bedeutendes höher, leicht und durch Felsen in viele kleinere Cascaden getheilt, die unten in einen blendenden Staubwirbel sich auflösen. Ihr Dröhnen begleitet uns den ganzen Berg hinunter; an jeder Krümmung der Paßstraße wird bald der eine bald der andere sichtbar, immer deutlicher, voller, gewaltiger, bis man unten im Thal rückblickend sie beide als Seitencoulissen des steilen Passes erblickt und ihre stürmischen Fluten in dem Bette desselben Bergstromes vereinigt findet. Ich weiß nicht, wie oft ich ausstieg, um die herrlichen Wasserfälle zu genießen; zuletzt ging ich ganze Strecken zu Fuß und bereute fast, die Tour nicht einfach zu Fuß gemacht zu haben. Als Kunststraße macht der Stalheimsfleven (wie sie genannt wird; „Fleven“ bedeutet „die Felschlucht“) den norwegischen Ingenieuren alle Ehre, obgleich, wie ich höre, jetzt schon die Rede davon ist, eine neue anzulegen.

Noch das Werk des Menschen verschwindet hier vor der Großartigkeit des Landschaftsbildes. Es ist ein Gigantenstück. Drängte nicht an jedem nur etwas verwitterten Spalte sich Moos, Laub und Busch hervor, das Naerödal wäre ein wahres Höllenthal, ein Modell für Illustrationen zu Dante's Wanderungen. Ganz ohne Todeschreden ist es auch wirklich nicht. Im Winter und Frühjahr wird es gewöhnlich sowohl von Lawinen als Felsstürzen heimgesucht. Gewaltige Felsstrümmern geben von Zeit zu Zeit davon Kunde. Ganz nahe an der Brücke, auf der wir zuerst über den Ekv fuhren, war ein Stück der Straße eben erst von den Resten eines frischen Ur, d. i. Felssturzes, gesäubert. Eine Felsgestalt ist es besonders, die sich dem Gedächtniß unauslöschlich einprägt, — der Jordalsnut, ein fast ganz regelmäßiger Felsenkegel von Labradorstein, der zwischen den beiden hochgetürmten Bergesmauern des finstern Thales völlig frei bis zu einer Höhe von 1100 m emporstarrt, ein Koloz, der bald wie ein gefahrdrohendes,

riesiges Gespenst erscheint, bald, von der Sonne beleuchtet, einem wunderbaren Dome gleicht. Von unten schleicht zwar kümmerliches Wachsthum an ihm hinauf, aber die mittlere Höhe ist kahl, die fast regelmäßige Calotte seiner Kuppe ganz glatt gefegt, hellgrau, nahezu weiß. Nie ist mir ein anderer Berg so wunderseltzam vorgekommen. Obwohl wir ihn ein paar Stunden im Auge behielten, wurde ich nicht müde, ihn anzusehen. Wenn ich ihn zu skizziren versuchte, so kam immer nur ein steifer Klotz heraus; aber eben die steife Regelmäßigkeit seiner Form, gemildert durch die Schattierungen seines Colorits und die Vegetation am Fuße, machte zwischen dem wilden Wirrsal der übrigen Felsenzinnen einen überwältigenden Eindruck.

Die unheimliche Stimmung des ganzen Thales will ich durch ein Gedicht Welthavens wiederzugeben suchen, in seiner Art etwas künstlich, aber im Gefühl ebenso lebendig als wahr:

Im Naeröthal ist's eng und bang
Und wild und düster zu wandern,
Hoch starren die Berge ob tiefem Gang,
Es dräuet einer dem andern,
Und unten am Bach sind die Nächte lang.

Der Jordalsnut, das glatte Haupt,
Macht jeden Fels zum Zwerge;
Ein Thurm, darin ein Riese schnaubt,
Der beherrscht diese Berge
Und ruht auf dem Erze, das er geraubt.

Da ist es so öde, so todtensstill
Zwischen den Zinnen, den grauen;
Kein Vögelein hier singen will,
Kein Vögelein mag hier bauen;
Das Laub magt kaum zu kispeln schrill.

Wohl schläft der Riese im Berge gut;
Doch wer kann es wissen und sagen,
Wann er erwacht mit Horneswuth,
Sich für sein Reich zu schlagen
Und das Thal zu füllen mit Trümmern und Blut?

Wenn die Lawine zum Bachesgrund
Schleubert die donnernden Klippen,
Da zittern in allen Büschen rund
Der Elfen Herzen und Lippen,
Es möchte der Riese erwachen zur Stund'.

Ja, jede Elfe, die am Palast
Sich magt ihr Häuschen zu gründen,
Der winzigste Strauch, der Wurzel faßt
An der Berge dunkelnden Schländen,
Sie haben nicht Ruhe, sie haben nicht Raft.

Dem Wand'rer wird der Athem schwer,
 Wie von unendlichen Leiden;
 Wie Seufzer zittert es um ihn her,
 Beklemmend von allen Seiten — —
 Dies Grau'n, dies Bangen vergißt sich nicht mehr!

So ist es. Der Eindruck bleibt unbergeßlich. Die Trossachs im schottischen Hochland sind viel zu reich an Pflanzenleben, um so überwältigend zu wirken; Glencoe ist viel breiter als das Naerödal. Den Eindruck einer öden, unheimlichen Felswüsten besiegt jedoch bald jener einer großartigen, über jede Beschreibung erhabenen Natur. Riesen und Zwerge, Unholde und Elfen sind ja nur Spiele unserer Phantasie, um uns die gigantischen Gewalten der Natur und das stille Wirken ihrer unscheinbaren Kräfte zu vergegenwärtigen. Aber der mächtige Herr und Ordner all dieses Gewaltigen ist ja wirklich da in dieser großartigen Einsamkeit uns näher als im bunten Gewühl der Städte. Die zerstörenden Mächte sind in seiner Hand nur Werkzeuge neuen, schönern Gestaltens, die wilden Trümmerreste eines frühern Chaos nur Marksteine seines kühnen Schaffens, das all unser Forschen und Mühen weit übersiegt, Erinnerungszeichen seiner Macht, Weisheit und Liebe. Die Seele athmet ordentlich auf, dem kleinlichen Ameisengewühl unseres modernen Weltmarktes entrückt zu sein und Erscheinungen vor sich zu haben, die in ihrer Kühnheit und Größe sie anwehen wie die Poesie der Psalmen.

Auch an Lieblichem fehlt es übrigens nicht. Schon von der Höhe des Stalheimskleben sieht man unten in dem gewaltigen Titanentheater ein paar vereinzelt freundliche Höfe, wo muthige, brave Leute in wackerem Gottvertrauen seit unvordenklichen Zeiten mitten unter Lawinen und Felsstürzen zu haufen wagen, im Winter wohl wochenlang von der übrigen Welt abgesperrt. Unten am Stalheimskleben ist der Hof Braecke, weiter unten im Thal die Höfe Hylland und Skjärpe, der letztere an einem Bergsturz, der mit seinen haus hohen Felsstrümmern an Goldau erinnert. Von den Abhängen des Skjärpenut, der über diesem Hofe emporstarrt, wallen drei Wasserfälle zum Thale nieder, der Hestenaesfoß, der Rautesfoß und der Kilefoß, die sich in bedeutender Höhe vereinigen, hernach wieder trennen. Der Kilefoß hat erst einen freien, senkrechten Fall von 150 m, dann folgt er in unterbrochenen Absätzen den Klüften und Abstürzen der Felswände, so daß die ganze Höhe des Gießbachs 560 m beträgt. Als blizenden Silberfaden sieht man ihn schon vom Stalheimskleben; bei der Fahrt durchs Thal behält man wenigstens den obern Theil in Sicht, bis man ihn endlich in der Nähe von Gudvangen als schimmernden Staubbach deutlich erkennen kann.

Das Thal, das von Südwest nach Nordost läuft, scheint hier abgeschlossen. Der Jordalsnut ist hinter einem weiter vorspringenden Felsriesen verschwunden. Die Berge rücken so nahe zusammen, als ob sie auf-

einander fallen wollten. Es war ein herrlicher Herbstnachmittag, und doch war es schon nach 4 Uhr abendlich düster. Im Winter läßt sich hier die Sonne ganze Monate lang nicht sehen. Aber gerade hier fängt nun ein neuer Zauber an. In dieses Labyrinth, wo schroffe Felsabhänge von 1000 m und darüber auf kaum 1 km dräuend gegeneinander rücken, drängt sich das Meer, das leibhaftige Meer, in einem langen, schmalen Fjordstreifen zwischen sie und verbindet sie mit einem Spiegel, der dem schönsten Alpensee gleicht.

Wir verabschiedeten hier unsern „Gut“, um den Rest des Abends an diesem wundervollen Fjord zuzubringen. Es ist der Mühe werth. Kein Arm des Hardanger erreicht den gleichen Landschaftszauber. Dieser Fjord ist ohne Uebertreibung die Perle in Norwegens Schönheitskrone, erhaben und lieblich zugleich, die großartigste Vereinigung von Meer und Hochgebirge.

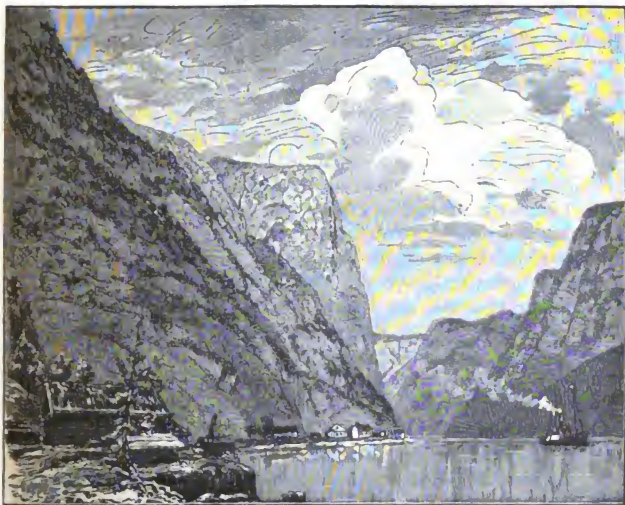
Die wenigen Höfe, die den Namen Gudvangen tragen, liegen an einer fast senkrecht steilen Bergeshang, zwischen Trümmern früherer Bergstürze. Ein schmaler Felsweg führt von da das Westufer des Fjords entlang, der sich in nordöstlicher Richtung etwa 20 km nach dem Hauptfjord, zu dem er gehört, dem Sognefjord, hinreckt. Etwa 20 m über dem Wasserspiegel klimmt der Pfad an der Felsenmauer hin, die, wild zerklüftet, nur von Felsstürzen oder bewaldeten Einbuchtungen unterbrochen, sich gigantisch in den Himmel emporhümt. Moos, Schlingpflanzen, Gebüsch umkleiden jedes Felsstück, wo nur ein Würzelchen Fuß fassen kann. Besonders ist es der heilige Baum des Nordens, die Birke, die mit ihren leichten Blättersträußen in die wildesten Abhänge hinaufdringt. Am jenseitigen Ufer starrt eine nicht weniger phantastische Felsmauer wie eine Gigantenfestung zum Himmel auf. Jede ihrer Klüfte, Abstürze, Klippen, Brüstungen, jeden Baum und Strauch, der an ihr emporklimmt, zeichnet unten die spiegelhelle Wasserfläche wieder. Golden strahlt von oben der leuchtende Abendhimmel hinein und verklärt die obersten Bergzinnen mit rosigem Lichte. Weiter nach dem Fjord hinaus dämmert es schon, gespenstisch recken sich dort immer neue, dunkle Felsmassen an dem Wasserspiegel dahin, in den stellenweis das Licht des Himmels blitzt. Alles still, lautlos. Eine träumerischere Natureinsamkeit läßt sich kaum denken. Weder Worte noch Zeichnung und Farbe können den Eindruck wiedergeben. Es gehört dazu der wunderfame Dämmerchein, der die schroffen Umrisse der gewaltigen Klippen und Bergzinnen mildert, die Schatten verstärkt und sättigt, die Lichter magisch hebt, die Spiegelung des Sees verklärt, das Grün des Waldes mit den grauen Tönen der Felsen verschmilzt und in der Höhe selbst den reizendsten Farbenwechsel hervorruft.

Der Anblick des Fjords am folgenden Morgen war nicht weniger schön. Wir gingen zu Fuß wohl eine Stunde ins Naerödal zurück. Ich glaubte, der erste Enthusiasmus würde sich dabei etwas legen. Doch das Gegentheil war der Fall. Alle einzelnen Scenen und Bilder schienen in der herrlichen Morgenluft neuen Reiz zu gewinnen. Der Himmel war so hell und klar,

Durch den Naeröfjord.

daß auch das Drückende des engen Thales verschwand; die Scenerie aber kam mir jetzt noch großartiger vor. Die majestätischen Bergkolosse, die sich hier auf engem Raum zusammendrängen, erschienen anmuthiger, ohne von ihrem Ansehen zu verlieren. Die Staffage im Thale, Fluß, Felsstrümmen, Birkengehölz, ist ausgefucht malerisch.

Gegen Mittag kam der kleine Dampfer, der uns durch den Naeröfjord hinausführen sollte. Er war stark besetzt. Gudvangen lieferte außer uns noch mehrere Passagiere, und noch in der letzten Stunde kamen Engländer von Bassevangen hergefahren. Von deutschen Touristen waren etwa zehn



Der Naeröfjord bei Gudvangen.

auf dem Schiffe, mehr als ein Dutzend Engländer und eine Menge Norweger, die sich einen fröhlichen Tag gönnten.

Die Fahrt war überherrlich. Eine Felscenerie schöner als die andere. Idyllisch liegt die kleine Ortschaft Valle mit der Pfarrkirche für das ganze Thal am Ausgang einer steilen Seitenschlucht westlich am Fjorde. Ueber ihm ragt tropig das Dyrdalsfjeld auf, ein breiter Felskoloss, oben wie der Jordalsnut weißlich-grau, wie mit Schnee bestreut, von Sturm und Wetter glatt gefegt. An der Ostseite thürmt sich das Syrdalsfjeld und darüber der noch höhere Steganaasi, letzterer an der Kruppe wirklich mit Schnee

bedeckt. Zu beiden Seiten wieder Wasserfälle, die man anderswo anstaunen würde. Hier sind sie bloße Schnörkel und Arabesken in dem großen Bild. Der Fjord erweitert sich nordwärts um das Doppelte. Wir biegen aber um ein schroffes Vorgebirge wieder südwärts in einen zweiten, kleinern Seitenfjord, den Aurlandsfjord. Wo die drei vom Meer durchfluteten Fels-thäler sich begegnen, ist das Panorama wohl am glänzendsten, ein wahres Labyrinth von Felskluppen, zackigen Hörnern, Hügeln, Bergen, Abgründen, steilen Klüften, ein ganz toller Ritterroman von Landschaft. Die Sonne aber spielt auf der spiegelglatten See und trägt Licht, Freude und Leben in die dunkelsten Klüfte hinein. In Fretheim erreichten wir den südlichsten Punkt des ganzen Fjordsystems. Dann gieng es nach Aurland zurück. Wohl niemand bedauerte, diesen Weg zweimal zurücklegen zu müssen. Die Felswände fallen stellenweise 1500 m nahezu senkrecht nach dem Fjord ab. An anderen Stellen sind sie von kleinen Alpenweiden, kleineren und größeren Flecken Wald gegürtet, zu denen schwindelnde Felspfade sich hinaufziehen. Da und dort eine Alpenhütte in scheinbar unzugänglicher Höhe. Jeder Felsgrat reckt ein kleines Vorgebirge in den Fjord hinein. Zwischen den schaurigen Wänden öffnet sich da und dort eine freundliche Bucht, mit Wald bestanden, auch wohl mit einem vereinzelten Hofe oder Alpen- und Fischerhütten. In Unterdal entwickeln sich die Höfe sogar zu einem ansehnlichen Dorf.

Noch einmal konnten wir gleichzeitig in das Raerödal und den Aurlandsfjord hineinschauen, in diese grimmige Felsenveste von Urgestein, wo Gneis, Granit, Gabbro und Labradorit in gigantischen Massen übereinanderlagern, von Zwerggestrüpp und Birkenlaub bekränzt. Dann erweitert sich der Fjord, die Ufer werden weniger steil, bleiben aber noch immer sehr felsig und malerisch. Etwa um 5 Uhr erreichten wir den Hauptfjord, der hier drei größere Arme ausstreckt, einen nach Osten, einen nach Westen und einen nach Süden. Wir kamen aus dem engen Felslabyrinth in ein neues, weiteres, das aber nicht weniger großartig war.

Während der Hardanger sich in nordöstlicher Richtung in die Halbinsel einbuchtet, läuft der Sognefjord ziemlich genau in der Richtung von West nach Ost. Von Sognefest, also ohne die Straße des äußern Schären-gürtels, bis nach Skjolden, dem nördlichsten Endpunkte, hat er eine Ausdehnung von 170 km (der Genfer See 73 km, der Bodensee von Bregenz bis Bodmann 62 km). Er würde also, in die Schweiz versetzt, von Genf aus durchs ganze Wallis bis ungefähr hinauf nach Brieg reichen. Damit soll gar nicht gesagt sein, daß ich entfernt den leisesten Wunsch hätte, daß das herrliche Wallis unter Wasser gesetzt werden möchte. Aber der Vergleich kann dazu dienen, von dem Sognefjord leichter eine annähernde Vorstellung zu geben. Die westliche Hälfte des Sognefjord ist nämlich ähnlich wie der Genfer See ein schöner, breiter Wasserspiegel, allerdings nur etwa 5 km breit, während der Lemán die dreifache Breite erreicht, doch ansehnlich genug, daß

Der Sognefjord.

die Ufer schon in bläulichem Dufte auseinanderstehen, wenn man mitten durchfährt. Die östliche Hälfte aber möchte in mancher Hinsicht einige Ähnlichkeit mit dem Wallis haben, wenn der Genfer See bis hinauf nach Brieg wüchse und alle Seitenthäler und Seitenschluchten der Rhone mit Wasser füllte. Welch ein Anblick müßte das sein, wenn eine solche Wasserstraße bis in die Nähe des Matterhorns und des Monterosa und der sie umgebenden gewaltigen Gletscher rücte, die gewaltigen Felswände nicht mehr aus einem belebten Thalgrund, sondern in ihrer ganzen Wildheit aus dem See aufstarrten, die Gletscher dem See ganz nahe kämen und fast in ihn hineinzustürzen drohten, und erst die gewaltigsten Bergcomplexe der Flut endlich ein Ziel setzten! Etwas Derartiges nun bietet der östliche Theil des Sognefjords dar. Fast in derselben Breite, wie an seinem Eingang, dann sich langsam verengernd, tritt er in das wild zerrissene Bergsystem, das sich vom Süden Norwegens die ganze Westküste entlang bis zum Nordcap hin erstreckt. In zwei langen, schmalen Seitenarmen dringt er nördlich bis an die Ausläufer des Jostedalsbrae, des größten Gletscherfeldes von Europa, das weithin über einen großen Theil des Fjordes sichtbar ist; in zwei ostwärts strebenden Armen gelangt er bis zu den Horungtinderne, den Vorposten von Jötunheim, des berühmten norwegischen Hochgebirges; in einem südlichen, sich spaltenden Arme endlich strömt er bis in die Felsgebirge, die ihn vom Hardanger trennen und die an einigen Punkten die Schneegrenze nahezu erreichen. Die höchsten der norwegischen Berge sind nun allerdings noch Kinder gegen die altherwürdigen Häupter der Schweizer Alpen; aber dafür stehen sie dann auch dem Nordpol bedeutend näher und die Schneegrenze sinkt weiter herab (in der Schweiz 2700 m, in Norwegen 1700 m). Der Galbhöpig hat immerhin seine 2560 m, die Skagastölstinderne 2354 m, der Lodalstaup am Jostedalsgletscher 2071 m, und der ungeheure Gletscher selbst hält sich in einer mittleren Höhe von 1700 m. Ganz in der Nähe des Meeres, von keinen anderen Höhenverhältnissen herabgedrückt, nehmen sich derartige Höhen stattlich genug aus.

Dazu kommt, daß die norwegischen Berge selten eine längere Kette darstellen, sondern meist nach allen Seiten von tiefen Thälern begrenzt und durchkreuzt werden, steil abfallen oder in schroffen Terrassen wild-phantastische Formen bilden. Steile Felsabhänge von 1500 m sind an den östlichen Armen des Sognefjords keine Seltenheit. Sie erscheinen dem Auge ebenso gewaltig, wie manche an sich viel höhere Berggipfel von irgend einem Hochthal oder Vorberg aus, der ihre halbe Höhe oder darüber besitzt. Der Vierwaldstättersee bietet selbst zwischen dem Rütli und Flüelen kaum einen imposanteren Anblick dar, als die Seitenarme des Sognefjords, welche in das eigentliche Hochgebirge sich hineingebettet haben. An Abwechslung sind sie entschieden reicher, da dieser Arme so viele sind, fast jeder sich wieder in kleinere Seitenbuchten theilt und fast jede halbe Stunde die Scene sich völlig ändert. Außer den erwähnten größeren Seitenfjorden drängen sich noch eine

Menge kleinerer nördlich und südlich in das Gebirge ein bis an den Eingang des Fjords, wo einige ansehnliche Inseln nebst einer Unzahl Inselchen und Schären — die Indre und Yttre Sulen — als Wellenbrecher Fjord und Meer begrenzen. Die Alpenvegetation reicht bis an diese äußersten Inseln hinaus, mischt sich aber längs des Ufers mit den Pflanzen der Ebene. An zahlreichen geschützten Stellen entwickelt sich die üppigste Fruchtbarkeit, und freundliche Gärten wechseln da mit der wildesten Felscenerie. Eschen, Eichen, Linden und Ulmen steigen bis zu etwa 300—400 m über Meer, Föhrenwälder bis zu 800, die Birke aber und mit ihr gewöhnlich der Vogelbeerbaum und die Espe bis 1000 m und darüber, die Zwergbirke und die alpine Flora endlich bis nahe an die Schneegrenze hinauf. Im ganzen ist indes der Sognefjord an lieblichen Partien nicht so reich als der Hardanger. Große, ernste, erhabene Gebirgsnatur waltet vor.

Was der Wanderer wie im Hardanger so auch hier ungern vermisst, das sind Bauten oder Trümmer, an die sich historische Erinnerungen knüpfen. Ein paar Stunden östlich von Laerdalsören, am Ostende des Fjords, steht zwar die alte, höchst merkwürdige Holzkirche oder Stavelkirche von Borgund, eines der schönsten Beispiele dieser Bauart. Aber am Fjorde selbst sieht man sich umsonst nach einer wirklich malerischen Kirche oder einem Schlosse um. Es ist schade! Die altnorwegische Geschichte ist so wild und tragisch wie nur die englische, und nach den alten Berichten drangen königliche Pracht und die Künste des Südens auch in diese fernen Thäler ein. Doch die Umwälzungen späterer Zeiten haben alles spurlos hinweggeräumt.

Nur eine Erinnerung ist noch ziemlich allgemein lebendig, freilich mehr eine sagenhafte als geschichtliche. Es ist die Frithjofs-Saga, welche Tegnéer, der große schwedische Romantiker, durch sein herrliches Gedicht weltberühmt gemacht hat. Zu Frammaes, einem Vorgebirge, das von Süden her weit in den Sognefjord vorspringt, soll Frithjofs Vater, Thorstein, gewohnt haben, gegenüber aber, an dem sich hier nach Norden öffnenden Seitenarm, dem Fjaerlandsfjord, König Bele mit seinen zwei Söhnen Helgi und Halfdan. An der Stelle, die heute Valholmen heißt, soll jener Hof Valderhage gestanden haben, wo der Lichtgott Valdur in besonderer Weise verehrt ward, kein Blut vergossen werden durfte, jede unheilige Handlung aufs strengste verboten war.

Tegnér's Dichtung ist allgemein bekannt; nicht so die merkwürdige Quelle, aus der er sie geschöpft hat, eine isländische Saga oder Prosa-Erzählung, die wahrscheinlich schon im 14. Jahrhundert und zwar in Island niedergeschrieben wurde und von der zwei Pergamenthandschriften noch erhalten sind. Der Inhalt dieser Erzählung ist kurz folgender:

Uralter Zwist schien durch die Versöhnung des Königs Bele mit Thorstein endlich beigelegt. Schön Ingeborg¹ und Frithjof der Starke wurden

¹ Isländisch Ingtbjörg, dänisch Ingebjörg, schwedisch Ingeborg; ebenso Fridþjófr, Frithjof, Frithjof.

als Jugendgespielen gemeinsam bei dem Bauer Hilding aufgezogen, und zärtliche Liebe versprach früh, die beiden Familien aufs innigste zu verbinden. Aber Bele's Söhne waren ebenso stolz, feindselig und unverträglich, als Frithjof freundlich und gut war. Da König Bele starb und Frithjof um Ingeborgs Hand warb, ward er von ihren beiden Brüdern übermüthig abgewiesen, weil er keinen Fürstennamen trage. Frithjof schwor ihnen Rache. Als König Ring (nach dem einen Bericht König von Schweden, nach dem andern König von Ringerike) unter Kriegsdrohung Tribut von ihnen heischte, sandten sie vergeblich den alten Hilding zu dem schwer beleidigten Frithjof, um ihn zur Heeresfolge aufzufordern. Er saß am Schachbrett und wies mit Spielausdrücken verblümt die Aufforderung zurück. Bele's Söhne mußten ohne ihn in den Krieg ziehen; um die Schwester vor dem erzürnten Freier sicherzustellen, brachten sie dieselbe zu Baldurs heiligem Gehege. Aber Frithjof lehrte sich nicht an die Heiligkeit des Ortes. Er besuchte Ingeborg, warb um sie, schwur ihr ewige Treue und wechselte Ringe mit ihr. Zuletzt gab er ihr einen herrlichen Armring, der ihm zu eigen war, und sie mußte ihm versprechen, sich nie von demselben zu trennen, außer wenn sie ihm denselben zurückgeben wollte. Unterdessen werden ihre beiden Brüder von König Ring besiegt: er verlangt als Siegesbeute ein Drittel ihres Besitzes und die Hand Ingeborgs. Zürnend vernehmen sie bei ihrer Rückkehr, wie Frithjof aufs neue um Ingeborg geworben. Sie lassen ihm nur eine Wahl: entweder für immer in die Verbannung zu gehen, oder aber nach den Orkneys zu ziehen und den Tribut zu holen, den der dortige Herrscher Anganthyr ihnen seit Bele's Tod schuldete. Frithjof zieht das kühne Wagniß der Verbannung vor. Auf seinem Schiff Ulida segelt er mit seinem wackeren Bruder Björn und dreißig Genossen nach den fernen Inseln hin. Doch kaum ist er abgefahren, so rauben die zwei bösen Brüder all sein Gut, brennen ihm Haus und Hof nieder und bestellen zwei Zauberinnen, um ihm im Solundar- (West-) Meer Sturm zu erregen. Die Heren thun alles, was in ihren Kräften steht; aber Frithjof und seine Begleiter erproben sich als Helden, trotzten fröhlich singend dem Sturme und bewältigen endlich auch die zwei Zauberinnen, welche auf einem Walfisch sitzend dem Schiff voranzogen und das Unwetter heraufbeschworen. Glücklich landen sie in den Orkneys und werden von Anganthyr eingeladen, bei ihm zu überwintern. Tribut will dieser nicht zahlen, aber er bietet Frithjof soviel Geld an, als er benöthige, um sich freizulaufen.

Im Frühjahr zieht der Held nach Hause. Er findet seinen Hof in Frammaes eingäschert. Er fährt sogleich hinüber an den Walestrand. Bele's Söhne sind eben an einem feierlichen Opfer in Valdurshag. Frithjof macht am Strande ihre sämtlichen Schiffe untauglich und dringt dann stürmisch in den Opferaal ein, wo die zwei Könige fröhlich schmausen, die Weiber am Feuer sitzen, um die mit Fett bestrichenen Götterbilder zu trocknen. „Willst

du nun deinen Tribut haben?“ ruft der zürnende Held und wirft Helgi einen goldgefüllten Beutel ins Gesicht, daß ihm zwei Zähne brechen und das Blut aus dem Munde quillt. Dann stürzt er über Helgi's Weib her. Denn sie trägt an ihrem Arm den kostbaren Armring, den er einst Ingeborg geschenkt und den diese auf König Rings Geheiß an ihre Brüder zurückgeschickt, um ihn Frithjof wieder zu erstatten. Rasend schleppt er sie an dem Ring zur Thüre, bis er endlich vom Arme weicht. Vergeblich kommt ihr Halsdan's Weib zu Hilfe, während Halsdan selbst den stürzenden Helgi in seinen Armen hält. Die Bilder des Gottes Baldur, mit denen die zwei Frauen beschäftigt waren, fallen bei dem Tumult ins Feuer und verbrennen, und die Flamme faßt rasch das Haus. Frithjof mit dem erbeuteten Armring und Björn eilen zurück zu ihrem Schiffe und rudern hinaus ins Meer. Helgi und Halsdan wollen sie verfolgen, finden aber alle ihre Schiffe led. Helgi will den Verwegenen einen Pfeil nachsenden; doch vor Wuth spannt er den Bogen zu stark, und dieser bricht.

Frithjof ist nun gerettet und gerächt, aber als „Wolf im Heiligthum“ (vargr i véum), als Heiligthumschänder ist seines Bleibens in der Heimat nicht mehr. Er wird Viking, d. h. ein wilder Seeabenteurer. Anganthr beherbergt ihn einen Winter lang. Dann zieht er seeräuberisch auf allen Meeren herum. Doch nur grausame Vikerer und böse Menschen werden von ihm gebrandschakt; friedlichen Kaufleuten und Bauern thut er nichts zuleide. Durch seine Kühnheit erringt er reichlich Ruhm und Gold. Als armer Salzbrenner (Saltkarl) verkleidet, schleicht er sich an den Hof des Königs Ring und bleibt da einen Winter, während seine Gefährten ihre Meerfahrten fortsetzen. Königin Ingeborg ahnt nichts; aber der König glaubt, daß in der hohen, mächtigen Gestalt etwas mehr stecke, als ein gewöhnlicher Dienstmann. Er fragt ihn nach seinem Namen.

„Ich hieß Frithjof (Friedensdieb),“ lautet die Antwort, „als ich mit den Vikingern fuhr; Herthjof (Heerdiebstahl), als ich die Weiber um ihre todten Männer weinen machte; Geirthjof (Spießdieb), als ich den Wurffspieß schleuderte; Gythjof (Inseldieb), als ich an den Schären raubte; Helthjof (Höllendiebstahl), als ich Säuglinge spießte; Valthjof (Walddiebstahl), als ich über Männer herrschte: aber jetzt bin ich eine Stunde mit Salzbrennern herumgezogen und bedarf der Hilfe.“ Ingeborg merkt noch immer nichts; der König aber verlangt, daß der Fremde Mantel und Kapuze abwerfe, und da stand er denn in dunkelblauem Leibrock, den ein Silbergürtel hielt, eine herrliche Gestalt, mit dem Ring am Arme, den einst Ingeborg getragen. Die Königin wird blutroth; auch der König erkennt den Ring und sagt: „Du mußt lange Salz gebrannt haben, bevor du diesen Ring erhieltst.“ Doch Frithjof antwortet, der Ring sei ein Erbstück von seinem Vater her. Er gibt sich nicht zu erkennen. Als hoher Gast geehrt, bleibt er den ganzen Winter über an König Rings Hof. Bei einer Fahrt auf dem Eise rettet

er dem König und Ingeborg das Leben mit solcher Kraft und Behendigkeit, daß der König ausruft: „Das war in Wahrheit ein guter Tag! Nicht einmal Frithjof der Starke hätte es besser machen können, wenn er hier gewesen wäre.“

Erst im Frühjahr bei einer Jagd gewinnt König Ring volle Gewißheit, daß der Fremde kein anderer als Frithjof ist. Er will ihn nun für immer bei sich behalten; doch Frithjof nimmt die Einladung nicht an. Es kommt zum Abschied, und Frithjof schenkt Ingeborg zum zweitenmal den herrlichen Ring. Noch einmal dringt der König in ihn, zu bleiben und sich seines Reiches und seiner noch kleinen Kinder anzunehmen.

„Ich“, sprach er, „fühle mich krank und erwarte raschen Tod; ich schenke dir mein Weib und all mein Eigenthum, und ich will dir dazu auch den Königstitel geben.“ Frithjof dankte ihm, sagte aber, er wolle sich mit dem Titel eines Jarl begnügen. König Ring starb bald darauf nach kurzem Krankenlager und wurde mit vielen Kostbarkeiten begraben. Das Todtenmahl für ihn und Frithjofs Hochzeit wurden zusammen gefeiert.

Als Ingeborgs Brüder davon hörten, ergrimmten sie sehr, entboten ein Heer und zogen wider Frithjof zu Felde. Doch dieser überwand sie. Helgi fiel von seiner eigenen Hand, Halsdan unterwarf sich und ward Frithjofs Lebensmann. Frithjof selbst aber ward nun König am Sognefjord.

So lautet kurz zusammengedrängt die alte Erzählung, wie sie, wohl nicht ohne Anhaltspunkt an wirklichen Namen, Personen und Begebenheiten, am Sognefjord selbst entstanden und weiter ausgeschmückt wurde, durch mündliche Mittheilung nach Island gelangte und dort einen Aufzeichner fand. Was an der Sage geschichtlicher Grund, was bloße Ausschmückung ist, läßt sich, wie in den meisten Fällen, nicht mehr mit völliger Gewißheit bestimmen. Daß sie nicht völlig erdichtet ist, sondern auf alten Volksüberlieferungen fußt, das wird durch die ältesten isländischen Geschichtsquellen glaubhaft gemacht. Björn Buna, ein mächtiger Häuptling am Sognefjord, war einer der hervortragendsten Landnáma-Männer, d. h. jener freiheitsliebenden Tapferen, welche einst von Island Besitz ergriffen. Auf ihn weisen die Geschlechtsregister der edelsten isländischen Familien als auf ihren Stammvater zurück. Die Kunde von einem Frithjof mag also — bei dem steten Verkehr Islands mit dem Mutterlande — aus dem Sognefjord selbst in die ferne Insel hinübergelautet sein. Um die Zeit aber, da er nach dem ganzen Kulturbilde der Sage gelebt haben sollte, hatten die Wikinger noch nicht auf den Orkneys festen Fuß gefaßt. König Ring ist eine fabelhafte Persönlichkeit, über dessen Reich nicht einmal die Berichte übereinstimmen. Und so ist denn der ganze Roman mit seiner bunten Verwicklung, seinen Gewaltthaten, Abenteuern und Zaubervorstellungen eine Dichtung des spätern Mittelalters, ähnlich wie das Nibelungenlied ein hereditärer Zeuge, daß die katholische Kirche weder den poetischen Geist der germanischen Völker, noch ihre redenshaften

alten Volksüberlieferungen daniedergehalten hat. Erst als die skandinavischen Reiche von ihr sich trennten, ist die altnordische Volkspoesie allmählich aus den Bergen Islands und Norwegens in den Staub der Bibliotheken gewandert, um dort in späteren Jahrhunderten den Sprach- und Geschichtsforschern Arbeit zu geben.

Es war unzweifelhaft unter dem Einfluß der deutschen Romantik, daß Tegner den todtten Schatz der Frithjofsaga gehoben und neu belebt hat. Seine Dichtung ist erst 1825 erschienen. Diese Neugestaltung ist im ganzen ein Meisterwerk. Wohl kaum als Gewinn ist es zwar zu erachten, daß er die Liebespartien, welche die mittelalterliche Dichtung nur eben andeutet, mit der ganzen Glut eines Minnedichters weitläufig ausführte, ja mit einem fast berauschten Rosen- und Lilienduft überschüttete, den Dienst Freya's und Baldrs und überhaupt das altnordische Göthenthum in humanitärem Sinne verklärte, dagegen alle jene Momente vernachlässigte, welche in der alten Erzählung an die Schattenseiten des germanischen Heidenthums erinnerten. Frithjof spießt keine Säuglinge mehr, noch macht er Weiber weinen. Die Kraftstelle, wo er sich Frieddieb, Heerdieb, Spießdieb, Inseldieb, Höllendieb, Waldieb nennt, hat der moderne Romantiker ganz weggelassen. Dagegen verfällt sein Frithjof in der langen, fast sentimentalischen Abschiedsscene von Ingeborg auf den durchaus ungermanischen Gedanken, seinem lieben Nordland abzuschwören und mit der Geliebten nach dem sonnigen Hellas auszuwandern:

Was gilt der Norden mir, was mir ein Volk,
 Das vor dem Nachtwort seiner Priester zittert,
 Und will mit frecher Faust ins Herz mir greifen,
 In meines Wesens heil'gen Blütenfesh?
 Bei Freya! Nimmer sollen sie erreichen das!
 Ein armer Sklav' mag an der Scholle haften,
 Wo er geboren ward. Doch ich will frei sein,
 Frei wie der Bergwind. Eine Handvoll Staub
 Von meines Vaters Grab und jenem Vele's
 Hat Raum auf unserm Schiff, und das ist alles,
 Was wir von unserer Heimat-Erde brauchen.
 Geliebte! Noch strahlt eine andre Sonne,
 Als jene, die hier bleich den Schnee bescheint;
 Ein andrer Himmel, schöner als der hier,
 Und milde Sterne schau'n mit Götterglanz
 Von ihm herab in warmen Sommernächten
 Zum Lorbeerhain auf ein treuselig Paar.
 Mein Vater, Thorstein Vikingson, fuhr weit
 Im Krieg herum und hat uns oft erzählt
 Beim Schein der Glut in laugen Winternächten
 Vom griech'schen Meer und dessen Inselwelt,
 Und grünen Wäldern in den hellen Wogen.
 Ein mächtiges Geschlecht wohnt' einstens dort
 Und hohe Götter in den Marmortempeln.

Jetzt steh'n verlassen sie, es wuchert Gras
 Auf ödem Pfad, und eine Blume wächst da
 Aus Runenschrift, die alte Weisheit kündet,
 Und schlankte Pfeiferstämme grünen da,
 Umwunden von des Südens reichen Ranken.
 Doch rund umher trägt ungesäte Ernte
 Die Erde von sich selbst, was Menschen brauchen,
 Und goldne Äpfel glüh'n im dunkeln Laub,
 Und rothe Trauben schmücken Zweig an Zweig
 Und schwellen äppig so wie deine Lippen.
 Da, Ingeborg, da bau'n wir in den Wogen
 Ein kleines Norben, schöner als das hier;
 Mit unsrer treuen Liebe füllen wir
 Die lichten Tempelhallen und erfreu'n
 In Menschenglück uns der vergeß'nen Götter.

Das geht weit über den Classicismus hinaus, den Dehlenschläger im „Hakon Jarl“ und anderen Bearbeitungen altnordischer Stoffe entwickelt. Dieser Zug ist durch und durch modern. In die alte Sage paßt er nicht, und mitten in der Felsenherrlichkeit des Sognefjords klingt er wie ein ganz fremder, störender Ton. In allem übrigen aber, bis in die kleinsten Umstände hinein, hat Tegnér sich an seine mittelalterliche Vorlage gehalten, so daß sich sein Verdienst vielfach darauf beschränkt, ihre kraftvollen Erfindungen, ihre gewaltige Runenschrift in die weicheren Formen der klangvollsten, melodischen Verse übersezt zu haben. Den eigentlichen Lebensquellen des Mittelalters hat sich der schwedische Romantiker allerdings dabei weit weniger genähert, als z. B. Walter Scott. Die Scheu vor der katholischen Kirche hat wohl auch andere skandinavische Dichter über das katholische Mittelalter hinweg in das altnordische oder classische Heidenthum zurückgedrängt; aber doch fehlt es auch nicht an Klängen, welche, wie Jonas Lie's herrliches Bannerlied auf die norwegische Flagge, germanische Kraft mit echt christlicher Begeisterung vereinen:

Das blaue Kreuz auf rothem Grund
 Trug unser Volk in schwerer Stund',
 In Sturmesnacht
 Bei Blihespracht.
 Dem Volk sollt' es zum Zeichen sein,
 Es zu erlösen, zu befrei'n.

Das Kreuz, das ist des Glaubens Hort,
 Der lebt im Herz des Normanns fort,
 Besiegt niemal
 In Leidensqual,
 Des Glaubens trost- und freudentreich,
 Des Glaubens, daß „Gott ist mit euch!“

Durch den innern Sognefjord nach Aardal.

Den Vätern schwebt' das Kreuz schon vor:
Es war der Hammer einst des Thor.

Des Volkes Kraft
Wandt' um den Schast,
Und schlägt in stillen Wirkens Nacht
Wie Götter einst die Riesenschlacht.

Strahl' hoch nun ob Norwegens Tag,
Bekreuzt Kirche, Recht und Sag'!

Dir sei geweiht
Die neue Zeit,
Führ du das Volk auf seinem Gang,
Sei Krone ihm und Freiheitsfang!

Die Fahrten der Dampfschiffe auf dem Sognefjord sind nicht so sehr zu Ruß und Frommen der fremden Touristen regulirt, als vielmehr zum Zweck rascher und regelmäßiger Verbindung zwischen den Hauptpunkten des Fjords und der Handelsstadt Bergen. Sie gehen von Bergen aus, berühren die Hauptstationen in zwei Tagen und kehren am dritten Tag über dieselben Stationen nach Bergen zurück. Nur ein Schiff hält sich im Innern des Fjords und widmet sich hier dem Localverkehr, während ein anderes die Verbindung mit dem Süd- und Nordfjord besorgt. An den einzelnen Stationen wird nur kurzer Halt gemacht. Wer etwas länger verweilen will, der muß gleich einen oder auch zwei Tage ansetzen, bis er mit dem nächsten Schiff wieder weiterkommen kann.

Da die Jahreszeit schon ziemlich vorgeschritten war und wir noch etwas vom Norden sehen wollten, so mußten wir darauf verzichten, uns lange am Sognefjord aufzuhalten. Nachdem wir die schönste Partie, Naerdfjord und Aurlandsfjord, gesehen, lag mir nur noch daran, den Hauptfjord in seiner ganzen Länge zu durchfahren, und dazu war unser Schiff eben das rechte. Aus dem Aurlandsfjord brachte es uns zunächst nach Yttre Fröningen an der Südküste des Hauptfjords, dann an die liebliche kleine Bucht von Amble (Kaupanger) am Nordufer, und endlich am Abend, nachdem uns ein Ausblick in den malerischen Aardalsfjord zu theil geworden, in die schmale Sackgasse von Laerdalsören. Es war etwas nach 7 Uhr, ein prächtiger Abend. Das Dorf liegt etwa 20 Minuten vom Landeplatz. Da das Schiff erst 3 Uhr morgens weiterfuhr, so folgten wir der Schaar der übrigen Reisenden in das Dorf hinein und wanderten noch weiter in das Thal hinauf, bis die einbrechende Dämmerung zum Rückzug nöthigte. Das Ende des Fjords ist ziemlich prosaisch, das breite Schwemmland eines Flusses zwischen kahlen Felskrüden. Das Thal ist wieder freundlicher, das Dorf bereits von moderner Cultur belebt. Hier läuft nämlich die ältere Poststraße aus, die, sich später theilend, durch das Valdorsdal und Hallingdal nach Christiania führt. Daher ist hier großer Fremdenverkehr.

Das Hotel war groß und ziemlich städtisch eingerichtet. Wir fanden hier fast die ganze Reisegeellschaft wieder, welche sich aber von Laerdalsören nach verschiedenen Richtungen theilte. Als wir nach dem Abendessen wieder aufs Schiff wollten, war es so stockdunkel geworden, daß wir den Weg nicht weiterfanden, sondern uns einen Führer nehmen mußten. Auf dem Schiff ging es lebendig her. Der Nachtwind blies kühl, fast kalt. Ein paar junge Engländer, welche in der Raucabine auf dem Deck noch etwas schmauchen und plaudern wollten, fanden dieselbe verschlossen und machten nun einen heidenmäßigen Lärm an den Fenstern, an der Thüre und stiegen sogar auf das Dach, um den Unglücklichen, der hier auf Kosten der übrigen Gesellschaft sich eine ruhige Nacht verschaffen wollte, durch Trampeln und Tanzen für seine egoistischen Tendenzen zu strafen. Es war eine rechte Studententomödie. Am drolligsten aber war es, als sich der belagerte Unbekannte am andern Morgen als der norwegische Consul einer größern englischen Stadt entpuppte — und Consule sind große Leute, nicht so ganz wie im alten Rom, aber in der Handelswelt doch meist wichtige Potentaten! Strenge blickend musterte er das ganze Schiff; aber niemand wollte jetzt gepölkert haben. Den Consul abgerechnet, brachten übrigens Senat und Volk die Nacht in der Speisekajüte zu, welche zu einem Schlafrum hergerichtet worden war. Um 3 Uhr morgens fuhr das Schiff ab. Als ich gegen 6 Uhr aufs Deck kam, hatten wir das östliche Geäste des Sognefjords schon hinter uns und fuhren durch den Rorefjord in den noch engern Sognedalsfjord, an dessen Ufern, rings von ansehnlichen Bergen geschützt, sich der schönste Garten ausbreitet, wohl der lieblichste Platz an dem gesammten Fjord. Bei Fimreite, am Eingang dieses Seitensfjords, wurde am 15. Juni 1184 die entscheidende Seeschlacht geschlagen, in welcher der Krummstäbler-König Magnus Erlingsson fiel, der Birkebeiner-König Evertir die Uebermacht in Norwegen erlangte. Die Baglar hatten 26 Seedrahen, die Birkebeiner nur 13. Jene mochten etwa 3120, diese etwa 1860 Krieger Bemannung zählen. Mariejuda, das königliche Schiff Evertirs, trug allein 320. Die Birkebeiner lagen in dem schmalen Seitensfjord, während die Flotte Magnus' durch den Hauptfjord angesegelt kam. Die Freunde riefen ihm, erst die kleineren Schiffe anzugreifen; er aber bestand darauf, das Hauptschiff zu bekämpfen, und dieses wurde denn bald von seinen Fahrzeugen umdrängt und mit einem Hagel von Steinen, Pfeilen, Wurfspießen, Handschwertern und Schleudergeschossen übershüttet. Ein großer Theil der Mannschaft fiel; allein es gelang den Baglarn nicht, an Bord zu dringen und das Schiff zu nehmen. Unterdessen hatte Prinz Erich, Evertirs Sohn, mit den anderen 13 Schiffen die kleineren Fahrzeuge der Baglar angegriffen. Nach erbittertem Kampf nahm er eins derselben, und dies genügte, um die anderen in Furcht und Verwirrung zu bringen. Die Mannschaft des geenterten Schiffes suchte sich in das nächste zu retten.

Grid verfolgte den Sieg mit trotzigen Ungefüg, und die Schlachtlinie der kleineren Schiffe löste sich bald in wilde Flucht auf. Fünf der größeren Schiffe nahmen so viele Flüchtlinge auf, daß sie der Last nicht mehr gewachsen waren, sondern versanken. Von dem königlichen Schiff stürzte sich ein Theil der Besatzung verzweifelt ins Meer. Magnus selbst verlor die letzte Hoffnung und folgte ihrem Beispiel. Der Siegesjubel der Birkebeiner war grenzenlos, da sie gegen eine solche Uebermacht kaum zu triumphiren gewagt hatten.

Von dem Schauplatz dieser merkwürdigen Seeschlacht wandte sich unser Dampfer nach Balholmen, der muthmaßlichen Stätte der Frithjofsaga. Von dem reichbewaldeten und felsigen Valestrand zieht sich hier der schmale Fjörlandsfjord tief nach Norden bis an den Fuß des Jostedalsgletschers, von dem einige Eisgehänge sich schimmernd zwischen dunkle Felsköpfe betten. Gegenüber nach Süden begrenzt ebenfalls ein Eisfeld, der Fresvikbrae, über dunkeln Felskolossen den Horizont. Ein malerisches Bild drängt sich an das andere; doch sind die Entfernungen meist größer am Hardanger; das Grün, ohnehin spärlicher, kommt weniger zur Geltung. Trotz des hellen Sonnenscheines hat die Landschaft einen ernsten, fast schwermüthigen Charakter.

Der Dampfer folgte nun dem Nordufer des Hauptfjords, besuchte die Stationen Naes, Maaren und Kirkebø, und bog endlich in den engen seitlichen Vadheimsfjord. Bis dahin brauchte er von Laerdalsøren neun Stunden. In kaum zwei Stunden hätten wir nun den Eingang des Fjords erreicht; allein unter der bunten, internationalen Gesellschaft konnte man den Zauber der Natur nicht ruhig genießen; das Fahren zu Schiff hat lange nicht den Reiz, wie das Fahren in den leichten norwegischen Wägelchen, und von Ferne zog mich schon lange das erhabene Eisfeld des Jostedalbrae an. Wir stiegen zu Vadheim aus.

4. Binn Jostedalsgletscher.

Der Jostedalsbrae oder Jostedalsgletscher ist das größte Eisfeld von Norwegen und von Europa überhaupt. Er erstreckt sich über einen Flächenraum von 1200—1300 qkm (also erheblich weiter als der ganze Kanton Uri in der Schweiz oder etwa das Fürstenthum Waldeck) von Südwest nach Nordost in einer Länge von ungefähr 100 km bei sehr verschiedener Breite. Er ist nicht, wie die Schweizergletscher, an die Abhänge höherer Bergspitzen und Bergketten gebettet, sondern deckt in ununterbrochener Masse das weite Hochplateau, aus dem nur einige wenige Felsenspitzen höher aufragen. Von diesem ungeheuren Felde ewigen Eises, das sich von 1200—2030 m erhebt, steigen nicht weniger als 24 kleinere Gletscher in die Alpenthäler hinab, welche den Gebirgsstock nach allen Seiten umgeben, 2 nach dem Søndfjord hin, 6 nach dem Nordfjord und 16 nach dem Sognefjord. Das Meer selbst dringt in keinem dieser Fjorde bis an den Jostedalsbrae hinan, wohl aber bis in seine Nähe, so daß die Wasser, welche dem Gletscher entströmen, sich gewöhnlich erst in einem Alpensee sammeln und dann als Fluß in längerem oder kürzerem Lauf einen der Fjorde erreichen. Dieses unabsehbare Eismeer, nach allen Seiten von dunkeln, steilen Felshöhen umthürmt, in weiterem Kreise von hundert sich kreuzenden Thälern, Flüssen, Seen umkränzt und von den zwei Meeresarmen des Nordfjord und Sognefjord umschlossen, ist bei weitem noch großartiger als das Gletschergebiet des Folgefjord, eine der schönsten und erhabensten Partien der gesammten Halbinsel. Es ist dabei keine so trostlose Felsenwüsten wie das nordöstliche Jötunheim. Von allen Seiten dringen belebte Thäler, Wasserstraßen, kleine Ortschaften oder wenigstens Alpenhütten bis in die Nähe des ewigen Schnees.

Einen kleinen Geschmack von der Ausdehnung des Gletschers bekamen wir schon dadurch, daß wir einen Nachmittag, dann einen Tag und fast noch einen zweiten Tag brauchten, um in ziemlich lebhaftem Tempo an seinem westlichen Gehänge dahinzufahren, wobei das weite Eisfeld freilich Stunden lang hinter den näheren Vorbergen entchwand, dann aber wieder um so gewaltiger in Sicht trat. Die Fahrt war viel anziehender als die bisherige auf den Fjorddampfern.

Eine eigentliche Post ist nämlich bis jetzt nur an einigen wenigen Routen Norwegens eingerichtet. Ihre Stelle vertritt sonst überall eine Art von Extra-

post, die man Stydå (Schüß) nennt. An dem ausgedehnten Straßennetz, das sich über Berg und Thal durch das ganze weite Land hinzieht (viele Straßen sind vom Staate angelegt, andere von den Gemeinden; alle aber müssen von den Gemeinden unterhalten werden), findet man in Abständen von 10—25 km jeweilen eine Haltestelle, d. h. einen Bauernhof, der zugleich Wirthshaus ist und dessen Besitzer, der sogen. Stydåstaffer, pflichtig ist, Reisende, seien es Einheimische oder Fremde, entweder mit Stoltjaerre oder mit Karriol weiter zu befördern. Bei der Abreise hat man seinen Namen, Stand, Woher, Wohin nebst Angabe der Wagenart (Stydå oder Karriol) in das sogen. Stydåbuch einzutragen, das überdies eine Rubrik für Lob oder Tadel in Bezug auf Pferd, Wagen und Bewirthung enthält. Diese Bücher sind einer staatlichen Controle unterworfen, und wenn der Stydåstaffer die gesetzlichen Bestimmungen verletzt hat, so unterliegt er einer Bestrafung. Man unterscheidet zwei Arten Stationen: feste Stationen und Ansagestationen. An den sogen. feste Stationer hat der Bauer oder Wirth die Pflicht, beständig Pferde im Stall bereit zu halten, um den Reisenden sofort, wenigstens in etwa einer halben Stunde, weiter zu bringen; an den Ansagestationen (tilsigelse stationer) aber kann der Reisende nur dann rasche Beförderung verlangen, wenn er durch forbud, d. h. durch Bote oder Brief, sich auf eine bestimmte Stunde Pferde und Wagen genau bestellt hat. Für die einzelnen Distanzen sind von Staatswegen Tarife festgesetzt, die man gewöhnlich vorn im Stydåbuch angegeben findet. Der „Gut“, der den Reisenden begleitet, am Schluß der Fahrt das Fahrgeld einzieht und das Fuhrwerk zurückbringt, hat daneben durch allgemeinen Gebrauch Anspruch auf ein kleines Trintgeld. Fällt dasselbe befriedigend aus und ist der „Gut“ auch sonst zufrieden, so hat man Aussicht, beim Aus- und Einschirren an der nächsten Station gelobt und empfohlen zu werden. Verdirbt man es mit dem „Gut“, so gefährdet man, von ihm übel angekreidet und, da die Leute zusammenhalten, für die nächste Reifestrecke mit einem schlechten Wagen, einem störrigen Gaul oder einem noch störrigern „Gut“ versehen zu werden. Kommt man irgendwo an, so steht weder ein Kellner noch ein Wirth bereit, da gibt es keine Bücklinge am Wagenschlag, keine gehorsamsten Bemühungen um das Gepäck, keine unterthänigsten Begrüßungen an der Hausthüre. Der „Gut“ spannt aus; der Reisende geht in die Stube oder Küche und bestellt sich sein Wägelchen zum Weiterfahren und jeweilen auch Mahlzeit oder Erfrischung. An den besseren Stationen findet man gewöhnlich eine freundliche, gemüthliche Stube, bisweilen schon mit etwas modernem Comfort ausgestattet; aber immer geht es ohne viel Complimente ab. Die Magd oder die Wirthin deckt den Tisch und trägt auf und verschwindet wieder, ohne sich weiter um die Reisenden zu kümmern. Beim Einsteigen zeigt sich zuweilen der Wirth, oft auch nur der neue „Gut“. In einem Halbstündchen oder Stündchen geht's wieder weiter, wenn nicht etwa eine besondere Schwierigkeit mit Pferd

und Wagen vorliegt, der „Gut“ weither geholt werden muß, oder die Leute zufällig etwas langsam sind.

Herrschaften, die an Blißzüge und Schlafwagen, Hotels erster Klasse und Equipagen, Portiers und Lakaien gewöhnt sind, werden diese Art zu reisen nicht eben entzückend finden. Noch neuerlich hat ein Correspondent des „Figaro“ Norwegen deshalb wie ein halb barbarisches Land beschrieben. Aber so barbarisch ist es gar nicht. Wer noch das Köstliche einer Fußreise zu würdigen weiß, der wird bald entdecken, daß das Skydsfahren ungefähr alle Annehmlichkeiten einer solchen bietet, nur das Beschwermliche des steten Laufens abgerechnet. Man ist nahezu sein eigener Herr, kann abfahren, halten und ankommen, wann man will, kann alle Merkwürdigkeiten unterwegs, vor allem die Natur, in unge störter Ruhe genießen, Land und Leute kennen lernen, so viel man wünscht. Man kann auch anssteigen und zu Fuße gehen, wo eine besonders schöne Scenerie dazu einladet oder ein besonders steiler Weg es räthlich macht. Hat man sich einmal mit einem „Gut“ etwas befreundet, so theilt sich das sympathisch mit, und man findet überall ein freundlich-gemüthliches Entgegenkommen. So wenig sich der Norweger gefallen läßt, barsch und herrisch ancommandirt zu werden, so treuherzig und gefällig ist er auch, wenn man sein berechtigtes Selbstgefühl achtet und auf freundlichem Fuß mit ihm verhandelt.

Die Wirthschaft an den verschiedenen Stationen ist ungemein verschieden, je nachdem sie an besuchteren oder weniger besuchten Straßen liegen, reicheren oder ärmeren Leuten gehören, vorwiegend nur Einheimischen dienen oder schon manchen Sommer das Standquartier von Engländern gewesen sind, näher oder entfernter von einer der Eisenbahnen oder von einem der belebteren Fjorde abliegen. Da und dort haben strebsame Eigenthümer sie zu freundlichen Landhäuschen gestaltet, wie man sie anderswo an Luftkurorten trifft, mit mannigfachem modernem Comfort ausgestattet. Andere Stationen stellen das norwegische Bauernhaus in seiner ursprünglichen Einfachheit dar, und zwar in all den verschiedenen Stufen, welche Reichthum oder Armut des Besitzers bedingt. Wieder andere zeigen allerlei Mischung der alten Einrichtung mit modernem Anspuß. Ganz findet man die Gemüthlichkeit des ehemaligen Bauernhauses selten verwischt. Das Klima nöthigt, mit Holz zu bauen, und so haben selbst die größeren Kirchhäuser oder Sanatorien, welche in den letzten Jahren an einigen Punkten von Norwegen errichtet wurden, im wesentlichen den Charakter der alten, schönen Holzarchitektur bekommen.

Der Skydskaffer in Vadheim hatte auf einen Schlag drei Wagen zu liefern, einen für das englische Ehepaar, dem wir schon in Odde begegnet waren, einen für zwei junge Engländer, welche wir auf dem Sognefjord getroffen, und einen für uns. Wir fuhren zusammen ab. Es war etwas nach Mittag. Als „Gut“ erhielt der erste Wagen eine Jente, d. h. ein junges Mädchen, der zweite einen Knaben und der dritte einen schon gesetzten

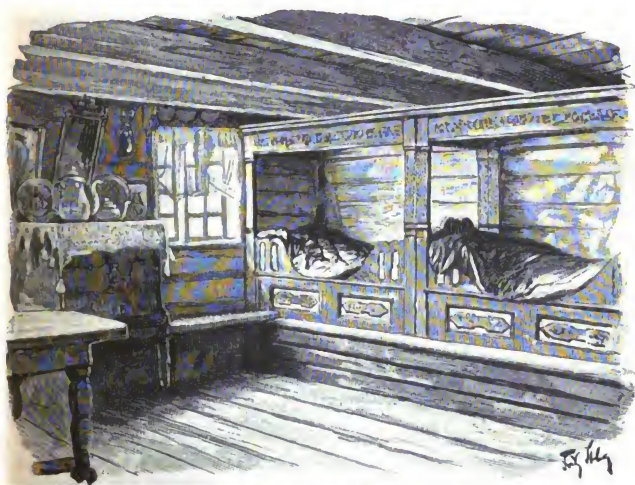
Manu, der zu meiner Freude bald sehr gemüthlich und gesprächig wurde. Es ging durch ein enges Felsenthal, das durch Lawinen und Ure (Felsstürze) berüchtigt ist, an zwei schönen Seen vorbei. Etwas nach 4 Uhr nachmittags langten wir in Sande an. Die Station war ein nach englischen Vorschriften eingerichtetes ländliches Eldorado. Die Engländer blieben da und verlegten sich sofort auf Fischfang. Mir kam es doch noch zu früh vor, um schon Raft zu halten. Das Reisebuch warnte vor der nächsten Station Langeland; der alte „Gut“ erklärte sich aber bereit, uns selbst noch dahin zu „sküde“. Der Abend war prächtig. Von den nächsten Hügeln bot sich der freundlichste Ausblick auf das Andre Holmedal. Der Weg hielt sich dann in bedeutender Höhe. Besonders fesselten zwei phantastische Berggestalten den Blick, der sogenannten Kvamshest (1239 m) und der Lillehest (920 m), welche das Hochthal von dem Dalsfjord trennen. Als die Sonne hinter ihnen verschwand, zeichneten sich die Silhouetten dieser beiden „Pferde“ (vielleicht vom Stamme des Pegasus) ganz schwarz gegen den noch strahlenden Abendhimmel. Zwischen beiden lagerte Schnee, und unmittelbar vor uns spiegelten sich die dunkeln Schattengestalten in den langgestreckten Silbredsband. Der Weg stieg aber östlich steil den Berg hinan, und so rangen wir dem scheidenden Abendlicht noch fast ein Stündchen ab. Erst auf der Paßhöhe von Langeland brach endlich die Dunkelheit herein und führte uns zu dem ärmlichsten Quartier, das uns bis jetzt begegnet war — zu einem Bauernhaus, und zwar zu einem entlegenen und armen.

Vor der Thüre stand ein schlecht gekleideter, struppiger Bauersmann, der kaum unsern Gruß erwiderte. Durch die Hausthüre kamen wir in eine rauchige Küche, in welcher die Frau eben an einem Kessel rührte. In der Stube nur zwei rohe Tische und unbequeme Stühle. Das „Bier“ war ausgezeichnet, wie der „Gut“ behauptete; wir konnten es kaum trinken. Altbackenes Brod, Butter und sogen. Mysost — ein süßlicher Käse — war alles, was da zu haben war. Die Frau versprach uns, noch einen Thee zu bereiten. Das war aber das seltsamste Getränk dieser Art, das ich noch je verkostet hatte. Nachdem wir unsern „Gut“ verabschiedet und diesen Thee eingenommen hatten, stiegen wir auf einer leiterartigen Treppe in den obern Raum, eine große Stube, wo unter den Giebelenden des Daches zwei Betten standen. In dem übrigen Raum hing Wäsche und Garderobe der ganzen Familie, alles ärmlich, aber doch sauber. Die Betttücher waren frisch und rein, über Laub gebreitet. Ich schlief sehr gut und bewunderte am andern Morgen die schlichte Industrie-Ausstellung, welche vor unseren Augen hing.

Als wir nach unten kamen, setzte es einen Streit ab. Ein anderer Mann kam und verlangte uns weiterzufahren. Wir wiesen ihn an den Wirth, bei dem wir schon Styds bestellt hatten. Sie zankten sich eine Weile; dann zog der Zudringliche ab. Eine Strecke weit begleitete uns ein Mann, der aber bald einen Jungen vom Felde abrief und ihm seine Stelle übergab.

Förde am Fördefjord.

Der Weg lief am Ufer eines langgestreckten kleinen Sees hin, des Langelandsvand. Von den Bergen stieg ein scharfer Vorsprung nach dem andern in den See vor, so daß wir beständig steil hügelab, hügelab fahren mußten. Mit anderen Wagen wäre das unausstehlich. Aber diese Wägelchen sind so leicht, daß das Pferd noch ziemlich rasch den Hügel hinauftrabt, erst an der Höhe etwas ruht und dann in tausendem Galopp, ohne Radschuh, die andere Seite hinunterrennt. So wird schon ein munterer Anlauf für den nächsten Balken gewonnen, und man kommt trotz des ungünstigen Terrains rasch voran. Als wir das Ende des Hochthals erreichten, wunderte ich mich freilich ein wenig. Denn vor uns lag eine schiefe Ebene, so steil als nur ein



Fremdenzimmer in einem norwegischen Bauernhause.

russischer Berg, wie man ihn im Winter zum Schlittensfahren errichtet. Ehe ich indes die Gefahr einer Ueberstürzung noch genau philosophisch erwogen hatte, waren wir schon hinuntergesaust, so lustig und fröhlich, daß ich ein da capo wünschte. Wir befanden uns nun aber unten, am obren Gelände des Fördefjords, in einem weiten Thale, wo zwei Flüsse, beide von den Abhängen des Jostedalabrae die Wasser sammelnd, sich vereinigen und in ansehnlicher Breite dem Fjord zuströmen. Förde besitzt eine stattliche Kirche und sogar ein Telegraphenbureau. Das Hotel gehörte zu den culturell fortgeschrittenen. Auf dem Piano lag Walter Scotts *Lady of the Lake*, Eliots *Scenes from Clerical Life* und Dickens' unsterblicher *David Copperfield*.

Die nächste Fahrstrecke bis Nedre-Basenden war von hoher landschaftlicher Schönheit. Die Straße wendet sich hier erst östlich, dann nord-östlich, dem Jöfsterelv entlang, sich immer mehr dem gewaltigen Gebirgsktod nähernd, der den Jostedalsbrae trägt. Wir sahen in einiger Entfernung von der Straße die Akerbauschule No, einen wahren Herrenhof, zwischen gutbebautem Land. Später wand sich der Weg an den Elf hin, der durch Stromschnellen zwischen reichem Wald und Fels die schönsten malerischen Scenen gewährte.

Den ersten Seitengletscher des Jostedalsbrae, den Lundebræ, bekamen wir aber erst zu Gesicht, als wir von Nedre-Basenden aus längs dem ganzen etwa 20 km langen Jöfstervand gefahren waren. Die Nordseite des Sees war freundlich bebaut. Zwischen großen Bergwiesen, die eben gemäht wurden, lagen mehrere kleine Ortschaften und viele Höfe. Von der Südseite dagegen war der See von hohen, steil abfallenden Bergen begrenzt, zwischen deren dunkeln Felsmauern ein Stück des Gletschers herunterhing, während ein weit längeres, grell von dem dunkeln Himmel abstechend, den Horizont begrenzte.

In Nedre-Basenden erhielten wir einen Alten von 68 Jahren zum „Gut“, der aber noch auf- und niedersprang wie ein Junger. Er war sehr geschwätzig. Alle Versuche jedoch, ihn für eine weitere Fahrt zu gewinnen, waren vergeblich; er wollte uns nur bis zu der ziemlich nahe gelegenen Anstafestation Nardal führen, was uns indes doch nur etwa eine halbe Stunde Aufenthalt kostete. Allerdings sah uns der Stydsstuffer ganz brummig an und suchte die Achseln, als wir einen Wagen begehrten; als wir aber fröhlich sagten, daß wir doch nicht bei ihm Dienste nehmen könnten, kam ihm das heiter vor, er machte gleich eine Kjaerre bereit und gab uns einen wadern Jungen mit. Bei Nalhús zeigt sich die ziemlich große Jöfsterkirche. In der Nähe des Hofes Hegranaes soll im Mittelalter die Burg des Ritters Audun Hugleifson Hestaforn gestanden haben, von der aber kein Stein auf dem andern blieb. Dieser Ritter Audun war eine nicht unbedeutende Persönlichkeit. Als Bevollmächtigter des Königs Erich Magnusson schloß er 1295 zu Paris ein Schutz- und Trugbündniß zwischen Frankreich und Norwegen ab, worin Norwegen den Franzosen im Falle eines Krieges mit England 200 Langschiffe, 100 große Schiffe und ein Hilfsheer von 50 000 wohlausgerüsteten Kriegerern versprach. Die Urkunde befindet sich noch zu Paris. Unter Erichs Nachfolger, Hakon Magnusson, fiel er jedoch in Ungnade und wurde nach mehrfachen Streitigkeiten um das Jahr 1302 als Hochverräther zu Bergen gehängt. An diesen tragischen Tod knüpften sich später allerlei Sagen. Er habe, so hieß es, die französische Braut, welche er dem neuen König zuführen sollte, sich selbst angeeignet und so den unverföhnlichen Grimm des Herrschers auf sich geladen. Nach einem andern Bericht wollte er seine Macht über Gebühr ausdehnen und gerieth deshalb mit einem Hauptling im Naustdal in Streit. Das mißfiel dem König, und er ließ den

Ritter nach Bergen laden. Audun vergrub seine Schätze, um sie in Sicherheit zu bringen, versenkte seinen großen Silbertisch im Föllersee und zog dann aus, nur von seinen Schwertknappen begleitet. Während sie unterwegs rasteten, setzte sich ein Rabe in ihrer Nähe nieder und fing an erbärmlich zu schreien. Audun, welcher wußte, daß sein Schwertknappe die Sprache der Vögel verstand, fragte ihn, was der Rabe sagte. „Ja,“ antwortete der Knappe, „er sagt, daß du fortziehst, aber nie mehr wiederkommen wirst.“ — „Das sollst du gelogen haben“, sprach Audun, spannte seinen Bogen, schoß den Knappen todt und zog darauf allein nach Bergen, wo er getödtet wurde. Welhaven, welcher nebst A. Munch von allen norwegischen Dichtern am meisten poetischen Sinn für das Mittelalter besaß, hat auch diese Rittergeschichte zu einer Ballade gestaltet:

Wo hat sein stolzer Name noch verweilt,
Als Nordland schlief in schweren Leidenstagen?
Wo ist die Hand, die mag zum Lichte tragen
Die dunkle That, der Sage selbst enteilt?
Dumpf, wie der Zwerge letzter Ruf verklang,
So hallt von Audun Hagleikson der Sang.

Das Licht, das zitternd noch sein Bild umwebt,
Es gleicht des Abendlichtes letztem Dämmern
Auf dunklem Wald und schwarzen Felsenhämmern,
Wenn wolkenstern die Nacht herniederschwebt:
So steht bei Alhus-Burg er leidbedroht
Allein mit seiner Schuld und seiner Noth.

In Magnus Lagabaeters goldner Zeit
Sprach mit dem König er Gesetz und Rechte,
Bei Erich Priesterfeind wagt' kein Geschlechte
Im Hofsaal einst mit ihm, dem Mächt'gen, Streit.
Des Königs Freund war er, der erste Mann,
Des Reiches Flotte stand in seinem Bann.

Wir finnen erst der Sage Spuren nach,
In trüber Zeit verwehen ihre Funken:
Mit seinen Rittern ist dahingefunken
Des Landes Heldenzeit, sein Scepter brach,
Sein Schlachtruhm ist zum Schreckgespenst verbleicht,
Norwegens letzter Sonnenglanz entweicht.

Und seine Schuld? Wofür traf ihn die Aht?
Weshalb entehrt ein Strick den stolzen Nacken?
Frag seinen Waffenplatz, den Galgenbalken,
Wo unterm Henkerbeil sein Schild zertracht!
Vielleicht auch da weiß keiner dir Bericht,
Für welche Schuld ihn traf das Hochgericht.

Ein dunkles Wähnen nur ward drüber laut,
Wie Audun, mit des Königs Macht bekleidet,

Die Flotte hin zu Frankreichs Strand geleitet
Und Isabelle holte, Hakons Braut.
Hat Audun frech sein Ritterwort verlehrt,
Die Braut entehrt, der er zum Schutz gesetzt?

Wird nicht der Held zum blöden Schattenbild?
Sind das nicht falsche und gebrochne Strahlen?
Ganz anders wollte ihn die Saga malen,
Den grimmen Recken, schreckenvoll und wild,
Wie ihn der Herold ruft in strengem Ton,
Zu stellen sich vor Erichs Richterthron.

Ein jäher Blitz aus Heidenvorzeit fährt
In Audun auf, in seines Grimmes Flamme;
Er ist kein Ritter mehr von spätem Stamme,
Der klug am Thing des Krieges Unheil wehrt,
Es lebt und lobert neu in seinem Zorn
Der Viking auf vom echten Schrot und Korn.

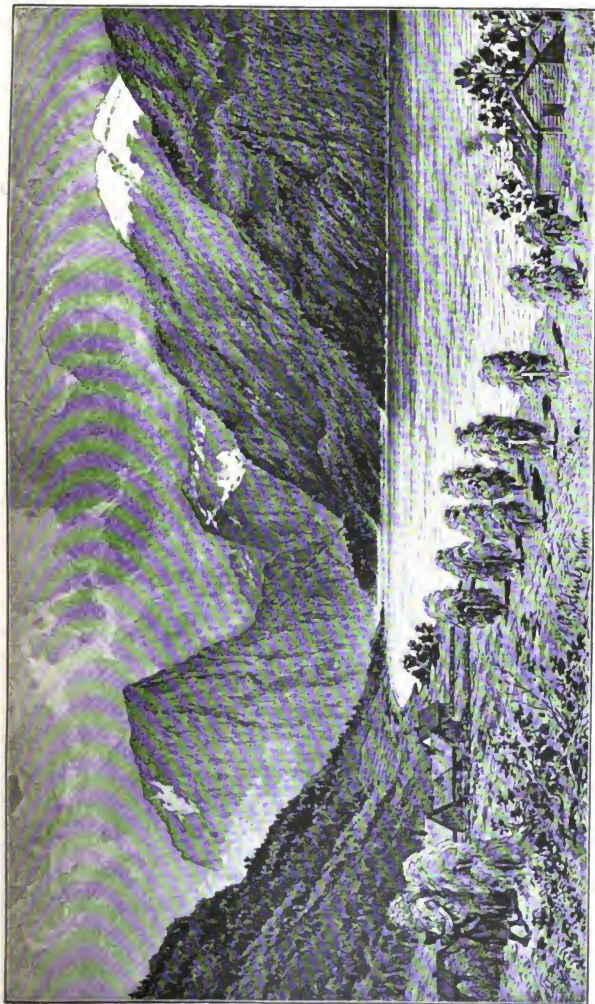
Den Silberstich und seines Schlosses Pracht
Sucht er in tiefer Vergesselsucht zu retten;
Allein sein Gram zersprengt der Klugheit Ketten,
Den Rest versenkt er in des Sees Nacht.
Wirr ist sein Anblick und sein Blick ergrimmt,
Er ahnt das Schreckensloos, das ihm bestimmt.

Dort sieht er müd im engen Felsenthal,
Wo schwarze Klippen sich zum Himmel thürmen,
Da sucht er Raß. Doch Sorgen ihn bestürmen,
Und klagend seufzt der Vach von seiner Qual.
Vergeister starren nieder ins Gefild,
Und Raben flattern scheu um seinen Schild.

Da fährt er auf und lauschet ängstlich bang
Dem Rabenschrei, den trüben, hohlen Klagen.
„Künd, Knappe, mir, was diese Raben sagen!
Du kennst der Vögel Sprache und Gesang.
Was soll die Bottschaft?“ Und der Jüngling spricht:
„Rasch ist's gesagt: Ihr kehrt nach Hause nicht!“

„Was? Vursche!“ donnert Audun ihm ins Ohr
Und greift zum Pfeil und spannt den raschen Bogen,
„Das hast du mir, das hast du dir gelogen!“
Und rüchelnd sinkt der Knappe hin ins Moor.
Herrn Auduns Schild ward häßlich da entstellt,
Und „Rache!“ laut der Schrei der Raben gelst.

Und Rache kam. Am Richtplatz bebend stand
Der Ritter halb, am Fuße kahler Hügel —
Da flatterten vom Wald mit schwarzem Flügel
Die Raben her, des Wahrspruchs schrecklich Pfand;
Den Sterbenden umkränzt ihr Racheschrei,
Den Todten haßt ihr Schnabel graus entzwei.



Keb am Brechhelmsand. Spätsommer. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

ARMLIOO
YTRIVIMU
YRABLI

Von Auduns Schlosse blieb nur Schutt und Stein
 Von seinem Leben ein paar dunkle Züge,
 Ein Räthsel ohne Schlüssel und Genüge,
 Sein Stamm erlosch in seinem Leichenschrein,
 Und nimmer strahlet froh auf Burg und Zelt
 Die Rose, die geschmückt sein Wappensfeld.

Nur unter Grus, wo seine Burg geragt,
 Geht sein Gespenst noch um und seine Sage
 Und füllt des Volkes Ohr mit Angst und Klage,
 Und keiner gern sich an die Stätte wagt,
 Wann abendlich im Wald es rauscht und ächzt
 Und dumpf vom Felsenhorst der Rabe krächzt.

Stei heißt die Endstation am Jölksee, ein ärmlicher Weiler. Es waren da Weiber beschäftigt, das Heu zusammenzurechen. Sie trugen dunkelblaue Röcke und auf dem blonden Haar eine ganz seltsam sich ausnehmende rothe Zipfelmütze. Von Stei geht's wieder ziemlich stramm bergauf, durch heideartige Gegend mit Torfmooren. Aber wenn man fleißig umsieht, bekommt man immer mehr von dem Jostedalshrae zu schauen — ein majestätischer Anblick. Zum nächsten Thale senkt sich der Weg wieder ohne Windungen eine felsige Steile hinab, wie sie unsere Bergstraßen höchstens im frühen Mittelalter besaßen. Ich fürchtete anfänglich jeden Augenblick, zwischen Bäumen und Felsen durch in irgend einen Bergbach hinunterzukollern, aber die Scenerie ist zu schön. Man geräth, ohne es zu wollen, in die frohe Naturbegeisterung der Sturm- und Drangperiode hinein, und ich gewann dergleichen Wege förmlich lieb. Unten schon wieder ein See — ein unendlich lieblicher, stiller Alpensee (Volsaeter Vand) zwischen einem mächtigen Fels- und Waldtheater. Ueber das Stardal hin tritt sogar der Jostedalshrae wieder in die Scene hinein. Dann verengt sich das Thal abermals, die Berge ragen immer steiler, erger auf, fast wie bei Gudvangen — und zwischen Felsstürzen und riesigen Wänden erscheint ein neuer, größerer See — das Bredheimsvand (Breumsvand). Es war über 5 Uhr abends. Ein leichter Nebelriesel fiel, und Regen schien zu drohen. Die Bergschlucht sah melancholisch trüb aus und doch noch groß, gewaltig. Wir fanden einen Norweger, der sich schon ein Boot bestellt hatte, um über den See zu fahren, und schlossen uns ihm an. Drei „Norskarle“ erschienen, von des alten Charon Geschlecht, rauhe, bärenhafte Gesellen, und machten das Boot flott. Wir hüllten uns in unsere Regenmäntel. Hinaus ging's auf den See. Das war nun doch etwas anderes als auf dem Dampfschiff. Von so einem Boot sieht gleich alles viel größer aus. Zu stärkerem Regen kam es nicht, und hatten wir auch nicht das zauberhafte Schauspiel der untergehenden Sonne, so erhielten wir dafür um so mehr von dem traumhaften Dämmerchein des noch langen Abends. Westlich thürmte sich in schroffen Abhängen hart am See die Stjorta (Schürze) auf, 1726 m hoch, östlich die Svenstenibba (1455 m).

Das gab schon Schattenbilder, die einen Eindruck machen konnten. Je mehr die Dunkelheit einbrach, desto mehr stach oben an den Bergen da und dort Schnee hervor. Die Ungeheuer bekamen Augen, Rüstern, Mäuler oder wunderliche Streifen. Es war ein gespenstisches Traumbild.

Der See ist nicht klein. So tapfer unsere drei Mann einsetzten, brauchten wir doch über drei Stunden bis nach Ned. Es war stockdunkel und etwa halb 10 Uhr, als wir daselbst ankamen. Die Leute schienen bereits zu Bette zu sein. Der Norweger, der mit uns gekommen, trommelte sie als Reismarschall auf. Wir bekamen noch ein häuerliches Abendbrod und wurden dann auf einer leiterartigen Stiege zu Bette geführt. Die Bettstellen waren so hoch, daß ich einen Stuhl nehmen mußte, um hineinzusteigen. Sie waren sehr massiv, spinatgrün angestrichen mit rothen und weißen Blumen. Drinnen versank ich in Laub und Federn, und über das Leintuch senkte sich eine Federdecke so schwer, wie die Wolkenballen über dem Jostedalabrae.

Der Morgen zeigte uns eine Landschaft, welche sich in ihrer wilden Romantik fast mit dem Naerödal messen kann; doch ist der See breiter als der Naeröfjord, und das kleine Kirchlein von Ned, die am Bergeshang und Seestrand zerstreuten Gehöfte mit ihren Wiesen und Feldern geben der düstern Felsenscenerie einen sehr freundlichen Vordergrund. Rund um das Dörfchen waren Haferfelder, der bereits geschnittene Hafer auf mannhohen Stangen zum Trocknen ausgelegt, wie anderswo das Heu. Die Bewirthung war ärmlich, obwohl die Wirthin, eine noch junge, kränklich aussehende Frau, ihr Bestes that. Ihre Leute waren schon auf dem Felde, und so mußte sie, schwach und leidend, wie sie war, alles selbst besorgen, spät unfertwegen noch aufstehen, ein paar Eier kochen und Betten herrichten, morgens uns die Schuhe putzen und das Frühstück bereiten. Es war das ein Proßchen von dem harten, schweren Leben voll Arbeit und Entfagung, das diese Kinder Adams da oben in den Bergen führen müssen. Der Winter ist weit strenger und länger als in den höchstgelegenen Bergthälern der Schweiz; den Sommer über schlagen die guten Leute bei Anstrengung aller ihrer Kräfte gerade etwa so viel heraus, um den Winter bestehen zu können. Dennoch sind sie unzweifelhaft viel glücklicher als die Sklaven der modernen Fabriken. Sie haben eigenen Grund und Boden, leben in der herrlichsten freien Gottesnatur, stählen Sehnen und Muskeln an menschenwürdiger Arbeit, und da sie in allen Stücken für sich selbst sorgen müssen, bewahren sie ein edles, würdiges Selbstgefühl. Mannigfache Noth und Gefahr lehrt sie beten; Gastfreundschaft ist alte Vätersitte und treuherzige Redlichkeit der allgemeine Volkscharakter. Nirgends haben die Zimmer Schlösser und Riegel; aber man ist sicherer als anderswo mit Polizeimannschaft vor der Thür.

Der Stydsstoffer wohnte in einem andern Haus. Wir mußten hinüber, um uns einzuschreiben. Das Bureau war nichts anderes als die Wohnstube, in welcher Mama ein kleines Kind wiegte und Großmama auf

einem alten Holztrug saß und stridte. Zwei Jungen und ein Mädchen, ganz allerliebste Kinder, kamen neugierig auf uns zu und guckten uns an, indes der Vater uns zu Protokoll nahm. Sie begleiteten uns zum Wagen und hatten die größte Freude, als wir ihnen in Ermangelung von etwas anderem ein paar Pfennige gaben.

Wenn wir die Topographie besser gekannt hätten, so würden wir zu Red wohl kein Wägelchen genommen haben. Denn kaum waren wir zehn Minuten weit gefahren, da wurde der Weg so steil, daß das Pferd Schritt gehen mußte. Wir stiegen aus und gingen zu Fuß. Der Weg wurde aber nicht besser, sondern zusehends steiler und schlechter. Zuletzt ging er, wie die Ponnypfade in Island, just auf kürzester Linie ein steiles Bergjoch hinan. Ich habe erst nachher erfahren, daß ein englischer Reverend diesen Weg the worst way of Norway genannt hat, bezweifle aber ohne alle confessionelle Bosheit, daß er Recht hat. Es gibt in Norwegen noch viele solcher Wege und vielleicht noch schlimmere. Ich hätte fast Lust, ihn den schönsten Weg von Norwegen zu nennen. Denn die Aussicht war herrlich und wurde mit jedem Schritte bedeutender. Links buschte sich der Birkenwald leicht und duftig am Bergeshang empor; rechts rauschte ein Wildbach in tiefer Schlucht, von den steilen Felsstürzen und Abhängen des nur kümmerlich begrünten Raadfjeld begrenzt; rückwärts lag der Bredheimssjöe mit seinen malerischen Felsufeln; vor uns zeigten sich auf ungeheuren Felskolossen immer größere Felser des Jostedalsgletschers. Bei den Höfen von Moldestad, schon hoch oben am Paß, erweitert sich dieses Gletscherbild, während südwärts sich eine neue tiefe Thalschlucht öffnet, in deren Schoß das helle Bergensvand liegt, und dahinter die scharf zugespitzte Felspyramide der Eggenibba. Aus dem See schlängelt sich ein Eis in vielen Krümmungen nach dem Bredheimssjöe hin. Die Eggenibba macht einen fast ebenso phantastischen Eindruck, wie der Jordalsnut im Naerödal.

Von Moldestad wurde der Aufstieg so schroff, daß das arme Pferd kaum mehr das leere Wägelchen zu ziehen vermochte, und wir, obgleich selbst fast außer Athem, mit dem „Gut“ hinten schieben halfen. Der „Gut“ hielt auch beständig einen Knüppel bereit, um ihn von Zeit zu Zeit unter die hinteren Räder zu legen, damit der Wagen nicht mit dem Pferd den Paß hinunterrollte. Der Wald hörte hier auf. Nur Zwerggebüsch deckte noch reichlich den Bergeshang, und ein Ueberfluß von Beeren prangte im dunkeln Moos. Auf der Paßhöhe standen die Alpenhütten des Moldestad Saeter. Wir konnten hier einsteigen und ein Viertelstündchen über den öden Berggründen dahinfahren, zwischen dessen Gletscherblöcken und kleinen Moorseen kaum etwas ist, was einer Alp gleicht. Dann öffnet sich gegen Norden ein neues Panorama. Der ansehnliche Nordfjord dringt hier in mannigfachen Krümmungen von der Westküste her bis in die Nähe des Jostedalabrae. Der Eingang desselben ist von Bergen verdeckt, und so stellt er sich nur als ein großer

blauer See dar, mit hohen waldigen Bergesüfern, dahinter etliche ferne Bergspitzen. Man ist hier 680 m über dem Fjord. Der Abstieg entsprach dem Aufstieg, so steil wie ein Maulthierpfad. Wir hielten es für gerathener, auszustiegen, und der „Gut“ schien es zufrieden, da das Pferd nicht eben das beste war. Sonst sind die Pferde an diese Wege gewöhnt und ist durchschnittlich keine Gefahr dabei, obgleich wir weiter unten einen Denkstein fanden, der das gemeinsame Grab eines Norwegers und seines Hest bezeichnete, welche, in vollem Lauf gegen Felsen stürzend, daselbst ihren Tod gefunden hatten. Von dieser Stelle an war eine Strecke weit eine bessere Bergstraße mit vielen Krümmungen angelegt. Wir saßen wieder auf. Doch reichte die Straßencorrection nicht sehr weit. Die letzte Strecke war wieder halzbrecherisch steil, und man war fast versucht, in die Klage des Engländers einzustimmen, welcher behauptete, es sei eine Verleumdung gegen alle schlechten Wege, diesen Weg überhaupt einen Weg zu nennen. Von den 20 km, für die wir bezahlt, hatten wir kaum für 4 den Wagen brauchen können.

Zu Bruland i Utviken fanden wir wieder gutes Quartier, noch kaum modern angehaucht, in gemüthlich bürgerlichem Stil. Zum erstenmal sah ich hier ein Bild Luthers, während sonst meistens irgend ein biblisches Bild oder Photographien von Verwandten u. dgl. die Stube schmückten. Aus diesem Umstand weitertragende Schlüsse zu ziehen, würde wohl verfehlt sein. Das abgeschlossene Leben in diesen einsamen Bergen und Fjords hat die notwendige Folge gehabt, daß das Lutherthum, nachdem es einmal von obenher eingeführt war, festere Wurzeln schlug, als anderswo. Die Geistlichkeit hat bis in die letzten Jahrzehnte hinein einen sehr mächtigen Einfluß bewahrt. Als studirter Mann mußte der Praest vielfach kein geringes Opfer bringen, indem er sich für Jahre, oft für das ganze Leben an ein entlegenes Bergdorf fesseln ließ, da predigte, katechisirte, Schule hielt und Kranke tröstete, ohne andere geistige Anregung, als eben die Studien, die er noch mühsam fortsetzte. Aber eben damit mußte er auch Achtung und Liebe der Bauern gewinnen. Er war der studirte Mann, oft der einzige, wenn nicht da und dort allenfals der Gemeinde- oder Kreisvorsteher und der Arzt ihm in Bezug auf höhere Bildung etwas Concurrenz machte. In den meisten Häusern, die ich sah, fand ich unter den Familienbildern irgend einen Geistlichen mit dem weißen, feingefältelten Tellertragen: sie müssen durch Heiraten mit einem großen Theil der besser gestellten Bevölkerung verwandt oder verschwägert sein. Dazu kommt dann, daß der Norweger wie die Nordländer überhaupt lange kein so lebhaftes Bedürfniß nach äußerem Cultus hat, als man es bei den Völkern des Südens findet. Etwas weniges tägliches Gebet und ein schlichter Sonntagsgottesdienst stellt ihn völlig zufrieden. Ein katholischer Missionär, der lange in Norwegen gelebt hatte, bestätigte mir diese Wahrnehmung. Unter dem Einfluß anerzogenen Vorurtheils scheuen sie den Katholicismus als etwas Complicirtes, Künstliches,

ihrem Sinne völlig Fremdes. Es wurde auch kaum ein Land des Nordens, Island ausgenommen, so vollständig von der Kirche abgetrennt. Doch der religiöse Sinn ist damit im Volke nicht verschwunden. An einem Sonntag sah ich über ein Duzend großer Boote, dicht mit Leuten gefüllt, die von den verschiedenen Weilern eines Fjordes in festtäglichem Schmuck zur nächsten Kirche fuhren, da die Geistlichen nicht ausreichen, jeden Sonntag in allen Kirchlein ihrer ausgedehnten Gemeinden zu predigen. Abends trafen wir einen Greis von fast 70 Jahren, der drei Stunden weit am Ufer entlang zur Kirche gegangen war, an drei Stunden dem Gottesdienste beigewohnt hatte und nun wieder seine drei Stunden zum Heimweg brauchte. Das setzt denn doch tiefen religiösen Ernst voraus, und nach anderen ähnlichen Wahrnehmungen möchte ich glauben, daß N. Munch recht aus dem Herzen des Volkes das folgende schöne Lied gedichtet hat:

Zu Thate, im selbstgezimmertern Heim
Da wohnt sich's so traulich, so gütlich,
Da ist noch die alte Treue daheim,
Da flackert der Herd so gemüthlich.

Da sitzt lieb' Mütterchen froh und lehrt
Die lieben, die lockigen Kleinen:
Was treulich die Väter geglaubt und geehrt,
Soll segnend die Kinder vereinen.

In züchtiger Mutterfürsorglichkeit
Lehrt Spindel und Schiffchen sie fähren,
Den Vinnen spinnen und weben das Kleid,
Daß niemand im Winter mag frieren.
Und während die Hände sich regen so flink,
Schwebt aus der Mutter Wunde
Zum Herzen des Kindes mit freundlichem Wink
Der ewigen Liebe Kunde.

O tiefer dringen im Leben nicht
Die Worte, die Christus uns schenkte,
Als wenn sich von Mutterlippen ihr Licht
Ins Herz des Kindes senkte.

Dann fassen sie Wurzel und Kraft und Bestand,
Um wachsend das Leben zu krönen;
Denn unter dem Kreuze die Mutter stand,
Da er litt, die Welt zu versöhnen.

Ein Theil von jenem unsäglichen Schmerz
Ist jeder Mutter geblieben;
Und glüht für die Mutter des Kindes Herz,
Muß auch den Erlöser es lieben.

Sein Name ist Heil, sein Pfad ist Glück,
Sein Lieben der Mutter Vertrauen,
Ihn hofft sie dereinst mit seligem Blick
Vereint mit den Kindern zu schauen.

Da in Ulvik an diesem Tage kein Dampfschiff mehr zu erwarten stand, setzten wir die Fahrt in einem Ruderboote fort, das uns in zwei Stunden über den Fjord nach Faleide brachte. Noch mehr als von der Höhe stellte sich der Fjord jetzt als ein überaus lieblicher See dar. Es war ein wahres Vergnügen, dann und wann mit dem wackern Bootsmann im Rudern abzuwechseln und dann wieder in die Berge hineinzuträumen, welche an einzelnen Stellen über die waldigen Ufer hereinragten und die Nähe des großen Gletschers leise andeuteten. Die Gestade sind viel weniger belebt, als bei irgend einem der Schweizerseen; aber gegen den Naerdfjord oder das Bredheimsvand war diese freundliche Natureinsamkeit, dieser blaue Spiegel mit seinem Waldesrahmen wieder etwas ganz Neues und Erquickendes.

Faleide ist durch die Engländer schon ein wenig zu einer Art Interlaken für die umliegende Bergwelt geworden, freilich noch in angenehmem beschränktem Maße. Es liegt gegen das innere Ende des Nordfjordes hin, und zwar an dessen Nordseite, von der Mittags- und Nachmittagssonne angenehm beschienen, vor Nord- und Ostwind durch hohe Berge beschirmt. Unweit davon läuft der Fjord in drei kleinere Fjorde aus, von denen der eine sich nördlich, der zweite östlich, der dritte südlich wendet. An jedem derselben aber öffnet sich ein Bergthal, dessen Mitte von einem See belebt ist und dessen Ende zwischen den Gletschern des Jostedalabrae mündet. Von da aus, wie auch sonst nach Norden und Süden, bietet diese Gegend noch andere reizende Ausflüge, und so ist es nicht zu verwundern, daß Jahr für Jahr die Zahl der Touristen wächst. In dem Fremdenbuch der letzten Alpenhütte am Brigsdalagletscher fand ich für das Jahr 1879 95 Reisende eingeschrieben, 1880: 107, 1881: 150, 1882: 200 u. s. w. Von den drei Thälern heißt das erste Strondal, das zweite Loendal und das dritte Oldedal. Wir versuchten es zuerst mit dem Loendal.

Um halb 7 Uhr des Morgens bestiegen wir wieder ein Boot. Gerade nach der Seite des Jostedalabrae lagerten zwar bedenkliche Wolken, und zerrissener Nebelflor stieg bis zum Thal hinab. Allein ein alter Engländer, der mit Norwegen schon ziemlich vertraut zu sein schien, meinte, das sei bloß „mist“. Der schon bestellte Führer, ein ehrlicher, treuer Norweger mit braunem, verwettertem Seemannsgezicht, erklärte sich ganz befriedigend über das Wetter. Und so stiegen wir denn ein. Der Führer brachte noch einen wackern Jungen mit, und unter den kräftigen Ruderschlägen der beiden waren wir bald draußen auf dem spiegelglatten Fjord. Wie ein hellgrün Paradiesgärtlein lag Faleide mit seinen freundlichen Häusern zwischen dem dunkeln Wald. Vor uns starrte das schroffe Narheimssjeld mit seinen Fels-terrassen in die Wogen hinaus, wie eine Felsenfeste, welche zugleich die kleine Bucht von Vik und die längere von Loen beherrscht. Wir passirten die erste an deren Eingang und steuerten dann die von Loen hinein. Viel Leben bietet die Scene nicht. Nur einzelne Seeschwalben (ternær) kreisten mit ein-

COLUMBIA
GRAND
CANYON

Zu Seite 79.

Baumgartner, Stambinobien. 2. Aufl.



Das Fernwand.

ARMILDO
YTEREBU
YASALI

tönigem Schrei in der Nähe des Ufers. Sonst alles stille nahe und fern, wie ein Sonntagsmorgen.

Nähe am Ufer vorbeirudernd, bemerkten wir hier abermals, wie thätig, arbeitsam, unverdrossen die Norweger sind, „ohne Hast und ohne Raft“ bemüht, jeden Flecken Landes zu benützen, der etwas verspricht. Den Strand entlang Wiesen, kleine Haferfelder, wohlgeschichtete Haufen von Schlagholz, moosbedeckte Hütten für die Boote, das Fischergeräth und die Netze, im Fjord selbst weite Netze sorglich ausgespannt. Gegen Loen hin mehren sich die Häuschen und die Vorrathshäuschen, Stabbur genannt. Vom Strand führen steile Felspfade an die Hammerterrassen, wo hoch hinauf noch Kühe und Ziegen weiden. Diese Weideplätze bis zu den unzugänglichsten Felsen empor beaufsichtigen kleine Knaben und Mädchen; die älteren Mädchen, die sogenannten Saeterjenten, besorgen die Milch, Butter- und Käsewirthschaft in den eigentlichen Alpenhütten; die Hausmutter mit den ganz Kleinen hütet Haus und Hof; Männer und Burschen leben vorzugsweise der Feld- und Wiesenwirthschaft. So ist die Familie in den paar Sommermonaten fast immer auseinander, bis der Herbst sie wieder zusammenbringt und der Winter alle zwingt, ihre Beschäftigung in der Nähe des Herdfeuers zu suchen.

Das kleine Dorf Loen, am Ende des Fjords, bietet einen überaus freundlichen Anblick dar. Es liegt auf einem etwa ein Stündchen breiten sogenannten Eid, d. h. einer Landenge, zwischen dem Fjord und dem Loensee, gerade ungefähr in der Mitte, wo die Abhänge des Lofjelds und Kustemsjelds sich unten in einem schmalen Bogen treffen. Wohlgehaltene Wiesen, von leichtem Busch, meist Birken, unterbrochen und von einem frischen Bach durchströmt, machen den Eindruck des schönsten Parks. Gegen die Mitte hin stehen die malerischen Hütten immer dichter und zwischen ihnen weiß und glänzend das Kirchlein mit seinem kleinen rothen Thurm. Die seitlichen Felscoulißen ragen steil zu 1500 m auf, der etwas entferntere Staalan bis zu 1900 m. Im bläulichen Dufte des Hintergrundes blüht uns von ferne schon Gletscherschnee entgegen.

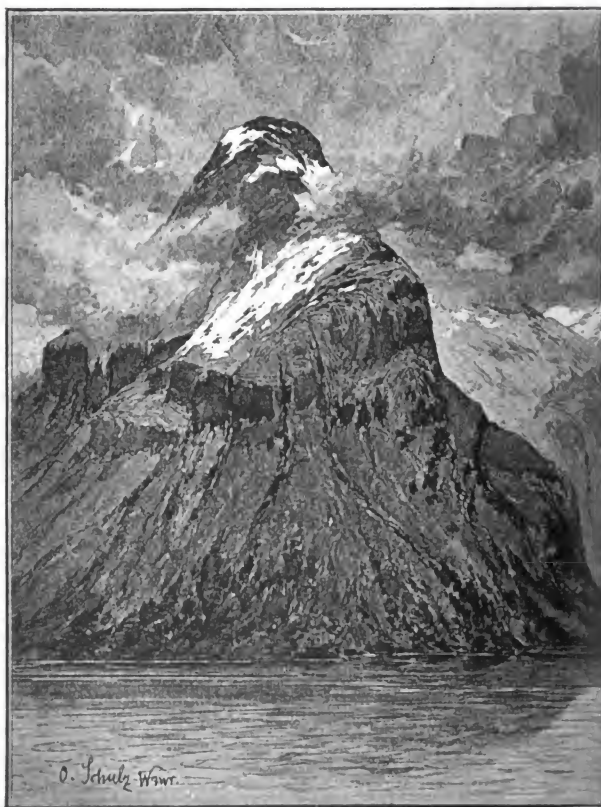
Wir landeten an steinigem Ufer bei einem der Bootshäuser (die „Röst“ genannt werden), sprangen ans Land, und der Führer brachte das Boot unter Dach. Dann wanderten wir zu Fuß über das schöne Eid, das hinter den reizendsten Plätzen des bayerischen Hochgebirges nicht zurücksteht. Die Häuser wie die Stabbur sind meist eigentliche Blockhäuser, Baumstamm auf Baumstamm gefügt, mit den Stämmen der Querwände fest verzapft. Das Ganze ruht auf einem steinernen Unterbau, der aber selten als volle Mauer durchgeführt ist, sondern nur vier starke Eckpfeiler bildet mit noch einem Stützpfiler nach jeder Seite. Der freie Raum unten dient als Vorrathskammer für Holz. Manche dieser Hütten sehen wohl ärmlich und verwittert drein, aber das wohlgefügte braune Gebälk, das flache Moosdach, die gemüthlichen Fensterchen, immer ein paar nebeneinander, geben eine ebenso malerische Zeichnung als die alten Schweizerhäuschen im Berner Oberland.

Zwischen moosbedeckten alten Felskrümmern, von Tannen, Fichten, Erlen, Birken, besonders Hängebirken, zierlich umkränzt, nehmen sie sich allerliebste aus, besonders wo sie sich dem frischen Bergstrom nähern, der gewaltig schäumend und brausend in seiner Felsbette dahertost. So geht's hinauf bis zu den Hütten von Vasenden. Da eröffnet sich ein neues Bild, welches das bisherige weit übertrifft.

Zwischen zwei Felsmauern, die sich bis zu 1200, 1600 und 1800 m erheben und von deren dunkeln Zinnen allenthalben Gletscher herabhängen, thut sich ein Alpensee an, spiegelhell, still, träumerisch wie nur einer in den schweizerischen Hochgebirgen, aber bei weitem großartiger und überwältigender. Er ist 12 km lang (fast so lang wie der Zuger See). Die Majestät des Hochgebirges kann sich in ihrer ganzen Größe entwickeln. Einige mit Birkenbüschen bestandene Felsvorsprünge gewähren anfangs ein anmuthig niedriges Proscenium. Doch sobald sie umfahren sind, liegt der Bergsee in seiner ganzen Länge vor uns. Ich habe nie etwas dergleichen gesehen. Ich war von dem bezaubernden Schauspiel ganz hingerissen. Der See ist ein liebliches Idyll, das Gestade eine Gigantentwelt. Manches Plätzchen am Strande ist so traut wie ein Weihnachtskrippchen, aber drüber herein ragen Felsklüfte wie aus Dante's Inferno; noch höher oben schimmert der Eispalast der nordischen Sage und auf ihm der Wolkenthron der Davidischen Psalmen. Man fühlt sich entsetzlich klein unter all diesen erhabenen Gestalten; aber das Herz erholt und stärkt sich an ihrem Anblick, es erweitert sich freudig daran und fühlt sich dem Unendlichen näher gerückt, der spielend diese Riesenmassen aufgethürmt — ludens in orbe terrarum!

Tief im Grunde des Sees hat man während der ganzen Fahrt die gewaltige Kjendalskone vor sich und an ihrer Seite den Kronegletscher, bläulich schimmernd zwischen dunkeln Wänden und Rissen. Da der Wind die Wolken bald auseinanderscheuchte, bald wieder zusammentrieb, blitzte der Schnee zuweilen hell auf und erblaßte dann wieder zum sahlen, winterlichen Leichentuch; die Bergkolosse schienen sich zu nahen und dann wieder zu entschwinden und aufs neue sich durchzukämpfen. Einen Weg gewahrt man weder an dem westlichen noch an dem östlichen Uferende. Es gibt auch keinen. Zu den wenigen Saetern (Alpenhütten) am Ostufer kann man nur im Boot gelangen. Auf der ganzen Westseite aber ist nur eine einzige kleine Alp, sonst alles Wüste, Felsstürze, Felswände und darüber Gletschereis. Da weidet keine Heerde, da zeigt sich kein Wild, nicht einmal ein einsamer Vogel. Den Ruf des Wanderers erwiedert nur das Echo, das Rauschen der Wasserfälle an der Felsenwand und der Donner der Eislawinen, die von Zeit zu Zeit dröhnend von den höheren Gletschermassen auf die tieferen Eisgehänge herniederfahren und da zerstieben.

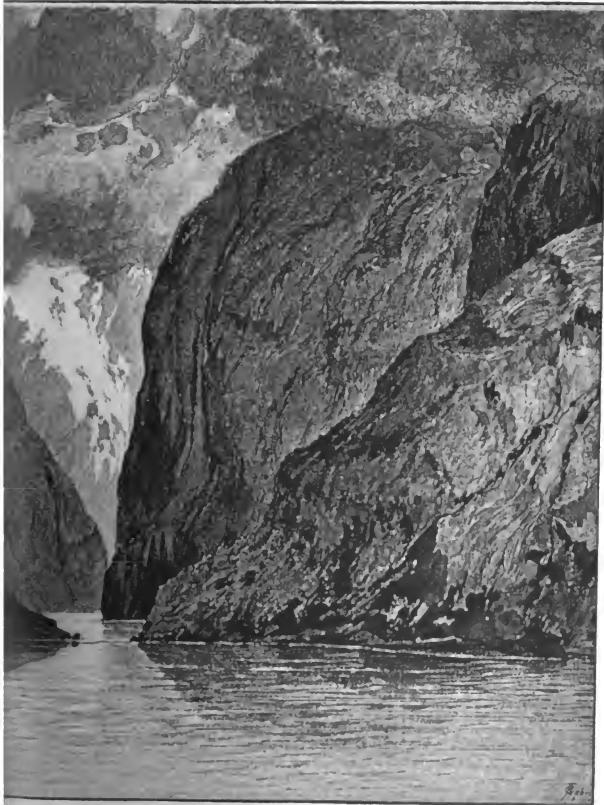
Ich hatte eben eine Weile den einen Ruderer abgelöst und ruderte, allerdings nicht zum besten, weil unaufhörlich links und rechts nach den Bergen



Der Cirkus von Naesdal. (N)

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

Zu Seite 81.



(einer Skizze des Verfassers.)

ALAMU LOO
VTI293VBU
YRARELI

starrend, als ich gegen die Mitte des Sees hin etwas wie Donner zu vernehmen glaubte. Ich wußte zuerst nicht, was es war. Erst als sich das Getöse wiederholte, fiel mir ein, daß Lawinen hier zu den alltäglichen Erscheinungen gehören. Und abermals donnerte es hoch oben an den Firnen des Ravnefjeldsbrae, einem der letzten Ausläufer des Jostedalabrae nach dem Nordfjord hin. Ich sah nichts, denn der Schall folgt dem Sturze erst in einem Zwischenraum. Dazu wallten leichte Wolken noch immer an den Höhen hin und her. Erst nach einiger Zeit konnte ich den Sturz einiger Lawinen deutlich sehen. Von dem Rande des Gletschers fuhr eine Staubwolke über einen schroffen Abhang von mehreren hundert Metern herab und verschwand langsam in einer halbkreisförmigen Kluft unter donnerähnlichem Gedröhne. Das waren die Eismassen, die der Gletscher oben vorgehoben. Sie zersplittern auf dem tiefer liegenden Eis, schieben sich durch die Kluft weiter und breiten sich dann fächerartig auf den unteren Felsgehängen hin. Die Norweger nennen dies das „Kalben“ des Gletschers. In der lautlosen Stille macht es einen gewaltigen Eindruck. Die starre Firnenwelt wird lebendig. Es hat etwas Unheimliches, zu denken, wie die ganze ungeheure Eismüste der Jostedalabrae hoch oben im Gewölke keineswegs feiert, sondern still und lautlos, aber unaufhaltbar, nach allen Seiten hin vorrückt, einem finstern Verhängniß gleich, das über hundert Thälern und Schluchten waltet, die einen beständig schreckt und bedroht, die anderen jäh übersfällt und verheert, ein Ueberrest des ungeheuren Eismeeres, das einst die ganze Halbinsel überflutete und die Berge glättete, welche jetzt ihren Westrand bilden.

Kämen die Eismassen ungetheilt herunter, so würde unten wohl bald ein neuer Gletscher entstehen; aber da sie zerschellt und zerspittert auseinanderfahren, so vermögen sie der Macht der Wärme nicht zu widerstehen. Am Rande des Fächers, den sie bilden, sickert Wasser die Felsen hinab, vereinigt sich bald zu Bächen und stürzt in zahlreichen Cascaden nach dem See hin. Auch oben am Gletscherrand sammelt sich reichlich Wasser und stürzt in kleineren und größeren Wasserfällen über die Felswände, bis eine neue Eisschicht vordringt, als Lawine herniederfährt und für eine Weile das Wasser versiegen läßt.

Die Scenerie gewinnt an Erhabenheit, je mehr man sich dem Ende des Sees nähert; bei den Höfen von Bødal sieht man in das gleichnamige Thal hinein, eine wilde Felschlucht, über die der Skaalbrae hereinhängt; die ungeheuren Felswände rücken nun immer enger zusammen und bilden endlich den jogen. Cirkus von Naesdal, der mich alles bis dahin in Norwegen Gesehene — Sörjord und Naerdfjord, Folgefond und Naerödal — vergessen machte.

Schwarz wie ein dämonisches Ungeheuer erhob sich hier der Felskolosß der Ronsnibba ungefähr senkrecht etwa 1800 m zu den Wolken empor. Alle mir bekannten Thürme und Felswände verschwanden gegen diesen Niesen. Ich starrete ihn wirklich bekümmert an von unserer kleinen Nußschale aus.

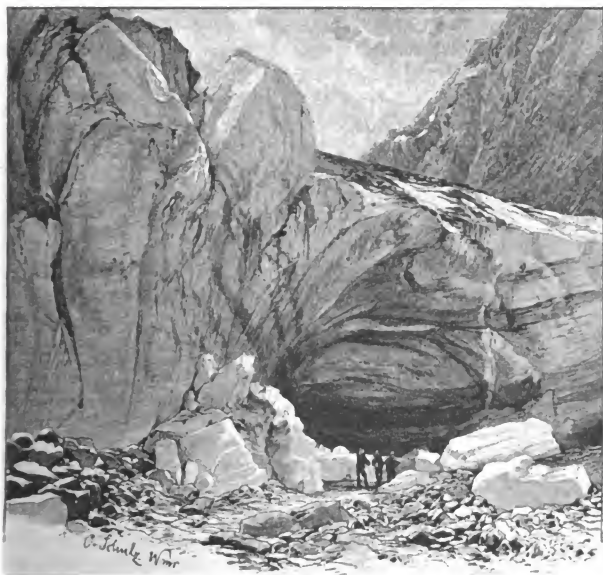
Doch hart daneben ragt fast ebenso hoch und steil die Felspyramide des Rabnesfjeld, von dem ein doppelter Wasserfall, der Utigardasof, in mehreren Abzägen über 700 m zum See herniederstürzte. Gegenüber, ja von allen Seiten thürmten sich fast ebenso gewaltige Felswände auf, dazwischen die jetzt ganz nahe Spitze der Kjendalskone und der an ihr hängende Kronegletscher. Wie von den Armen eines ungeheuren Polyphen ist der See hier von dem Eis und Gneis des Jostedalabrae umschlungen, ein kleiner Smaragd, zwischen gigantische Krystalle gefaßt, ein Riesenspielzeug für die Götter der Edda. Und doch war der Eindruck kein niederdrückender, kein beklemmender. Durch den ungeheuren Gegensatz kam mir der Alpensee noch lieblicher, traumlicher vor. Gerade nach der Richtung des Kronegletschers hin bettete sich in die Schlucht hinein ein anmuthig grünes Thälchen mit einem Hof und einigen Alpenhütten, zerstreut zwischen freundlichen Birken. Da landeten wir und ruhten etwas aus.

Jetzt galt es, noch einen der nächsten Gletscher zu besteigen, den Kvandalsbrae oder den Kjendalsbrae (auch Naesdalsbrae genannt). Wir wählten den letztern. Ich wurde fast etwas mißmuthig, als gerade jetzt, wo wir die schönsten, herrlichsten Bilder nordischer Gebirgslandschaft vor uns hatten, der Nebelriesel immer dichter wurde und endlich in Regen überging. Was war indes zu machen? Wir zogen unsere Regenmäntel an und marschirten tapfer vorwärts. Es ging allmählich bergauf, immer zwischen Birkenwald in ziemlich enger Schlucht. Zweimal hatten wir einen wilden Gießbach zu überschreiten, der steil zwischen dem Wald herunterbrauste. In etwa 1 $\frac{1}{4}$ Stunde war die erste Moräne erreicht. Wald und Vegetation hörten hier auf. Die Moräne war eine stattliche Barrikade von Gneis, nur von dem noch jungen Bergbach durchbrochen.

Der Gletscher lag nun vor uns, ein mächtiger Eisstrom, der erst breit von dem Hauptgletscherfeld herabwallt, vom Felsen in die Enge gedrängt wird, dann aber, von Seitenströmen rechts und links verstärkt, sich wieder breiter entwickelt und dann plötzlich innehält, wie eine im Fluß erstarrte Glühmasse. Die Seitenarme haben Eis- und Steinblöcke auf den Hauptstrom geschleudert, so daß derselbe nicht ganz hell ist. Erst unten wird die Masse wieder heller und gewährt durch die Eishöhlen das Bild eines phantastischen Palastes. Aus jeder quillt ein kleiner Bach hervor, die sich zwischen den Steinblöcken einer zweiten Moräne durcharbeiten und dann in kleinem, verwittertem Grus vereinigen. Ein Wasserfall von 200 m Höhe, der noch keinen Namen hat, aber dem Vöringsof kaum nachsteht, stürzt sich rechts auf den Gletscher selbst; etwas weiter unten beleben einige kleinere die Felsen, welche den Gletscher begrenzen. Schon von der ersten Moräne an wehte uns ein eisiger Wind entgegen. Die Erlen lagen da nach Norden umgebogen. Zwischen Grus und Felsen gedeihen nur noch kleine Alpenpflanzen, wie *Empetrum nigrum*. Die Eishöhlen kamen mir inmitten all der anderen Höhenverhält-

Ein nordischer Eispalast.

nisse erst klein vor; als wir indes über große Felsblöcke zu der mittlern hingellettert waren, wurde ich nicht müde, in ihre bläulich-grünen phantastischen Wölbungen hineinzuschauen. Sie sah ungefähr aus, wie die antiken Dichter und ihre Schüler, die der Renaissance, den Palast des Poseidon beschreiben. Der kosmische Kreislauf des Wassers erhält hier gewissermaßen einen architektonischen Ausgangs- und Endpunkt. Aus der grünbläulichen Höhle stürzt der Bach den Berg hinunter, wird Fluß, See, wieder Fluß, dann Fjord und endlich Meer, wie wir es an einem Tag geschaut. Und dann steigt



Die Gletscherhöhle am Kjendalsbrae.

das Wasser aus dem bläulichen Meer durch die Atmosphäre wieder hinauf in die Regionen des ewigen Eises, drängt sich in langsamer Bewegung die Gletscher hinab und beginnt in dem wundersam schimmernden Krystallpalast seine Wanderung aufs neue.

Es war etwas nach 2 Uhr, als wir die Eishöhle erreichten. Rässe und Müdigkeit waren vergessen, als dies neue Naturschauspiel vor uns stand. Reich befriedigt traten wir den Rückweg an, den Bergstrom jetzt von seiner Quelle bis zum Meere verfolgend. Obwohl wir beim Hinuntersteigen noch

gehörig durchnäßt wurden, machte ich mir nichts mehr daraus. Die Poesie dieser überherrlichen Gebirgswelt half mir über alle philiströsen Gesundheitsbedenken hinweg. Unten im Raesdal hörte der Regen auf, und wir hatten eine ganz angenehme Fahrt über den romantischen See. Als wir uns den Saeterhütten von Brengsnaes näherten, wurde die anachoretische Einsamkeit durch ein Boot unterbrochen, das in ziemlicher Entfernung von uns zu jenen Hütten fuhr. Es waren lauter Saeterjenten, d. i. Sennerinnen, darauf, welchen das Melkgeschäft in jenen Alpenhütten oblag. Sie sangen zweistimmig, mit frischen Stimmen, ein gemüthliches Lied. Es war das erste Mal, daß ich in Norwegen so ungesucht etwas Volksgesang zu hören bekam.

Während des Nachmittags hellte sich der Himmel ein wenig auf, so daß wir die ganze Bildergalerie von See, Eid und Fjord noch einmal genießen konnten. Erst auf der Ueberfahrt von Loen nach Faleide wurden wir abermals von einem Regenguß, diesmal aber gründlich, heimgesucht und bis auf die Haut eingeweicht.

Nachdem wir uns in Faleide getrocknet, gewärmt und ausgeruht hatten, benützten wir schon am folgenden Abend den kleinen Dampfer, der nach Visnaes, Loen und Oldören fuhr. Es war ein winziges Mignon-Schiffchen. Mit einem Duzend Passagiere war schon das ganze kleine Oberdeck gefüllt. Unter ihnen befanden sich ein paar Officiere und ein Engländer mit 15 Stück Gepäc. Bei dunkler Nacht kamen wir in Oldören an und wurden, wie in der guten alten Zeit, mit Laternen nach Hause gebracht. Wir fanden gute Unterkunft und hatten den Vortheil, die nächste Gletschertour mehr con amore machen zu können. Ein Führer fand sich noch des Abends ein, der wackere Lars Jansen, eine stattliche Vikingergestalt, gemüthlich und treuherzig, in Auskunft und Forderungen klar, bescheiden und vernünftig.

Morgens halb 8 Uhr zogen wir aus. Der Ausflug bot im wesentlichen dieselben Elemente wie derjenige ins Loendal. Man hat erst eine Stunde über das Eid zu gehen, das den Fjord von dem Oldenband trennt; dann in etwa zwei Stunden über den See zu fahren, der etwas schmäler als der Loensee, aber ebenso lang ist; endlich noch ein schöner Spaziergang von zwei Stunden, und man hat wieder einen der Seitengletscher des Jostedalsbrae erreicht. Vom Meer zum Gletscher also in guten fünf Stunden. So sehr sich aber die Grundelemente der Landschaft glichen, so reizend neu, reich und überraschend waren die Variationen derselben. Dabei hatten wir auch den Vortheil, daß das Wetter sich geklärt hatte und ein sonnenheller Himmel sich über Firn und Fels, Wald und See ausbreitete.

Das Eid bei Oldören ist weniger lieblich, als dasjenige von Loen, aber immerhin eine freundliche, traut idyllische Scene. Die Kirche ist größer, in Form eines griechischen Kreuzes gebaut, mit Vorbau an allen vier Seiten und einem Thürmchen über der Vierung. Um die Kirche liegen mehrere und größere Häuser beisammen, so daß die Ortschaft stattlicher aussieht, als

Loen. Der Eingang ins Thal ist imposant: links das Auslemsfjeld und die Melheimsnibba, von der weite Gletscherfelder bis zu dem 2000 m hohen Ravnefjeldsbrae emporsteigen; rechts die große Cäcilientrone, die in einer schroffen Felspyramide gipfelt, in ähnlichen scharfen Zinnen sich weiter südwärts am See hinzieht und in ödem Felssturze so steil abfällt, daß sich an ihrem Fuße keine Hütten ansiedeln konnten. Ueber den gewaltigen Zinnen lagert ebenfalls ein weites Eismeer.

Statt eines einzigen Sees besitzt das Thal deren zwei: das Floenband und das Oldenband, welche aber nur durch einen schmalen Landstrich getrennt



Oldören am Nordfjord. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

sind. Bei Eide, wo wir uns, wie am Loensee, ein Boot liehen, ist das eigentliche Oldenband etwa 500 m breit, erreicht aber bald einen Kilometer. Da es nur 30 m über dem Nordfjord liegt, so wird der Eindruck der beiderseitigen Felsmauern so gut wie nicht verringert. Sie steigen vom See unvermittelt jäh bis zu 1500, 1800, ja stellenweise bis zu 2000 m, ganz wie im Loenthal. Sobald man jedoch die erste Hälfte des Sees durchfahren hat, wird von den Gletschern, die auf den Felsen lagern, bei weitem mehr sichtbar, als drüben im Loenthal. Man bemerkt gleich, daß man sich eigentlich schon mitten in dem ungeheuren Eisfelde des Postedalsbrae befindet, d. h. in einer verhältnismäßig engen Kluft, welche hier seine Hauptmasse in zwei

gewaltige Arme auseinandergerissen. Aber sie gehören zu einander. Wie sie südlich sich zu einem einzigen Felde vereinigen, so begrenzen sie links und rechts mit ihren bläulich schimmernden Terrassen den Horizont, neigen sich zu einander hinüber, umgürten einzelne hoch oben hervorragende Felsabhänge, lagern zwischen den stolzen Bergpyramiden bald in breiten, dreieckigen Feldern, bald in schmalen, langgestreckten Strömen, und hängen endlich am Ende des Sees scheinbar bis zu dessen Ufer herab. Mit jedem Ruderschlag geräth man tiefer in den leibhaftigen Winter hinein, und gegen das Ende des Sees hat man einen Eispalast vor sich, wie ich ihn in ähnlicher Größe nur auf Island gesehen. Das Thal mündet ungefähr gerade auf die Mitte des ganzen Jostedalsbrae. Man hat ihn in seiner vollen Majestät vor sich. Von einer Höhe von nahezu 2000 m senkt er sich in scharfer Neigung bis auf 100 m Entfernung zum Seeniveau herab. Die wilden, schwindlig hohen Felscoulißen, die ihn von beiden Seiten begrenzen, liegen weit genug auseinander, um auch eine Vorstellung von seiner ungeheuren Horizontalausdehnung zu geben. Ueber einem Felskoloß von ungefähr gleicher Höhe, der sich ins Thal vordrängt, dehnen sich die Eislager aufsteigend noch weit in die Ferne, und von einem andern Felsenhaupt ragt nur ein schmaler Kamm aus dem weiten Krystallmeer hervor. Nirgends ein schmutziger Fleck in dem blendend hellen Eisgebilde. Die einzelnen übereinander geschichteten Terrassen des Eises lassen sich kaum unterscheiden. Erst weiter unten wölbt es sich wirr und stodig übereinander wie die Fluten eines erstarrten Wasserfalles und steigt dann in schärfer ausgeprägten Rippen zur Tiefe nieder. Finsternen Titanen gleich stemmen sich die gewaltigen Massen des Urgebirges der vereisten Flut entgegen, während Wasserfälle von allen Wänden tosend niederrauschen und von der letzten Gletscherzunge herab ein frischer Bergbach sich bald in einem kleinen grünen Thalkessel zwischen Felsstrümmern, Busch und einigen Hütten verliert.

Der hier zu Thal sinkende Gletscherarm heißt der Melkevolvsbrae. Ich weiß nicht, weshalb er nicht die Hauptaufmerksamkeit der Touristen gewonnen hat. Sein Fuß ist ganz nahe und offenbar leicht zu erreichen. Der Führer lenkte uns jedoch an ihm vorbei über den Eis, nach einer Thalschlucht, die sich in südöstlicher Richtung steil in die nächsten Felsen hinaufwindet. Von der Holzbrücke, die, einige Felsstrümmen verbindend, über den Bergbach führt, stürzte, wie uns Lars berichtete, vor einigen Jahren ein junger Amerikaner und ward an dem Geröll des Baches zerschmettert. Vom Seeende bis zu dieser Brücke ist es etwa eine Stunde; dann hat man noch eine gute Stunde den Berg hinaufzuklimmen, erst auf leidlichem Alpenpfade bis zu den Sennhütten von Brigsdal, wo wir uns mit köstlicher Milch stärkten, dann zwischen Gehölz und Klippen über abscheulich glatte Felsen zur nächsten Thalsstufe hinauf. Den Höfen von Brigsdal gegenüber sieht man ganz nahe den Melkevolvsbrae und den Nonsfoß, einen Doppelwasserfall von bedeutender Höhe



Der Melkergasse mit der Hirtin.

ARMILLO
YTEREVNU
YASBU

von der nächsten Thalstufe von Brigsdal aber stürzt der Elf gleichen Namens erst senkrecht in eine Kluft hinein und von dieser dann in herrlichen Bogen weiter in die Schlucht hinab, beiderseits von der reizendsten Felscenerie, Birken- und Erlenwald, eingerahmt, durch einen Felsen wieder in zwei Arme getheilt. Vor vielen seiner Brüder hat dieser Fall das voraus, daß fast unmittelbar über ihm die schimmernden Eiszinnen des Gletschers auftauchen, zwischen gewaltigen Gneisfelsen links und grünem Walde rechts, ein wahrhaft überherrliches Bild.

Der niedrige Wald, durch den wir uns nun durchdrängen mußten, war trotz der Nähe des ewigen Eises noch ziemlich dicht. Als wir heraus-traten, hatten wir den Gletscher vor uns, der den Kjendalsbrae an Größe und Schönheit bei weitem übertrifft. Völlig krystallhell mit scharfgerippten Spitzen und Zacken wälzen sich seine erstarrten Bogen zwischen zwei grauen Felscoulißen von glattgeschliffenem Gneis daher. Je näher man kommt, desto mehr treten diese zurück; links und rechts starren nun Eisfluten empor, immer schmaler und freier in glitzernden Terrassen aufeinander lagernd, bis wo der lichtblaue Himmel ihre obersten Wellenkämme berührt. Einem Felsen-eiland in stürmischer See gleich, ragt nur mehr ein einziger gewaltiger Fels-koloß aus der Eisflut empor. Ein doppelter Wasserfall strömt von seinen Zinnen herunter. Die Eishöhle an seinem Fuß glich einer einzigen sich überstürzenden Flutwelle, glashell und rein bis in ihren tiefblauen Schoß, aus dem fröhlich der junge Bergbach hervorsprudelte — ein Meisterwerk der Elfen und Zwerge mitten in dem ungeheuren Titanenpalast.

Eine so zauberhaft glänzende Eislandschaft bieten die schönsten Gletscher der Schweiz nicht, weil sie von den Bergwänden her immer Schutt und Steine mit sich führen. Das ist hier nicht möglich, da der ganze obere Berggrat fast 100 km weit mit Eis und Schnee bedeckt ist und die wenigen Bergspitzen, die da und dort an seinem Rande aufragen, mit ihren glatten Gneiswänden dem Anprall des Eises widerstehen. So bleibt dieses wunderbar rein, und als unabsehbares Meer hoch über dem stolzesten Urgebirge, über Land, See und Fjord gibt es den tausendfachen Landschaftsbildern einen Abschluß, wie man ihn schöner nicht denken kann: kühn wie ein Bild aus den Tagen der Urwelt, groß wie die Werke des Allmächtigen, still, rein und strahlend wie ein Spiegel der ewigen, unwandelbaren, alles belebenden Schönheit selbst.

5. Vom Nordfjord zum Geiranger.

Etwas nördlich vom Ausgange des Nordfjords, südlich von dem schroffen Vorgebirge Statland, liegt die kleine Insel Saelö, welche in der Legende und Kirchengeschichte keine unbedeutende Rolle spielt. Denn im Mittelalter galt sie als eine der ehrwürdigsten Stätten des Landes. Hier soll der erste bischöfliche Sitz in Norwegen gewesen sein. Die nunmehr völlig ausgegrabenen Ruinen eines Klosters und einer Kirche bezeugen die Verehrung, welche der Platz genoß. Sie liegen auf einer kleinen Anhöhe an der Nordseite der Insel.

„In den Tagen des großen Kaisers Otto I.“ (936—973), so erzählt das Brevier von Thronhjelm (Breviarium Nidrosiense), „lebte in Irland die hl. Sunniva, die von königlichem Geschlechte war. Bei dem Tode ihres Vaters fiel ihr das Reich als Erbe zu. Sie war durch die Sorge ihres edeln Vaters im Glauben an Christus aufgezogen worden, suchte treulich ihr Volk von Sünden abzuhalten und führte selbst ein heiliges Leben, eifrig bemüht, die Vorschriften des katholischen Glaubens zu erfüllen, barmherzig und wohlthätig gegen die Armen. Der Ruf ihrer Heiligkeit, Schönheit und Macht kam einem Tyrannen zu Ohren, der, auf Eingebung des Teufels, erst das Reich der Jungfrau angriff, überwältigte und plünderte, aber dann theils mit einschmeichelnden Worten, theils mit Drohungen sie zur Ehe mit ihm zu bewegen suchte. Aber beseelt von Liebe zu Gott, widerstand sie beidem, seinen schönen Worten und seinen Drohungen, und zog die Flucht aus dem Lande der Verbindung mit dem verbrecherischen Manne vor. Auch viele ihrer Unglücksgeossen beschloßen, ihr Schicksal zu theilen, und viele Menschen, Männer, Weiber und Kinder, bestiegen mit ihr drei Schiffe und vertrauten sich den Wogen des Meeres an, um jenen dieses Weltlebens zu entrinnen. Sie verschmähten den Gebrauch der Ruder und anderer Schiffsgeräthschaften, und Sturm und Unwetter führte sie in die nördlichen Fahrwasser. Gott, dem Winde und Meer unterthänig sind, bewahrte sie heil und unverfehrt vor allen Gefahren, bis sie in dem Theil von Norwegen landeten, der Firdernaes Land genannt wird. Da die Einwohner dieser Landschaft, die rohe, unverständige und heidnische Menschen waren, die Heiligen Gottes sich ihren Grenzen nahen sahen, sammelten sie alsbald ein Heer und zogen gegen sie aus, wie gegen Räuber, mit Schwertern und Spießen; aber da sie ihrer nicht habhaft werden konnten, so mußten sie sich begnügen, sie

mit Pfeilschüssen und Steinwürfen weit vom Lande fortzutreiben. So wurden die Heiligen abermals den Gefahren des Meeres ausgesetzt, und da sich ein Sturm erhob, wurden sie, da ihr Geist und Sinn unzertrennlich waren, dem Leibe nach voneinander geschieden. Die hl. Sunniva kam, nachdem sich das Unwetter gelegt, mit dem größern Theil ihrer Fahrtgenossen zu der Insel Selja, wo sie aus Furcht vor den Heiden ihre Wohnung in einigen Felshöhlen aufschlugen, während die übrigen ebenso auf einer andern Insel mit Namen Kine ihre Zuflucht suchten und ihr Leben mit Fischfang fristeten. Um diese Zeit hatte sich Hakon Ladejarl, der wildeste unter den Tyrannen, mit Gewalt in den Besitz des Reiches Norwegen gesetzt und raste grausam gegen seine Unterthanen. Die Heiligen Gottes hielten sich während der Regierung dieses Mannes ziemlich lang auf dieser Insel auf und dienten Gott in Entsigung, Armuth und Keuschheit und mit einem reinen Leben. Die Einwohner hatten noch nicht festen Sitz auf den Inseln genommen, aber jene, welche auf dem gegenüberliegenden Festlande wohnten, benützten sie als Weide für ihr Vieh. Bisweilen geschah es da, daß den Eigenthümern ein Stück Vieh abhanden kam, und diese, welche die Heiligen im Verdacht hatten, daselbe gestohlen zu haben, fügten ihnen deshalb großes Unrecht zu und baten auch den Jarl, mit einem Heere zu kommen, um die Diener Gottes zu tödten. Der böse Jarl, ein Sohn der Sünde und ein Glied an den Gliedern des Satans, kam auch auf die Insel, um die Heiligen auszurotten. Diese sahen das und gingen darum in ihre Höhlen und baten den Herrn unter Thränen, ihren Seelen die ewige Ruhe zu verleihen und den Engeln zu gebieten, die Felsenklippen herabzustürzen und sie unter denselben zu begraben. Das geschah. Die Felsen stürzten über die Heiligen herein, und ihre Seelen wurden in den Himmel aufgenommen. Der Tyrann und die Schaar der Heiden, welche die Heiligen nicht fanden, zogen verwundert fort. Nach Verlauf einiger Zeit fand inzwischen der Jarl einen elenden Tod durch die Hand seines Knechtes zur gerechten Strafe für seine Sünden, und die Herrschaft über Norwegens Reich fiel dem christlichen König Olaf Tryggvason zu, durch dessen Eifer das Volk von Norwegen der Abgötterei entsagte und auf die Predigt des Bischofs Sigurd den christlichen Glauben annahm. Es geschah um diese Zeit, daß einige Kaufleute, welche an der Insel Selja vorbeifegelten, an der Meeresküste etwas wie eine Lichtsäule gen Himmel schweben sahen. Verwundert näherten sie sich und fanden, daß ein Menschenhaupt sich in jenem Lichte bewegte, wie sie auch einen wunderbaren Wohlgeruch wahrnahmen. Die Kaufleute nahmen nun dieses ehrwürdige Kleinod, kostbarer als alle ihre Handelswaaren, nämlich das heilige Haupt, und fuhren mit Ehrfurcht damit nach Throndhjem, wo sie den berühmten König fanden. Diese Kaufleute waren Heiden; aber auf die milde Mahnung des Wortes Gottes und auf des Königs Aufforderung ließen sie sich von dem Bischof willig unterweisen und taufen. Bei ihrem Aufenthalt erzählten sie dem

König von der Lichtsäule, die sie gesehen, und von dem Haupte, das sie gefunden hatten. Dieses wurde auf des Königs Befehl geholt, und der Bischof, der es mit Andacht in seine Hände nahm, barg es mit tiefer Ehrfurcht unter den Reliquien der Heiligen. Noch mehrere brachten inzwischen Zeugniß über diese Märtyrer Christi, denn auch andere kamen von derselben Insel zum König und versicherten, daß sie dasselbe Zeichen gesehen wie die Kaufleute. Auf die Aufforderung des heiligen Bischofs begab sich der König selbst auf die Insel mit vielen anderen Gläubigen, und da fand sich, daß ein großer Berg an der Westspitze derselben früher niedergeflürzt war. Beim Untersuchen dieser Stätte fanden der König und der Bischof zwischen den Klippen wohlduftende Gebeine. Es wurde nun auf der Insel eine Kirche gebaut und eingeweiht, und Gott wirkte hier Zeichen und kräftige Wunderthaten um der Verdienste seiner Heiligen willen bis auf diesen Tag. Und da die Christen die Gebeine der Heiligen sammelten, die da zu finden waren, wurde der Leib der hl. Sunniva ganz und unverletzt aufgefunden, welcher darauf in einen Schrein gefaßt wurde im Jahre der Gnade 996. Nach Verlauf langer Zeit übertrug Bischof Paul von Bergen die Reliquien der hl. Sunniva in diese Stadt, in deren Kathedrale sie zu Gottes Ehre in einen Schrein gelegt wurden, am 7. September 1170.“

Bis auf einige unwesentliche Umstände genau so wird die Legende der hl. Sunniva in der Lebensgeschichte des Königs Olaf Tryggvason erzählt, welche die Mönche Oddr und Gunnlaug Leifsson im isländischen Kloster Thingeyrar um das Jahr 1180 verfaßten. Nun wird hier als vornehmster Mann unter den irischen Märtyrern Albanus genannt, als Auffinder der Reliquien aber zwei angesehenen Männer von der nahen Küste: Thórdr Egileifsson und Thórdr Þórundsson.

Den streng geschichtlichen Kern der Legende aus den späteren Ausschmückungen herauszuschälen, reichen die vorhandenen Zeugnisse nicht hin. Enorri Sturluson (gest. 1248) schweigt in seiner berühmten Königschronik „Heimskringla“ über Sunniva. Ein Scholion (141) zu Adam von Bremen, das von ihm selbst herrühren kann (um 1070), bringt die Sunniva-Legende, offenbar unrichtigerweise, mit der Legende der hl. Urfula in Verbindung. „Einige sagen,“ so heißt es da, „etliche von den elftausend Jungfrauen seien dorthin gekommen, deren Schaar und deren Schiffe von einem Berg verschüttet wurden, und es geschähen Wunder dort. Dasselbst ließ auch Olaf eine Kirche bauen.“ Das hat dem norwegischen Historiker Ludwig Daae Anlaß gegeben, die ganze Sunniva-Legende aus jener der hl. Urfula abzuleiten. Auch der dänische Forscher Jørgensen nimmt eine Einwirkung der ältern Urfula-Legende auf die viel spätere Sunniva-Legende an, macht indes mit Recht darauf aufmerksam, daß die Flucht irischer Christen nach dem norwegischen Küstengürtel, ihre Verfolgung durch die dortigen noch heidnischen Normannen, ihr Tod auf der Insel Saelö, die Auffindung ihrer Gebeine

durch Olaf Tryggvason durchaus nichts Widersprechendes oder Unwahrscheinliches in sich schließt. Daß der kluge, verständige König und seine nüchternen Normannen aber ohne irgendwelchen thatsächlichen Grund die aufgefundenen Gebeine als solche von Heiligen betrachtet und verehrt haben sollen, ist kaum anzunehmen. Eine gewisse geschichtliche Unterlage dürfte darum der Legende kaum abzusprechen sein, wenn sich auch die Existenz der Heiligen von Saeslö und ihre Wunder nicht actenmäßig nachweisen lassen. Obwohl Protestanten, behandeln die angesehensten norwegischen Geschichtschreiber, wie P. A. Munch, R. Keyser, Chr. Langen, Chr. Bang, die Legende mit einer gewissen Pietät und bemühen sich nicht, das, was ihren Vorfahren ein Gegenstand der Verehrung war, der Verachtung und dem Gespötte der Gegenwart preiszugeben.

„Gewiß ist,“ sagt P. A. Munch, „daß die Kirche und das Heiligthum auf Selja, wenn nicht sofort, so doch kurze Zeit danach die Mutter- und Centralkirche für das Christenthum im ganzen Gulathingslag (d. h. im angesehensten Thingverband Norwegens) wurde, und daß sie als die Grundlage des später errichteten Bischofsthums zu Bergen zu betrachten ist. Der Todestag der sogenannten Seljumen oder der hl. Sunniva und ihrer Gefährten, der auf den 8. Juli fiel, blieb ein Festtag für ganz Norwegen und ist noch jetzt an vielen Orten beim Volke bekannt.“

Die Vigil des Festes hieß Seljumannavaka, das Fest selbst Seljumannamessa.

Chr. Bang nimmt an, daß König Olaf alsbald nach dem Thing in Dragsæid (1096) die sogen. Sunniva-Höhlen zum Gottesdienst einrichten und großartige Terrassenanlagen für das Heiligthum machen ließ. „So erhielt das Christenthum in seiner damaligen Gestalt einen nationalen Mittelpunkt, von dem aus der neue Glaube später in weiteren Kreisen Wurzeln schlug.“

Schon Ragnhild, die Tochter Magnus' des Guten, der 1047 starb, nannte (um die Mitte des Jahrhunderts) eine Tochter der Heiligen zu Ehren Sunniva. Der Name blieb von da an ein volkstümlicher und hat sich in der Form „Synnöve“ bis heute erhalten. Björnson hat ihn in seiner Novelle „Synnöve Solbakken“ in der ganzen literarischen Welt bekannt gemacht.

In dem liturgischen Hymnus des alten Brevier heißt die hl. Sunniva *Patrona Norvegiae* und *Bergensium patrona*. Reliquien von ihr besaßen die Domkirche von Lund, die Liebfrauentirche in Kopenhagen, die Minoritentirche in Roskilde. Ihr Festofficium findet sich nicht nur in dem Brevier von Thronhjelm, sondern auch im Missale von Åbo. Ihre Verehrung breitete sich also über ganz Scandinavien aus. Auch Deutschland hat daran theilgenommen, indem die Hanseaten von Lübeck 1401 in der Marienkirche zu Bergen eine eigene Vikarie stifteten „zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau Maria, des hl. Olaf, der hl. Sunniva und aller Heiligen“. Ein Saal in der Königshalle zu Bergen wird in der *Svertirsaga tricinium Sunnevae, Sunnivaesal*, genannt. Kirchen zu ihrer Ehre wurden in Selja, Bergen

und Thödling, Altäre in Throndhjem und vielen anderen Kirchen errichtet. Ihr ältestes Bild (aus dem Ende des 11. Jahrhunderts) besitzt das Nordische Museum in Kopenhagen als Medaillon an einem Reliquienschrein. Im Museum zu Christiania trifft man sie auf fünf Altarblättern zugleich mit anderen Heiligen (eines ist aus Saetersdalen, ein anderes aus Nordmøre, zwei andere sogar aus dem hohen Norden, Avaejords Kirke in Senjen und Skjervö Kirke in Tromsö). Andere Bilder finden sich in Bergen (aus der Kirche von Graven) und in der Harrans Kirke in Numedal. Es ist eine liebliche, jungfräuliche Gestalt, meist mit der Krone geschmückt; in den beiden Händen trägt sie ein Felsstück, wohl auch dazu den Palmzweig des Martyriums.

Gleich einer Engelsencheinung trat das Bild dieser Heiligen mitten in die stürmischen Kämpfe urgewaltiger Leidenschaft, von denen nicht nur die Wikingerzeit, sondern auch die Anfänge der norwegischen Königsgeschichte beherrscht wurden, lenkte sanft und mild die rauhen Herzen zu den erhabenen Idealen des Christenthums empor und ergoß Licht und Trost auf die gefahren- und kampfreiche Inselwelt der norwegischen Küste. Fünfhundert Jahre hat die hl. Sunniva dieses schönen Amtes einer Patronin gewaltet, bis Magister Geble Pedersen und sein weltlicher Arm, der dänische Ritter Eske Bilde, die Christkirche zu Bergen, den der hl. Sunniva geweihten Dom und die Hauptstätte ihrer Verehrung, niederreißen, ihren kostbaren Heiligenschrein entführen und zerstören ließen. Im Volke lebte aber noch lange die Liebe und Verehrung zu der Heiligen fort, und keine Umwälzung vermochte die Erinnerung auszulöschen, daß von der Insel Saelö einst das Licht des Evangeliums über ganz Norwegen ausgegangen. Hier, wo das Nordmeer in seinen zackigen Buchten zum Fuß des gewaltigsten Gletschers dringt, erhob sich auf der kleinen Felsinsel Norwegens erstes Kloster und erster Bischofsitz.

Mit dem Hardanger-, Sognefjord und Nordfjord ist die Romantik der norwegischen Westküste noch lange nicht erschöpft. Ein ähnliches Gewirre von vielgezackten, buchtenreichen Meeresarmen, zahllosen kleineren und größeren Seen, steilen Felsmauern, waldigen Thälern, alpenartigen Hochebenen und wildzerissenen Schluchten zieht sich bis nach Throndhjem und noch weiter in den Norden hinauf. Man müßte mehrere Sommer zur Verfügung haben, um sie alle zu durchwandern und sich ein vollständiges Bild von diesem malerischen Lande zu verschaffen. Wie einer dessen müde werden möchte, begreife ich nicht. Ich kann mir für Leib und Seele nichts Stärkenderes und Wohlthuenderes denken, als den Genuß dieser weiten, freien, herrlichen Gottesnatur, in welche moderne Cultur und modernes Philistertum noch kaum eingedrungen ist, ein schlichtes, einfaches Landleben noch die ganze Gemüthlichkeit der guten alten Zeit bewahrt hat. Ohne ein wenig Strapazen geht's freilich nicht ab. Man muß sich in seinen Bedürfnissen zu vereinfachen wissen. Man muß Freude an der Natur haben und sich in

der Einsamkeit nicht einsam fühlen. Dies hat schon Björnson, als er noch jung war, seinen Landsleuten gesungen :

Willst zur Fahrt du ins Gebirg
Dir das Ränzlein schnüren,
Packe nur so viel dir ein,
Als du leicht magst führen.

Trage nicht des Thales Zwang
Mit hinauf zum Walde ;
Sing ihn weg in frohem Sang
An der grünen Halde.

Vögel grüßen aus dem Grün,
Lärm und Sorgen schweigen ;
Immer reiner wird die Luft,
Leichter dir das Steigen.

Athme recht das Herz dir voll !
Blüten, Beeren nicken
Wie in sel'ger Kinderzeit
Dir mit frohen Blicken.

Hältst du inne, lauchest du
Ganz in dich verloren,
Halt der Sang der Einsamkeit
Brausend dir zu Ohren.

Rauscht ein Bächlein, fällt ein Stein
In den stillen Klüften,
Donnert Hall und Wiederhall
Wie aus Riesengrüften.

Bebe, bete, bange Seel',
Schreite muthig weiter !
Droben auf des Berges Höh'
Wird es schön und heiter.

Auf dem Berg nur zeigt der Herr
Sich verklärt den Seinen.
Droben wird in sel'gem Bild
Er auch dir erscheinen !

So recht in dieser Wehestimmung fühlte ich mich, als wir in angenehmer Morgenfrische den steilen Bergpfad emporstiegen, welcher von Faleide an die nächsten nördlich gelegenen Höhen hinaufführt. Oben erhielten wir einen glänzenden Rückblick auf den lieblichen Fjord und dessen Gelände, auf all' die Felskluppen, die ihn im Süden begrenzen, und auf die Eisgebilde des Nostedalstræe, welcher seine letzten Arme zwischen ihre dunkeln Felsmassen hinausreckt. Es war wie eine gewaltige Vision, welche alle Eindrücke der wunderbaren Gletschertäler noch einmal auffrischte und zu einem Bilde vereinigte.

Dann ging es nordwärts einem neuen Thale zu, das sich ziemlich parallel zum Nordfjord von Ost nach West hin streckt, dann zu demselben hinneigt und endlich als „Eisfjord“ darin ausläuft. Es heißt das Hornindal. Einen großen Theil desselben füllt das Hornindalsvand, ein 25 km langer See, dessen Oberfläche 50 m über dem Meeresniveau, dessen Tiefe aber 400 m darunter reicht, ein ganz anmuthiges Gewässer, das sich mit den schöneren schottischen Lochs vergleichen läßt. Wir nahmen in Rjos ein Boot und fuhren an das Ostende des Sees, wo die Hauptkirche des Thales, Hornindal, und der Hauptort, Grodaas, liegt. Das ist sehr häufig in Norwegen, daß Kirche (bezw. auch Kirchengemeinde) und Ortschaft (Ortsgemeinde) verschiedene Namen führen, obwohl die Kirche in der Ortschaft selbst oder hart daran liegt. Das Wahrzeichen des Thales ist der Hornindalsfjorden, ein spitzes, phantastisches Felsenhorn, das wir aber erst im Laufe des Nachmittags zu Gesicht bekamen. In seiner Nähe öffnet seitwärts in nordwestlicher Richtung das felsige Nebbedal die großartigsten Scenerien. Aber wer reicht aus, alle diese Zeichnungen wiederzugeben, die den gewandtesten Landschaftsmaler monatelang beschäftigen könnten?

Wir hofften abends 5 Uhr in Hellefyllt den kleinen Dampfer zu erreichen, der von Kalesund aus ein anderes nördlich gelegenes Fjordsystem befährt und seine Endstation in Meraak oder Merok hat. Wir waren in Grodaas zeitig aufgebrochen und waren gut gefahren. In Andre Haugen, einer ziemlich ärmlichen Station, gab es zwar etwas Aufenthalt. Ein Engländer mit seiner Frau war gleichzeitig mit uns angekommen. Der Skydsstoffer, eine gewaltige Hünnengestalt, der schon in Bärenjagd gethan hatte — als Zeuge davon war ein Bärenschädel an der Hausthür angenagelt —, brummte selbst wie ein Bär, als er gleich zwei Wagen besorgen sollte. Zuletzt aber kam er in eigener Person mit und kutschirte das englische Ehepaar, während er den andern Wagen ohne „Gut“ uns überließ. Und er kutschirte wacker, auch die letzte Strecke, wo der Weg in vielen Windungen hoch über der Kluff eines schäumenden Bergbaches sich nach dem Sunelvfjord hinabschlängelte. Wir waren um 5 Uhr richtig in Hellefyllt. Aber das Dampfschiff war eine Stunde früher als nach dem Fahrplan angekommen und abgereist. Es hieß, der Capitän habe einen Besuch bei einer Tochter machen müssen, die sich kürzlich verheiratet habe. Ob dem wirklich so war, weiß ich nicht. Genug, wenn wir weiter wollten, blieb nichts übrig, als in einem Ruderboot dem Dampfschiff nachzufahren, wozu der Engländer sich denn auch gleich bereit erklärte. Im ganzen war das eigentlich ein Gewinn. Denn der Geirangerfjord, ein Seitenarm des Sunelvfjords, den wir sehen wollten, steht an malerischer Schönheit kaum dem Naeröfjord nach, und ein solches Schauspiel genießt sich von einem kleinen Boote aus weit besser, als auf einem Dampfer.

Viel breiter wird der Geirangerfjord wohl nicht sein, als etwa der Rhein am Loreleifelsen; er macht auch ähnliche Krümmungen, und es fehlt nicht an steilen Klippen, von welchen herab die goldhaarige Zauberin den Schiffer im kleinen Schiffe zu Tode sinnen könnte. Aber das Wasser fließt nicht. Es ist das Meer. Und die Felsenufer thürmen sich durchweg 1000, stellenweis 1700 m auf. Das ändert doch bedeutend die Scene. Von Weinbergen, Burgen, Schlössern, Villen, freundlichen Städtchen und Dörfern nirgends eine Spur. Es ist die vollständigste Alpenwelt, wie am Naeröfjord, in den Höhenverhältnissen etwas kleiner, aber in der Zeichnung fast noch wilder und malerischer. Felswände von mehreren tausend Fuß fallen senkrecht oder nahezu senkrecht in den Fjord ab, dann folgen wieder Buchten, von einem Knäuel phantastischer Kuppen, Zinnen und Zacken umthürmt, Ure oder Felsstürze von ebensals riesiger Höhe, breite, mit Schnee bedeckte Sättel, dunkle, länglich bewaldete Seitenschluchten — ein stellenweis unheimliches und doch wieder eher großartiges, majestätisches Felslabrynth.

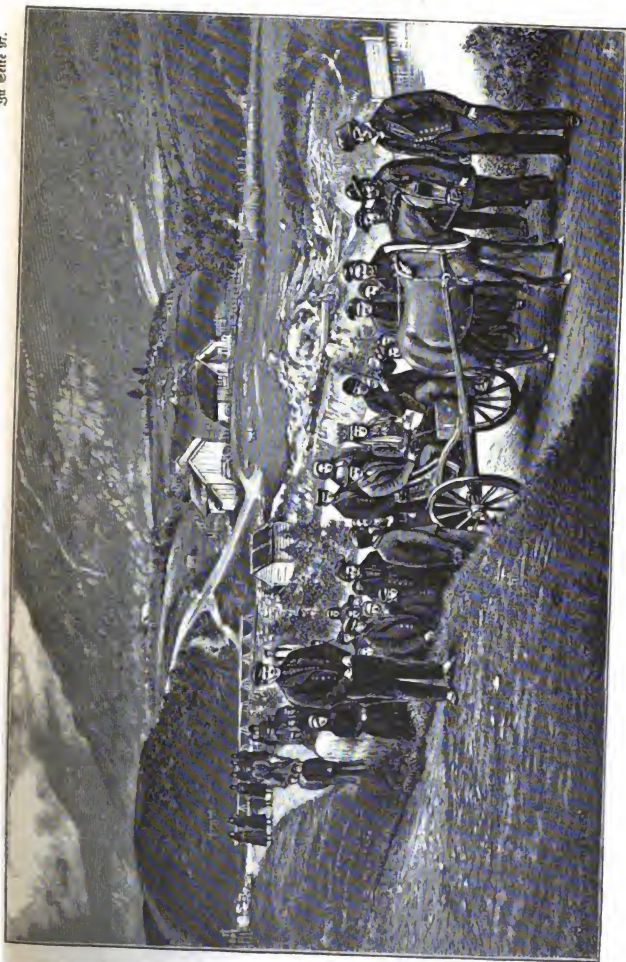
Zwei Bergpyramiden hüten gleich ungeheuren Sphingen den Eingang, links das Langsaaafjeld, rechts der Rokkenebet mit einem Schneefeld, dem Stabursfonn, darüber. Es gruselt einem ordentlich, zu hören, daß hier Schnee- und Schuttlawinen keine Seltenheit sind, und daß, wenn sie vom Stabursfonn herunterrollen, der Luftdruck an dem Hofe Madvil am jenseitigen Ufer die Scheiben zerschlägt, Schnee und Birkenstämme über den schmalen Fjord schleudert und weit hinaus in den Sunelvfjord Flutwellen erregt. Mehr als einmal sind Schiffe nur um kurze Frist der donnernden Lawine entgangen. Aber schön ist's darum doch in dieser Schlucht, wo die Berggeister mit dem Meere Schneeball spielen! Es ist, als führe man in ein Stück Urwelt hinein.

Und nun kommt ein Schauspiel, das selbst der Naeröfjord vermiffen läßt. Denn einen solchen Reichthum an Gießbächen und Staubbächen hat wohl kein anderer Fjord. Der so viel bewunderte „Staubbach“ bei Lauterbrunnen in der Schweiz ist ein Kinderspiel gegen diese Staubbäche, die aus drei- und vierfacher Höhe von schwarzen Gneiswänden herniederblitzen. Die waderen Rorstarke ruderten unser Boot hart an einer solchen Felsenwand vorbei, an welcher auf einer Breite von einigen hundert Fuß eine ganze Reihe von Wasserfällen sich drängt. Man nannte sie früher die Knivsflaasoffene, jetzt heißen sie die „sieben Schwestern“. Einige der schimmernden Silberbänder liefen parallel die ganze ungeheure Höhe hinab, andere theilten und vereinigten und theilten sich wieder in flüchtigem Tanz, woben lichte Nebelschleier um den Fels und zerstoben, noch ehe sie den Fjord erreicht. Aber die sieben Schwestern haben noch eine Menge Schwestern und Brüder, die jeder für sich, nach eigenem Tempo aus der Schneeregion heruntertauchen: die einen in einem einzigen behenden Satz über schwindelnde Abgründe herab, die anderen in wiederholten Sprüngen von Klippe zu Klippe

tanzend, jäh aufspritzend, abermals niedertosend, sich im Sprung auflösend, an steilen Felsvorsprüngen sich wieder sammelnd und dann von Riff zu Riff in kürzeren Abfällen muthwillig herniedererschäumend. Mit donnerähnlichem Tosen stürmen andere Sturzläche in unzugänglichen Schluchten über Felsentrümmer herab, plötzlich hervorblitzend, dann verschwindend, bei einer Wendung des Bootes von neuem sichtbar, die feierliche Stille wie mit dumpfem Gesänge unterbrechend. Da sind Wasserkräfte, daß man ein ganzes Land damit elektrisch beleuchten könnte. Aber ums Himmels willen! Fange man die lieben Wasserfälle nicht ein! Schöner als alles elektrische Licht ist das Zwielficht der Dämmerung, wenn es über eine solche majestätische Natureinsamkeit langsam herabsinkt, unten alle Schattenlinien dunkler zeichnet, Abhänge zu Schluchten, Schluchten zu Höhlen vertieft, die Felsentwände zu finsternen Burgen, Klippen und Riffe zu gespenstischen Figuren gestaltet, während oben die Schneefelder und Bergesgipfel noch in traumhaftem Lichte strahlen und der Widerschein des Himmels blizende Linien in den dunkeln Fjord hineinzieht. Wir hatten etwa die Hälfte des Fjords zurückgelegt, als es so zu dämmern anfing. Wir sprachen nicht viel, wir schauten nur immer und schauten. Denn die Scene ist so überherrlich, daß man sich wirklich nicht satt sehen kann.

Oben in schwindelnder Höhe zeigten sich an ein paar Stellen einsame Bauernhöfe, so steil gelegen, daß man kaum begreift, wie die Leute da hinaufgelangen können; aber zwischen den Felsentiefen lagern sich da und dort freundliche Alpen, auf welche das Vieh getrieben war und auf welchen wohl auch ganz gutes Heu gemacht wird. Andere, schwerer zugängliche Plätze dienen wenigstens als Ziegenweide. Die Ruderer machten uns auf einen solchen aufmerksam, welcher theilweise von einem frischen Felsentwurf überschüttet war. Eine Ziege war dadurch von der Heerde und von dem Zugang derselben abgeschnitten worden, hatte aber an dem unzugänglich gewordenen Platz doch einen Winter überstanden. Die Stelle war so hoch, daß wir das verlassene Thier nur mit dem Fernglas sehen konnten.

Vollends phantastisch war die Fahrt, als langsam die Nacht hereinbrach, die Felsmauern uns immer gespenstischer umstarrten, jetzt drohend näher rückten, jetzt unheimlich wieder auseinandertraten, als in ungeheurer Höhe ein paar vereinzelt Lichtlein von Alpenhütten aufblitzten und endlich gegen den Fjord hin die immer düstereren Schattenbilder völlig in der Nacht verschwanden. Es war wunderbar still und träumerisch. Unwillkürlich verwandelten sich die grottesten Felsen und Riffe in jene wunderbaren Riesengestalten, mit welchen die Volksphantasie seit unvordenklichen Zeiten diese einsamen Klüfte bevölkert hat. Und wie muß es erst sein, wenn der Wintersturm heulend über sie dahinbraust, das dürre Gezweige knackt, an den Felsen rüttelt, Wolkenberge im Zwielficht des Mondes über den ruhigen Fjord dahinjagt und es wie ferner Donner in allen Schluchten wiederhallt!



Gezicht im Hochfeld.

ARMILLO
YTEREVNU
YRABLI

.

Der Asgaardstreien.

Da ist es wahrhaft kein Wunder, wenn das Volk von einem „Asgaardstreien“ oder von dem „wilden Heere“ träumt, das in düsteren Herbst- und Winternächten lärmend durch Berg und Thal stürmt, die einsamen Hütten in allen Fugen beben macht und in den friedlichen Gehöften Zant und Unheil stiftet, wo nicht frommer Sinn den finsternen dämonischen Gewalten wehrend entgegentritt. Wie aus dem Natur- und Volksleben herausgewachsen erscheint einem in solcher Scenerie Welhavens Gedicht vom „Asgaardstreien“:

In schallendem Lärm durch die Nacht hin faust
Ein Zug auf schwarzen, schäumenden Rossen,
Mit Sturmesdrang über Wolken braust
Die wilde Schaar gleich wirbelnden Schlossen.
Sie fliegt über Wiesen, über Heiden und See,
Durch Nacht und Wetter, durch Regen und Schnee.
Zu Boden, Wandrer! Hörst du sie schreien?
Hörst du's bröhnen? — Der Asgaardstreien!

Mit geschwungenem Hammer der mächtige Thor
Steht hoch im Wagen, der Führer der Gilde;
Es sprühen die Flammen rothzüngelnd empor,
Da gewaltig er schlägt an dem dröhnenden Schilde.
Und es rauscht und es donnert, und Schellengetöse
Und Pferdewiehern erschallt von den Höh'n
Und Freudengeheul, daß die Hütten erbeben,
Das Bergvolk sich ängstet um Haus und um Leben.

Am ärgsten raset der Asgaardstreien
Im Herbst und Winter, in rauhen Nächten;
Auf Weihnacht läßt er sich immer ein
Bei den Niesen droben und ihren Knechten.
Da streift er tief an den Höfen vorbei,
Wenn es drinnen lärmet von trunk'nem Geschei.
Drum hüt' dich, Bauer, halt Zucht und Sitten,
Sonst kommt der Schwarm dir ins Haus geritten!

Wenn wie bei heidnischem Julefest
In schwankenden Händen die Krüge spritzen,
Die Stube qualmt, die Faust sich preßt,
Bei funkelnder Herdglut die Messer blitzen,
Da hörst du des nächtlichen Schwarmes Ritt:
Sie reißen taumelnd die Schauernden mit.
Die Mädchen zittern. Es rasst der Bube.
Der Asgaardstreien umzingelt die Stube.

Zu Flage da ward einst auf Jul getraut,
Drei Tage gefeiert, gezecht und gesungen;
Das schönste Mädchen, das war die Braut,
Ihr Freier der schmuckste von allen Jungen,

Der Asgaardstreien.

Und es glänzte die glattgebletete Hall'
Von köstlichen Tischen, von Edelmetall,
Es strahlten die Wände, die Fenster, die Plätze,
Von Silberbestecken unendliche Schätze.

Froh schallet der Fiedel, der Trommel Klang,
Der Bräutigam führet den fröhlichen Reigen,
Und mächtig zur Diele die Braut er schwang
Im Hallingtanz zum Tacte der Geigen.
Dann kreiften die andern, Paar an Paar,
Sie wirbeln wie lustige Kreisel fürwahr,
Sie singen und lachen, sie springen und schweben,
Die Halle erdröhnet von Jubel und Leben.

Den dritten Abend sie saßen beim Bier,
Des Tanzes müde, die Alten, die Jungen;
Die Karle schauten wohl starr und stier,
Zu viel des Trunkes lag auf den Lungen.
Die Braut nur strahlt noch in Königspracht:
Das letzte Hoch soll ihr werden gebracht.
Es kirt der Tisch von der Faust des Schenken,
Da Stille er heischt, der Braut zu gedenken.

Da stürzen zur offenen Thüre herein
Zwei wilde Gesellen — es sind Berserker.
Die Augen rollen wie Flammenschein,
Die Stirne trägt wie ein Mal aus dem Kerker.
Kennt ihr die Gesichter? die kreischende Stimm'?
Ja, ja! die Brüder Ulf und Grim!
Grim, der vergeblich die Braut sich erklehte,
Da steht er zu zwei'n, der Verstoß'ne, Verschmähte.

Jäh fahren die Gäste wohl auf vom Tisch;
Sie ballen die Fäuste, sie wanken zum Streite.
Doch ein Stoß auf die Brust, gewaltig und frisch —
Und die Halbbetrunknen taumeln zur Seite.
Der Bräutigam schwingt sich auf eine der Bänke;
Er bittet um Frieden, er bietet Geschenke.
Doch die Brüder ziehen vom Gürtel die Messer:
„Dein Leben gilt es, das frommt uns besser!“

Da drängen die Weiber um ihn sich zum Schwarm
Hinter Tischen und Bänken in wildem Gewirre,
Zu schützen sein Leben vor tödtlichem Harm,
Sie jammern und flehen in dichten Geschwirre.
Die Älteste reißt den Bedrohten zu sich,
Umfängt ihn schirmend und mütterlich:
„Schont meines Sohnes! Schont meines Lebens!
Schont einer Mutter!“ — Alles vergebens.

Der Asgaardskreien.

Die Brüder kennen nicht Mitleid, Erbarmen,
Sie stürmen über Tische und Stühle,
Sie werfen die Frauen mit wüthenden Armen
Dahin und dorthin in wildem Gewühle,
Sie packen ihr Opfer, sie zerren's hinaus
Aus den Krümmern der Stube, dem zitternden Haus,
Hinaus in den Hof, von den andern umrungen,
Fast schon am Ziele, jetzt wieder bezwungen.

Die Gäste stürzten mit Fackeln und Brand
Zu dem nahen, nächtlichen Felde nieder:
Da aufrecht vor ihnen der Bräutigam stand,
Im Froste kamen die Kräfte ihm wieder.
Er brauchte sein Messer zu Schnitt und Stoß,
Er ließ nicht den einen, den andern nicht los:
In furchtbarem Knäuel die drei sich umschlingen,
Auf Leben und Tod sie stoßen und ringen.

Grim wanket. Ein mächtiger Blutstrom springt
Aus der Brust ihm — stöhnend er fällt und jammert.
Doch wüthender nur das Paar jetzt ringt,
Gleich Schlangen ineinander geklammert.
Der Bräutigam sinkt — und der blihende Stahl
Zuckt nieder schon ohne Hoffnung und Wahl;
Da hält Ulf inne — er jagt, er zittert
Wie Espenlaub, vom Sturm erschüttert.

Denn durch die Lüfte im Dunkel fauft
Ein jauchzender Zug auf schraubenden Rössen,
Aus dem Walde zu dem Hof, wo das Brautpaar hauft,
Da wittert die Schaar ihre blut'gen Genossen.
Da dröhnt es und braust es mit Schellengetön,
Mit Pferdegetrappel herab aus den Höh'n,
Da nah'n sie mit gellendem Schreien:
„Weh! Weh! Der Asgaardskreien!“

Da tobt es, als wäre die Hölle entbrannt
Zum Ringkampf mit der Erde Gewalten;
Hier rauschet ein Fittig, hier packt eine Hand,
Es wirbelt im Kreise von Riesengehalten.
Sie fassen den Ulf im flatternden Haar
Hinauf in die Luft zu der wüthenden Schaar,
Sie rafften ihn fort über Wälber und Höhen —
Nie ward er fürder gehört noch gesehen.

Der Lärm entschwindet. In Todesweh
Krümmt Grim sich an der schrecklichen Stätte,
Den Bräutigam trugen sie über den Schnee
Zu des Gastraums stilllichem, weichem Bette.

Meraak am Geiranger.

Sein Blut quoll reichlich und lange und roth,
Lang schwebt' er zwischen Leben und Tod.
Doch haben sie treu ihn gepflegt und verbunden,
Im Frühling war alles überwunden.

Jetzt sitzt er, von Jahren und Mühen gebeugt,
Mit Kindern und Enkeln am traulichen Feuer;
Und wenn er erzählt, dann alles rings schweigt,
Den Alten und Jungen ist lieb er und theuer.
An Weihnachten jüngst, da saßen sie sehr:
„Erzähl uns, erzähl uns! Wir sehen uns her!“
Da blickte sein Auge — weit schaut es zurück
Auf seiner Hochzeit Jammer und Glück.

Bald nachdem es völlig Nacht geworden, schimmerten uns schon die Lichter der kleinen Ortschaft Meraak entgegen. Wir waren am Ziele und fanden nach einer Ruderfahrt von vierthab Stunden bei Martinus Meraak ein gemüthlich ländliches Quartier. Meinem Eindruck nach steht der Geiranger kaum hinter dem Raeröfjord zurück und verdient die paar Reisetage wohl, die man aufwenden muß, um dahin zu gelangen. Denn trotz der noch frischen Eindrücke, die wir vom Hardanger, Sognefjord, Bredheimsvand, Loenvand und Oldenvand mitbrachten, übte er den vollen Zauber der Neuheit auf uns aus.

6. Aalefund, Molde und das Romsdal.

Schon früh morgens vor 5 Uhr befanden wir uns auf dem kleinen Dampfer, der, wie wir, in Meraak übernachtet hatte. Jetzt erst sahen wir, wie der Fjord sich hier in einem fast kreisrunden Bergthal fängt, zunächst von begrünten Schutthügeln, dann von lauter hohen Felsenhäuptern eingeschlossen. Ganz im Grund die freundlichen Häuser und darüber das weiße Annexkirchlein gaben dem Bilde ein idyllisches Gepräge. Wir fuhrten durch den ganzen Geiranger zurück nach Fellest, das in einem ähnlichen Felscirkus liegt, dann in nördlicher Richtung durch den Sunelvfjord, der bedeutend breiter ist als der Geiranger, aber noch immer etwas von dessen wilder Felsromantik nachklingen läßt. Wo die Uferhöhen abnehmen, öffnet sich ein breiterer Meeresarm nach Osten, der Norddalsfjord. Da hinein brachte uns der kleine Dampfer bis Sylte am Ausgang des Balbals, ein allerliebste träumerisches Plätzchen, mitten in einer völlig neuen Bergscenerie; dann wandten wir uns zurück nach dem Sunelvfjord und in dessen Fortsetzung, den Snygsfjord. Der Alpencharakter des Hochgebirges geht hier allmählich in denjenigen einer felsigen Küstenlandschaft über; aber die verschiedenen Fjordarme laufen noch immer in so ansehnliche Höhenzüge hinein, daß das beständig wechselnde Panorama ein überaus großartiges bleibt. Etwas nach 1 Uhr erreichten wir Sjøholt an einer lieblichen, geschützten Bucht. Die weitere Fortsetzung des Fjords heißt eine Strecke lang Nordfjord, dann Storffjord. An der Nordseite desselben beginnt hier schon der Inselgürtel, der sich mehrere Stunden bis hinaus zur offenen Nordsee erstreckt. Nach Süden aber entsendet der Storffjord noch einen großen Seitenarm, den Jörundfjord, der sich bis in die Nähe des Hornindal hinabzieht und so eine gewaltige Berg- und Felsinsel einschließt. Das bunte Netz von lieblich grünenden Ufern, bewaldeten Felsinseln und Vorgebirgen, immer neu sich zackenden Meeresarmen, welligen Hügelzügen, mächtigen Bergkuppen, spitzen Felshörnern mit schimmernden Schneelagern an ihrem Abhang, alles im Sonnenglanz eines herrlichen Tages, ruft einen unbefchreiblichen Zauber hervor. Weder die Schweiz noch Tirol haben etwas Derartiges aufzuweisen. Die Bergumriffe sind reicher und wechselnder als im Sognefjord. Gletscher schnee blüht hinaus bis an die dunkeln Uferfelsen, an denen das Meer sich

bricht. Alpenluft und Seebrise mischen ihre Würze. Jeden Augenblick wechselt die Scene. Es ist eine Pracht.

Gegen halb 6 Uhr abends langten wir bei der Stadt Alesund an, nachdem wir zuletzt durch ein paar enge Meerstraßen und ein Gewimmel kleiner Inseln hindurchgefahren. Das Schiff ging nicht weiter, und so rasteten wir hier.

Die Stadt Alesund liegt auf einigen eng aneinanderstoßenden Felsinseln, Raervö, Aspö, Verö und Helvigen, nur noch durch ein paar andere kleine Inseln, Baldehaug, Godö und Giskö, theilweise gegen die offene Nordsee verbarrikadirt. Noch bis in die zwanziger Jahre hinein waren auch Verö und Helvigen kaum bewohnt. Erst 1824 veranlaßte der gute Hafen, nach allen Seiten von kleineren Inseln beschützt, die Anlage eines größern Handelsplatzes, der nunmehr nahe an 6000 Einwohner zählt. In dem mit einem regelrechten Molo versehenen Hafen lagen so viele ansehnliche Fischerbarken und Transportschiffe, am Ufer von hochgiebeligen Lagerhäusern umkränzt, daß ich mich in eine holländische Oracht versetzt glaubte. In einigen Straßen ist ein Anlauf zu städtischer Entwicklung gemacht, doch sind auch die höheren Häuser von Holz gebaut, und eine Menge Leute sind praktisch genug gewesen, die gewöhnliche Bauart des norwegischen Hauses nicht aufzugeben, das gegen Wind, Wetter und Kälte doch am besten eingerichtet ist und so ungemein freundlich und wohnlich aussieht. Zahlreiche Fischer- und Seemannshäuschen erinnern daran, daß der Reichthum der kleinen Stadt im Fischfang und Fischhandel besteht. Für letztern ist Alesund der Hauptstapelplatz der ganzen benachbarten Küste — des sogen. Söndmøre. Dazu ist die Stadt eine der Hauptstationen zwischen Bergen und Thronhjelm. An den ehemaligen Schärencharakter erinnert der Vidhaugen, ein dunkler, steiler Felsbühl, der mitten in der Stadt emporragt und eine schöne Aussicht über den Hafen und die ihn umgebenden Inseln gewährt. Auf Giskö hauste einst eines der berühmtesten norwegischen Geschlechter, weiter südlich Rolv Gangr oder Gange-Rolv, der gewaltige Viking, der, von Harald Harsfagr verbannt, gen Frankreich zog, Paris belagerte und sich die Normandie eroberte. Doch ein irgendwie bedeutendes Denkmal hat sich nicht erhalten. Den heutigen Ruf Alesunds macht der Dorich aus, von dem etwa 5 bis 6 Millionen Stück jährlich in großen Netzen gefangen und vorzugsweise nach Spanien exportirt werden.

Abermal vom herrlichsten Wetter begünstigt, fuhren wir am folgenden Morgen wieder mit einem kleinen Fjorddampfer durch die Schären und Inseln des Küstengürtels nach Molde. Nach der unmittelbar vorausgegangenen Sicht der Fjord- und Gebirgslandschaft bietet das einen außerordentlichen Reiz. Da erst wird man sich's so recht bewußt, wie nahe hier Meer und Hochgebirge sich stehen und in wie unerforschlicher Mannigfaltigkeit der Formen sie ineinandergreifen. Stellenweise hatten wir in weiter offener

Molde, die Blumenstadt.

Straße die Nordsee vor uns, dann tauchten ganze Schwärme kleinerer Inseln aus der Flut empor, dann bekamen wir an größeren Felseländen wieder völlig ruhige See, während von Süden und Osten mächtige Berglinien den Horizont begrenzen und alle Bilder der letzten Tage ins Gedächtniß zurückriefen.

Einer der schönsten Punkte der gesamten Westküste ist unzweifelhaft Molde selbst, bedeutend kleiner als Alesund, mit nur 1700 Einwohnern. Durch einen Hügelzug gegen Norden geschützt, gedeihen hier alle Arten Bäume und Gesträucher in üppigster Fülle; die freundlichen Wohnungen liegen wie in einem Garten zerstreut. Man glaubt um einen Breitengrad südlicher zu kommen, wenn man von den öden oder halböden Außeninseln dahärfährt.



Alesund.

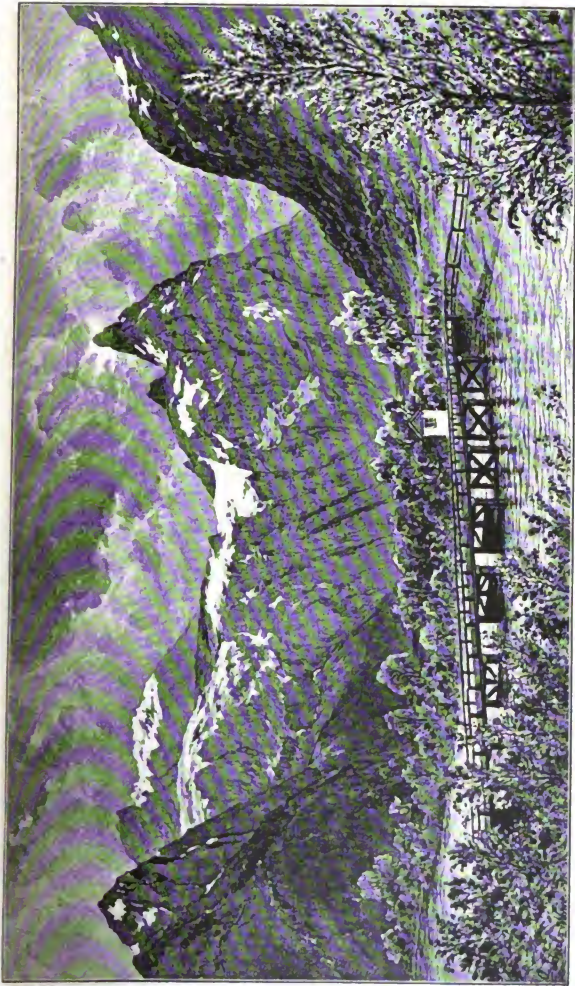
Was aber Molde seinen Zauber und seine Berühmtheit verleiht, das ist seine Lage an dem weiten Fjorde gleichen Namens, welcher sich fächerförmig in fünf weitere Fjorde theilt, in der Ferne von einem Bergtheater umkränzt, das, in viele, unregelmäßige Gruppen gespalten, von 1000 bis zu 1800 m aufsteigt. Der Anblick möchte sich etwa demjenigen vergleichen lassen, den die Alpen vom Hohentwiel aus gewähren. Im Vordergrund hat man zunächst eine Kette kleiner, niedriger, mit Wald bewachsener Felsinseln vor sich, die wie grüne Sträuße aus dem blauen Fjordspiegel auftauchen. Hinter diesen zeigt sich die ebenfalls bewaldete, größere Insel Saekken und die kleine Vedö. Dahinter und rechts dehnt sich weit der breite Fjord aus, zunächst von näher-

liegenden runden Bergformen begrenzt. Hinter diesen endlich ragen die kühnpfantastischen Bergspitzen des Romsdals auf, die Vengetinderne, der Kalkstrandtind, das Romsdalshorn, die Troldtinderne, das Gewirre von Bergen, welches zwischen dem Romsdal, Norddal und Stordal liegt, die anmuthigen Höhen von Söndmöre, eine unabsehbare Reihe von Hörnern, Kuppen, Zinnen und Zacken, die erst weit im Westen sich zum Meer herniedersenkten. Es ist eines der großartigsten Bergpanoramen von ganz Norwegen überhaupt.

Wir hatten es in vollem Mittagsglanz vor uns, da wir etwa um halb 1 Uhr in Molde ankamen. Nachdem wir es in seinem ganzen Umfang genossen, fuhren wir dann ungefähr vier Stunden mitten in dasselbe hinein. Eine Coulisse löste sich um die andere aus dem gewaltigen Bilde, um den erhabenen Hintergrund immer deutlicher herantreten zu lassen — erst die kleinen Wäldchen auf Inseln im Sunde zerstreut, dann die Insel Saetten und die Südküste des Hauptfjords. Endlich verengte sich dieser in den schmalen Romsdalsfjord, und nun begann zu beiden Seiten eine Felscenerie; die zwar nicht an Größe und Erhabenheit, aber in der Phantastik der Zeichnungen noch den Geiranger und den Naeröfjord übertraf. Einzelne Scenen, sowohl am Eingang als am Ende des Fjords, besitzen aber auch sicher die Majestät des Hochgebirges, besonders jene, wo die vielgezackten Vengefjeldene deutlicher in Sicht treten. Es ist völlig, als ob man auf dem Meere in die wildesten Felsenthäler der Schweiz hineinführe.

Das Romsdal, das hier mündet, hält auch in jeder Hinsicht mit den herrlichsten malerischen Partien der Schweiz den Vergleich aus und hat noch etwas dazu — nämlich die unmittelbare Nachbarschaft des Meeres mit seinen Fjorden, Vorgebirgen, Inseln und Klippen, mit seiner immer frischen Salzlust, seiner Größe und Lebensfülle. In den Schweizerbergen ist man mehr oder minder gefangen: hier ist offene Straße nach Amerika und um die Welt. Schon die alten Wikinger sind aus diesen Thälern hinaus nach Neapel, Constantinopel, Island und Grönland gedrungen.

Wir landeten um 5 Uhr abends in Beblungsnaes, dem Endpunkte der alten Straße, die von Christiania über Lillehammer durch das Gudbrandsdal ins Romsdal führt, und fuhren mit Syds noch ein Stündchen ins Thal hinauf, nach Aal, wo ein praktischer Wirth zu Ruß und Frommen zahlreicher Engländer und Amerikaner seinen Bauernhof zu einer Art Pension erweitert hat, die aber noch nicht so modern ist, daß nicht auch ein alter Norweger sich daselbst noch heimisch fühlen möchte. Um den Hof liegt ein Busch voll des schönsten Nadel- und Laubholzes; nach dem nahen Flusse Rauma hin, der in tiefem Felsbett dahertost, üppige Wiesen, rundum ein Kranz steiler Berge, unter denen das Romsdalshorn als der seltsamste hervorsticht, eine Felspyramide so steil wie das Matterhorn, über deren Spitze aber noch ein steilerer kleiner Keil wie ein Zeigefinger in den Himmel hineinweist.



Die Bergfelder und das Komadalshorn, von der Brücke bei Aak aus. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

ALBION
UNIVERSITY
LIBRARY

In dem Hofe fanden wir, wie zu erwarten, noch eine ansehnliche englische Gesellschaft beisammen, die jedoch schon am andern Morgen früh wegzog, da die Ankunft des Herzogs von Chartres mit Familie und Gefolge von Christiania her angemeldet wurde. Wir blieben ruhig, da wir weder Fürsten noch Völker scheuten, und mit uns ein siebenzigjähriger Engländer, Mr. Barrows, der früher Major, jetzt Alderman von Norwich war, ein urgemüthlicher Alter, mit dem ich schon auf dem Schiff Freundschaft geschlossen hatte. Als wir abends nach dem Thee noch auf der Veranda saßen, hatte er den drolligen Einfall: ein Toddy (d. i. ein warmer Punsch) würde uns jetzt vortrefflich bekommen. „Um's Himmels willen,“ sagte ich, „kennen Sie denn die strengen Temperanz-Berordnungen nicht, welche durch ganz Norwegen in Geltung sind?“ Und nun erzählte ich ihm von dem sogen. Göteborger System, wonach eine vom Staate autorisirte Gesellschaft das Monopol für allen Spirituosenverkauf an sich gebracht hat. In Bergen unterhält sie zwölf kleinere und vier größere Läden, wo Gebranntes verabreicht wird, aber nicht an Leute, die des Trunkes überwiesen oder verdächtig sind. Die Mitglieder der Gesellschaft erhalten von den Einkünften 4%, das übrige muß zu gemeinnützigen Zwecken verwendet werden. In Bergen stellte man damit den Spaziergang zum Flöjfeld her, unterstützte das Theater und eine Industrieschule, gründete ein Lesezimmer für Arbeiter. Dem Trunk und dessen Folgen ist damit nur wenig gesteuert worden, da der Schnaps in größerem Quantum ohne Schwierigkeit in den Läden der Compagnie zu haben ist und zu Hause jeder trinken kann, soviel er will, Arbeiter und besonders Seeleute sich schon davon zu verschaffen wissen. Das System trifft also weniger die eigentlichen Schnapsbrüder, als den gewöhnlichen ehrlichen Bürger oder Reisenden, der sich einmal eine kleine Herz- oder Magenstärkung gönnen will. Denn in keiner Wirthschaft wird ein Liqueur oder Cognac verabreicht. Das System ist an allen größeren Orten Norwegens durchgeführt.

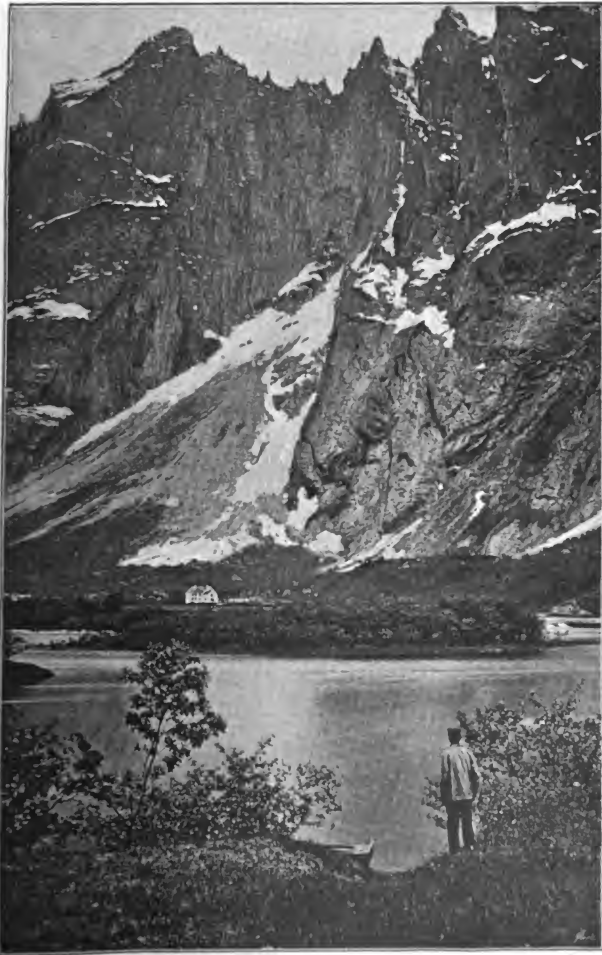
Mr. Barrows ließ mich ruhig meinen Vortrag halten und versicherte mich dann, das wisse er alles; aber ich solle jetzt nur alles Nöthige zu einem Toddy bestellen: Tischnen, Gläser, warmes Wasser und Zucker, für das Wichtigste stehe er ein. Richtig ging er dann und holte eine Flasche Cognac herbei. „Aber wo haben Sie die erwischt?“ fragte ich ihn. „Pst!“ sagte er, „vom Doctor — es ist eine Medicin. Niemand wollte mir in Bergen einen Cognac geben, und das ist doch auf Reisen, besonders auf Schiff- und Fußreisen, die vernünftigste Erquickung. Sie sahen mich wie einen Sünder an, da ich so etwas begehrte. Da ging ich zum Doctor und sprach dessen Hilfe gegen Magenschwäche an. Er schlug mir allerlei Mixturen, Pillen, Pulver vor. Ich widerlegte alle seine Medicamente. Da ward er verlegen und fragte, ob ich vielleicht früher Cognac angewendet. Als ich das gestand, wollte er mir ein Medicinfläschchen voll verabreichen.“

Aber ich versicherte ihn, daß würde mein Tod sein — er solle mir lieber eine ganze ordentliche Flasche mit auf die Reise geben. Das that er — und nun lebe das Göteborger System und der mitleidige Doctor!”

Der Schabernak des guten alten Herrn amüßte uns mehr als seine Medicin, die übrigens bei der kühlen abendlichen Vergluth gar nicht schaden konnte.

Einen Tag setzten wir daran, um den untern Theil des Romsdals von Veblungnaes bis Horgheim zu Fuß zu durchstreifen. Seinen Reiz dankt es den schon genannten Bergen, die sich hier auf einen Raum von kaum ein paar Stunden zusammendrängen und dem Flusse Kauma stellenweise nur eine Schlucht übrig lassen, durch die er über Felsengeröll dahinstoßt. Das Romsdalshorn ist 1556 m hoch, die daran sich thürmenden Vengetinderne, die in wilder Zeichnung an das Finsteraarhorn erinnern, 1841 m, die südlich am Flusse fast senkrecht emporstarrende Felsmauer der Hergeninnen oder Troldtinderne 1832 m. Charakteristischere, malerischere Bergformen bietet wohl kaum ein anderes norwegisches Thal dar. Sie prägen sich unauslöschlich dem Gedächtniß ein: die Troldtinderne als eine finstere grimme Hergenfestung, die sich schroff fast zwei Stunden lang an dem wilden Bergstrom dahinzieht, oft senkrecht, dann wieder in den steilsten Terrassen sich emporreckend, nur von Schutt- und Schneefürzen unterbrochen, oben mit einem Gewirr der tollsten Phantasiefiguren gekrönt, von denen das Volk denn auch einige als die Schwester und das Brautgefolge, als König, Königin und Bischof benamset hat; das Romsdalshorn, eine nicht minder düster-majestätische Felspyramide, die sich in schwindelndem Abflurz dräuend der laugen Felskette entgegenreckt; die Vengetinderne endlich, ein tiefgefurchtes, wildzerklüftetes Stück Hochgebirge mit zahllosen Zinnen und Hörnern, zwischen deren grauen Mauern ewiger Schnee sich lagert. Unten zwischen diesen Felsriesen windet sich unter gewaltigen Trümmern der mächtige Fluß durch, bald in weitem, schönbebautem Thale mit den herrlichsten Matten und traulichen Höfen, bald in enger Schlucht, in der noch Spuren von Bergstürzen die Schreden der Naturgewalt verkündigen. Jede Viertelstunde gruppiren sich die ungeheuern Felsbasteien zu einem neuen erhabenen Bild, unbeschreiblich schön, überwältigend. Amerikaner vergleichen diese Scenerie mit jener des Yosemite-Thales. Der Vergleich wird aber wohl ebenso wenig völlig zutreffen, wie jener mit ähnlichen Scenerien der Schweiz. Der skandinavische Norden hat nun einmal seine Eigenart. Schon das Vorwiegen der leichten, schlanken, beweglichen Birke mit ihrem hellen, freundlichen Grün gegen jenes der dunkeln, melancholischen Tanne gibt der Landschaft einen Zug, den schweizerische Felsthäler nicht haben. Die nächste Staffage erhält dadurch eine anmuthige Zierlichkeit und die Felsmassen wirken noch gewaltiger durch den Gegensatz.

Am Vormittag wären wir in der gewaltigen Einsamkeit durch gar nichts gestört worden, wenn nicht plötzlich die Wagen und Karriolen des Herzogs von Chartres und seines Gefolges aus den oberen Regionen des Thales



Die Eroldinderne im Romsdal.

АИЖУУ
ҮТЭЭВИЙН
ҮЙСЭЛ

1924

dahergekauft wären. Es weckte feltfame Erinnerungen, hier an den Blockhäufeln freier norwegifcher Nelpeler Erben jenes alten Königshaufes zu treffen, das noch vor zwei Jahrhunderten Politik, Kultur und Literatur von ganz Europa beherrfchte. Prinzeffin Marie und Prinz Robert fuhren in Karriolen voran, die übrigen folgten in verfhiedenartigen Wagen.

Vom Ak aus begann die für mich intereffantefte Partie der ganzen Reife, d. h. eine Stydsfahrt von vier vollen Tagen durch Berg und Thal, über Stock und Stein. So gründlich bin ich feit meiner Islandfahrt nicht durchgefchüttelt und durchgerüttelt worden, wie in diefen vier gefegneten Tagen. So vielerlei Wagen, Pferde und Gutter hatten wir bis dahin nicht kennen gelernt und probirt.

Der erfte Tag blieb noch dem Romsdal gewidmet. Wir durchfuhren es aber jetzt ganz, von feinem Ausgangspunkt zum Fjorde bis hinauf in das Hochplateau, aus dem die Rauma herniederfließt — ein Weg von faft 40 km, faft immer bergauf, doch theilweife in fehr fanfter Steigung. Der fchönfte Theil des Thales ift unzweifelhaft der untere, den wir fchon zu Fuß durchwandert hatten.

Die erfte Scene, d. h. Ak felbft, ift noch mehr lieblich als großartig — ein anmuthiger Park zwifchen hohen, feilen Vorbergen. Bald kommt man aber an eine große Holzbrücke, an der fich ein weiter grüner Thalkessel öffnet, und hier gewinnen nun die Felsriesen ihre volle Größe. Das ift die zweite Scene, unten freundlich idyllifch, nach oben hin im ganzen Umkreis die imponantefte Berglandschaft. Der Weg führt mitten durch das Thal an das „Hornet“ oder Romsdalshorn hin, wo es am feilften nach dem Fluße hin abfällt und den Froltdinderne auf faum 100 m nahe rückt. Diefes Klamm bildet die dritte Scene. Aus den trauten Wiefen und Birkenbüfchen gelangt man da in die wildefte Felseinöde. Neben den fentrechteten Wänden des Romsdalshorn und dem Fluß ift nur eben noch Platz für den fchmalen Weg, während am andern Flußufer um ein paar Bergftürze die düfteren Herenzinnen emporftrahlen. Fluß und Weg machen viele Krümmungen, fo daß fich das Felspanorama nach allen Seiten entfalten kann. In Horgheim endlich thut fich eine vierte Scene auf — das Romsdalshorn, faft ebenfo feil von feiner füdlichen Seite, öftlich davon andere maffige Felsgeftalten, weftlich die Froltdinderne wie eine riefige Umfassungsmauer zu dem ungeheuren einjam aufragenden Felsenriff. Das Thal öffnet fich nun wieder zu einem melancholifchen Moore; aber die Herenzinnen bleiben noch lange in Sicht, über dem gewaltigen Olmafjeld lagert hoch oben eine weite, fchimmernde Schneefläche; bei dem Hofe Monge flürzt der anfehnliche Mongefoß von dem hohen Mongejura hernieder; das Thal verengert fich abermals zur engen Schlucht; Sturzläche raufchen rechts und links; faft eine Viertelstunde führt der Weg zwifchen haushohen Felsstrümmern durch, die mich an den Schutt von Goldau erinnerten. Doch gewahrt man nirgends eine Felswand, von der fie herabgeftürzt fein könnten.

In Horgheim wie in Flatmark wechselten wir Wagen. Von Flatmark an wurde der Weg steiler und wand sich in enger, malerischer Bergschlucht immer höher über der Kauma empor. Bei Ormeim mündet eine Seitenschlucht, in welcher der Vermaaföf von einer Höhe von etwa 600 m in das Bett der Kauma herabstößt. Die oberen Partien des Wasserfalles blitzen milchweiß zwischen dichtem dunkeln Nadelgehölz hervor, während er unten in mehrfachen Kaskaden den Wald weit auseinanderreißt und in drei großen Hauptarmen die Tiefe erreicht. Die letzteren allein haben eine Höhe von etwa 100 m. Läge der Wasserfall, anstatt in dieser Bergeinöde, näher bei Göteborg oder Kopenhagen, so würde er wohl berühmter geworden sein wie die Trollhättan, von denen der höchste Fall nur 13 m Höhe hat.

Ormeim liegt erst 192 m über dem Meere; von da bis zur nächsten Station Stuesloten steigt das Thal etwa 300 m. Die Gegend wird immer einsamer. Halbwegs bildet die Kauma selbst einen beträchtlichen Fall, den Slettaföf, welcher, von überhängenden Felsen eingeschlossen, ein ungeheures Getöse verursacht. Auch die Zeichnung des Falles ist prächtig. Etwas weiter oben verbreitert sich das Thal, und von all den umliegenden bewaldeten Fels Höhen winden sich Flüsse und Bäche zu der Kauma hinab, so daß sie zwischen Wald und Fels ein ausgedehntes Netz bilden und man zuletzt fast irre darüber wird, in welcher Richtung sie eigentlich laufen. Stundenlang begegnete uns kein Wagen, kein Mensch. Bären und Räuber könnten hier, so möchte man fast meinen, ungestört ihr Unwesen treiben. Der letzte Theil des Weges, der in steilen Windungen den Berg hinanklimmt, heißt auch richtig der Bärenklev, und wird wohl Meister Pex oder, wie er in Norwegen heißt, Meister Bamse hier oben früher der Rennthierjagd und anderem derartigen Sport obgelegen haben. Zum letztenmal sieht man da in das wunderliche Fels-, Wald- und Flußgewirre hinunter. Oben erreicht man das Fjeld, d. h. jenes heideartige Hochplateau, das den eigentlichen breiten Kern und Grundstock von ganz Norwegen bildet. Etwa um 7 Uhr abends fuhren wir in den völlig einsamen Gaard (Hof) Stuesloten ein und nahmen hier Quartier. Wir waren die einzigen Gäste.

Es kam mir da oben unnennbar, fast unheimlich einsam vor. Man sieht weit und breit kein Dorf, keine Kirche, nicht einmal ein anderes Haus. Wiesen und Torfmoor wechseln mit felsigen Hügelzügen, welche aber das Hochplateau nicht mehr viel überragen. Es war wie auf einer entlegenen verlassenen Alp. Niemand zeigte sich, als wir ausstiegen. Die Leute schienen noch draußen bei der Arbeit zu sein. Um so gemüthlicher erschien der stattliche Hof, der aus einem Complex von sieben bis acht Blockhäusern bestand, einige zweistöckig aneinander gebaut, während ein anderes das Thürmchen mit der Glocke trug, welche die Leute zur Arbeit und zum Essen ruft. Frau und Mägde waren aber schon am Kochen, und es hatte keine Schwierigkeit, etwas mitzubekommen. Jeder von uns erhielt oben eine stattliche Stube,

an deren Wänden man die übereinander gefügten Balken wie von außen sehen konnte; aber alles war freundlich hell angestrichen, Boden, Betten und Möbel von ausgesuchter Sauberkeit. Noch gemüthlicher war die Gaststube. An den Wänden hingen fromme Bilder, eine Weihnacht, Christus die Kinder segnend, dann eine ganze Reihe Familienportraits, alle von lebendigen Epheuranken umkränzt, welche die halbe Wand durchzogen — an den Fenster Sims Geranien und andere Blumenstöcke. In allem zeigte sich ein gesunder, fast künstlerischer Geschmac, Ordnungsliebe, Häuslichkeit und frommer Sinn. Und so sind denn auch die Leute: nicht zudringlich und geschwäßig, aber um so dienstfertiger und freundlicher. Man ist fast gleich wie bei wohl-
bekanntem reicheren Bauerleuten zu Haus — mehr Gast als Fremder.

7. Ueber das Dovrefjeld.

Nach der wackern Durchrüttelung schliefen wir wie die Bären am Bärenleben, aber nicht so lang. Schon 5 Uhr morgens waren wir wieder auf und beschloffen, diesen Tag einmal ein gehöriges Stück Weges zu machen. Das fließ zwar anfänglich auf Schwierigkeiten, da erst um 7 Uhr ein Stüds zu haben war. Dann ging es aber tapfer drauf los, wir brachten es an diesem Tage auf etwa 90 km. Gegen 8 Uhr waren wir in Mølmen, 10 Uhr in Lesjevert, halb 12 Uhr in Holsaet, halb 1 Uhr in Holaker, 4 Uhr in Domaas, gegen 7 Uhr abends in Foltstuen und 9 Uhr in Jerkin auf dem Dovrefjeld.

Obwohl die Straße noch geraume Zeit dem Flusse Rauma folgt, so wird doch Stuesloten nicht mehr zum Raumsdal oder Romsdal gerechnet, sondern zu dem weit längern Gudbrandsdal, das sich von hier südlich nach dem Mjösensee hinab erstreckt und zu den Hauptthälern des ganzen Landes zählt. Eine scharfe Wasserscheide gibt es aber nicht. Aus dem Lesjeflogen-Band, einem melancholischen Heidesee, der ungefähr in gleicher Höhe wie der Hof Stuesloten liegt (625 m über dem Meere), fließt die Rauma der Nordsee zu, der Lougen aber durch einen zweiten See, das Lesjevand, in südlicher Richtung dem Skagerrack zu. Gegen die malerische Schönheit des Romsdals sticht dieses Hochthal sehr schroff ab. Die langen, schmalen Seen ziehen sich in weiter Thalmulde in südöstlicher Richtung dahin, an beiden Seiten von einförmigen Bergzügen begrenzt. Die Vegetation ist dürftig; oft sind weite Striche nur mit Heidekraut bewachsen; da und dort zeigt sich ein Birken- und Kiefernwald. Ganz ohne Reiz ist indes auch diese bescheidenere Landschaft nicht. Der Weg geht selten in einförmiger Linie, sondern in Windungen dem Seeufer folgend bergauf, bergab. Durch den längern Kiefernwald von Lesje fuhr sich's ganz angenehm, und der Lesjeflogen-See ist mit vielen kleinen Waldinseln besäet. Gegen die Heiden im holländischen Limburg ist diese Berggegend noch immer ein kleines Paradies. In Mølmen und Lesjevert blühte früher die Rennthierjagd. Jetzt müssen sich die Fremden, wenn sie jagen wollen, ein Patent für 200 Kronen kaufen. Das hat die Zahl der Jagdlustigen etwas beschränkt; doch hatte der Wirth in Lesjevert einen Engländer im Quartier, der eben erst noch etliche Rennthiere geschossen hatte. So kamen wir zu einem Rennthierbraten, der mir, ich muß gestehen, gar nicht übel geschmeckt hat. Als Gesellschafter erhielten

wir bis Holsaet einen sehr lustigen Gut, erst neun Jahre alt, der die ganze Zeit lachte, schwatzte und sang, daß es eine Freude war. In Holsaet nahm jeder von uns ein Karriol, um rascher voranzukommen. Man sitzt darin anfänglich nicht sehr bequem: denn man hat nur die Wahl, die Beine entweder dicht nebeneinander nach vorn zu strecken oder sie rittlings nach den zwei Tritteisen auszuspreizen, die rechts und links, bedenklich nahe an den großen



Kostüme aus Gudbrandsdalen.

Rädern, an dem Wägelchen befestigt sind. Aber hat man sich einmal daran gewöhnt, dann fällt es nicht so beschwerlich, und das Karriol kann fast das Doppelte an Schnelligkeit leisten, als ein Skyds.

Von Holaker an gewinnt die Thalscenerie wieder etwas an Bedeutung. Höhere bewaldete Berggründen umrahmen das meist bewaldete Thal. Dieses wendet sich bei Domaas weiter gegen Süden, während ein steiler Bergweg

nordöstlich die Höhen empor klimmt. Es war 4 Uhr nachmittags, als wir in Domaas ankamen. Wir saßen nicht lange da, als ein anderer Reisender in tirolischer Reisetracht anlam, ein wirklicher Oesterreicher, der in Gilmärtschen von Molde her uns nachgereist war. Auf dem großen Dampfschiff von Throndhjem nach Molde hatte es ihm wohl gefallen, aber der Karriolfahrt und den einfachen norwegischen Herbergen hatte er keinen Geschmack abgewinnen können. Er sehnte sich nach der Civilisation zurück und beeilte sich darum, nach Christiania weiterzufahren. Sein Weg ging südlich durchs Gudbrandsdal, während der unfrige die steilen Höhen nordöstlich empor kamm. Wir waren nicht sicher, noch ein gutes Quartier zu treffen; aber es schien uns doch noch zu früh, um zu rasten, und so wagten wir's.

Es lohnte sich; denn so gelangten wir noch am selben Tage aus den romantischen Küstenregionen des Romsdals in das eigentliche norwegische Fjeld hinein, das hier den Namen Dovrefjeld führt. Auf nur etwa 10 km Weges betrug die Steigung 300 m. In etwa einer Stunde hatten wir das waldige Gudbrandsdal weit hinter uns und befanden uns in einer öden Bergregion, in der langsam alle größere Vegetation aufhörte, eine spärliche Alpenflora begann und melancholisch eintönige Hügelzüge uns Island ins Gedächtniß zurückriefen. Es ist ein trauriger Gedanke, aber es ist nun einmal so, daß ein großer, ja der größte Theil von Norwegen so aussieht. Die Landschaft hält ungefähr die Mitte zwischen einer Heide und einer Felsenwüste, auf der das halbe Jahr Schnee liegt. Man trifft keinen Hof mehr, keinen Wald, keine Alpenwiesen, nur traurige Moorgründe, moosige Felshöhen mit etwas verkrüppeltem Birken- und Weidengestrüpp. Das arme Pferd mußte beständig angeeifert werden, so steil und hart war der Weg. Gegen 7 Uhr abends gelangten wir nach Fokstuen, einem völlig einsamen Hof an der Höhe des Passes.

Diese Station, wie die folgenden drei, Jerkin, Kongsvold und Drivstuen, sollen, wie man erzählt, aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts stammen, wo die Pilgerfahrten zum hl. Olaf in Nidaros (Throndhjem) aus allen Theilen der Halbinsel, ja noch darüber hinaus, fromme Wallfahrer über diese unwirthlichen Einöden führten, die das sogenannte nordensfeldske von dem södensfeldske Norge trennten. Um ihnen ein Unterkommen zu gewähren, soll der König Gystein Magnusson in den Jahren 1107—1110 die Errichtung von vier Berghöhlen, „Fjeldstuen“, angeordnet haben. Sie werden auch unter dem Namen saeluhús (Seligshaus = Hospiz) erwähnt. Die Bewirthung galt wie die Ueberfahrt an Flußföhren als ein Werk der Barmherzigkeit, wie denn auch dementsprechend die Föherschiffe saeluskip (Seligschiff) hießen. Wahrscheinlich ist das so zu verstehen, daß König Gystein diese Fjeldstuen zu eigentlichen gastfreien Hospizen erhob, während sie als Unterkunftsorte für Reisende schon zuvor bestanden; denn schon zuvor lag hier der Hauptweg von der Königsstadt und Bischofsstadt Throndhjem

nach Vilen (der Gegend am heutigen Christianiafjord), die wichtigste Straße des Landes, und schon im ältern Gulathingzlög (Kap. 100) ist von solchen Hospizen die Rede: „Zur Benützung des Hospizes haben alle gleiches Recht. Nun ist das gut, wenn alle mit ihren Sachen darin Platz haben. Kann das des Gedränges wegen nicht geschehen, so sollen sie ihre Sachen hinaustragen. Da ist es gut, wenn sie auch Platz haben, und sie sollen alle drin bleiben, so jedermann Platz zum Eigen hat. Sind einige ohne Nothwendigkeit drei Nächte dageblieben, so sollen sie ansziehen, oder sie sollen das Loos ziehen und einen Mann ansziehen lassen. Da ist es gut, wenn der, den das Loos trifft, hinausgeht; sonst ist er verurtheilt, Buße zu zahlen,



Die Bergstation Jerkin. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

und man soll volles Berggeld bezahlen für den, der ein Recht hatte, drinnen zu sein, falls er draußen umkommt. Brennt das Hospiz ab, so müssen alle, die drinnen waren, für dasselbe einstehen.“

So lautet das altnordische Wirthshausgesetz, das in die Tage Hakons des Guten (935—961) zurückreichen soll. Wir kamen nicht in Gefahr, zu Fokstuen hinausgeloost zu werden; denn außer uns waren keine Gäste da. Doch dauerte es ziemlich lang, bis wir ein Wägelchen bekamen. Dann ging es aber um so flotter voran. Das Pferd war flink, der „Gut“ noch munterer. Der Weg steigt nicht mehr bis in die Nähe von Jerkin, sondern hält sich auf dem öden Hochplateau zwischen traurigen Moorseen und langgestreckten Felsbügeln, die uns bei voller Tageshelle vielleicht etwas gelangweilt hätten,

aber jetzt beim fahlen Schein der Dämmerung und vollends bei eintretender Nacht einen phantastisch-unheimlichen Eindruck machten. Bis Jerkin nirgends ein Haus oder ein Hof. Kein Schrei oder Geflatter eines Vogels unterbrach die Todtenstille. Zwischen schwerem Gewölk trat mitunter der Mond hervor und warf leise zitternde Lichter über die Bergseen, dann entschwand er wieder und ließ nur matt noch die Wasserfläche von den finsternen Schattenrissen der Höhen unterscheiden. Meist im strengen Trab jagten wir durch die Einsamkeit dahin, als ob wir den Erbkönig bei uns hätten. Riesen, Hexen, Kobolde, schwarze und Lichtelsen, kurz, alle Spukgestalten hatten da zollfreies Quartier, und man mußte sich fast wundern, nicht irgendwelchen Polyphemen aus Asbjörnsøns Märchen oder dem König Lear mit seinem Narren und Edgar zu begegnen. Zum Glück war unser Pferd nicht aus dem Geisterlande, schob weder Feuer, noch fuhr es über den Boden in die Lüfte hinaus, sondern hielt sich redlich an die Straße des guten Königs Gystein Magnusson, wenn diese nicht im Laufe so vieler Jahrhunderte eine andere Richtung bekommen hat. Nachdem die Wolken lange im Winde gekämpft hatten, gewann der Mond endlich freie Bahn und leuchtete uns freundlich die Höhen hinan, von denen uns als erstes menschliches Lebenszeichen nach zwei Stunden die Lichter des Hofes Jerkin entgegenlänzten.

Noch willkommener als dieser erste Gruß war uns nach der langen, ermüdenden Fahrt der gastliche Hof selbst, ein wahres Musterbild eines norwegischen Hofes. Er bestand wohl aus zehn oder zwölf verschiedenen Gebäuden, von denen eines ein Thürmchen trug. Da hier der Renntierjagd wegen viele Engländer herkommen, war ein Flügel sogar ziemlich komfortabel in moderner Weise eingerichtet. Ungleich interessanter aber war die alte Küchenstube im Haupthaus, welche mit einem prächtigen Wandschrank von 1661, köstlichem Silber- und Zinngeschirr, Möbeln und Schmuck aus der guten alten Zeit ausgestattet war. Die Gaststube daneben entsprach mehr einer behäbigen Bürgerstube aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. In dieser Gebirgseinde war das alles eine köstliche Ueberraschung.

Die alte Fjeldstue Jerkin oder Hjaerkin liegt nicht auf einer Paßhöhe, sondern (957 m über dem Meere) am Abhange der Hjaerkinhö (1300 m), von welcher sie gegen den Nordwind geschützt wird. Ein neuer besserer Weg führt in gemacher Steigung an dieser hinauf, ohne dieselbe indes völlig zu erreichen, und hält sich dann wohl eine Stunde in der Höhe einer einsamen Felsebene, über deren nördlichem Rande die Skreaö und der Enehaetten, einer der bedeutenderen Berge Norwegens, emporragt. Der letztere trägt nicht umsonst seinen Namen, er hat einen ordentlichen „Schneehut“ und noch einen Schneefragen dazu. Gerade anmuthig war auch in der hellen Morgenfrühe der Anblick des Fjeldes nicht. Grau, ins Bräunliche schillernd, dehnt sich die weite Felsfläche, bis wo der Schnee sie mit schimmernden Flecken durchzieht und mit weißen Abhängen umrandet. Aber sie hat doch weder

das unendlich Einförmige einer flachen Heide, noch das Trostlose einer Wüste. Man athmet frische, freie Bergesluft. Noch immerhin stattliche Höhenzüge und Felskluppen ragen über die Fläche empor. Die Bäche, in denen sich das Wasser sammelt, haben wenigstens einiges Gefälle. Da und dort rahmt noch ein Fleck Wald oder dürftiges Zwerggebüsch die Abhänge ein. Fast jedes Felsstück ist mit Moos und Flechten zierlich überzogen. Zwergbirken, Polarweiden, niedliche, kleine Alpenpflanzen säumen den Weg. Lemminge huschten gleich allerliebsten Mäuschen daraus hervor und über den Pfad, als wir vorüberfuhren. Schneehühner, sogen. Knyper, flatterten auf. Vereinzelt kleine Saeterhütten erinnern, daß etwas Alpenwirthschaft doch bis in diese Höhen hinaufreicht. So angenehm wie der Schweizer und der Tiroler Aelpler hat es kein norwegischer Amtsbruder freilich nicht. Die besseren Alpenwiesen liegen in ungeheuren Entfernungen auseinander und weit von der eigentlichen Wohnung des Besitzers. Die Zeit der Nutzung ist kurz, die Nutzung selbst drei- und viermal so beschwerlich. Doch der echte Bergsohn scheut das nicht, er hängt an seinem Fjeld, wie der Schweizer an seinen Alpen, und es ist keine bloße Phantasie, wenn Welhaven von dem norwegischen „Höijsjeldet“ also singt:

Hoch über des nordischen Thales Pracht
Ein weites Reich in den Wolken lacht;
Da ragen die Klippen so kühn, so groß
Aus der weiten Debe felsigem Schoß,
Und über der Riffe schwarzen Gestalten
Hängt nieder der Schnee in schimmernden Falten;
Da murmelt der Bergquell lieblich, leis
Hervor unter blinkendem Gletschereis.

Auf der Dedemark, an dem Gletscherpalast,
Da wälzet der Bergsturz die Felsenlast,
Da pranget von Goldbart der Trümmerblod,
Die ragende Zinne von Silbergesod,
Da kommt das Rennthier in flüchtigen Schaaren
Wie Sturmwind über die Heide gefahren,
Und lockt in nie betretenen Bann
Zum Abenteuer den Jägersmann.

In ewiger Jugend strahlt da noch heut'
Der Edda entschwundene Herrlichkeit.
Gleich Niesen die schwarzen Klippen steh'n,
Die drohenden Häuste, du kannst sie seh'n;
Urakke Räthsel von Tod und Leben
Auf jedem Schritte dich starrend umgeben.
Doch der Asen Geschlecht darf muthig sich nah'n,
Das Räthsel lösen, besiegen den Wahn.

Frei athmet die Brust. Mit vollem Klang
Die Saga noch tönet das Fjeld entlang,

Und während sie gehet von Mund zu Mund,
 Erbeben die Felsen im innersten Grund,
 Braust wild die Lawine hinunter die Halde,
 Erdröhnet der Sturmwind im knatternden Walde,
 Schäumt donnernd der Bergbach in saufendem Lauf:
 Die Urzeit vergeht nicht, sie lebt wieder auf.

Ihr Geist gewaltig zu Thale fährt,
 Tracht Leben und Wirken am schlummernden Herd.
 Empor, empor hebt Blick sich und Herz
 Zu den alten Zeiten und himmelwärts.
 Die Seele breitet die Adlerschwinge,
 Um stürmend hinauf durch die Wolken zu dringen,
 Wo die Erde ragt in den Himmel empor,
 Vom Himmel umwoben mit leuchtendem Flor.

O nenne dies Heim nicht öde, nicht kahl,
 Der alten Götter erhabenen Saal!
 In dem einsam stillen, unendlichen Dom
 Umwallt dich ein brausender Lebensstrom,
 Er badet das Herz dir, er füllt dir die Brust
 Mit Kraft und Stärke, mit Wonne und Lust,
 Vom Fjeld in die Lande weit und breit
 Braust laut der Ruf einer besseren Zeit!

Etwas eine Stunde von Jerkin vereinigen sich die Bäche Ebonaa und Kaldvella, die beide vom Snehækten kommen, zu einem wackern Bergstrom, der Driva. Der Weg senkt sich mit ihr in eine Schlucht hinab, und wir erreichten bald die dritte der drei alten Fjeldstuen: KongsvoId — abermals ein stattlicher Hof, der wie derjenige in Jerkin den Eindruck eines kleinen patriarchalischen Gemeinwesens macht. Von hier bis Drivstuen führte früher ein halzbrecherischer Saumpfad, Vaartstigen genannt, hoch über der Schlucht der Driva hinunter. In den Jahren 1850 und 1851 hat man eine bessere Straße unten an dem reißenden Strome selbst angelegt, d. h. vielfach den Felsen abgesprengt. Es ist stellenweis ein Weg wie von Nagaz nach Vad Pfäfers hinein, die ganze Schlucht überaus malerisch.

Da wir in Jerkin spät aufgebrochen waren, so hielten wir in Drivstuen Mittag. Sehr erstaunt waren wir, als wir wieder aufsteigen wollten und als „Gut“ eine alte Frau erschien, die Mühe hatte, hinten auf das Wägelchen zu klettern. Ich protestirte; aber die Frau bat so jämmerlich, wir möchten sie doch mitnehmen, daß wir uns erweichen ließen. Wir waren noch nicht weit gefahren, als richtig etwas am Lederzeug des Pferdes riß und wir nicht weiter kommen konnten. Zum Glück war noch ein kleiner Hof in der Nähe. Ein Mann kam herbei, flickte die Riemen und untersuchte auf unsern Wunsch sorgfältig das übrige Pferdegeschirr und den Wagen. Dann ließen wir die arme Frau wieder aufsteigen, die nun selbst zu fühlen schien, daß Reisende von einem „Gut“ wie sie keine besondere Hilfe zu gewärtigen hätten.

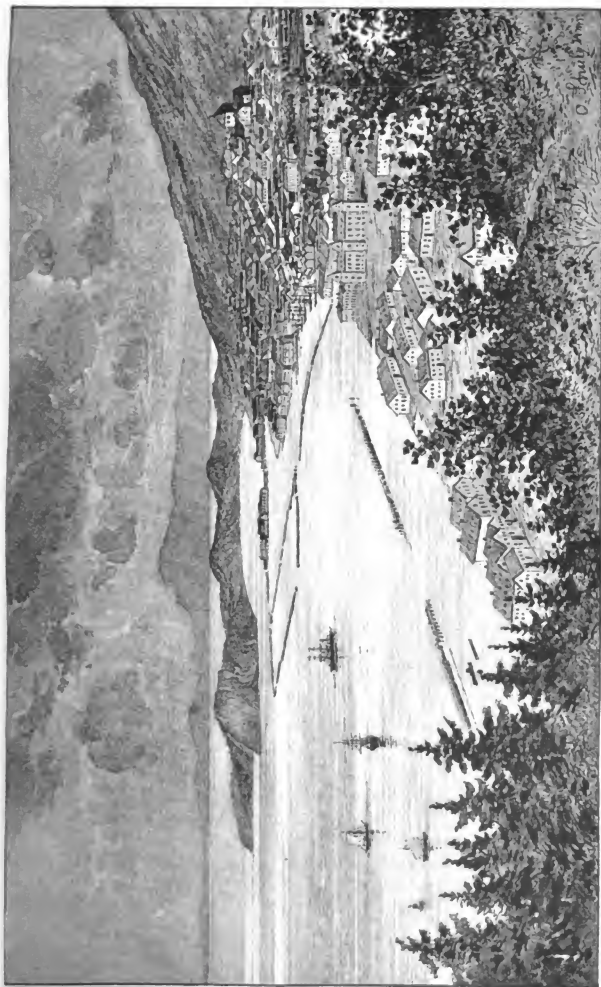
Sie suchte sich zu entschuldigen, und nun kam es heraus, daß die Leute durch unsere „Gutter“ von Station zu Station schon von dem Herzog von Chartres gehört hatten und sich nun vorsahen, um ihn gut bewirthen zu können. Im Interesse des Legitimizismus also wollte die gute Alte gratis nach Rife fahren, um dort frische Schneehühner und sonstigen Vorrath für die nächsten Tage zu beschaffen. So versöhnten wir uns denn mit unserer Reisegefährtin, die ihrerseits nun das große Wort führte und uns den ganzen Haushalt und Fremdenverkehr von Drivstuen ausführlich erklärte. Die Driva hat glücklicherweise bei Drivstuen schon völlig ausgetobt, und der Weg bot nirgends eine Fährlichkeit, so daß wir ruhig sitzen bleiben konnten. In Rife erhielten wir wieder wie gewöhnlich einen Jungen als „Gut“ und ebenso in Aune. Wir verließen nun das schon ansehnlichere und breitere Thal der Driva, die sich völlig westwärts wendet, und fuhren nordöstlich dem Flußgebiet der Orkla zu. Die Landschaft wurde hier wieder sehr schön. In Rystuen machten wir Halt und übernachteten bei überaus freundlichen, gemüthlichen Leuten.

Als „Gut“ wurde uns des andern Morgens das älteste der sechs Kinder zugetheilt, die kleine Anna, ein elfjähriges Mädchen, das aber, trotz seines allertliebsten Kindergesichts, das Fahr- und Postwesen schon vollständig verstand. Es kam mir wie ein Schutzengelchen vor, das uns führte: so fromm und bescheiden sah es drein, während die Alte von gestern schon eher eine Vala oder Seherin aus der Edda vorstellen mochte und mancher der früheren „Gutter“ ein richtiges Waldteufelein. Lustig ist es übrigens schon, anstatt mit Kutschern und Schaffnern so mit allen Altersstufen einer gemüthlichen Landbevölkerung Bekanntschaft zu machen. Von Rystuen bis Aurstbjerg ging es durch prächtigen Nadelwald meist bergauf. Aurstbjerg selbst liegt hoch über der Orkla an einem Bergvorsprung, wo diese sich in tiefer Schlucht mit einem Nebenfluß vereinigt. Die Straße windet sich nun noch immer höher den Berg hinauf und zwar an steilem Abhang, 200—250 m über der Orkla, die zwischen Wald und Fels gewaltig einherbraust. In großen Krümmungen werden dann die Bergbäche Daa und Stavaa umfahren. Die Aussicht erweitert sich allmählich, wird aber auch weniger romantisch. In Bjergaker erreicht der Weg den höchsten Punkt und wendet sich nun von dem Thale der Orkla dem kleinern der Igla zu.

Eine gewisse spannende Würze erhielt der Nachmittag dadurch, daß es galt, um 5 Uhr den Eisenbahnzug in Stören zu treffen. Denn wir näherten uns nun allgemach wieder der modernen Welt. Von Bjergaker waren nur noch zwei Stationen, Garlid und Praesthus. So sehr wir uns aber beeilten und sogar noch einmal zwei Karriolen nahmen, gab es doch mehrfachen Aufschub, und die letzte Strecke gestaltete sich deshalb zu einer drolligen Jagd, immer bergab, in einem herrlichen grünen, wohlbebauten Thale mit den schönsten Wiesen und Höfen. Obwohl es nach Norden geht, glaubt man

immer mehr nach Süden zu kommen. Prächtiger Laubwald wechselt mit Feldern und Wiesen; die ganze Vegetation wurde reicher und mannigfaltiger; man sieht üppige Fruchtbäume und Gärten. Noch ein waldiger Hügel und wir haben das Thal der Gula erreicht, längs welcher der Schienenstrang die neue Hauptstadt Christiania mit dem altherwürdigen Primatial- und Königsitz Thronhjem verbindet.

Dank einem wadern „Gut“ und „Hest“ langten wir nicht nur rechtzeitig, sondern noch viel zu früh in Stören an und hatten reichliche Muße, die prächtige Station zu bewundern, in welcher sich der moderne Comfort in angenehmster Weise mit den Formen norwegischer Bauart und Häuslichkeit verbunden hat. Die Bahnstrecke bis Thronhjem bietet keine großartige Gebirgsansicht mehr, aber die anmuthigste, abwechslungsreichste Flusslandschaft. Die Stadt selbst sahen wir diesen Abend nicht mehr. Die Nacht brach herein, nachdem wir stellenweis den großen Fjord von Thronhjem erst in der Nähe, dann wieder von ferne zu Gesichte bekommen hatten.



Thronbjerg vom Eisfeld aus. (Nach einer Skizze des Verfassers)

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

.....
YI29VIMU
Y8A8A1

8. Throndhjem, die Stadt des hl. Olaf.

Im Schoße einer weiten, malerischen Bucht, welche sich bald zum großen, vielarmigen Fjord erweitert, nach dem Westmeer hin durch meilenlange, tief ineinandergezackte Vorgebirge und Küstenstreifen, Inseln und Schären umwallt, nach Osten und Süden von steilen Felsbügeln umfassen, an dem Flusse Nid, der vor seiner Mündung in den Fjord noch einen mächtigen Bogen in das fruchtbare Thal zeichnet, liegt das alte Nidaros oder Throndhjem, Norwegens geschichtliche Hauptstadt, eine der ehrwürdigsten und merkwürdigsten Stätten von Scandinavien. Der eine Name Nidar-Ös (Nidar-öss) bedeutet „Mündung des Nid“, der andere, Þrondheimr, „das Heim, das Land, die Welt der Thrönder (Þröendir)“, eines der kräftigsten und unternehmendsten Stämme Alt-Norwegens.

Bucht und Fjord sind stattlicher als diejenigen von Bergen und Christiania. Vom Nordcap ist der Platz ungefähr ebenso weit entfernt, wie von dem dänischen Sund, und liegt dabei so tief östlich im Lande drinnen, daß hier der kürzeste Weg über das Gebirge in die schwedischen Niederungen und nach dem Bottenischen Meerbusen führt. Wie Holland zwischen Amsterdam und Beverwijk, so ist Scandinavien hier ungefähr am schmalsten. Von der Natur selbst war die Stätte wie zum Mittelpunkte eines Reiches geschaffen, das die gesammte Halbinsel umspannte, mit seiner Seemacht das Atlantische Meer beherrschte und zeitweilig nicht nur den Westküsten Europa's, sondern auch den Ländern des Mittelmeeres furchtbar ward, ja seine Seedrahen gleichzeitig nach Island und nach Palästina entsendete.

Die Landschaft am Nid, wie an der Gula, welche sich unfern von ihm in den Fjord ergießt, ist prächtig, ein wahrer Garten. An das felsige Urgebirge, das den Fjord umgibt und die beiden Flußthäler entlang nach dem Innern des Landes emporsteigt, zieht sich zwischen Laub- und Nadelwald wohlbehaarter Boden bis zu beträchtlicher Höhe hinauf. Der Fjord, obwohl um fast zwei Grade nördlicher als der Finnische Meerbusen und fast unter gleicher Polhöhe wie die Südküste von Island, friert im Winter niemals ein; der Golfstrom führt ihm immer warmes Wasser zu und mildert die eisigen Lüfte, welche vom Norden und von den Höhen des Innern herniederwehen. Von den langen Sommernächten begünstigt, gedeihen hier alle Getreidearten, alle mitteleuropäischen Frucht bäume und Gemüsearten noch in

üppiger Fülle. Während man in den südlicheren Hochthälern nur noch Roggen, Hafer und Gerste trifft, begegnet man hier wieder Weizenfeldern. Herrliche Linden breiten ihre weiten Kronen aus, wie in den schönsten Landstrichen Deutschlands. Die Rothbuche zeigt sich wieder, nachdem wir sie wochenlang nicht mehr getroffen. In so ausgedehntem geschäftlichem Maße wie etwa in Erfurt wird die Blumencultur nicht getrieben, aber es stände einem solchen Unternehmen nichts im Wege. An kleinen Kunstgärtnern ist kein Mangel, und im Privatleben erfreut sich die Blumenzucht einer Liebe und Pflege, wie kaum in einer der südlich gelegenen Städte, obwohl Blumenliebhaberei allen Scandinaviern, den Norwegern wie den Schweden, ja auch noch den Isländern, gemeinsam ist. Sie erweisen sich hierin als rechte Poeten. Wohl jedes Schiff bringt im Sommer neben hundert nothwendigen und nützlichen Dingen auch zierliche Topfpflanzen mit von Kopenhagen an die isländischen Fjorde, um die kleinen Stübchen in trüber Winterzeit mit einem Hauche von Frühlingsleben zu schmücken. In den Schiffen selbst findet man immer Blüten schmuck, und so wandern die Kinder Flora's hinüber an die Lavawüsten der Hekla und des Eyjafjalla, fernerhin an die Felsöden des Nordcap und hinauf in die höchsten Saeter oder Alpenhütten des norwegischen Fjeld. Wo aber wie in Throndhjem Luft, Licht und Wasser sich vereinigen, um die zarten Pflanzenseelchen in ihrer Kunstarbeit zu unterstützen, da grünt und blüht es nicht nur in zahllosen Gärten und Villen rund um die Stadt herum, sondern noch in der Stadt selbst, an allen Fenstern und bis in die Stuben hinein.

Wo viele Blüten, da können auch Früchte nicht fehlen. Zu dem Kirschbaum, den man auch an den südlichen Fjordgestaden und Bergthälern trifft, gesellt sich hier wieder der Pflaumenbaum, der Apfelbaum, der Walnußbaum. Nur der Rebe ist es nicht gelungen, sich den Aufenthalt in diesen hohen Regionen zu erkämpfen. Recht süß und milde werden auch Pflaumen und Äpfel nicht, aber einigen Ersatz bieten sie durch das feine Aroma, das man dem Einfluß der hellen Sommerächte zuschreibt.

Der Kern der Altstadt von Nidaros mit ein paar längeren und bedeutenderen Hauptstraßen und vielen kleinen Quergassen breitet sich auf einer feigenförmigen Landzunge aus, welche der Nidelf bildet, indem er von Süden her ganz nahe an den Fjord fließt, dann sich in scharfem Bogen fast zurückwendet, nach Westen dreht und erst endlich bei Bratören in den Fjord strömt. Es fehlt nur ein wenig, und die Stadt wäre völlig Insel. Den ältesten Hafen bildete die letzte Strecke des Flusses, der mit seinen noch altmodischen, spitzgiebligen Lagerhäusern und den vielen Frachtschiffen davor einer holländischen Gracht gleicht.

Der Dom, die Zierde der Stadt, und die ältere Südbahnstation liegen im südlichsten Theil der Altstadt, wo der Nid die letzte Biegung von Süden nach Norden macht. Wohl nicht ganz ohne Bedeutung ist es, daß die beiden Hauptstraßen die Mönchs- und die Königsstraße heißen. Könige und Priester

haben einst die Macht der Stadt begründet. Die Munklegade führt vom Dom aus gerade nordwärts auf den Fjord zu. Die fast doppelt so lange Kongensgade schneidet sie ungefähr in der Mitte, am Torv oder Markt. Beide sind sehr breit und durch stattliche Bauten ausgezeichnet. An der Munklegade liegt der sog. Stiftsgaard, die Wohnung des Stiftsamtmannes, die zugleich als Palais dient, wenn der König die Stadt besucht, ein freundlicher Holzbau aus dem vorigen Jahrhundert, und die „Latinstolen“, das heutige Gymnasium, das in veränderter Form die alte Kathedralschule fortsetzt, mit großer Bibliothek und schönen Sammlungen. An der Kongensgade liegt die schmucke neue Sparbank, das Gebäude des Arbeitervereins und die Liebfrauenkirche (Vor Frue Kirke), die zweitgrößte Kirche der Stadt, deren Mauern zum Theil noch von der mittelalterlichen Marienkirche herrühren. Vor derselben befindet sich ein kleiner Park mit dem Monument des dänisch-norwegischen Seehelden Torbenstjöld, der 1691 zu Thronhjelm geboren wurde.

Westlich von der Altstadt zieht sich zwischen dem Rid und ziemlich steilen Felsbügeln die Vorstadt Vakklandet bis zum Fjord hin, in ansehnlicher Höhe von dem alten Fort Christiansten überragt, das heute seine militärische Bedeutung verloren hat und bloß noch zum friedlichen Salutiren der Schiffe dient. Westlich von der Altstadt entwickelt sich auf weiterem Thalgrund die ansehnlichere Vorstadt Ishen, in lebhaftem Aufschwung begriffen. Eines ihrer größeren Gebäude ist das katholische Missionshaus mit der katholischen Kirche, die jedoch als Kirchenbau im Aeußern nicht besonders hervortritt.

An der Mündung des Rid hat man in den letzten Jahren große Hafengebauten vorgenommen, zwischen deren gewaltigen Steindämmen die größten Seeschiffe Unterkunft finden können, während der damit unmittelbar verbundene neue Bahnhof den Verkehr mit der Merkerbahn erleichtert, welche über das Gebirge sowohl nach Sundsvall am Bottnischen Vusen als nach Stockholm führt. Die Stadt wird dadurch nicht nur für den Handel Norwegens, sondern auch für jenen Schwedens an Bedeutung gewinnen.

Mitten in der Bucht von Thronhjelm liegt die kleine Insel Munkholm, d. h. Mönchsinsel, in den Sögur einfach Hólmr oder Midarhólmr genannt, in den ältesten historischen Zeiten als Richtstätte benützt. Hier ließ König Olaf Tryggvason die Köpfe des gewalthätigen Jarls Hakon und des Knechtes Karter, der den Jarl heimlich ermordet hatte, auf den Galgen pflanzen. Später, am Anfang des 11. Jahrhunderts, gründete Sigurd Alfstrem, ein Lehensmann des Königs Magnus Barfod, auf der Insel das erste Benediktinerkloster von Norwegen. Die Kirche war den hll. Benedikt und Laurentius gewidmet; doch erscheint das Kloster später in den Annalen gewöhnlich unter dem Namen des letztern. Im Jahre 1531 ward es durch einen Brand zerstört, diente aber noch in dem Kampf, den der letzte katholische Erzbischof Olaf gegen die reformatorische Kriegsmacht der Dänen führte, eine Zeitlang als fester Punkt, bis die Seebefestigungen 1537 zusammengeschossen wurden

und die Besatzung am 29. Mai capituliren mußte. Die Befestigungen, besonders ein gewaltiger Thurm, der theilweise noch von dem Kloster herrührte, wurden erneuert und dienten sowohl in späteren Kriegen zur Vertheidigung, als auch in Friedenszeiten zum Kerker für gefürchtete Staatsgefangene. Ahtzehen Jahre, 1680—1698, schmachtete zwischen den ungeheuern Mauern dieser Kasematten der berühmte Minister König Christians V., Peter Griffensfeld.

Von dem Thurme des jetzigen Forts aus, wie von Christiansten und dem gegenüberliegenden Berge Gjettsjeld, bietet die Stadt mit Bucht und Fjord ein glänzendes Panorama, das schönste wohl vom Gjettsjeld aus, das mit seinen glattgeschliffenen Felsen zwischen Wald und Busch so recht die eigentliche norwegische Berg- und Fjordlandschaft bezeichnet. Aber hier hatten wir nun einmal nicht bloße Gegend vor uns, sondern auch den Schauplatz einer großartigen, vielbewegten Geschichte, verkörpert in einer ganzen Stadt und vorab in einem herrlichen Dome, der einst einer der größten Wallfahrtsorte der katholischen Welt war. Päpstliche Legaten und Bischöfe kamen durch den Fjord in reich geschmückten Schiffen angefahren. Die Glocken von neun Kirchen und fünf Klöstern begrüßten sie. Tausende und aber Tausende von Pilgern drängten sich zu dem herrlichen Dome, welcher das schönste Bauwerk des ganzen Nordens war. Um den Metropolitanen von Throndhjem versammelten sich die Bischöfe von Bergen, Stavanger, Hamar und Oslo, die Bischöfe Islands, der Faröer und Grönlands. Der mächtige Erzbischof salbte die Könige am Silberschreine des Martyrer-Königs Olaf. Drüben an Bratören schaarten sich alle freien Männer am Thing, um dem König zu hulldigen. Throndhjem war der große Mittelpunkt religiöser und sittlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Kultur für das ganze weite Reich und nicht zum Schaden der politischen und nationalen Entwicklung! Denn eine so glänzende Zeit hat Norwegen seither nicht wieder geschaut, wie damals, da König und Erzbischof friedlich in Nidaros zusammen wohnten, und die Stadt einer der bedeutendsten Metropolitanstädte der katholischen Welt war — das Rom des Nordens.

Eine gewisse bevorzugte Stellung hatte der Ort zwar schon vor der Einführung des Christenthums; doch dieser Vorzug hielt sich innerhalb enger lokaler Grenzen. Auf der Landzunge Frosta an der Nordseite der Bucht war der Versammlungsplatz eines der mächtigsten Thingverbände oder Landsgemeinden der Halbinsel, der sogen. Frostathingss. Die umliegenden Landbezirke waren gut bebaut und bevölkert, die Bevölkerung thatkräftig, fleißig, unternehmend, einflußreich. Auf dem Hofe Hladir (oder Lade) am Eingang der Bucht schlug deshalb schon der König Harald Schönhaar, der Begründer der Monarchie in Norwegen, 863 seinen Sitz auf, und wie er mußten die späteren Könige künftig hierher ziehen, um Anerkennung und Hulldigung seitens der auf dem Thing versammelten Bauern zu erlangen. Eine eigentliche Residenz ward der Hof Hladir nicht; doch ließen sich die mächtigen

Unterkönige oder Jarle daselbst nieder und wurden von da ab die „Lade-Jarler“ genannt. Die Bevölkerung hielt zähe am Heidenthum fest. König Hakon Adalsteinsföstri, in England als Christ erzogen, war der erste, welcher das Christenthum einzuführen versuchte. „Er saß lange zu Throndhjem,“ wie Snorri Sturluson erzählt, „denn da war die meiste Stärke des Landes.“ Doch die Thronder wollten nichts von dem weißen Christ wissen. Die Gebote der Sonntagsheiligung und des Fastens legten sie als kniderigen Geiz des Königs aus, der sie an Essen und Arbeit zugleich schädigen wolle. Sie drohten mit Abfall, wenn der König sie nicht bei dem Glauben ihrer Väter belassen wolle. Hakon gab nach, verstand sich dazu, einem Opfermahl beizumohnen, dann den Weihebecher zu trinken, vom Dufte des Pferdefleisches einzunathmen, ein Stück von einer Kofsleber zu essen, kurz die heidnischen Gebräuche mitzumachen und auf die christlichen zu verzichten. Drei Priester, die er von England hatte kommen lassen, wurden todtgeschlagen, ihre Kirchen zerstört. Der König trug das widerwillig, aber er hatte nicht die Macht, den Troß der Bauern zu brechen, und als er starb, wurde er deshalb vom Volke in der berühmten Hákonarmál, seinem Leichen- und Lobgesang, in völlig heidnischem Sinne gefeiert.

Gaundul und Skögul
 Saubte der Goten Thr,
 Einen König zu kiesen,
 Von Yngva's Geschlecht,
 Der solt' mit Odin fahren,
 Um in Walhall zu wohnen.

.

Losgebunden, wird
 Der Fenriswolf fahren
 Hin durch die Welt,
 Eh' zum öden Hofe
 Ein gleich guter
 Königsmanu kommt.

Es stirbt das Vieh,
 Es sterben die Freunde,
 Jede wird Land und Lehen;
 Seit Hakon weilt
 Mit Heibengöttern,
 Ward viel Volk Knecht..

Nach Hakons Tod (961), welcher vom Volke den Beinamen des Guten erhielt, lebte das Heidenthum noch einmal in voller Kraft auf. Sein letzter mächtiger Führer war der Lade-Jarl Hakon, welcher 965 das nördliche Norwegen von dem Dänenkönig Harald Gormsön zu Lehen nahm, sich aber nach zwölf Jahren frei machte und noch fast 20 Jahre selbständig regierte.

Auf Antrieb des Dänenkönigs hatte er sich zwar zugleich mit diesem in Dänemark taufen lassen, fiel aber bald wieder ab und ward nun eine Art Julian des Nordens, indem er überall das Taufen unterjagte, die Priester vertrieb, den Opferdienst von neuem einführte und das Christenthum gewaltsam unterdrückte. Wie anderswo, so trug indes auch hier das Heidenthum den Doppelcharakter der Grausamkeit und Wollust zugleich, und die Wuth des großen Gottesnidung (gudnidingr) und Opferers wandte sich bald gegen die heidnischen Bauern, die ihm zugejauchzt. Er ließ den reicheren Leuten Weiber und Töchter entführen, behielt sie eine oder die andere Woche bei sich und sandte sie dann entehrt den Ihrigen zurück. „Da singen die Bauern“, wie Snorri sagt, „doch grimmig zu knurren an, wie es der Thronder Brauch war, wenn etwas gegen ihren Willen geschah.“ Als er so bald nacheinander erst die Frau eines gewissen Brunolf zu sich entführen ließ und dann seine Knechte auf den Hof des Orm Lyrgia sandte, um dessen Frau Gudrun, die ihrer Schönheit wegen die „Soune von Lunde“ hieß, zu sich zu holen, da forderte der entrüstete Orm die Bauern zum bewaffneten Widerstand gegen den Tyrannen auf. Sie folgten in mächtigen Schaaren seinem Ruf. Hakon mußte flüchten. Thora von Rimul, eine seiner Frillen, verbarg ihn und seinen Waffenträger, den Knecht Karler, unter einem Schweinestall. Unterdessen war Olaf Tryggvason, ein Urentel des Königs Harald Schönhaar, nach vielen Abenteuern in Norwegen gelandet und stellte sich an die Spitze der aufständischen Bauern. Hakon wurde zu Rimul aufgesucht. Von seinem Versteck aus hörte er, wie Olaf von einem Steine herab allen Gut und Würden versprach, die ihm den Jarl lebend oder todt überlieferten. Der Knecht Karler wechselte die Farbe, als er das hörte.

„Da jagte der Jarl: ‚Warum bist du so bleich und eben warst du so schwarz wie Erde? Ist das nicht, weil du mich verrathen willst?‘ — ‚Nein,‘ antwortete Karler. — ‚Wir wurden beide in einer Nacht geboren,‘ jagte der Jarl, ‚und so wird auch nicht viel Zeit zwischen unserm Tode sein.‘ König Olaf zog fort. Als es nachtete, hielt der Jarl Wache über sich. Aber Karler schlief und litt Uebles. Da weckte ihn der Jarl und fragte, was er träumte. Da jagte er: ‚er wäre in Lade, und Olaf Tryggvason legte ihm eine Goldkette um den Hals‘. Da erwiderte der Jarl: ‚Olaf wird dir einen Blutring um den Hals machen lassen, wenn er dich findet; nimm dich drum in Acht. Aber von mir hast du alles Gute zu gewärtigen, wie es bisher gewesen ist, und verrathe mich nicht.‘ Von da an wachten sie beide, wie wenn sie einander zu bewachen hätten. Aber gegen Tagesanbruch schlief der Jarl und litt übel, und das wurde so stark, daß er die Ferse an sich zog und den Nacken reckte, wie wenn er sich aufrichten wollte, und jammerte wild und fürchterlich. Aber Karler ward erschreckt und bang und zog ein Messer aus seinem Gürtel und stieß es dem Jarl in die Gurgel und schnitt sie durch. Das war das Ende des Jarl Hakon.“

Seinen Kopf lieferte Rarter an Olaf an, empfing aber dafür den verdienten Lohn des Verräthers. Auch ihm ward der Kopf abgeschlagen und beide Köpfe auf der Richtstätte aufgepflanzt. Das war im Jahre 995. In vielen Feldzügen unterwarf sich Olaf Tryggvason nach und nach das gesammte Norwegen und legte dann die eigentliche Stadt Nidaros oder Throndhjem an. Für sich selbst errichtete er einen Königshof auf dem sogen. Skipakrof, d. h. Schiffswinkel, wahrscheinlich an der äußersten Spitze der Flußmündung. Der Bau ward im Laufe eines Sommers vollendet, so daß der König in Nidaros überwintern konnte. Noch auf Weihnachten ward auch die erste Kirche fertig und, gleich der dänischen Kirche in London, dem hl. Clemens, dem Patron der Seefahrenden, geweiht. Hauptsächlich durch die Bemühungen Olafs faßte das Christenthum noch vor Schluß des zehnten Jahrhunderts nicht nur festen Fuß durch ganz Norwegen hin, sondern auch in Island, den Färöern, den Orkney- und Shetlandsinseln. Als indes der große König in der Svolderer Schlacht (im Jahre 1000) den verbündeten Königen von Dänemark und Schweden und dem Jarl Erich Hakonsson erlag, war mit der politischen Einheit auch die Herrschaft des Christenthums wieder einige Zeit in Frage gestellt. Zum entscheidenden Siege gelangte dasselbe erst durch Olaf den Heiligen (1015—1030).

Olaf Haraldsson wurde um das Jahr 995 geboren. Sein Vater Harald Graenzki, ein Nachkomme Harald Schönhaars, war König von Vestfold und Grönland, d. h. einer der Kleinkönige, welche in Viken, an dem heutigen Fjord von Christiania herrschten; seine Mutter war Ansta, die Tochter des mächtigen Gudbrandr Kula. Der Vater starb vor des Kindes Geburt, und Ansta heiratete bald einen andern Abkömmling des Harald Schönhaar. Nach einem spätern Bericht wäre Olaf als Kind schon getauft worden und kein Geringerer als Olaf Tryggvason sein Taufpathe gewesen; wahrscheinlicher ist, daß er die Taufe erst später auf seinen Heerzügen, und zwar in der Stadt Rouen, erhielt. Auf die Heeresfahrt soll er aber schon mit zwölf Jahren ausgezogen sein, zunächst an die Gestade von Dänemark, Schweden, Finnland, Rußland und Kurland, später nach Friesland, England, Frankreich und Spanien. Nach alten Skaldenliedern machte er 1010 die Schlacht zu Ringmere und 1012 den Sturm auf Canterbury mit. Er kämpfte zuerst mit den heidnischen Dänen gegen die christlichen Angelsachsen, trat aber in England zu dem König Aedulfred über, begleitete diesen wahrscheinlich in die Normandie und empfing nun erst die Taufe. Da zog es ihn gen Jerusalem, und schon gedachte er durch den Njörvasund — die Straße von Gibraltar — dahin zu segeln, als ihm im Traum ein gewaltiger Mann erschien und ihn gemahnte, in sein Heimatland zurückzukehren: da sollte er König von Norwegen werden, für immerdar. Diesem Rufe folgte er im Jahre 1015. Aus dem thatendurstigen Viking ward nicht ein Vorläufer der Kreuzfahrer, sondern der Hort des Christenthums im eigenen Heimat-

land, der Befehrer, der christliche Organisator, der Martyrer und Schutzheilige Norwegens.

Noch keine zwanzig Jahre zählte der jugendliche Krieger und Seeheld, als er sich anstaltete, die große politische Erbschaft der Könige Harald Schönhaar und Olaf Tryggvason anzutreten, wie jener ganz Norwegen wieder unter einem Scepter zu vereinigen, wie dieser das geeinte Reich mit den Segnungen des Christenthums zu beglücken. Er war nicht von besonders hohem, sondern von mittelmäßigem Wuchs, unterseht, dick und von gewaltiger Körperkraft. Man nannte ihn allgemein den Dicken (Digri). Hellbraunes Paar umwallte sein breites Antlitz, dessen Farbe roth war. Er hatte außerordentlich gute, schöne und scharfe Augen, so daß man sich scheute, ihn anzublicken, wenn er grollte. In den Künsten des Friedens wie in jenen des Krieges war er trefflich erfahren, ein gewandter Bogenschütze, raschen Blickes für jegliche Handarbeit, ob er sie that oder andere. In der Rede war er tüchtig und schlagfertig, seinen Freunden und allen, die ihn kannten, gar lieb und werth, aber ungestüm im Spiel, ehrgeizig, und wollte allen voraus sein, wie es ihm von Geburt zukam.

Nur mit ein paar Schiffen und zwei- bis dreihundert auserlesenen Leuten landete Olaf 1015 in Norwegen, bei der Insel Saelö am Ausgang des Nordfjord, nahm durch eine Kriegslist den erst siebenzehnjährigen Jarl Halon gefangen und verbannte ihn nach England, fuhr dann südwärts die Küste entlang, gewann einen großen Theil der Bevölkerung für sich, fand bei seinem Stiefvater Sigurd Syr freundliche Aufnahme und ward mit seiner Hilfe von den Kleinkönigen im jogen. Uppland, d. h. in Hedemarken, Gudbrandsdal und Valdres, als Oberherr anerkannt. Nachdem er in raschem Zuge dann auch die Huldigung in Throndhjem erlangt, wandte er sich wieder nach Süden und schlug bei Nesje den gefährlichsten seiner Gegner, den Jarl Svend; er erlangte theils durch glückliche Kämpfe, theils durch friedliche Unterhandlungen seine Anerkennung als Herrscher von seiten des schwedischen Königs Olaf sowie seines Sohnes Önund, und sah sich nun, da der dänische König Knud in England und Dänemark selbst genug zu schaffen hatte, bereits nach Jahresfrist im Besitze der angestrebten Obergewalt über die vorzüglichsten Landschaften Norwegens. Der zerstörte Königshof in Throndhjem wurde neu aufgebaut, die Clemenskirche erhob sich wieder aus ihren Trümmern.

Schon bei seinem ersten siegreichen Zug trat Olaf überall als christlicher König auf. Er hatte Geistliche bei sich und wohnte täglich dem Gottesdienste bei. Das Kreuz schmückte seine Kleidung, seine Waffenrüstung, seine Schiffe. Wo er hinkam, suchte er überall dem Christenthum Eingang zu verschaffen. Ueber zwölf Jahre hatte der König unermüdlich das Land nach allen Richtungen durchzogen, zahllose Abenteuer und Gefahren glücklich bestanden, die mächtigsten Gegner überwunden, das Heidenthum von Thal zu Thal in die unwegsamsten Gebirge zurückgedrängt, auf unzähligen Ver-

jammlungen selbst für das Christenthum gesprochen und gearbeitet, eine christliche Rechtsordnung entworfen und fast überall durchgeführt: da schien das nahezu vollendete Werk völlig zu scheitern. Eine Anzahl der mächtigsten Männer wandte sich feindselig gegen ihn, und einer derselben, Thorir der Hund, ein erbitterter Heide, rief den Dänenkönig Knud zum Sturze Olafs herbei. Dänisches Geld und Geschenke verlockten einen großen Theil des Volkes zum Abfall. Verrath schwächte Olafs Heer. In wenigen Kämpfen war der Rest seiner Macht erschöpft, und er sah sich genöthigt, Reich und Thron im Stich zu lassen und nach Rußland zu flüchten. Noch einmal raffte er sich dann auf, brachte ein Heer zusammen und rückte mit demselben von Nordschweden aus in die Landschaft von Throndhjem ein. Doch eine dreifache Uebermacht stand ihm am 31. August 1030 bei Stiklestad gegenüber. „Vorán, vorán, Bauern!“ lautete der Kriegsruf des aufrührerischen Heeres, „Vorán, vorán, Christenmannen, Kreuzmannen, Königsmann!“ jener der königlichen Schaaren. Es war die letzte Entscheidungsschlacht zwischen der altheidnischen Volksherrschaft und dem christlichen Königthum. Der König und die Seinen fochten wie Helden; doch sie erlagen endlich der Ueberzahl. Ein Kaufmann Namens Thorir verwundete Olaf am Arme, Thorir der Hund, der Hauptführer des Aufstandes, rannte ihm den Speer in den Leib, Ralf Arnason brachte ihm eine dritte Wunde bei. So fiel der König, erst 35 Jahre alt. Die Schlacht war damit entschieden. Das übrige Heer wurde nach kurzer Gegenwehr zersprengt. Die Sache des Christenthums schien überwunden.

Doch gerade die Schlacht von Stiklestad gestaltete sich für das Christenthum zum bleibenden Sieg. Schon auf der Wahlstatt geschahen wunderbare Zeichen, wie Snorri in der „Heimskringla“ erzählt. Thorir der Hund, der wüthendste unter Olafs Gegnern, fühlte sich, nachdem er ihn umgebracht, wie umgewandelt, suchte nach dem Kampf die Leiche auf, ward von ihrer Schönheit bezaubert, ehrte sie und ward durch die Berührung mit Olafs Wunden von einer eigenen Wunde geheilt. Als Thorgils Alma und sein Sohn Grim den Leichnam wuschen, einhüllten und verbargen, ward von dem Wasser, das sie gebraucht, ein blinder Bettler sehend. An der sandigen Stelle, wo Olaf zuerst begraben wurde, entsprang eine Quelle, die vielen Kranken Heil und Genesung brachte. Zahlreiche andere Wunder geschahen. Schon im Laufe des Winters verbreitete sich allgemein der Ruf, Olaf sei ein wahrhaft heiliger Mann gewesen. Viele machten Gelübde zu ihm und erlangten durch ihn Gesundheit, glückliche Fahrt und andere Hilfe. Die mächtigsten früheren Gegner des Königs schlossen sich der allgemeinen Ueberzeugung des Volkes an. Bischof Grimkell, der Olafs rechte Hand bei der Christianisirung Norwegens gewesen war, wurde aus dem Uppland zurückgerufen und ein für jene Zeit sorgfältiger Proceß über die geschehenen Wunder gehalten. Der Leib des Königs ward ausgegraben, fand sich unverwest, schön, wie lebendig, süßen Wohlduft ausstrahlend. Haare und Nägel waren gewachsen und leisteten

sogar dem Feind Widerstand, in welches man Theile davon warf. Staunen, Rührung, Reue und Begeisterung bemächtigte sich des ganzen Volkes. Im Triumph ward der heilige Leib in die St. Clemenskirche hinübergetragen. „Und es war des Bischofs Urtheil und die Meinung des Königs und des gesammten Volkes, daß Olaf der König ein wahrhaft heiliger Mann sei.“ Das heißt: ein Jahr nach seinem Tode wurde Olaf feierlich durch Geistlichkeit und Volk heilig gesprochen, wie das im Mittelalter öfter vorkam. In Rom wurde der Proceß niemals nachgeprüft, aber die Verehrung des Heiligen thatsächlich anerkannt und gutgeheißen und das Fest nebst Officium noch in nachtridentinischer Zeit von der Congregation der Riten ausdrücklich gebilligt.

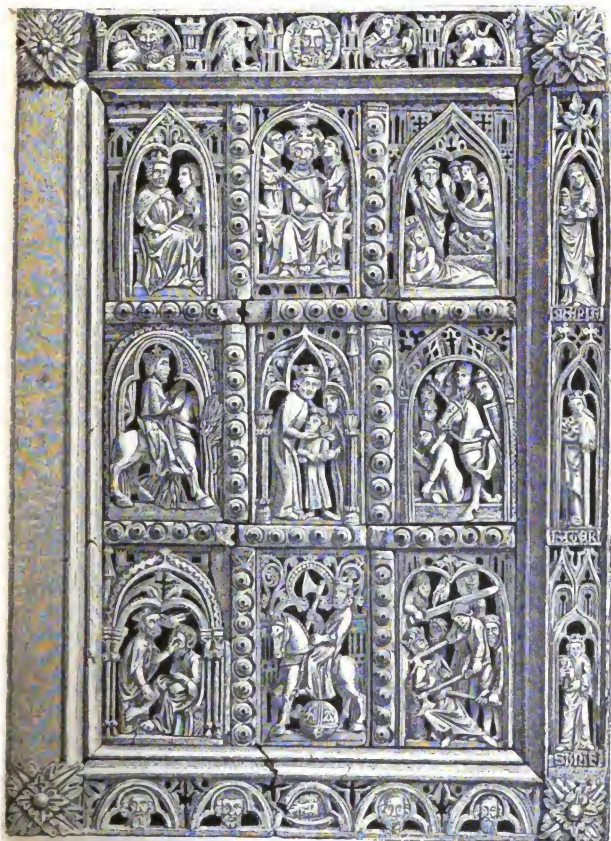
Die Leiche des Heiligen wurde in kostbare Tücher gehüllt, der Schrein über dem Altar der Clemenskirche zur Verehrung ausgestellt. König Magnus, der Sohn und Nachfolger des Heiligen, ließ einen schöneren, kostbareren Schrein herstellen, der von Snorri als ein prachtvolles Kunstwerk geschildert wird. Derselbe war aus Gold, Silber und Edelstein, hatte die Größe und Gestalt eines Sarges, einen Untersatz von Säulen und Bogen, eine Decke wie ein Dach mit Giebel darüber und Zinnen mit Blätterwerk; hinten war er mit einem Gitter umgeben, vorn hatte er eine Thüre mit Schloß. In diesen Schrein legte Magnus die Ueberreste des Königs Olaf, und es geschahen darauf viele Wunderzeichen an dem Heiligthum, wie Sigvat der Skalde, einst Olafs Freund und treuer Waffengenosse, schon bezeugte.

Gutes Herz, das goldner Schrein
Glänzend ziert und fürstlich:
Heilig bist du; denn den Herrn
Hast du nun gefunden.
Trauer wandelt sich in Trost
Hier an deinem Throne,
Licht dem Blinden hier verleiht
Leuchtend deine Krone.

Durch ganz Norwegen ward es zum Gesetz, das Fest des Königs heilig zu halten und es zu feiern wie die höchsten Festtage. An den dänischen Prinzen Svend, den sein Vater Knud nach Norwegen sandte, um daselbst die Regierung zu übernehmen, richtete der Skalde Thorarin Loftunga die Mahnung, sich betend an den Heiligen zu wenden und Thron und Reich nur aus seiner Hand zu empfangen.

Die dänische Herrschaft war nur von sehr kurzer Dauer: bereits nach fünf Jahren ward Svend von Olafs Sohn Magnus verdrängt. Das Loblied aber, welches die Skalden Sigvat und Thorarin angestimmt hatten, verstummte nicht mehr, es drang durch den ganzen Norden, hinüber nach England, Dänemark, Deutschland, Frankreich, durch die ganze Christenheit bis in den Orient. Olafskirchen und Olafsältre entstanden in Norrköping, Halmstad, Helsingborg, Bornholm, Helsingör, Kopenhagen, Schleswig, Reval, London,

Chester, York, Nowgorod und sogar in Constantinopel. Thronhjem wurde das Compostela des Nordens. An vielen Orten haben Kirchen, Straßen



Die Sankt-Olaflegende auf dem Reisealtar Christians I.

oder Stiftungen bis heute den Namen des norwegischen Schutzheiligen bewahrt. Zu den merkwürdigsten Erinnerungen an die einstige Verehrung des heiligen Königs gehört der Reisealtar, den Christian I., König von Dänemark und Baumgartner, Stanbinaven. 2. Aufl. 9

Norwegen, auf seiner Romreise im Frühjahr 1474 dem Papste Sixtus IV. zum Geschenk machte. Am Gründonnerstag empfing der nordische König den Segen des Papstes; am Ostersonntag reichte ihm dieser selbst die heilige Communion und die goldene Rose. Der König, der mit seinen 150 Begleitern in schlichter, dunkler Kleidung als Pilger reiste (zum Zeichen dessen waren Pilgerstäbe auf die Satteldeden seiner Pferde gestickt), legte so viel religiösen Ernst und Frömmigkeit an den Tag und erwies dem Papst und der Geistlichkeit so viel Ehrfurcht, daß man ihn und seine Nordmänner vielfach den Italienern zum Beispiel vorhalten konnte, wie sie sich gegen die Kirche und ihre Diener benehmen sollten. Innocenz XIII. (1721—1724) verehrte später das Geschenk des frommen Königs seinem protestantischen Nachkommen Friedrich IV., als derselbe noch als Kronprinz Rom besuchte. So kam der Altar nach Kopenhagen zurück und befindet sich jetzt im „Königliche Museum for de Nordiske Oldsager (Alterthümer)“.

Die eine der aus Walroßzahn und Elfenbein geschnitzten Tafeln stellt einige Hauptmomente aus dem Leben und den Wundern des hl. Olaf dar: so die Heilung eines Verstümmelten, die Heilung eines Blinden, eine durch die Fürbitte des Heiligen siegreiche Schlacht, die Landung Olafs in Norwegen, seinen Martyrthod bei Stiklestad, seine Krönung durch Engel.

Den obern Rand schmückt ein Christuskopf mit den Zeichen der vier Evangelisten, den untern das Haupt des hl. Johannes mit vier anderen Köpfen, die wahrscheinlich Apostel bedeuten. Am Seitenrande rechts sind drei in Norwegen viel verehrte Heilige angebracht: MARIA, d. h. Maria Magdalena (mit der Salbenbüchse), KATARI, d. h. Katharina (mit Rad und Schwert), und SVNIF, d. h. Sunniva (mit dem Felsblock), die Patronin von Norwegen.

Die prächtige Tafel erinnert unwillkürlich an das schönste Olafskied des Mittelalters, „Geisli“ (der Strahl), das der Isländer Einar Skilafson 1152 im Dome von Thronthjem vortrug, als Cardinal Nicolaus Brekspær (der spätere Adrian IV.), der erste Erzbischof Jón Virgísson, und die Bischöfe von Bergen, Oslo, Stavanger und Hamar mit den drei Königen Ingi, Sigurdr und Gysfein und der Blüte des norwegischen Volkes und Adels, um den Schrein des hl. Olaf versammelt waren, um die Errichtung der kirchlichen Hierarchie in Norwegen zu feiern. Das herrlichste Denkmal des Heiligen aber besitzt noch heute Thronthjem selbst in seiner ehrwürdigen Kathedrale.

Das Choor soll ungefähr an der Stelle sich befinden, wo Thorgils Alma und sein Sohn Grim zuerst die Ueberreste des Heiligen begruben und wo bald darauf eine wunderbare Quelle Schaaren des Volkes herbeizog. In der Nähe führte König Magnus, des Heiligen Sohn, die erste Olafskirche auf, die dann sein Nachfolger Harald Hardrade vollendete. Letzterer baute in der Nähe einen neuen Königshof und eine Marienkirche. An dem ersten Grabe des Heiligen aber wurde erst von Olaf dem Stillen, der von 1066—1093

regierte, eine Basilika, der Anfang der jetzigen Domkirche, errichtet. Unter ihm ward Throndhjem fester Bischofsitz. Einen bedeutenderen Aufschwung nahm der Bau jedoch erst, als Throndhjem zum erzbischöflichen Sitze erhoben wurde, unter dem ersten Erzbischof Gystein Erlandssohn (1157—1188), einem energischen Kirchenfürsten, der selbst in Italien gewesen war, und durch den die norwegische Kirche ihre volle Organisation gewann. Er ließ die alte Basilika einstweilen als Chor zu einer neuen Kirche stehen, fügte aber in viel größerem Stil den Mittelthurm und die beiden Querschiffe daran, mit



Der Dom von Throndhjem.

dem Plan, auch ein entsprechendes Langhaus zu bauen. Er starb darüber. Jahrzehnte vergingen, bis die Erzbischöfe Sigurd Endridson und Jón den Plan verwirklichten. Erzbischof Eilif (1311—1332) ließ dann endlich an Stelle der alten Basilika ein neues Chor aufzuführen und gab ihm in dem noch erhaltenen Octogon seinen prachtvollen Abschluß.

Eine gewaltige, graue Steinmasse, ragt der alte Dom noch heute über die Stadt empor. Von welcher Seite man kommt, steht er da wie ein Fels, um den sich das übrige langsam gelagert und angetrustet. Er gibt der Stadt ihren Charakter, ihr Ansehen. Seinesgleichen ist in ganz Skandinavien

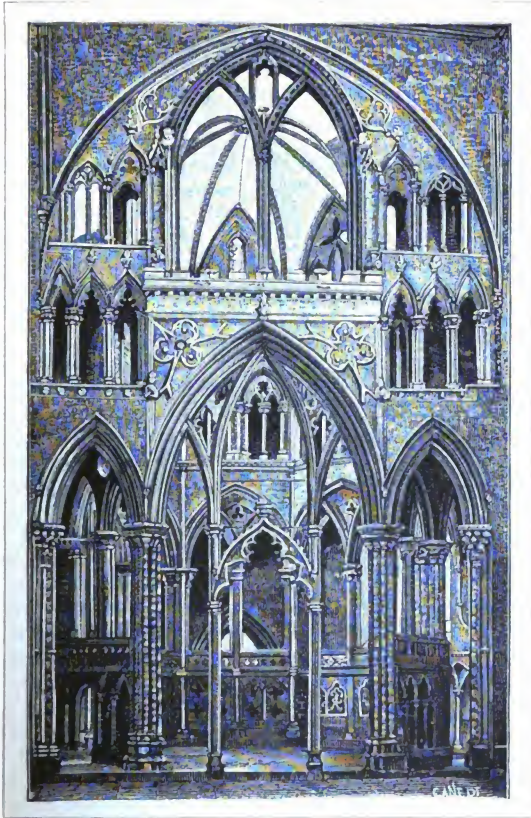
nicht. Weder der fein restaurirte romanische Dom von Lund noch der frei und leicht emporstrebende gotische von Upsala machen einen so imposanten Eindruck, obwohl der von Upsala um ein paar Meter länger und breiter ist. Der bläuliche Chloritschiefer, aus dem die Mauern bestehen, gibt ihm ein ernstes, düsteres, aber zugleich feierliches Aussehen. Sein charakteristisches Wahrzeichen auf die Ferne ist der massige Mittelthurm, so breit wie das Schiff (39 m) und noch immer über den ganzen Bau aufragend, obwohl Feuersbrünste längst den frühern spitzen Helm verzehrt und die oberen Stodwerke zertrümmert haben. Nach Westen dehnt sich das einst prächtige Langhaus, dessen Façade mit zwei Thürmen und fünf großen, reich decorirten Portalen geschmückt war, jetzt eine Ruine, von welcher nur die äußeren Mauern nothdürftig erhalten, die Thürme längst zerstört sind. Die Querschiffe dagegen sind den alten Verhältnissen entsprechend wiederhergestellt und ebenso das Chor, das nach Osten nicht von einem zweiten Hochchor abgeschlossen wird, sondern von dem erwähnten Octagon mit seinen drei Seitenkapellen, einem Unicum gotischer Architektur, wie das Chor durch den fast überreichen Schmuck englischer Spätgotik ausgezeichnet, aber von Kennern wie Baien fast ausnahmslos bewundert und angestaunt. Nur der riesige Mittelthurm repräsentirt noch einigermaßen unverändert das Mittelalter; es ist derselbe Thurm, den der erste Erzbischof von Thronhjelm (1157—1188) aufführen ließ. Das zerstörte Langhaus vergegenwärtigt die Verheerungen, welche von der Zeit der Glaubensstrennungen an über das große Bauwerk hereingebrochen, das restaurirte Chor, das Octagon, die Querschiffe und das an der Nordseite befindliche Kapitelhaus eine freundliche, mildere Zeit, welche den Dom wiederum als das ehrwürdigste Nationalheiligthum auffaßt und gut zu machen sucht, was die Väter gesündigt.

Durch ein Nothdach geschützt, ist das gewaltige Schiff zu einer Bauhütte umgewandelt, in welcher wir eine ganze Schaar von Steinmeßern an der Arbeit fanden, um den zahllosen Schmuck zu erneuern, den die weitere Restauration erheischt. Die alten Steinbrüche hat man wieder aufgefunden, und wird das Material aus denselben beschafft. An der Spitze des Werkes steht ein überaus befähigter Architekt, A. Christie, der sich mit wahrer Künstlerbegeisterung für die alte Zeit die Wiederherstellung im Sinne der früheren Meister zur Lebensaufgabe gestellt hat. Doch bleibt noch eine riesige Arbeit zu leisten, bis der Mittelthurm erneuert und zur vollen Höhe aufgeführt, die Westfaçade mit den zwei Thürmen ganz neu hergestellt, Schiff und Seitenschiffe in all dem Reichthum des decorativen Stiles, den die Normannen von England herübergebracht, ganz vollendet sein werden.

Etwas vom Eindruck des frühern Glanzes bietet noch heute das merkwürdige Hochchor mit seinem Octagon, das bereits ganz nach den früheren Zeichnungen hergestellt ist. Kommt man das Chor hinauf, so hat man weder inen Vettner noch den offenen Triumphbogen vor sich, sondern eine in den

Das Chor mit dem Octogon.

gefälligsten Formen durchbrochene Wand, aus der die Säulenbündel, Triforien und Bogen des Octogons in der gemessensten geometrischen Harmonie, aber dabei leicht, fein und fast überreich hervorschauen; ja die Wand geht fast



Das Octogon des Sankt-Olafsdomes zu Trondhjem.

völlig in ein Gewebe decorativer Bogen auf, von welchen die drei unteren drei herrlichen Portalen gleichen. Das mittlere und höhere ist durch die schlanksten Säulen in drei noch spitzere Bogen getheilt; über ihm erreicht

ein zweigetheilter leichter Bogen die Vollhöhe des Chors, während über den zwei Seitenportalen erst je drei kleinere, mit dem feinsten Maßwerk gezierte Arkadenbögen und darüber noch je zwei kleinere den Rest der Wand fast völlig aufheben. Mit fünf Seiten gliedert sich das Achteck in das Langchor ein, indes die drei übrigen den östlichen Abschluß des ganzen Domes bilden. Um das Ganze führt ein ebenfalls reicher Umgang und verbindet das Hochchor mit drei kleinen Seitencapellen und mit dem völlig restaurirten Kapitelhaus, das an der Nordseite des Domes angebaut ist. Schlanke Rundpfeiler bilden das innere Achteck; von ihnen streben Säulendienste bis zu den scharf hervor-

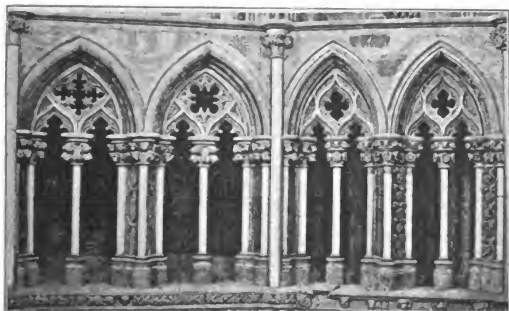


Bogenkrönung am Eingang des Octogons im Chöre des Domes zu Throndhjem.

tretenden Rippen des achtheiligen Gewölbes empor und begrenzen die dreifache Horizontalgliederung der Wand. Unten sind die Rundpfeiler mit einer prachtvollen Brüstung aus Maßwerk verbunden, aus dem leichte Säulenbündel sich in die Spitzbogen emporheben und diese in schlanchem Schwünge theilen. Der reichste Schmuck aber entfaltet sich in dem Triforium, das über den Bogen das ganze Achteck umkränzt, und in dem Kranze der lanzettförmigen Fenster, die, von Säulchen und Bögen umspannt, darüber in das Gewölbe hinaufstreben. Da, wo in der Kostbarkeit der Steine wie in Fülle der Zeichnung und des Schmucks sich der glänzendste Reichtum entfaltete, wo das Chor selbst in leichtgeschwungenem Bogen zu einer traumhaften Steinlaube ward, von blumenartigen Gurten, Kapitälern, Bogenrahmen gewoben und durch-

brochen: da, unter dem herrlichen Octogon, ruhte einst des Domes Heiligthum, Norwegens größter Schatz, der Reliquienchrein Dafs des Königs, in einem echten Silberschrein, der 6500 Loth wog, kunstvoll geziert und von zwei reich geschmückten und vergoldeten Holzsärgen umschlossen, von welchen der äußere nach den Beschreibungen ungefähr die Gestalt einer alten Stabelkirche hatte, mit Gold und Silber beschlagen und funkelnd von Edelsteinen. Da war es, wo Tausende frommer Pilger Rettung suchten und fanden, wo das ganze Volk von Norwegen, König, Ritter und Bauern, einst dieselbe Andacht und Liebe vereinigte. Es ist eine heilige, ehrwürdige Stätte, die man nicht ohne Ehrfurcht betreten kann.

Dem ernstern Freunde classischer Gotik wird des Schmuckes hier vielleicht zu viel werden; doch wer sich ein wenig in das ganze Wesen, Denken und Treiben der alten Normannen eingelebt hat, der wird dasselbe einigermaßen in diesem Prachtbau verkörpert finden und nur eines betrauern: daß dem Heiligthum der Heilige fehlt, daß der Schrein mit den ehrwürdigen Reliquien des königlichen Martyrers längst abhanden gekommen und daß mit dem Schutzpatron auch das heilige Opfer aus dem Dom gewichen ist. Doch erinnert die sorgfältige, liebevolle Wiederherstellung daran, daß auch in Norwegen der frühere Geist der Bilderstürmerei längst ausgetobt hat, und daß die Neuzeit fast mit einer gewissen Wehmuth und Reue die alte Pracht zurückwünscht. Der jüngst verstorbene Dichter A. Munch hat diesen Gefühlen noch im Juni 1882 in einem recht liebenswürdigen Gedicht Ausdruck gegeben:



Eisfortengalerie im Octogon des Domes zu Throndhjem.

Sei mir begrüßet, alte Kathedrale,
 Norwegens Stolz und Herzleid zugleich.
 Als ich zulezt dich sah im Feierstrahle,
 Da ward ein Fürst gekrönt für Olafs Reich.
 Verwandelt warest du zum Krönungsaaale,
 Den Kalk bedeckte Seide, bunt und weich;
 Doch der erborgte Prunk verkehrte nimmer
 Der alten Größe längst erblaßten Schimmer.

Wohl stand Sanct Olafs wunderbares Chor
 Noch da mit seinem blumenleichten Bogen;
 Doch zwischen Trümmern nur schwebt' es empor,
 Ein Blütenkranz auf dunkeln Meerestwogen;
 Kahl wie ein Kerker starrt die Mauer vor,
 Zerfeßt und plump, von Spinnweb' überzogen,
 Nur da und dort verkehrte Bilder ragen
 Und Blätter Schmuck aus einst'gen Ruhmestagen.

Nie hofft' ich mehr die Stunde zu erleben,
 Daß neu erweckte dich ein heil'ger Drang.
 Doch brannt's in mir, die Stimme zu erheben,
 Dem großen Werk zu weihen meinen Sang,
 Das ganze Land zu einen in dem Streben,
 Sanct Olafs Dom zu schau'n im frühern Rang.
 Sind mit den Steinen auch zerstreut der Kön'ge Zeichen:
 Der Dom ist Olafs Schrein und Wunderzeichen.

Und nun, — noch leb' ich, um in alten Tagen
 Das Werk zu seh'n erfast von treuer Hand;
 In neuer Pracht des Chores Bogen ragen,
 Und Blumen blüh'n aus jedem Gurt und Band;
 Die Pfeiler prunken, bunte Fenster tragen
 Verklärtes Dämmerlicht von Wand zu Wand;
 Der schönste Marmor füllt die Außenhallen,
 Und froh hört man des Meißels Schlag erschallen.

Viel bleibt zu thun, bis alles ist erneuert,
 Was schön die Zeit verheerte und zerbrach.
 Doch frohen Muths! Es wird ja nicht gefeiert!
 Ein solches Werk trägt einem Jahr nichts nach;
 Gar manch Jahrhundert hat einst beigeleuert,
 Bis eins den Segen der Vollendung sprach.
 So seien die uns folgenden Geschlechter
 Des Werks Vollender und des Domes Wächter.

Ein Zeichen sei er uns, ein heilig Pfand
 Der Einigkeit in stillem Vorwärtstringen!
 Nicht fehle uns des Augenblickes Tand,
 Der gleich dem Schnee hinschmilzt auf Frühlingschwingen.
 Was ewig war und schön, sei uns ein Band,
 In das kein Hader der Partei'n mag bringen.
 Norwegens Freiheit stehet fest gegründet,
 Wenn uns der Väter heil'ge Treu' verbündet.

Und wenn das ganze Werk einmal vollbracht,
 Die Thürme ragen auf zu Gottes Ehre,
 Dann sei ein jeder Zwiespalt längst verjagt,
 Daß keine Kraft sich unnütz mehr verzehre.
 Des Volkes Freiheit und des Königs Macht
 Sei einig zu des Landes Ruhm und Wehre,
 Und von der Christuskirche Thürmen schalle
 Des Heilands Friedensgruß an alle, alle!

Wenn alle Protestanten so dächten! Wieviel unnützer Hader könnte da aus der Welt verschwinden! Aber so ist es leider noch nicht, auch in Norwegen nicht. Obwohl die Patrioten von 1814 die Bestimmung ausdrücklich in die Verfassung aufgenommen hatten, daß der König wie ehemals im Dome von Trondhjem gekrönt werden solle, so mußte schon Oskar I. 1844 auf

diese Feier verzichten, und warum? Weil seine Gemahlin Josephine, Herzogin von Leuchtenberg, katholisch war, und der lutherische Bischof Ridderbold von Thronbjem es für unpassend hielt, eine solche „Götzendienerin“ an der Stätte zu krönen, wo einst der Schrein des hl. Olaf stand. Dagegen ließ sich der jetzige König Oskar II., ein Sohn der Königin Josephine, in dem Dom krönen, nachdem er zuvor von Schweden her nach Levanger und von da nach dem Nordcap gefahren war. Er war der erste König, der dessen unwirthliche Höhen erstieg.



Abbé Dumahut in Lappencostüm.

Die gegenwärtige katholische Missionsgemeinde in der alten erzbischöflichen Stadt, wo einst die Bischöfe für Island und Grönland consecrirt wurden, ist noch sehr klein: ein paar aus aller Herren Länder zusammengewehlte fremde Katholiken und einige arme Convertiten, das ist bis jetzt alles, obwohl die neue katholische Kirche recht gut gelegen und schön ausgestattet ist, und der Missionär, Herr Dumahut, ein Franzose, sich der allgemeinen Achtung auch der protestantischen Bevölkerung erfreut. Mit der Station fanden wir ein kleines Missionsseminar verbunden, in welchem sechs Seminaristen, vier Franzosen, ein Elsässer und ein Norweger, unter zwei französischen Professoren, alle der Congregation der Pères de La Salette angehörig, Theologie studirten, um sich dann der Mission von Norwegen zu widmen. Auf ihre dringende Einladung blieb ich einige Tage bei ihnen, um ihnen die alljährlichen geistlichen Exercitien zu geben. Zwischen den Vor-

trägen, die ich zu halten hatte, erübrigte wenigstens einige Zeit, um die merkwürdige Stadt zu sehen und mich darin etwas heimisch zu machen. Der Dom gibt ihr etwas von jener historischen Würde und Weihe, die uns Städte wie Aachen, Frankfurt und Mainz so interessant macht. Indem die alte Königsstadt aber protestantisch wurde, hat sie außer dem Dome und der herrlichen Lage fast alle sonstige Bedeutung verloren. Die Bevölkerungszahl sank um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf 7500 herab. Nach der Lostrennung Norwegens von Dänemark stieg sie 1815 wieder auf

10 000 und jetzt hat sie 22 000 überschritten. Königthum und Regierung sind indes nach Christiania gezogen; als Handelsstadt war schon im Mittelalter Bergen bedeutender; Throndhjem ist nur mehr die dritte Stadt des Reiches und der Hauptkapelplatz für Handel und Verkehr der nördlichen Provinzen. Das lutherische Bisthum ist in zwölf Propsteien getheilt und hat 270 000 Seelen. Der Bischof erhält vom Staate eine jährliche Besoldung von 10 800 Kronen, während derjenige von Christiania 12 200 und der Stiftspropst daselbst 10 960 bezieht. Die einstige erzbischöfliche Residenz in der Nähe des Domes ist in ein Zeughaus verwandelt.

Obwohl das Antiquitäten-Museum nicht so reich ist, wie diejenigen in Christiania und Bergen, so war es mir doch sehr interessant, weil es zeigt, wie die christliche Kunst einst im Mittelalter von der Metropole aus in die entlegensten Gebirgsthäler und in die einsamen Kirchen des hohen Nordens gedrungen war. Da waren Crucifixe aus Kaneinskirke und Kvamskirke (am Snaasensvand), Madonnenstatuen aus Sparboen (am Nordende des Throndhjemsfjord), aus Surendalen bei Christiansfund, aus Stjordalen (östlich von Throndhjem), die letzten beiden sehr artig geschnitten; Flügelaltäre aus Rife (wahrscheinlich in Opdal), aus Høilandet (im Namdal), aus Vosnaeskirke und Vikskirke (ebenfalls in Namdal) und endlich aus Vardökirke hoch im Norden, vielleicht aus der Festung, welche zu Vardö schon am Anfang des 14. Jahrhunderts angelegt wurde. Einige der Holzschnitzereien waren ziemlich roh, andere aber gewandt und von gutem Geschmack, fast alle polychromirt. Sehr anmuthig war besonders der Altar von Vardö, welcher in der Mitte die Madonna mit dem Jesukinde zeigte, das mit einem Apfel spielte, zu beiden Seiten die hl. Katharina und der hl. Petrus; die gemalten Flügelbilder stellten auf Goldgrund die Verkündigung, den Besuch Maria's bei Elisabeth, die Geburt Christi und die Anbetung der heiligen drei Könige dar. Die Gesichter waren ungemein ausdrucksvoll, besonders das der Madonna auf dem Epiphaniebild. Der Altar von Vik in Namdalen war ein St.-Annen-Altar. Die hl. Anna trug den üblichen Matronenschleier und gab ihrer auserwählten Tochter, die als zarte Jungfrau, mit einer Krone geschmückt, aufgefaßt war, das Jesukind in die Arme. Beide Köpfe athmeten die lieblichste Anmuth und Frömmigkeit. Es hatte für mich etwas Tieferegreifendes, so weit oben im Norden diese Trümmer religiöser Kunst und in ihnen all den Lieblingsgeheimnissen und Lieblingsgestalten katholischer Volksandacht zu begegnen. Auf dem Altar von Rife trug einer der Flügel ein allerliebstes Bild der hl. Barbara; eine Statue des hl. Georg, des Patrons der Ritterschaft, aus Rosviken im Namdal (dem alten Namadale), war etwas steif, aber der Kopf ungemein schön. Ein Kirchenportal aus Keunebo im Orkladal zeigte im Holz fast identisch die decorativen maurischen Formen, welche sich an einigen Details des Doms von Throndhjem finden. Weit reicher waren die Schnitzereien von den Chorstühlen in Salshaugkirke (Zunderen). Die

Seitenwand eines solchen Chorstuhls bildete eine einzige Drachenfigur, so phantasiereich und doch so geschmackvoll zum Ornament ausgestaltet, wie ich Ähnliches nur an den schönsten mittelalterlichen Initialen gefunden.

Wie die Stadt selbst, so ist auch die Umgegend von Throndhjem reich an geschichtlichen Erinnerungen. Von dem Kloster der Augustiner zu Helgeaetr, wo der Dichter der Lilja, Eystein Asgrimsson, seine letzte Ruhestätte fand, und von dem Kloster der Benediktinerinnen auf Valle ist wie von dem Dominikaner- und Minoritenkloster in der Stadt freilich nichts erhalten; doch weiß man ungefähr die Stätte, wo diese Klöster gestanden. Eine Meile nördlich von Throndhjem auf einer Insel im Fjord stehen noch Ruinen des Cistercienserklosters Lutra oder Luterö, das im Jahre 1207 gegründet wurde und bis 1532 bestand; bedeutend weiter nach Nordwesten der Hof und die Ruinen des Klosters Nunnasetr (Nonneusig) à Reini, einer von Königen und Fürsten sehr reich bedachten Abtei, in welcher Königin Margaretha ihre letzten Lebensstage verbrachte und 1267 starb. Eine Wittve, Frau Sigerd Ottesdatter, suchte dieselbe in den Zeiten der Glaubensstrennung zu retten, indem sie sich im Einverständnis mit der letzten Aebtissin Karine zur „Vorsteherin“ wählen ließ; es war aber vergeblich. Ihr Schwiegersohn, derselbe Nils Lyffe, der sich des Stiftes Luterö bemächtigt hatte, wußte sich dabei von dem Dänenkönig Friedrich I. die Mitverwaltung des Klosters zu sichern, worauf es bald ganz in weltliche Hände gerieth. Außer diesen Klöstern werden noch elf andere im Stifte Throndhjem genannt, doch haben sich über dieselben nur wenige und unsichere Nachrichten erhalten. Mehrere werden bloß Hospize gewesen sein.

An die Stelle der alten Klöster und Hospize sind wie anderswo moderne, humanitäre Anstalten getreten. Auf dem Plage, wo einst das Kloster Helgeaetr sich erhob, eine nicht nur für Norwegen, sondern auch für Island bedeutende Abtei, steht jetzt das communale Arbeitshaus. In der Stadt selbst befindet sich dann ein Hospital, ein Waisenhaus, ein Taubstummeneinstitut, das älteste von Norwegen, schon 1824 errichtet, eine technische Elementarschule, eine bürgerliche Realschule und das Zuchthaus für das gesammte nördliche Norwegen. Etwa eine Stunde von der Stadt, zu Rotvold, in herrlicher Lage, nahe am Fjord, wurde 1872 eine prachtvolle Irrenanstalt vollendet, die mit ihren sämmtlichen Einrichtungen auf 10 000 000 Kronen (12 500 000 M.) gekommen sein soll. Die Tochter des Directors hatte die Güte, uns in all den ausgedehnten Räumen umherzuführen, welche an praktischen und zugleich geschmackvollen Einrichtungen nichts zu wünschen übrig lassen. Einen tragikomischen Eindruck machte es auf mich, als wir den großen Frauenarbeitsaal betraten, in welchem etwa 40—50 Frauen sich mit weiblichen Handarbeiten beschäftigten, und ein altes Frauchen zu mir herantrat und sagte: „Sie sollten es nicht glauben — alle diese hier meinen bei Verstand zu sein und doch sind sie alle närrisch!“ Ich hielt sie bei dieser Bemerkung erst für eine Aufseherin; aber der stiere Blick und verworrenes

Gerede zeigte bald, daß der Ausspruch auch von ihr galt. Die Zahl der Irren, welche in dieser Anstalt untergebracht sind, beläuft sich auf etwa 200. Die Behandlung derselben wie die Verwaltung der ganzen Anstalt schien nach allem, was wir gesehen, eine durchaus musterhafte zu sein.

Nicht weniger gut eingerichtet und organisiert ist ein anderes Wohlthätigkeitsinstitut, das in ungefähr gleichem Abstand von der Stadt liegt, das Pleiestiftelsen for Spedalske paa Reitjerdet, d. h. die Pflege Stiftung für Leprosen. Während nämlich der Aussatz (Lepros oder Elephantiasis Graecorum), diese furchtbare Plage des Mittelalters, fast aus dem ganzen sonstigen Europa gewichen ist, hat er sich noch in Norwegen, namentlich im nördlichen und westlichen Theile des Landes, erhalten und führt jährlich noch Hunderte von Opfern einem langsamen, schmerzlichen Tode entgegen. Die Spitäler von Bergen allein beherbergen gegen 500 Leprosen, das von Throndhjem 160, so daß die Gesamtzahl der Aussätzigen wohl 1000 übersteigen wird. Im Jahre 1862 wurde sie auf 2100 beziffert. Du Chailly gibt die in den Spitälern zu Throndhjem, Molde und Bergen untergebrachten allein auf 21 000—22 000 an, was aber sicher viel zu hoch gegriffen ist; denn die größten Spitäler sind jene von Bergen und Throndhjem. Nach dem statistischen Jahrbuch von Ström beläuft sich die Zahl der Kranken auf 1300.

Was die Evangelien von den Aussätzigen erzählen, was man in den Berichten des Mittelalters und neuerer Missionäre darüber liest, flößte mir eine Mischung von Neugier, Mitleid und Grauen ein. Man versicherte uns jedoch, daß der norwegische Aussatz durchaus keine Gefahr der Ansteckung mit sich bringe, sondern daß seine Verbreitung hauptsächlich der Vererbung und der schlechten Ernährung zuzuschreiben sei. Er findet sich denn auch zumeist unter der armen Fischerbevölkerung der nördlichen Districte Nordland und Finmarken.

Der Widerwille, den der Name einflößt, wich bald, als wir durch die schönsten Gärten zu den stattlichen, überaus rein gehaltenen Räumen der Anstalt gelangten. Die Krankheit wurde uns da nur langsam, in den verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung vorgeführt. Es begegneten uns in den Gängen Leute, denen wir kaum etwas angemerkt hätten — dann aber zeigten sich andere, deren Antlitz mehr oder minder stark entstellt war — und endlich in den eigentlichen Krankensälen sahen wir Bilder namenlosen Leidens und schrecklicher Zerstörung, welche vollkommen die Vorstellung rechtfertigten, welche die jugendliche Phantasie einst an die Geschichte der „Aussätzigen“ geknüpft hatte. Wir fanden aber auch hier Züge himmlischer Geduld und großen Gottvertrauens, die nicht minder an die schönen Erzählungen der biblischen Geschichte erinnerten. Christus zeigt sich auch da wie in seinem sterblichen Leben hienieden als der Freund aller Verlassenen und Bedrängten, und wo seiner Kirche der Zutritt abgeschnitten ist, übernimmt er es selbst, solchen, die guten Willens sind, seinen Trost zu spenden.

9. Nordland und Finmarken.

Ueber Throndhjem hinaus liegen noch drei Aemter von Norwegen, Nordland, Tromsö und Finmarken, die man aber nicht selten einfach mit „Nordland und Finmarken“ bezeichnet. Auf der Karte erscheinen sie nur als ein schmaler Küstenstreifen, der das breitere Schweden bis in den Norden hinauf westlich umrahmt und erst hoch oben sich wieder erweitert und unmittelbar an das russische Finnland angliedert. Der schmale Streifen erstreckt sich jedoch über neun geographische Breitengrade und umfaßt in seiner Gesamtheit einen größeren Flächenraum als Bayern, Württemberg, Baden, Sachsen und Hessen zusammen, nämlich 134 658 qkm, während die Bevölkerung dagegen kaum diejenige von Leipzig oder Köln erreicht (182 245 Einwohner). Die drei Aemter bilden ein Bisthum, dessen Vorkirche in Tromsö residirt, mit 5 Stiftskaplänen und 68 Predigern, weit über die Küstenfläche und die Küsteninseln bis an das Nordcap und nach Bardö zerstreut. Politisch zerfällt dieser nördlichste Landstrich Europa's in 10 Vogteien (Fogderier) und 79 Gemeinden (Herreder), von welchen 40 auf das Amt Nordland, 22 auf Tromsö und 17 auf Finmarken entfallen. Districtsärzte gibt es 37, Spitäler 10. In Tromsö besteht ein Lehrerseminar und eine höhere Schule mit 1 Rector, 2 Oberlehrern, 4 Adjuncten und 2 Klassenlehrern. Von den 113 Schülern, welche sich 1887 darin befanden, gehörten 100 zur Mittelschule, nur 13 erhielten Gymnasialunterricht. Dazu kommen noch 3 andere Mittelschulen: in Bodö, Hammerfest und Vadö, 4 öffentliche Volksschulen (Veffen, Hadsel, Ibestad, Alten) und 56 Abend-schulen (Aftenskoler, 29 in Nordland, 16 in Tromsö, 11 in Finmarken).

Am den nördlichen Theil dieser Landstrecken haben sich lange Rußland, Schweden und Norwegen gestritten; erst 1751 wurde die innere Grenze zwischen Schweden und Norwegen genauer bestimmt, erst 1826 die Grenze von Finmarken nach dem russischen Finnland hin regulirt. Das Amt Nordland und ebenso der größere Theil von Tromsö sind altnorwegische Landschaften, welche unter dem Namen Hálogaland schon in den alten Eögur Erwähnung finden. Die Einwohner werden darin Háleggir genannt. Zu ihnen zählen mehrere alte Geschlechter und berühmte Persönlichkeiten, so der Skalde Eyvindr Skáldaspillir, welchem die Hákonarmál zugeschrieben wird, dann Thórir der Hund und Háret von Thjóttá, zwei der erbittertsten heid-

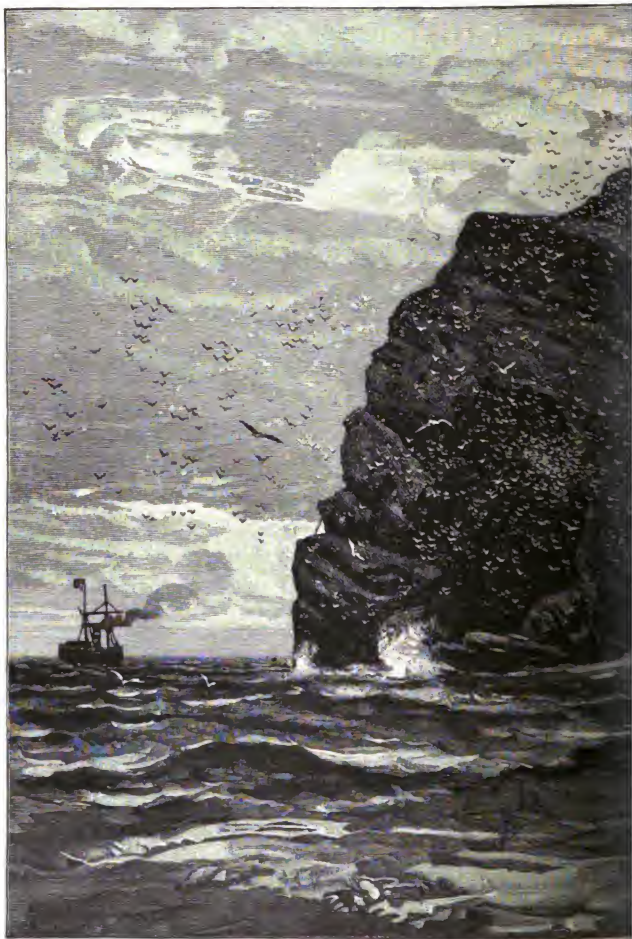
nischen Häuptlinge, unter deren Stahl der heilige König Olaf bei Stiklestad fiel. Während des Mittelalters bemächtigten sich die Hanseaten von Bergen aus des Handels und des Fischfangs an der ganzen Küste und behielten denselben bis nach der Glaubensstrennung in ihren Händen.

Noch heute besteht der Reichtum dieses Theiles von Norwegen hauptsächlich im Fischfang und übertrifft in dieser Hinsicht bei weitem die südlicheren Gestade. Als das günstigste Jahr für den Dorfschiffang z. B. gilt das Jahr 1871, in welchem 70 Millionen Stück Dorfsch gefangen wurden. Von diesen kamen auf den Norden 52 Millionen (nämlich Nordland $4\frac{1}{2}$ Millionen, die Lofoten $29\frac{1}{2}$ Millionen, Finnmarken $17\frac{1}{2}$), auf die südlicheren Küstenstriche dagegen bloß 18 Millionen.

Magister Jonas Ramus, Pfarrer zu Rorderhaug (Ringerike), der im vorigen Jahrhundert (1735) Norwegen beschrieb und mit vielem Eifer die Wanderungen des eddischen Odin mit jenen des homerischen Odysseus verglich, glaubte im Nordland das Kimmerien der Alten und in den Lofoten die Scylla und Charybdis der Odyssee entdeckt zu haben.

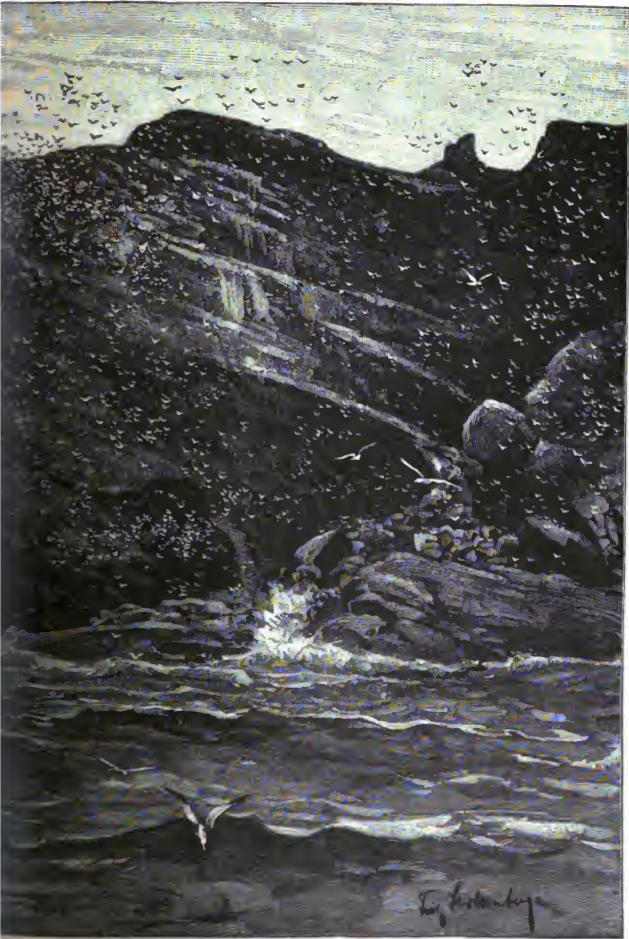
„Hálogaland“, so schreibt er, „scheint eine der ersten Provinzen zu sein, die in Norwegen bebaut und bewohnt wurden; denn gleich nach dem trojanischen Krieg reiste Ulysses, der sich Odin (Outin, Óttin) nannte, an die äußersten Grenzen des großen Oceans und fand da ein düsteres Land, das er der Kimmerier Land nannte. Das beschreibt er so, daß da hohe Berge waren, welche in die Wolken ragten und beständig mit Dunkelheit und Nebel bedeckt waren, so daß die Sonne nicht auf dieselben schien, ob sie nun auf- oder niederging, und daß er da fand zwei Meeresstrudel, die Scyllam und die Charybdis, und daß er mit Schrecken den Lärm und das Sausen hörte, bevor er ihnen näher kam, und daß er des Meeres Brausen sah, gleich einem siedenden Kessel mit Schaum und Rauch, der sich in die Lüfte erhob; was alles zusammen verkehrte Menschen von der Meeresstraße bei Sicilien haben erklären wollen, aber in allen Dingen kommt es überein mit dem Moskó-Ström bei Helleland, wo auf der Lofoten Seite so hohe Berge sind, genannt Helseggen, daß nach Homeri Beschreibung keiner hinaufkommen kann, und hätte er auch 20 Hände und Füße, und da ist im Winter beständig Nebel und Finsterniß; denn vom 27. November und bis zum 25. December (alten Stiles) sieht man da nie der Sonne Schein, und das entsetzliche Brausen und Sausen, so Ulysses bei Scyllam und Charybdis hörte, kommt ebenfalls überein mit dem brausenden Strudel, so auf beiden Seiten von Moskó ist.“

„Man spricht da im Süden“, so scherzt Jonas Lie mit Recht, „von Fischerei und meint damit ein paar armselige Fänge von Dorfschen und Weißfischen. Ein Nordländer versteht darunter, wie in allem andern, das Tausendfache, er meint die Millionen in den Lofoten und in Finnmarken und zugleich die überströmende Mannigfaltigkeit der Arten, von den Walen,



COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

3u Seite 143.



im dem Nordcap).

100
100
100
100

die spritzend über die Sunde dahinziehen, ein gewaltiges, sprudelndes Fischgewimmel vor sich hertreibend, bis herab zu den allerwinzigsten Arten. Der einzige bemerkbare Fisch, den ich hier unten kenne und den ich mir immer ansehe, wo ich ihn finde, ist der Gold- und Silberfisch, den man unter Glas hält, wie den Kanarienvogel im Käfig; aber der ist wieder aus einem andern Märchenlande im Süden.

„Unter Vögeln stellt sich ein Nordländer nicht, wie hier unten, bloß ein oder das andere Stück Geflügel vor, sondern ein unendliches Gewimmel von Vögeln aller Art, wie eine Brandung um die Vogelberge herum in der Luft flutend, gleich einem Schneesturm ihre Brutplätze mit lautem Geschrei umschwärmend; er meint Eidervögel, Grillkummen, Meerestern, die im Fjord herumschwimmen oder rundum auf den Schären sitzen, Möven, Seeadler und Kormorane, in den Lüften jagend, Bergeulen während der Nacht traurig von den Felsklippen schreiend, — kurz gesagt, eine ganze Welt von Vögeln, und es wird ihm fast übel, den Begriff auf einen oder den andern Auerhahn einzuschränken, den man das Herz hat, mitten in einem Lodruf zu überraschen und zu tödten, während die Sonne aufgeht über dem Föhrenwald.

„Anstatt der Beerenfelder hier hat er zu Hause meilenlange Moore mit Molte-(Mulle-)beeren; anstatt des an Meergräsern ziemlich einförmigen Strandes, denkt er an einen, welcher mit der wunderbarsten Farbenabwechslung überstreut ist.

„Das Nordland besitzt überhaupt alle Naturwesen und Erscheinungen in großem Maßstab und in ganz anders kampfgewaltigen und mächtigen Gegensätzen. Es hat eine endlose, steingraue Wüste wie in der Urzeit, bevor der Mensch die Erde behaute, aber mitten darin doch einen unerschöpflichen Reichthum der Natur; es hat eine Sonne und eine Sommerherrlichkeit, deren Tag nicht bloß zwölf Stunden zählt, sondern drei Monate lang ununterbrochen Tag und Nacht anhält, so daß man an manchen Orten sich mit einer Maske der Müdenschwärme erwehren muß, im Gegensatz dazu aber eine düstere, räthselhafte Nacht, die fast neun Monate dauert. Alles ist in riesenhaftem Maße, ohne die kleinen feinen Uebergänge in allen äußeren Dingen, auf denen sich unser ruhiges Leben hier im Süden aufbaut; der Phantasie, dem Abenteuer und dem Zufall ist ein viel weiterer Spielraum eröffnet, als dem ruhigen Verstand und dem stillen, sichern Wirken.“

So zeichnet Sie den Charakter des Nordlandes und deutet zugleich den Einfluß an, den seine großartige, halb arktische Natur auf die Bewohner ausübt. Ihr ganzes Leben hat wirklich manches Verwandte mit jenem der Isländer und Färinger. Die ungeheuren Entfernungen nöthigen fast jeden, sein eigener Herr und Diener zugleich zu sein, harte Entbehrung muthig zu tragen und im Kampf mit allen Elementen Leib und Seele zu stählen. Die gewaltige, einförmige Natur belebt, aber umbüstert zugleich die Phantasie.

Die Freuden und Vorzüge moderner Cultur müssen fast allenthalben noch halb übermächtigen Naturzuständen abgerungen werden.

Es ist schrecklich profaisch, aber es ist so — die ergiebigste Wohlstandsquelle dieser Regionen ist — sagen wir nicht: der Stockfisch, sondern der Dorsch oder Kabeljau (*Gadus morrhua*, altnordisch *skreidr*, norwegisch *skreid* oder *skrei*), der je nach seiner Zubereitung als Stockfisch, Klippfisch oder Laberdan in den Handel kommt. Unter allen Fischen nimmt er unbedingt den ersten Platz ein. Der Ertrag des Dorschfanges belief sich in ganz Norwegen in den Jahren 1871—1875 auf 24½ Millionen Kroner, also jährlich im Durchschnitt nahezu 5 Millionen. Der Håringsfang ergab in derselben Zeit nahezu 15 Millionen Kroner, die ganze übrige Fischerei nur wenig über 1 Million.

Man berechnet, daß sich in ganz Norwegen ungefähr 100 000 Seelen, also 5% der Bevölkerung, vom Fischfang ernähren. Im Winter und Frühjahr 1876 nahmen am Dorschfang 62 757 Mann theil (davon 27 422 im Nordlandsamt, 26 059 in den Lofoten und Vesteraalen), am Håringsfang 48 831 Mann (davon 13 926 im Nordlandsamt, 10 359 im Amte Tromsø). Es gibt Fischfänge, an welchen sich bis zu 20 000 Mann beteiligen. Die Gesamtzahl der Boote, die verwendet wurden, betrug im Jahre 1876 15 135. Die Größe des Fanges ist natürlich sehr verschieden. Während man 1880 in Finnmarken 23 Millionen Bankdorsche fing, belief sich der Fang im Jahre 1882 nur auf 7 Millionen. Im Jahre 1884 lieferte die Fischerei in den Lofoten allein 17 Millionen Dorsche, im nördlichen Finnmarken 15 Millionen, in ganz Norwegen wurde der Dorschfang auf nahezu 54 Millionen Stück geschätzt. Nach diesen Zahlen kann man sich ungefähr eine Vorstellung von dem Umfange dieser Fischerei machen.

Schon am Eingang des Fjords von Throndhjem liegt eine Anzahl größerer Inseln: Smølen, Frøyen, Hitterøen. Weiter nördlich folgen dann Bigten und Lekø, am Polarkreise die Traenen und Hestmandsø, durch ihre seltsamen Berggestaltungen bekannt. Die Hauptregion des Fischfangs beginnt aber erst in Vest-Fjord, zwischen den Lofoten und den hier noch mehr als sonst ins Unendliche ausgekerbten Küsten.

Röst, die südlichste der Lofoten, steht etwa neun norwegische Meilen vom Festland ab und bildet so anfänglich einen weiten Sund. Die folgenden Inseln, Baerø, Mosknaes, Vest-Baagen, Ost-Baagen, Ulfø, Langø, Andø, besonders aber Hindø, die größte aller norwegischen Inseln (2238 qkm), nähern sich immer mehr dem Festlande und rücken zu ganz engen Sadgassen zusammen. Diese Formation wiederholt sich noch einigemal bis ans Nordcap hinauf, indem breite Sunde die größeren Inseln trennen, diese aber nur durch schmale Wasserstraßen von der Hauptküste geschieden sind. So grenzt an den breiten Andfjord die Insel Senjen, dann Kvalbø, Ringbatsø, Reinø, Vandø, Arnø, und endlich die letzte Gruppe: Stjernø, Sørø, Seiland, Kvalø, Rofsø, Maaø und Magerø.

Begen Ende Januar verläßt der Dorsch die äußeren Meeresbänke längs der nordwestlichen Küste, wo er sich gewöhnlich aufhält; Anfang Februar erscheint er dann in ungeheuren Massen an den äußersten Lofoten, hauptsächlich zwischen Röst und Vaerö, Vaerö und Mosknaes, aber auch an den nördlicheren Inseln und dringt in den Vestfjord ein, um hier zu laichen. Er liebt hiefür weder allzu tiefe, noch seichte Meeresstellen, sondern eine Durchschnittstiefe von 25 bis 40 oder 50 Faden. Diese Tiefe (40—60 Faden) hat aber ungefähr meist die Meeresstrecke von Röst hinüber zu dem Raftjund dem engen Kanal, welcher die Inseln Ost-Baagö und Hindö trennt. Ein anderer Gegenstand der Anziehung für den durch seine Fruchtbarkeit ausgezeichneten Fisch (Veeuwenhoek will in einem einzigen Rogner 9 Millionen Eier gefunden haben, Braydley 4 Millionen) ist seine Lieblingsnahrung, ein kleinerer Fisch, *Mallotus arcticus* (oder *villosus*), auch *Salmo groenlandicus*, Lodde oder Kapelan genannt, welcher sich von Ende Februar an die ganze nördliche Küste entlang bis nach Ost-Finmarken hinüber in zahlloser Menge einfindet und als hauptsächlichster Köder für den Wanddorsch verwendet wird.

Schon bald nach Weihnachten werden Anstalten zum Fang getroffen. Die Männer setzen ihre Boote, Netze und Angelleinen in Stand, die Weiber bereiten die Speisevorräthe, deren es zu den langen Fahrten bedarf. Man fährt von Zeit zu Zeit in die Hauptfischplätze hinaus und versucht mit langen Angelleinen, ob der Fisch im Anzug ist. Gewöhnlich streifen einige Plänkler den großen Fischzügen voran und melden sie gewissermaßen. Dann werden die Boote zurecht gemacht: lange, schmale, festgezimmerte Boote, mit ihrem einzigen großen Rahsegel leicht zu regieren, freilich nicht für jedermann, wohl aber für diese kräftigen Seebewohner, die von Kindesbeinen auf mit Wind und Wogen zu kämpfen lernen, ihr halbes Leben auf dem Meere zubringen und Seele und Leib in zahllosen Gefahren gestählt haben. Ausrüstung und Kleidung, Fangwerkzeuge und Fangmethode, die Vertheilung der Fischerflotte, die Bemannung der einzelnen Boote, die Vorbereitungen zum Fang und der Fang selbst, die Vertheilung der Beute und alles übrige ist durch ein Gewohnheitsrecht, zum Theil durch geschriebene Vorschriften geregelt, von denen manche in unbordenkliche Zeiten hinaufreichen.

Die meisten Boote sind mit 5—6 Mann besetzt, welche selbst ihren Anführer wählen, der zugleich Steuermann und Hovedsman ist, die Fahrt wie den Fang leitet. Dazu kommt noch ein „Smaagut“, d. h. ein Knabe, der unterwegs für Proviant und Küche zu sorgen hat. Bei der Wahl kommt weder Alter noch sonstiges Ansehen in Betracht, sondern Einsicht, Erfahrung und Tüchtigkeit. Der Hovedsman oder Hauptmann muß Kraft und Geschick genug besitzen, um die ihm anvertrauten Menschenleben allenfalls aus dem Sturm zu retten; er muß alles kennen und wissen, was sich auf den Fang bezieht. Es kann darum vorkommen, daß ein geschickter Knecht

das Steuer führt, während sein sonstiger Herr zu Lande während der Zeit der Meerfahrt sein Untergebener wird.

In den östlichen Lofoten ist geringere Gefahr, da hier meist enge Kanäle die Inseln trennen und sich, beim Herannahen eines Sturmes, noch immer auf der einen oder andern Seite ein sicherer Hafenplatz an der meist buchtreichen Küste erreichen läßt. In den westlichen Lofoten aber öffnen sich breitere Sunde, und wenn nun der Nordwest von den Bergen tobt, da ist es kaum möglich, zu kreuzen oder die Küste zu gewinnen: es bleibt dann kaum etwas anderes übrig, als über den Vestfjord zu setzen; das ist aber bei Winterkälte und eisigem Sturm in offenem Boote eine schreckliche Aufgabe, der nicht selten die vom Unwetter überraschten Fischer vor Frost und Ermattung zum Opfer fallen. Es vergeht kaum ein Jahr, wo der Fischefang nicht mehrere Menschenleben fordert, und man spricht von Glück, wenn sich das Unglück bloß auf ein oder das andere Boot beschränkt. Die Bevölkerung ist an diese Mißgeschicke gewöhnt, und wenn eine arme Frau mit ihren Kindern auch tagelang und wochenlang vergeblich auf die Rückkehr ihres Gatten gewartet hat, sich die Augen ausschauend nach dem Meere hinaus, und wenn es endlich zur schrecklichen Gewißheit wird, daß er nie, nie mehr heimkommen wird: so mag nicht selten der Trost und die Hoffnung der verwaisenen Familie darin bestehen, daß einer der Knaben wenigstens schon als Gut den Fischefang mitmachen kann und sich bald stark genug fühlt, als Fischer in die Fußstapfen des verschollenen Vaters zu treten.

Der Fang des Dorfsches wird sowohl mit Angeln als mit Netzen betrieben. Zum Angeln dienen feste Laue, „Rev“ genannt, bis 2 km lang. Ein Stück, das 400 Angeln trägt, heißt bei den Fischern „Einstamp“ oder „ein Stamp Lina“. Mehrere solche Stamper werden aneinander befestigt und mittelst eines andern Laues, der „Ne“ (Grundschnur), an der ein schwerer Stein befestigt ist, ins Meer gelassen, in der Richtung von den Inseln zum Festlande hin, so daß die verschiedenen Angelschnüre oder besser gesagt Angeltaue in derselben Richtung parallel laufen. Je nach sechs Stunden werden die Laue aufgezogen und, nachdem der Fang eingeheimst ist, wieder mit neuem Köder versehen. In der Zwischenzeit arbeiten die Fischer mit kleineren Reinen, was sich aber meist nicht sehr lohnt; denn einen ordentlichen Winterdorfsch von 1—1½ m aus einer Tiefe von 40—60 Faden emporzuziehen, ist schon ein recht beschwerliches Geschäft. Unter günstigen Umständen kann es indes gelingen, daß fast jeder Mann im Boot während eines Tages zusammen etwa 300—400 Fische fängt.

Die Netze, aus rohem, didem Garn geflochten, sind 16—20 Faden lang und 1½ Ellen breit. Gewöhnlich werden 12—16 aneinander befestigt und gleich den Angeltauen an einer Ne ins Meer gesenkt; Steine und Bleikugeln ziehen sie in die Tiefe, während schwimmende Holzstöcke und Glasfugeln oben ihre Lage bezeichnen. Ein Zug von 400 Fischen gilt im allgemeinen für

einen guten Fang; mitunter laufen aber über 12—1400 Stück Fische ins Garn, und da ein Femböring (d. h. ein Boot mit 5 Mann) nicht mehr als 800 faßt, so muß man sich bei anderen Booten um Hilfe umsehen oder zweimal am selben Tage fahren. Ende Januar oder Anfang Februar kommt in die Lofoten eine Fischerflotte von ungefähr 4000 Booten, das Boot zu 5 Mann gerechnet, mit 20 000 Mann. Es muß ein herrlicher Anblick sein, wenn sie sich an einem hellen Wintertage in Bewegung setzen und alle die Sunde zwischen den phantastischen Felsinseln von ihren Segeln wimmeln. Für das Unterkommen der Mannschaft ist an allen Theilen der Küste durch die sogen. „Korboder“ gesorgt, d. h. Fischerhütten von der allereinfachsten Construction, aber doch ausreichend, um den abgehärteten Leuten Schutz und Unterkunft zu bieten. Gewöhnlich liegen viele solcher Korboder nahe beisammen und siedelt sich in ihrer Mitte ein Händler an, bei dem die nöthigsten Lebensmittel zu haben sind. Vorräthe an gewöhnlichem Brod und Fladbrod (harte Brodfladen) führen die Leute in den Booten selbst mit sich.

Man hat lange ziemlich allgemein angenommen, daß der Dorsch in ungeheuren Mengen den ganzen nördlichen Atlantischen Ocean bevölkere. Auch Brehm trägt in seinem „Thierleben“ noch diese Ansicht vor. Neuere Durchforschungen der nördlichen Meere haben indes diese Ansicht ziemlich unhaltbar gemacht. Der Dorsch ist, wie der norwegische Naturforscher G. O. Sars nachgewiesen, kein Wanderfisch, wie der Haring und die Makrele, sondern gehört ganz offenbar dem Küstenmeere an und zwar namentlich dem äußersten Theile desselben, den sogen. Meeresbänken. Ein eingehender Vergleich des Ekrei oder gewöhnlichen Dorsch mit dem sogen. Bankdorsch hat ergeben, daß er vollständig derselbe Fisch ist, völlig dieselbe Lebensweise führt und dieselben Lebensbedingungen voraussetzt. Der Bankdorsch aber ist an die erwähnten Meeresbänke angewiesen, die man im Norwägischen auch Egg nennt. Solche Bänke laufen aber an der Westseite der Lofoten bis hinauf zum Nordcap und bieten genügenden Raum für die ungeheuern Fischschwärme oder „Fischberge“, wie die Norweger sie nennen, welche im Winter die Küste aufsuchen.

Der Dorschfang in den Lofoten dauert von Anfang Februar bis zum 14. April, bis zu welchem Tage sich gewöhnlich die Dienstleute für den Fischfang verdingen, in den West-Lofoten noch etwas länger. Zahlreiche Fischer wenden sich dann der nördlich gelegenen Küste von Westfinmarken zu, wo um diese Zeit die sogen. „Lodbefischerei“ beginnt. Für die Bewohner der Küste selbst ist diese ganz vortheilhaft, da sie dieselbe nach Gelegenheit betreiben können, ohne weit zu fahren, und so gibt es ansehnliche Fangplätze bis hinauf nach Kjelvdik auf der nördlichsten Insel Magerö. Für die Fischer aus den Lofoten aber ist die Theilnahme sehr beschwerlich und dann noch oft vergeblich; denn der Lodde trifft nie so regelmäßig ein, wie der Dorsch allein, und wechselt oft seine Laichplätze. Von den Lofoten aus aber handelt

es sich um eine Fahrt von 30—40 nordwegischen Meilen, meist in unruhiger See an einer öden Küste, wo Unterkommen und Kost schwer zu beschaffen ist.

Während des Sommers wird von Bergen bis hinauf über die Lofoten auch der Haringfang stark betrieben. Dazu kommt noch der Fang des Haatjaerring (Håkarl) oder Eishais, der reichen Thran liefert.

Das Fischgewimmel im nordischen Meere versetzt die dünnbesetzte Bevölkerung seiner Küste nicht nur in rege, lebendige Thätigkeit, es wirkt auch als sociales Bindemittel. Herr und Knecht, Reich und Arm muß sich bei dem großen Werke des Fanges die Hände reichen. Aus den entferntesten Buchten und Inseln strömen die Fischer zusammen. Die Fimmärker ziehen mit ihren Booten nach den Lofoten hinab, die Insulaner nach dem Nordcap hinauf, die Fjordleute an die äußersten Schären und Meerbänke hinaus. Bauern und Zimmerleute haben alljährlich zu thun, um die Fischerhütten an den unabsehbaren zerklüfteten Strandlinien brauchbar zu erhalten; Boote, Segel, Takelwerk, Ruder, Fischgeräthe fordern vieler Hände Arbeit. Den Fischern zieht der kleine Kaufmann nach, oder die Fischer suchen ihn auf an den wohnlichen Landungsplätzen, an denen er sich gewöhnlich aufhält. Aber auch die größeren Kaufleute oder wenigstens ihre Agenten ziehen an die Hauptstapelplätze, wo der gewonnene Ertrag theils frisch verkauft, theils gesalzen, gepöfelt, getrocknet wird. Der Kauf bringt Geld, und so können Händler aller Art jetzt ihre Waaren zu Markte bringen. Der Winter versammelt das halbe Nordland in den Lofoten, der Sommer zieht die Nordmänner nach Thronhjelm und Bergen hinab, theils um ihre Fische zu verhandeln, theils um selbst Einkäufe zu machen. Die Dienstleute beim Fischfang werden gut bezahlt. Das zieht eine Menge junger Burche aus dem Sognefjord und aus dem Hardanger, aus dem Gudbrandsdal und Österdal in den Norden, wo sie nicht selten sich niederlassen, Haus und Hof gründen und die Zahl derer vermehren, welche an günstiger gelegenen Plätzen auch Landbau treiben.

Noch auf der Insel Engalö, in derselben Breite wie die südlichsten Lofoten, zwischen dem 67. und 68.°, weit über den Polarkreis hinaus, wo in Nordamerika schon alles von ewigem Eise starrt, hält es die Rothbuche im Freien aus und wächst Korn in Fülle. In Tromsö ist es während der Sommermonate so mild wie auf der Insel Wight. Auf den Lofoten kann das Vieh durchweg den ganzen Winter über im Freien weiden, da sich selbst im Januar die Temperatur noch über Null hält. Auf Röst, der äußersten der Lofoten, können wenigstens die Schafe noch im Freien überwintern. Zwischen den Gletschern am Lyngensfjord, weit über den 69.° hinaus, gedeiht noch Gerste, Sommerroggen und Sommerweizen; in Alten (70°) wenigstens noch die Gerste, die zur Reife nicht weniger und nicht mehr Zeit braucht als in Christiania oder am Nil, nämlich 90 Tage. Wo aber die Gerste noch fortkommt, da sproßt auch noch das üppigste Gras, und um die wohn-

lichen Gehöfte ragen nicht bloß vereinzelte stattliche Fichtenstämme, sondern noch ganze ansehnliche Wälder. Erst über Hammerfest ($70^{\circ} 40'$) hinaus verkrüppeln endlich Baum und Strauch, die Wiesen schmelzen zu dürftigen Grasflecken zusammen, und endlich starrt zwischen den Schneekuppen und Schneefeldern nur noch der öde Fels empor bis herab zum Meeresrande.

Der Charakter der Landschaft ist übrigens in diesen weiten Landstrichen sehr verschieden. Während z. B. die Lofoten gleich den Gipfeln einer verjunkten Gebirgskette, steil, öde, unfruchtbar aus dem Meere auftauchen und nur da und dort der Kultur ein kleines Plätzchen übrig lassen, entsprechen die nördlicher gelegenen Westraalen einer viel freundlicheren Hügelandschaft, die sich zwischen die vielen Sundes und Kanäle gelagert hat. Die Hügelkuppen sind wie in den südlichen Fjorden Norwegens mit Birken bewaldet, ganze Strecken Landes sind wohlbebauet und gute Landwege führen von einer Ortschaft zur andern.

Der Winter ist an der ganzen Küste nicht so streng, wie in Nordschweden und im russischen Finnland. An Regen, Schnee und Sturm pflegt es dagegen nicht zu fehlen; doch wenn sich der Schnee einmal gelagert hat, gibt es guten Schlittenweg, und eine Fahrt zwischen den grünen Nadelwäldern ist ebenso schön wie im südlichen Norwegen. Lästig ist natürlich, trotz der Pracht des gelegentlichen Nordlichts, die lange Winternacht. Schon von October an nehmen die Tage rasch ab. Anfang December verschwindet die Sonne ganz vom Horizont. Dann kann es schon Tage geben, wo man, bei bewölktem Himmel, um Mittag Licht anzünden muß, wenn man ohne Schwierigkeit lesen und schreiben will. Durchschnittlich bleibt es aber 3 bis 4 Stunden doch so hell, daß man jede Art von Arbeit ungehindert vornehmen kann. Wo etwas Landwirthschaft getrieben wird, bietet diese mancherlei Winterbeschäftigung; die Fischer haben wochen- und monatelang mit ihren Netzen zu thun. Auch für Unterhaltung ist gesorgt. Man besucht sich, so gut es geht, zu See oder Land, und kann das nicht so oft geschehen, so dauern die Besuche um so länger. Man schwätzt und spielt. Durch die Zuwanderung aus den südlichen Thälern und Landschaften sind die Tänze von Thelemarken und Sogn, besonders der Halling oder Springtanz, bis weit in den Norden gebrungen. Der Genuß von Branntwein und anderen Spirituosen soll nach einigen Berichterstattern auf gesetzlichem Wege ziemlich verbannt sein; doch stimmen nicht alle hierin überein. Fahrzeuge aller Nationen besuchen diese nördlichen Küsten, und bei dem ausgedehnten Handelsverkehr ist es sehr schwer zu glauben, daß nicht einiges Feuerwasser in diese Regionen dringen sollte. Wie dem aber auch sein mag, die mannhaften Anstrengungen des norwegischen Volkes, die Branntweinpest gänzlich von sich fern zu halten, verdienen gewiß die höchste Anerkennung.

Im Gegensatz zu Island, das während des Mittelalters an der Spitze der nordischen Literatur stand und jetzt schon wieder seine eigene heranblühende

Literatur besitzt, hat das nördliche Norwegen kaum Denkmäler eines höhern Geisteslebens aufzuweisen. Der Sinn des Volkes ist ganz auf das Reelle, auf seine Schifffahrt, seinen Fischfang und Handel, sein bißchen Viehzucht und Landbau gerichtet, der Volksgeist thatkräftiger, muthiger, praktischer und unternehmender. Wie in Island erzeugt die fast unheimlich großartige, wilde Natur die Neigung zum Träumerischen und Abergläubischen; aber die lebhaftere Berührung mit dem übrigen Norwegen und anderen Völkern hat hier nie jene Scheu, Weichheit und Muthlosigkeit aufkommen lassen, woran die Isländer leiden. Thatächlich eröffnet der Norden von Norwegen auch viel reichere physische Hilfsquellen, als die armen Küstenplätze und Flußthäler zwischen Islands Gletschern und Vulkanen. Eine solche Leidensgeschichte wie Island hat Norwegen nicht durchgemacht.

Der Poet dieser Region ist der gute alte Peter Daß, der im 17. Jahrhundert lebte, dessen Schriften aber heute noch von den Bauern und Fischern des Nordlandes gern gelesen werden. Er war von schottischer Herkunft, kein eigentlicher Norweger. Sein Vater, Peter Daß, der ursprünglich „Dundas“ hieß, war mit seiner Schwester während der schottischen Religionswirren 1630 nach Bergen herübergeflüchtet, wo die Schwester Mutter einer sehr ausgebreiteten Kaufmannsfamilie wurde, Peter ebenfalls heiratete und sich dann zu Nord-Herø im Nordland niederließ. Er starb aber früh, als sein Sohn Peter erst sieben Jahre alt war. Ein Verwandter, Namens Arktander, Prediger in Numedal, nahm der bedrängten Mutter die Sorge für ihren talentvollen Kleinen ab, indem er ihn selbst erzog und dann in Bergen und zwei Jahre an der Universität zu Kopenhagen weiterstudiren ließ. Peter mußte sich jedoch an der Universität ziemlich auf eigene Faust durchzuschlagen suchen, wie er das in seinem „Lebenslauf“ beschrieben hat:

Alzeit waren leer die Taschen,
Sorgenvoll mein Angesicht,
Und ein Schilling so willkommen,
Wie mir jetzt ein Thaler nicht.
Ruhete selbst mich richten ein,
Meinen Mantel um den Rücken,
Und zerriß'ne Schuh' am Bein.

In seine Heimat Helgeland zurückgelehrt, diente er fünf Jahre als Hauslehrer bei dem Pfarrer in Bessen, zehn Jahre als persönlicher Kaplan bei dem Geistlichen Dinklow, welcher letztere Stellung ihm aber nichts einbrachte, so daß er wie ein beliebiger armer Bauer um sein Brod arbeiten mußte. Dafür wurde er 1681 Dinklows Nachfolger und erhielt später die Pfarre Alstahaug in derselben Propstei. Da starb er im Jahre 1707 und hinterließ 2000 Riksdaler Schulden, die er sich hauptsächlich durch seine Mildthätigkeit gegen Arme und Nothleidende zugezogen hatte.

Seine Dichtungen waren vorzugsweise religiösen Inhalts: „Geistlicher Zeitvertreib oder biblisches Liederbuch, das ist, verschiedentliche Historien, ausgezogen aus der Heiligen Schrift Bücher.“ — „Dr. Martin Luthers kleiner Katechismus, in bequemen Gesängen unter süßlichen Melodien verfaßt.“ — „Episteln und Evangelien, sangweise verfaßt in bequemen Melodien, die Episteln von Herrn Steen Wirtmand, Mitdiener zu Aflstahaug, die Evangelien von Herrn Peter Daß, Sognepraest daselbst.“ — „Drei biblische Bücher, nämlich Ruth, Esther und Judith, in dänischen Reimen verfaßt.“

Ueber die Katechismuslieder gab der lutherische Bischof Peter Krog 1699 folgende Kritik ab: *Lacticinia haec catechetica, e melliflua venerandi Dni Dassii vena liberaliter promanantia, qui vel primoribus degustaverit labiis, singula inveniet suavia, singula salubria.* Wie soll man das aber deutsch geben? — „Wer diese katechetischen, der honigfließenden Ader des hochzuberehenden Herrn Daß entströmenden Milchspeisen auch nur mit den äußersten Lippen verkostet hat, der wird sie im einzelnen süß und heilsam finden.“ Beim Volke wurden dieselben wirklich sehr beliebt und hielten sich bis heutzutage, also fast zwei Jahrhunderte. Der Dichter selbst meinte, daß man das Christenthum am besten „singend lerne“. Zu seinem Liede über die „Pflichten der Eheleute“ wurde auf den Färöern am Brauttag getanzt. Die Lieder trafen den Volkston, und manche, wie z. B. die Umschreibung des Vaterunfers, sind theilweise recht schön und fromm. Die gereimte Bearbeitung der Bücher Ruth, Esther und Judith, wie jene der Evangelien, ist matter, breiter und sinkt oft zum langweiligen Knittelvers herab. Dagegen weht in einigen Liedern seines „Bibelske Bisebog“ ein poetischer Hauch. Sein Lied über „Jephthe's Gelübde“ wurde förmliches Volkslied: es erklang auf den Fischerbooten zwischen den Felsinseln der Küste wie hoch oben auf den Saetern oder Alpen des Binnenlandes.

Das merkwürdigste Werk von Daß ist aber seine „Nordlandstrompete, oder Beschreibung über Nordlands Amt, in Versen verfaßt“ — eine ausführliche Topographie dieser nördlichen Regionen in folgenden Abschnitten: „Nordlands Lage. — Nordlands Horizont, Elemente und Wetter. — Allerhand Vögel und fliegende Thiere. — Schwimmende Thiere im nordländischen Meer. — Ueber Land und Landbau. — Ueber die Ledingsberge (so hießen früher die Marktplätze im Nordland, weil daselbst die Abgaben, Leding, entrichtet wurden). — Ueber Lappen und Finnen. — Helgelaunds Beschreibung. — Saltens Lehns Beschreibung. — Lofotens Beschreibung. — Westeraalens Beschreibung. — Senjens Beschreibung. — Tromsø's Beschreibung.“ Aber nicht nur die Topographie, Botanik und Zoologie des Landes sind hier in Verse gebracht, sondern die ganze Nationalökonomie und Culturgeschichte des Volkes. Da ist haarklein die Ausrüstung eines Fischers aufgezählt: Vorrath, Fangwerkzeuge, Kleidung, Booteinrichtung. Ebenso haarklein beschreibt Daß die Eintheilung der Pfarren (Praestegjeld) in kleinere Gemeinden

(Sogne) und deren Bedienung und Einkünfte aus der Landessteuer, dem Zehnten, dem Kirchenopfer und den laufenden Gebühren. Da ist zu erfahren, was ein Seehund an Speck und Haut einbringt, wie man die verschiedenen Fische fängt und zubereitet, und ob es besser sei, die feineren Brodfladen (Vesfer) aus Roggen- oder Gerstenmehl zu backen. Obwohl Vers und Reim dann und wann holpern, die Schilderung sich nicht selten ins Breite zieht, mythologische Schulerinnerungen sich wunderlich mit der Sprache und den Vorstellungen des gemeinen Mannes vermischen, so macht sich doch mitten in dem bauerlichen Realismus ein wirklicher Dichtergeist geltend, der alles, Land und Volk, Großes und Kleines, mit lebendigem Gefühl, wahrer und mannigfaltiger Stimmung, ja mit echter Poetenfreude erfasst. Erzählung und Schilderung wechseln ganz munter mit einander ab. Jetzt beschreibt uns der Dichter ein ganzes Stück Landkarte in der gelungensten, anschaulichsten Weise, jetzt nimmt er uns als Genosse auf eine Fjord- und Inselfahrt mit, jetzt erzählt er uns ganz dramatisch einen Bauernproceß, der sich um eine Mühle und einen Adergaul dreht, jetzt schildert er uns Saus und Braus einer Bauernhochzeit in lustig dahintanzenden Daktylen. An eigentlich norwegischen Ausdrücken ist er so reich, daß ein gewöhnliches dänisches Wörterbuch nicht ausreicht; aber hat man sich in seine kräftige Sprache hineingelesen, so wird man ihren Reichthum und ihre Kraft bewundern.

Nimmst du den Kurs zum Norden empor,
Tritt bald das große Arktandrien vor
Mit den wolkenbrechenden Zinnen.
Das Land ist geschieden in fünf Propstei'n,
Voraus Finmarken, dahinter drein
Ist's voll von Bappen und Finnen.
Mit Spitzen und Buchten kommt Helgeland erst,
Und wenn du dann weiter gen Norden fährst,
Tritt Salten dir zu Gesichte,
So Vesteraal, Lofot und Senjen auch jetzt,
Nach allen aber Tromsø zuletzt:
Von diesen, o Muse, mir dichte!

Frägst du, wie mit Himmel und Wetter es steht,
Die Elemente, ach! früh und spät
Gar wild und grimmig uns packen.
Unleibliche Kälte und stürmender Schnee!
Soll dir der Winter nicht schaffen ein Weh,
So kauf dir gefütterte Iaden.
Gleich über uns herrschet der eisige Pol,
Weit weg von der wärmenden Sonne wohl,
Unter leid'gen Planeten-Aspekten.
Saturnus, so heißt es, bewacht da den Schatz,
Den heimliche Mächte am nördlichen Plaz,
Und keiner weiß, wo, verstecken.

Ich muß fast lügen, so ungern ich's mag,
Es gibt hier im Land keinen einzigen Tag
In dem ganzen Laufe des Jahres.
Der Winter ist nur eine ständige Nacht,
Ein ewiger Tag hier im Sommer wacht,
So ist's bei uns und so war es.

Denn Finsterniß führet der Winter herein,
Und das Land gleicht öden Wüstenei'n,
Die Nächte kennen kein Ende.
Und das ist des Lebens alltäglicher Lauf,
Man legt sich bei Nacht und in Nacht steht man auf,
Und die Nacht reicht der Nacht schon die Hände.
Ist's Tag? Ist es Nacht? Der Bauer weiß nicht:
Sein Frühstück nimmt er bei Kerzenlicht
Die ganze Woche am Bette,
Gepfercht in die Stub', wie im Stalle das Vieh,
Und die Klinge der Thüre hebet sich nie —
Da werden die Hühnchen nicht fette.

„Hör, Bruder!“ fragt einer „ist's weit noch vom Tag?“

Ein andrer seufzt in Langweile und Plag':

„Will's noch nicht tagen, mein Lieber?“

Der dritte jammert: „Die Nacht ist lang!“

Die Klage erneut sich gar manchen Gang,

Wenn Skamti' ist endlich vorüber.

Doch tritt die Sonn' in der Zwillinge Haus,

Giebt wonniges Licht auf die Lande sie aus

Bis die Sommerszeit ist vorbeie;

Die Nacht umfängt kaum ein Kloster Land,

Bei Tag und Nacht strahlt hell unser Land

Zwei Monate oder gar dreie.

Nun fliehet die Nacht und der finstere Graus,

Man läßt das Vieh auf die Wiesen hinaus

Aus dem dumpfen Qualme der Ställe.

Nun magst du so frühe du willst aufsteh'n,

Schon leuchtet ringsum auf Bergen und Höh'n

Aurora in rosigter Helle.

Kein Junge kommt da des Morgens zu spät,

Der mit der Sonne zu Bette geht

Und mit ihr aufsteht wieder.

O Sommer, willkommen zu aller Behag',

Wo die Nacht so hell strahlt wie der Tag

Und erschallen der Bögelein Lieber.

Was Wetter und Gotts Elemente angeht,

Ein jeder von unseren Landsleuten versteht,

Was jegliches führet im Wappen.

Denn Nordland gilt als das Ende der Welt,

Ein Seesturm an den Inseln des Nordlands.

Da wechselt Neptun und Aeolus Geld,
Die brummenden Hünen und Knappen.
Nun feuert's da oben mit Donner und Blitz,
Es heulet der Sturm aus dem wolkigen Sitz,
Daß jeglichem Herzen muß grauen.
Da sauchet und rauchet Neptun im Zorn,
Aus sprühendem Himmel fällt Hagelkorn,
Und Flammen die Lüfte durchsaufen.
Des Jupiters Feuerwerk waltet gar schwer,
Es zittern beide, Himmel und Meer,
Und Sand und Strand wanken und beben;
Von Insel zu Insel geht Trauermär',
Zur See, im Fjorde hat der und der
Verloren sein Boot und sein Leben.
Wo immer man den Fuß hinsetzt,
Ist alles über den Sturm entsetzt,
Die See hat so viele verschlungen;
Da sieht eine Wittib, verlassen und bang,
Dort hat einer andern das Meer schon lang
Den Scheidebrief aufgezwungen.
An einen Vater ergeht das Wort:
„Wo sind deine Söhne?“ — „Ertrunken im Fjord!“
Dort hörst einen Sohn du wehklagen;
Und fragst du, so weinet er sonder Raß:
„Mein Vater blieb aus mit Tadel und Raß,
O, schwer ist die Trennung zu tragen!“
Ich habe manch alten Seemann gekannt,
Der manche Stürme schon überstand,
Der oft mit dem Tode gerungen.
Jäh hat die Windsbraut sein Boot erfaßt,
Es umgeworfen in wüthender Raß,
Und das Meer hat ihn gierig verschlungen.
Den Bruder der Bruder nicht retten kann;
Den Starcken, den Schwachen trifft Todesbann,
Kein Arzt, kein Gelehrter kann helfen.
Man kämpft mit den Füßen, mit Knie und mit Hand,
Das Boot zu erfassen, das hintreibt zum Strand,
Und dem leidigen Tod zu entrinnen;
Und schon naht der Schwimmer dem fliehenden Boot,
Da kommt eine Woge, da packt ihn der Tod
Und rafft ihn herzlos von hinnen.
Da sieht man Jammer und schmerzlichen Garm,
Der Nachbar ertrunken in Nachbars Arm,
Dem Freund kehrt das Leben nicht wieder:
Hier schwimmt ein Ruder, dort Planken zerstreut
Und starrende Trümmer weit und breit
Und todt Leiber und Glieder.

Der Dichter von Helgeland kommt gelegentlich auch auf die Gefahren zu sprechen, mit denen die Ausübung seines geistlichen Amtes in diesen

fürmischen Küstenstrichen verbunden ist, indem er fast beständig auf der Wanderung zwischen Inseln und Festland sein muß, um an den verschiedenen Orten seines Districts zu predigen. Er ermutigt sich mit folgenden Versen :

So liegt denn das Nordland. Auf Insel und Schär
 Gottes Wort zu verkünden, darf keine Beschränkung
 Und keine Müh' uns verdrießen;
 Geschieht es auch wohl, daß des Predigers Mund
 Muß suchen sein Grab in dem tiefsten Grund,
 Unter Fischen sein Auge muß schließen.
 Doch müssen wir walten des Amtes mit Lust;
 Des herrlichsten Trostes sind wir uns bewußt,
 Wenn Gott uns abrüstet aus dem Meere.
 Auf Israels Wagen fahren wir aus,
 Wenn pilgernd uns ruft von Kirche und Haus
 Der Herr zu seiner Ehre.
 Wer Gott dient, sollte der Härmen sich ab,
 Ist ihm erkoren zur Ruhe ein Grab,
 Das Menschen erspähen nicht können?
 Denn tragen nicht Freunde die theure Last,
 Wird Gott ihn wie Moses betten zur Raft
 Und friedliche Ruhe ihm gönnen.
 Wir dürfen ihm nicht wie Jonas entzieh'n,
 Wir müssen weiter des Weges zieh'n,
 Bis er ruft die pilgernde Seele.
 Und naht der Herr dann in Wetter und Wind,
 In Elias' Mantel geborgen wir sind
 Und harren seiner Befehle,
 Und rufen zu Gott, auf den wir vertraut:
 „O Bräutigam, komm und hol' deine Braut
 Aus diesem Kerker hienieden.
 Ich war bis jetzt ein pilgernder Mann;
 Jetzt will ich dir folgen, so nah ich kann,
 Und hoff' in dir meinen Frieden.“

Seit Peter Daß in der Nachbarschaft des Polarkreises seine „Nordlandstumpete“ dichtete, hat sich da oben gar manches verändert. Nicht bloß sein Helgeland, sondern auch die Inseln und Küsten weit über den Polarkreis hinaus sind in den großen europäischen Weltverkehr eingetreten. Russische Schiffe aus dem Weißen Meere treffen in dem Sund von Tromsö mit Dampfern und Seglern aus aller anderen Herren Länder zusammen. Da hört man nicht bloß norwegisch, lappisch und russisch reden, sondern deutsch und französisch, englisch und spanisch. Nicht selten begegnet man da jungen Norwegern, welche schon alle Küsten der Nord- und Ostsee bereist haben, England, Frankreich und die Gestade des Mittelmeeres aus eigener Anschauung kennen und wohl sogar schon in Amerika gewesen sind.

Eigene Dampfer unterhalten die Verbindung zwischen Ramsös und der Bucht Indre Fjorden, zwischen Brönö und dem Bindalsfjord, zwischen den

verschiedenen Punkten der Küste von Helgeland, von dem Veffenbunden bis hinaus nach Sövik auf der Insel Alsten, wo Peter Daß lebte, von Mo im Nanenfjord bis hinaus nach Herö; andere zwischen Tvaerbil in dem kleinen Beiernsfjord, Bodö und Folden, zwischen Bodö und Rognan am Ende des Saltenfjords; wieder andere in den Lofoten und Vefsteraalen, in den verschiedenen Sunden und Fjorden von Tromsö; noch andere endlich im Alten- und Varangerfjord. Die Fjorde der Nordküste haben keinen so großen Umfang, wie etwa der Hardanger- und Sognefjord; bis zu 40 km, also etwa in der Länge des Züricher Sees (39 km), strecken sie sich aber doch nicht selten ins Land hinein, einige noch bedeutend darüber, und da sie sich vielfach nach rechts und links auszaden, haben die meisten der kleineren Lokaldampfer eine ausgedehnte Fahrtrlinie.

An diesen Lokalverkehr schließen sich die größeren Dampferlinien der „Bergenske og Nordenfjeldske Dampstibsfelskab“, welche von Christiania aus die ganze Küste befahren — Christiansand, Bergen, Thronhjelm, Bodö, Tromsö, Hammerfest, Bardö und Vadso; andere Schiffe, welche von Bergen aus die Lofoten und Vefsteraalen besuchen; und endlich die Touristenschiffe, welche während der Sommermonate von Hamburg aus zum Nordcap gehen.

Die letzteren sind schwimmende Hotels, in welchen man, umgeben von allem Comfort, elektrisch beleuchtet, nach vornehmer Karte beköstigt, auf damastener Sipe, in Mahagoni-belleidetem Gehäuse, von eleganten Toiletten umrauscht, von feinen Parfimerien umduftet, von geschäftigen Kellnern bedient, unter Conversation in fünf bis sechs Sprachen, Klavierspiel und Tafelmusik in die Heimat der Lappen, des Dorfsches und der Mitternachtssonne gewiegt wird. Fast die ganze Fahrt läßt sich in den ruhigen Gewässern zwischen dem Schären Gürtel und der Küste machen. Nur im Anfang zwischen Hamburg und Stavanger, dann ein paar Stunden bei Statland, Christiansund und vor Ramsös ist allenfalls Seekrankheit zu befürchten. Sonst lebt es sich wie auf dem Lande oder auf einem ruhigen See, nur daß die Ueberfüllung des Schiffes mit Passagieren allenfalls beschwerlich wird, und daß die Aussicht auf ein zwar großartiges, aber in seinen Hauptzügen vielfach ähnliches Panorama endlich eine gewisse Ueberfättigung und Langeweile hervorruft. Denn von Hamburg bis Vadso dauert die Fahrt 18 Tage, wovon allerdings je zwei für eine Rast in Bergen und Thronhjelm abgezogen sind; der Rückweg fordert wieder 16 Tage, und da man für diese ganze Zeit, kürzere Aufenthalte abgerechnet, auf dem Schiff eingesperrt bleibt, so kann eine solche Fahrt doch leicht den Zauber des Märchenhaften verlieren, zumal wenn die Sonne wirklich nicht mehr untergeht und man kaum mehr weiß, wann man schlafen soll, um Mittag oder um die Zeit, die sonst Mitternacht wäre. Die Fahrt von Thronhjelm allein bis Vadso und zurück erheischt 14 Tage, und diese Route läßt sich nirgends verkürzen, sondern höchstens durch Seitenausflüge verlängern und abwechselnder gestalten.

Alle Beschreiber dieser Küsten- und Inselwelt sind in Verlegenheit gerathen, wenn sie die hundert, ja tausend einzelnen Bilder des aneinanderhängenden Panoramas in Worte zu fassen versuchten. Die Hauptelemente bleiben eben immer dieselben. Keine Wortmalerei vermag aber die feinen Unterschiede wiederzugeben, die jeden neuen Fjord, jede kleine Wasserstraße, jede der tausend Inseln und Schären, jeden Felsgipfel, jede Fjordlandschaft, jede Schnee- und Gletscherscenerie, jede der tausendfachen Verschlingungen von Meer und Land, Inseln und Vorgebirgen, öden Felszinnen und lieblichen Meerlandschaften in Zeichnung und Farbe voneinander unterscheiden. Wie in einer riesigen Sammlung oder Ausstellung ermüden Blick und Geist, wenn sie in unaufhaltbarer Eile von einem zum andern schweifen, und ein voller Genuß ist nur dann möglich, wenn man bei einzelnen Scenen ruhen und sie gewissermaßen friedlich einschlürfen kann. Auch aus der rastlosen Fahrt gestaltet sich indes später ein gewisser befriedigender Gesamteindruck, den das Ruhen im einzelnen nicht zu geben vermöchte: der überwältigende Eindruck des Reichthums, der Größe, der Erhabenheit der Natur, die weit über die Fassungskraft unserer Pupillen, unserer Nerven, unserer Sinne hinausgeht. Die kühnste Phantasie vermag die Fülle der Bilder nicht gleichzeitig zu überschauen, und indem der nüchterne Verstand zu analysiren beginnt, fühlt er, daß seine abstracten Formeln und Kategorien die Schönheit und Herrlichkeit der Natur nur in farblosem Schema wiederzugeben vermögen. Alles ist unendlich wild, öde, traurig und doch schön, gewaltig, herzerhebend, das Werk einer höhern Macht, gegen die wir mit allen stolzen Erfindungen der Neuzeit doch Pygmäen sind und bleiben.

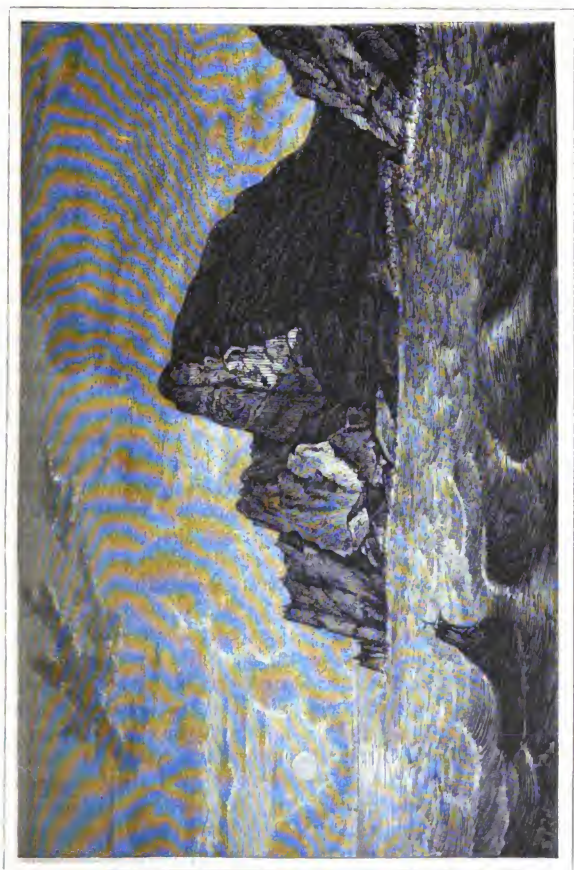
Nur verhältnißmäßig wenige Einzelbilder lösen sich später aus dem gewaltigen Gesamteindruck ab, sei es, indem man länger daran verweilen konnte, sei es, daß absonderliche, auffallende Erscheinungen und Formen sich tiefer der Erinnerung einprägten. So fesselt alle die freundliche, von Wald umfangene Bucht von Ransö — die wunderliche hutförmige Insel Torgen mit ihrem von einer seltsamen Höhle durchbohrten Felsstock — die sieben Schwestern auf der Insel Alsten, ein aus dem Meere aufsteigender Felsenzug, der an Phantastik nichts zu wünschen übrig läßt — die Hestmandsö oder Reiterinsel, eine nicht minder sonderbare Felsgestalt — der Svartisen, ein dem Jostedalshrae vergleichbares Gletscherfeld, das etwa 70 km längs der Küste läuft und zwischen öden Klippen und Felswänden nach dem Meerufer herabhängt — dann das anmuthige Tromsö in seiner vom Meere belebten Alpenlandschaft — der von steilem Hochgebirg und Gletschern ummauerte Lyngenfjord — das melancholische Hammerfest, die nördlichste Stadt Europa's — das gleich einem Riesengespenst jäh aus dem Meere aufsteigende Nordcap — und endlich die flachen und traurigen Küstenstriche am Porfangerfjord und bei Vardö und Vadso, wo alles Leben langsam ausstirbt, keine wilde Felscenerie mehr die halbwinterliche Land-

schaft belebt, Lappengamme und Rennthierheerden die Grenze der Civilisation bezeichnen.

Welcher dieser verschiedenen Landschaften die Krone gebührt, ist schwer zu sagen. Jede besitzt ihren eigenen Zauber. Geschmack und Stimmung werden dabei nicht ohne Einfluß bleiben. Björnsterne Björnson gibt den Lofoten entschieden den Vorzug.

„Das Ganze aber“, sagt er, „ist nur eine weihevollte Einleitung auf den Augenblick, wo die Lofoten in blauer Ferne aufdämmern. Ich weiß nicht, was herrlicher ist, sie aus der Ferne zu sehen, wie eine einzige tiefblaue Mauer, mit tausend Thürmen gekrönt, über dem ungeheuren Riesenschlosse, in das wir eben hineingeschwommen sind, in den Golf des Vestfjords nämlich, der, soweit der Blick reicht, in Sonnenschein schimmert, oft indes von Luftspiegelungen abgegrenzt, welche beständig fliehende Berggrüden, vorn und hinten, auf den Kopf stellen, während Walfische spielen, Vögel schreien und aufs Meer niederschweben — oder sich ihnen zu nähern und zu schauen, wie die Mauern sich öffnen, jede Felsenzinne ein Berg für sich wird, einer wilder als der andere, und zwar in einer Reihe, soweit du mit dem besten Fernglas reichen magst. Rühmt man mir das Komsdal mit den Trolldinderne, Vaengetinderne, Hornet u. s. w., so will ich gleich beifügen: die Lofoten geben diese Felsenzinnen mehrere hundert Mal hintereinander, oder besser ausgedrückt: das Bergpanorama, das man von Molde aus sieht, kann man hier oben, auch mit dem raschesten Dampfschiff, ganze Tage lang genießen. Aber die Bergformen sind so wild zerrissen, daß kein geistiges Bild aus der Mythologie oder aus der Bibel oder aus der dramatischen Poesie die versteinerte Bewegung, welche ich dort schaute, die dräuende Schlachtordnung, die starrende Schreckniß, die tausendfache Mannigfaltigkeit in diesem einen Steinguß auszudrücken im Stande ist. Man kann sich die erste Stunde, vielleicht den ersten Tag wehren, und versuchen, das nach dem Maßstab der Schönheit abzuwägen; aber wenn der Anblick tagelang, beim Kommen und Gehen, immer gleich großartig bleibt, so fühlt man zuletzt in der todten Natur eine Spannung wie mitten in einer lebendigen Handlung. Das haben auch diejenigen gefühlt, die einst an Ort und Stelle die großen Sagen erdichteten, welche diese Plätze umschweben, und diejenigen, die sie nacherzählen. Die Berge nehmen darin dramatisches Leben an. Sie treten auf als Riesen und Riesenmütter, Ritter und Jungfrauen; das Großartige darin wird noch gewaltiger durch den unabherrbaren Abstand der Handelnden in diesem Felsendrama. Denn wer da oben segelt und träumt und dichtet, betrachtet Meilen, wie wir sonst einen kleinen Spaziergang, und in der reinen Luft sieht man die Gegenstände auf 11, ja 13 Meilen Abstand so klar, als ob man in einem Augenblick zu ihnen gelangen könnte. Und das Licht, das diese märchenhafte Natur bescheint, verliert sich ja nicht. Wir sind an der Stätte, wo vor wenigen Monden eine einzige Nacht herrschte, jetzt aber ein einziger

Sag. Auf dem Deck versammelt gehen die Passagiere in Erwartung der Mitternachtsjonne; es ist schon versichert worden, daß, was immer für Vor-



Das Nordcap.

stellungen man mitbringen mag, sie hinschwinden vor der gewaltigen Naturmacht der Erscheinung selbst. Und das ist wahr. Sobald die schwimmende Feuerkugel in voller Größe über den Horizont dahingleitet, wozu kaum einen

Augenblick ein Vorzeichen eintritt, verwandeln sich alsbald Himmel, Berg und Meer. Stundenlang kann man jetzt mit bloßem Auge in sie hineinschauen; kein hindernder Strahlenglanz umgibt sie mehr; alle Glut zieht sich in ihren eigenen Umkreis zurück, der jetzt viel größer erscheint, als man ihn sich sonst untertags zu denken gewohnt ist, ja so groß, daß man im Anfang ganz davon eingenommen ist und lange auf nichts anderes achtet. Endlich siegt der Farbenglanz, jetzt ist die Sonne ein rothglühendes Meteor, man möchte meinen, sie müsse in Millionen Stücke und Stückerchen zerschmelzen, wenn nicht die ruhige Hoheit des Schauspiels und die Pracht der Farbenharmonie am Himmel Frieden gewährte, vollen, seligen Frieden. Gleitet ein Wolkenstreifen über die Kugel dahin, so wird er alsbald von der Glut durchleuchtet und flammt in dunklerem Roth, so daß er sich auf der Sonne wie ein Gebirge oder eine Landschaft abzeichnet. Gleitet aber ein Wolkenstreifen über den zartgefärbten Himmel hin, so erhellen sich bloß die Umrisse und werden weiß- oder rothglühend, während das Innere seine Farbe behält und deshalb alles Umliegende hervorhebt. Denn der Himmel prangt in allen Farbenübergängen, vom kräftigsten Blutroth über den Bergen bis zu dem einförmigen Weißgrau in der Höhe, so jedoch, daß man an keiner Stelle auch nur eine Nadelspitze setzen und sagen könnte: da geht die eine Farbe in die andere über. Blicke der Anblick sich nun immer gleich, so könnte man desselben denn doch vielleicht endlich müde werden. Aber er wechselt unaufhörlich; jetzt ist die Sonne mehr violett, jetzt rothgolden, jetzt mit einem leichten Flor von Grün überhaucht, jetzt wieder ins Weißliche schimmernd, aber immer warm, immer roth unter dem wechselnden Schleier. Jetzt schlüpft ein Nebelstreifen hinein, glüht auf, zieht hinaus, jetzt funkelt die Sonne wieder in voller Glut, jetzt zeigt sich wieder ein kleines langes Wolkenband, das im Lichte zittert, aufflammt und entschwindet. Der Himmel rundum verwandelt sich gleichzeitig in allen Farbenabstufungen, als ob ein stetes Beben ihn durchzitterte, und je nachdem die Wolken daran sich verdünnen oder verdichten, in die bläulichen und weißen oder in die rothen und violetten Farbensichten treten, glühen ihre Ränder lebhafter auf, während das Innere sich aufhellt oder verdunkelt. So bleibt das Schauspiel beständig neu, und ich habe alte, an Ort und Stelle wohnende Leute gesehen, die dasselbe mit derselben gespannten Aufmerksamkeit betrachteten wie wir.

Besondern Reiz erhält es auch dadurch, daß der übrige Himmel und die Berge darunter unverändert bleiben. Da herrscht dieselbe unveränderliche Farbenkälte auf dem stahlblauen Meere, dem dunkelgrünen Bergesfuß und in den tiefblauen Bergabhängen und Spitzen, während drüben in der Sonne alles glüht, strahlt, wechselt, jubelt. Doch nun kann sich hinwieder ein einzelner Berg aus dem dunkeln Grunde ablösen und plötzlich erglücken von der Sohle bis zum Gipfel, als hätte er seine eigene kleine Sonne hinter sich verborgen; das rührt aber nur davon her, daß die Sonne ihn erreichen

kann, und daß seine Blut nun die klare Kälte rundum desto stärker hervorhebt.

Einmal, als gerade die Mitternachtssonne am herrlichsten strahlte, ging der Mond auf; wahrscheinlich wußte er nicht, was los war; denn ein jämmerliches und grimmigeres Gesicht, dümmere und traurigere Grimassen kann kein chinesischer Opiumraucher machen. Mit dieser kahlen Sorte der Trinkerzunft hatte er überhaupt eine schlagende Ähnlichkeit. Wie je Poeten Oden auf ihn geschrieben, je eine Geliebte schmachtende Blicke zu ihm emporgerichtet haben sollte, war kaum zu begreifen. Wir piffen ihn aus, so daß er jämmerlich seines Weges zog, und wir folgten ihm mit lautem Gelächter. Er war auch sonderbar eingeschrumpft und auffallend klein geworden; das mußte er sicherlich selbst empfinden, denn er hielt sich in ansehnlicher Entfernung.“

Das merkwürdigste Denkmal dieser ganzen Region ist die noch erhaltene Steinkirche von Throndenaes bei Harstad (Harstadhaven), am Nordstrand der Westeraaleninsel Hindö, die nördlichste Steinkirche des gesammten mittelalterlichen Europa (ziemlich nahe dem 69.°). Sie war verhältnißmäßig mit großer Pracht ausgestattet, und Peter Daß war ganz stolz darauf:

Die Kirche kann lassen sich sehen!
Grundmauern und Bau sind künstlich von Stein;
Im ganzen Nordland wird keine wohl sein,
Die könnt' als gleichbärtig bestehen.

Ihre schönen Altäre sind noch erhalten und bezeugen, daß der Frommsinn und die katholische Kunst des Mittelalters weit über den nördlichen Polarkreis hinausgedrungen sind, und daß sie wohl noch weiter in die unwirthliche Nachbarschaft des Nordcaps gelangt wären, wenn nicht die große Umwälzung des 16. Jahrhunderts den ganzen Norden von dem Einheitspunkt der christlichen Völkerfamilie losgerissen hätte.

Der erste Priester, der nach zwei Jahrhunderten wieder für einige Zeit sich in diesen nördlichen Gebiete Europa's aufhalten konnte, war der österreichische Jesuit Maximilian Hell, im Jahre 1769 von dem König von Dänemark selbst eingeladen, in der sogen. Festung Bårdhus als einem günstigen Punkte den Venusdurchgang zu beobachten. Seine Thätigkeit beschränkte sich jedoch auf diese astronomischen Beobachtungen. Erst unter Paps Pius IX. tauchte 1855 der Plan auf, Island und die Faröer, die Schellandsinseln und das norwegische Lappland wieder in den Kreis der katholischen Missionen zu ziehen. Als Pionier war hier derselbe Abbé Bernard thätig, der ein paar Jahre später mit Abbé Baudoïn ein Missionshaus zu Reykjavik gründete. Er ließ sich zu Alten am Altenfjord nieder, von wo aus Bergwege nach Rautokino und Karasjok in das Innere von Lappland führen. Der Hauptgedanke scheint gewesen zu sein, von Alten aus eine ständige Mission unter den Lappen zu gründen oder sie wenigstens alljährlich auf ihren Streifzügen

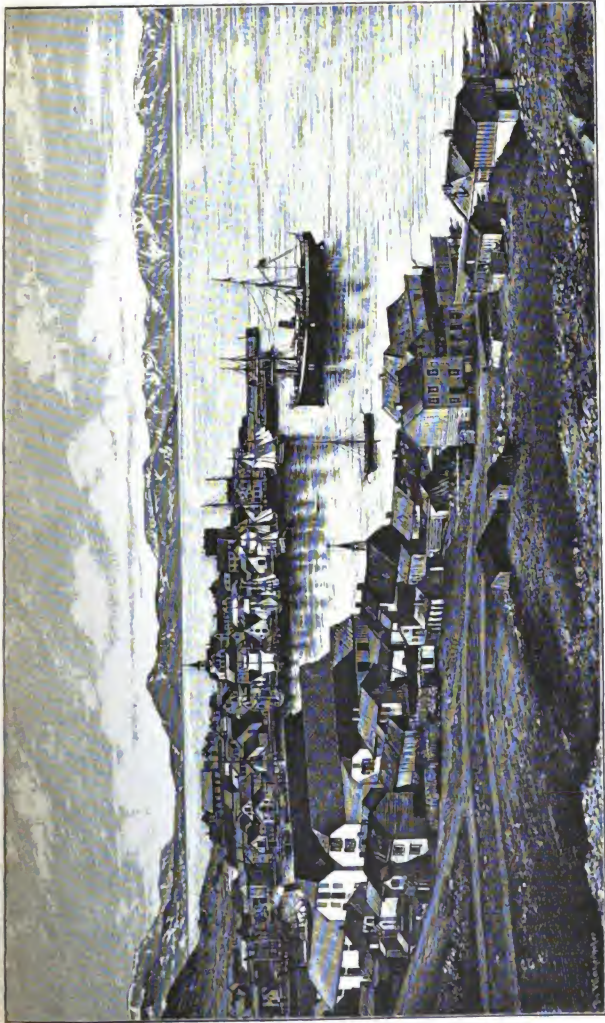
zu besuchen. Diesem Unternehmen stellten sich indes fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen, da die Lappen, officiell der protestantischen Landeskirche angehörig, zäh an ihrem alten Aberglauben festhängen, die Missionäre deshalb ihnen und den norwegischen Protestanten gegenüber in ungünstigster Lage waren. Doch blieb die Station Altengaard fortan mit französischen Missionspriestern besetzt, welche von hier aus die wenigen Katholiken in Finnmarken pastorirten. Der Hof, früher Wohnung eines Beamten, ist von Tannenwäldern und malerischen Bergen umgeben; doch ist der Aufenthalt ein überaus beschwerlicher.

Von Alten aus wurden später zwei andere Missionsstationen, in Hammerfest und Tromsö, errichtet, wo sich schon einzelne Katholiken fanden und die Seefahrt alljährlich Anlaß zu weiterer pastoraler Thätigkeit bot. Jene von Tromsö wurde 1859 von dem Priester Andreas Boller begonnen, der 1886 als Präfect der norwegischen Mission starb; die zu Hammerfest etwas später von dem Missionär Plasse. Beide Stationen besitzen gegenwärtig ihre schöne Missionskapelle, ihr Priesterhaus und ihre Schule, welche letztere auch das Vertrauen der Protestanten besitzt und stark von protestantischen Kindern besucht wird. Jede der drei Stationen ist seit einer langen Reihe von Jahren mit zwei bis drei Priestern besetzt (meist Franzosen, einigen Holländern und geborenen Norwegern), welche sich mit bewundernswerther Opferliebe und Hingabe der religiösen Leitung der wenigen Katholiken, dann aber auch dem Dienste armer Kranken, Verlassenen, Waisenkinder, kurz aller Hilfsbedürftigen gewidmet haben. In Hammerfest hat der deutsche Missionär Clemens Hagemann, nunmehr Pfarrer in Christiania, unter nicht geringen Mühen ein treffliches Krankenhaus gegründet, das von den Grauen Schwestern aus Neisse geleitet wird und der Mission den Dank und die Anerkennung der protestantischen Bevölkerung in hohem Grade gewonnen hat.

Das lutherische Stift Tromsö, dessen Bischof in Tromsö selbst residirt, ist in 14 Propsteien getheilt. Den 14 Propsten stehen noch 59 Sognepraester (Pfarrer) und Hilfsgeistliche zur Seite. Im Innern von Lappland sind zwei ständige Pfarreien: Kautokeino, das zur Propstei Alten gehört, und Karasjok, dessen Pfarrer zugleich Propst von Hammerfest ist. Beide Plätze sind ungefähr in vier Tagen von Alten aus zu erreichen, die Geistlichen bringen jedoch nur die Sommermonate an ihren Stationen zu. Im östlichen Finnmarken hat der Geistliche zu Raesseyby für die Lappen zu sorgen. Die an diesen Orten ansässigen Lappen (zu den sogen. Flußlappen oder Elbfinnerne gehörig) bilden jedoch mit den an der Küste vom Fischfang lebenden Meerlappen oder Söfinnerne nur einen Theil der Lappenbevölkerung. Den merkwürdigeren Theil machen die Berglappen oder Fjeldfinnerne aus, die, etwa 1000 Seelen zählend, mit ihren zahmen Rennthierherden noch als Nomaden in den Fels- und Schnee-Einöden der nördlichen Halbinsel herumziehen, indem sie dabei eigentlich ihren Thieren folgen. Denn je nachdem diese an

314 0716 104.

Гаммерсфен, Камбоуиен. 2. Вид.

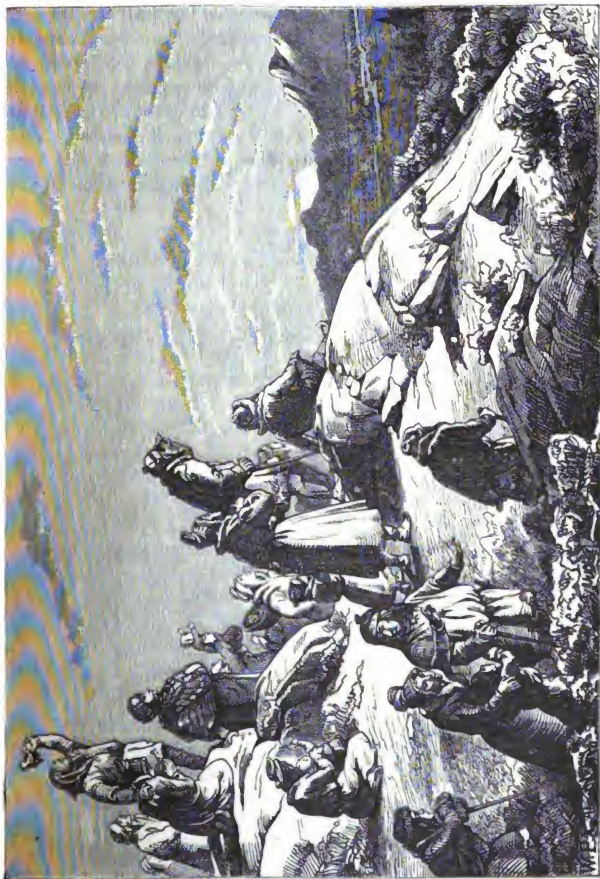


Гаммерсфен.

.....
YTI28VIMU
Y8A88U

Die Lappen in Norwegen.

einem Platze längere oder kürzere Zeit Nahrung finden, verweilen sie daselbst oder wandern mit ihren Zelten weiter. Doch haben sie da und dort auch



Sonnenuntergang in Lappland.

stehende Sammen (Erdhütten), wo sie von Zeit zu Zeit wieder hinkommen und sich länger aufhalten. An die Grenzen brauchen sie sich zufolge alter

Das Lappentager bei Tromsö.

Verträge nicht zu halten. So zieht z. B. eine schwedische Lappenfamilie alljährlich im Sommer in die Nähe von Tromsö, wo diese friedlichen, gutmüthigen Naturkinder in ihren rauchigen Gammern und Zelten häufigen Besuches von der civilisirten Reijewelt gewürdigt werden, derselben ihren Haushalt zeigen und ihre Künste mit dem Lasso vormachen, den jeder Lappe im Gürtel trägt. Herbst, Winter und Frühjahr sind sie aber auf sich und ihre Thiere angewiesen, und die einzige Abwechslung der unendlich langen Winternacht ist das Polarlicht. In der Höhe von Bodö schon bleibt die Sonne 13 Tage aus (vom 15. bis 28. December), in Tromsö 51 Tage, in Bardö 58 Tage, in Hammerfest 61 Tage, am Nordcap 68 Tage (vom 17. November bis 24. Januar). Das Land der Mitternachtssonne ist auch das Land der Mitternacht.

10. Im Fjord von Christiania.

Während die Westküste von Norwegen durch vier große Fjorde in ebenso viele charakteristisch verschiedene Landschaften getheilt wird, besitz die Südküste nur eine Gliederung in kleinere Buchten. Bloß ein bedeutenderer Fjord dringt hier tiefer nach Norden hinauf: der Fjord von Christiania, eine Fortsetzung des Skagerrad, das die gesammte skandinavische Halbinsel hier in zwei nahezu gleiche kleinere Halbinseln scheidet. Die Spitze der westlichen — norwegischen — hält sich ungefähr in derselben Höhe, wie die Nordspitze von Jütland; die östliche — schwedische — dagegen reicht weit über die Mitte der dänischen Insel Seeland nach Süden hinab. Schweden und Dänemark berühren sich da beinahe, und es ist kein Wunder, daß mehr als einmal im Laufe der Geschichte der Plan auftauchte, die drei stammverwandten Länder zu einem Reiche zu vereinigen, und daß dieser Gedanke sich wenigstens zeitweilig verwirklichte.

So sehr ich Christiania zu sehen wünschte, einen so unangenehmen Eindruck hatte mir das Kattegat bei meiner ersten nordischen Reise hinterlassen. Den meisten Reisenden geht es ähnlich. Beinahe dachte ich daran, den kürzesten Wasserweg einzuschlagen und entweder von Malmö aus durch Schweden oder von Frederikshavn in Jütland über Göteborg nach Christiania zu fahren. Englische wie skandinavische Reisende hatten mich indes versichert, daß der Fjord von Christiania der allerschönste von allen norwegischen Fjorden sei. Die Fahrt durch Sund, Kattegat und Skagerrad mußte also gewagt werden, und ich hatte es nicht zu bereuen.

Genau um Mittag verließ der prächtige neue Passagierdampfer „G. M. Melchior“ den Hafen von Kopenhagen. Ein völlig wolkenloser Himmel spiegelte sich in der blauen Fläche des Sund. Die Ufer prangten im vollsten Grün, und eine frische Brise benahm der sommerlichen Wärme alles Drückende. Es war ein wahres Vergnügen, durch diese wonnige Meerlandschaft dahinzugleiten. Bald lag das fröhliche Gewimmel des Hafens hinter uns. Die Wälle von Tre Kroner zeigten uns eine Weile ihre Kanonen. Dann schwebten die Gestade von Charlottenlund am Blicke vorüber, die Insel Hven trat heran und rechts von ihr die kleine schwedische Festung Landskrona. Ziemlich nahe unter dem weißen Kirchlein von St. Jbb (Jacobus) fuhren wir an Hven vorbei, wo einst Tycho de Brahe von seinem Schloßchen Uranienborg

aus den Himmel betrachtete. Bald traten Helsingör, Kronborg und Helsingborg in Sicht, und als sich dann die Meerstraße wieder erweiterte, belebten noch eine Menge Schiffe die im Farbenpiel des Abends prangende Fläche. Eine höchst malerische Seitencoulisse bildet eine Zeitlang der Küllen, ein Granitberg auf der Schwedischen Seite, nur 200 m hoch, aber völlig öde, unten wild zerklüftet, die grauen Kuppen vom milden Strahl der Abendsonne angehaucht. Das Kattegat, das ich so sehr gefürchtet, war so ruhig und lieblich, wie ich das Meer noch kaum gesehen. Ueber ein Duzend Segelschiffe kreuzten näher und ferner um uns mit dem schwachen Wind, der über die Wogen dahinglitt. Diese schimmerten in Gold und Roth und dann in den sanfteren Lichtern, welche die scheidende Sonne über den Himmel dahinzauberte. Die Dämmerung war fast noch schöner. Ich konnte mich von dem herrlichen Meerbilde kaum trennen, als die Mitternacht endlich herannahete. Es wurde eigentlich kaum Nacht.

Nicht zu oft im Jahre gewähren Kattegat und Skagerrack so schöne, zauberische Abende. Meist ist das Meer hier unruhig und bewegt, sehr oft stürmisch und ganz unbändig. Der norwegische Seemann der Südküste muß darum ein nicht weniger tapferer und abgehärteter Geselle sein, als sein Bruder an der Westküste. Ibsen hat ihn in einem seiner merkwürdigsten kleineren Gedichte prächtig gezeichnet, als er sich noch nicht von Land und Volk getrennt hatte, sondern in innigster Verührung mit dem heimatlichen Leben, mit der unverkümmerten Kraft seines Volksthums stand. Die Ballade knüpft sich an eine Anekdote aus der Zeit der Continentsperre, als England durch die Vergewaltigungen Napoleons sich genöthigt sah, das mit ihm verbundene Dänemark und Norwegen durch ähnliche Maßregeln zu bedrängen. Das Volk in Norwegen litt furchtbar darunter, da an vielen Plätzen die Zufuhr der nöthigsten Lebensmittel abgesperrt wurde. In dieser Noth soll sich ein tapferer Norweger auf kleinem, offenem Boote zwischen den englischen Blockadeschiffen und Kreuzern durch nach Zütland hinüber gewagt haben, um für die Seinen Getreide zu holen. Terje Wiggen nennt ihn der Dichter, wahrscheinlich nach der Volksüberlieferung, aus der die Geschichte stammt. Der Schauplatz der Begebenheit liegt ziemlich weit südwärts, in der Nähe des Städtchens Arendal; sie gehört aber dem Bereiche des Skagerracks an und muß jeden anziehen, der dieses Seerevier befährt.

Es wohnt' ein Sonderling, längst ergraut,
 Auf der Schären äußerstem Riff,
 Der hat noch keinem ein Leid gebrant,
 Sei es zu Land oder zu Schiff.
 Doch wilb zuweilen sein Aug' er zückt
 Bei Sturmflut und Orkan.
 Drum meinten die Leute, er sei verrückt,
 Und keiner gerne näher rückt
 An Terje Wiggen heran.

Terje Vigen.

Ich sah ihn einst nur einen Gang,
An der Brücke lag er mit Fisch'.
Sein Haar war weiß, doch lacht' er und sang
Wie die Jugend fröhlich und frisch.
Für die Mädchen hatt' er manch neckisches Wort,
Mit den Kindern ein Kind er war.
Er schwang seinen Hut; er sprang an Bord
Und hißte sein Segel und steuerte fort
Im Sonnenschein den „alten Nar“.

Nun will ich erzählen, was ich gehört
Von Terje, genau nach der Reih'.
Wenn euch ein trocken Wort auch stört,
So habt ihr doch Wahrheit dabei.
Ich hab's nicht aus seinem eigenen Mund,
Doch aus seinem vertrauesten Kreis,
Von seinem Tröster in letzter Stund',
Der ihm schloß die Augen zum Friedensbund,
Da er starb als betagter Greis.

Er war als Junge ein wilder Gesell,
Kam früh von den Eltern fort,
Und manche Hiebe trafen sein Fell,
Er war der Jüngste an Bord.
Er lief davon in Amsterdam,
Doch sehnt' er sich endlich nach Haus
Und kam mit „Foreningen“, Capitän Pram.
Doch niemand kennt ihn am Hafendamm,
Als Bübchen einst fuhr er hinaus.

Jetzt war er erwachsen, schön, stattlich und groß,
Und prunkte in stattlichem Kleid;
Doch die Eltern ruhten im Grabeschoß,
Und niemand trug um sie Leid.
Er starrt' einen Tag, kann sein auch zwei,
Dann schüttelt' von sich er sein Weh.
Er fand sich zu Lande nicht wohl, nicht frei,
Er dacht', daß es besser zu wohnen sei
Auf der weiten, wogenden See.

Ein Jahr danach war Terje vermählt,
Es ging in Eile und Hast.
Die Leute meinten, es wäre gefehlt,
Die Ruhe würd' bald ihm zur Last.
Doch ein eigen Dach nennt er nun sein,
Des Winters lockt nichts ihn hinaus.
Und die Scheiben strahlten wie Sonnenschein,
Und die weißen Gardinen und Blumen sein,
In dem kleinen, rothbraunen Haus.

Terje Wig.

Doch als im Lenze das Eis verzog,
Ging Terje aus zur Fahrt;
Im Herbst, als die Graugans südwärts flog,
Er sie halbwegs gewahrt.
Wie Centnerlast fällt's auf die Brust,
Er fühlt der Jugend Nacht,
Eine Welt voll Sonnenlicht und Blust
Liegt hinter ihm, Leben und fröhliche Lust,
Vor ihm des Winters Nacht.

Sie ankern. Die Kameraden zieh'n
Nach Landsbrauch zu Saus und Braus;
Zu ihnen ließ traurig den Blick er flieh'n,
Da er stand vor dem winzigen Haus.
Er schaut an den weißen Gardinen hinein —
Was ist's, daß zwei da sind?
Sein Weib saß still und haspelte Lein,
In der Wiege lag, frisch, roth und fein,
Ein lieblich lächelndes Kind.

Ernst sei geworden Terje's Sinn,
So heißt's, von diesem Tag.
Er wieget sein Kindlein, er denkt auf Gewinn,
Er scheuet nicht Mühe noch Plag'.
Wenn des Sonntag Abends der Tanz erklang
Beim Nachbar in stürmischer Art,
Die fröhlichsten Lieder zu Haus er sang,
Sein Kindlein im Arm — und die Zeit ward nicht lang,
Wenn Kennchen ihn zupfte am Bart.

So enteilte die Zeit, bis der Krieg brach aus
Anno achtzehnhundert und neun.
Der stürzte das Volk in Noth und in Graus,
Daß heut' sie noch deffen sich scheu'n.
Englische Kreuzer versperrten das Meer,
Im Land war Mißwachs und Noth.
Der Arme litt Hunger, der Reiche Beschwer,
Zwei kräftige Arme, sie nährten nicht mehr,
Vor der Thüre stand Seuche und Tod.

Da starnte wohl Terje einen Tag oder zwei
Dann schüttelt von sich er sein Weh.
Er hat einen Freund noch, alt und treu,
Die weite, wogende See.
Noch meldet im Westland treu gefinnt
Die Sage, was Terje gethan:
Da kaum sich legte der stürmende Wind,
Da fuhr der Tapf're für Weib und Kind
Uebers Meer in offenem Rahn.

Terje Vigen.

Das mindeste Boot ward auserseh'n
Zu der kühnen Stagensfahrt.
Zu Haus ließ Segel und Mast er steh'n,
Da waren sie gut bewahrt.
Mit dem nackten Boot, meint' Terje zwar,
Macht' ihm die See schon Last,
Im Jütischen Raff war der Weg nicht klar;
Weit schlimmer ein englisches Kriegsschiff war
Mit dem Adlerauge am Mast.

So überläßt er getrost sich dem Glück,
Hält scharf die Ruder gefaßt;
Nach Fladstrand kömmt er ohn' Mißgeschick,
Nimmt ein die willkommene Last.
Bei Gott! Die Ladung war nicht groß —
Drei Säcke Gerste — nicht viel!
Doch arm ist seiner Heimat Schoß;
Gesichert ist jetzt seiner Theuersten Voos:
Weib standen und Kind auf dem Spiel.

Drei Nächte und Tag blieb ans Ruder gebannt
Der starke, muthige Mann.
Am vierten Morgen ein neblig Land
Von fern er spähend gewann.
Das war nicht ein flüchtiges Wolkengebilde,
Nein, Berge, zum Krauze gereiht.
Hoch über den Facken, zerrissen und rauh,
Der Imenaes lagert, gewaltig und grau:
Nun weiß er wieder Bescheid.

Bei Haus ist er — ein Weilschen, traun,
Hält aus noch Muth und Kraft;
Sein Herz in Glauben und Vertrau'n
Zu Gott sich betend entkrafft.
Da war's, als erfröre das Wort im Mund, —
Er starrt — es ist zu spät —
Vor den Lüden, geöffnet zur selben Stund',
Fährt eine Corvette im Hernaes-Sund
Zur Küste, die Segel gebläht.

Man ruft ihn an; es tönt ein Signal —
Er kann nicht in die Bucht.
Der Morgenwind weht schwach und schal,
Gen Westen nimmt Terje die Flucht.
Da flog die Jolle vom Schiffstrand,
Er hört der Matrosen Sang.
Die Füße gestemmt an des Ruckens Wand,
Wühlt die tosende See er mit nerviger Hand,
Bis das Blut aus den Nägeln ihm sprang.

Terje Vigen.

Gaestlingen heißt man die blinde Schär'
Ostwärts von Homberg-Sund,
Da zischt die Brandung hin und her,
Zwei Fuß unter Wasser ist Grund.
Da blihet wie Milch und wie Silber die Flut
Auch am stillsten Sommertag.
Doch tost auch draußen die See voll Wuth,
Dahinter die Woge friedlich ruht,
Ausrastend vom brandenden Schlag.

Dorthin der Rachen des Terje fuhr
Wie ein Pfeil zwischen kochendem Schaum.
Doch die Fünfzehn jagen auf seiner Spur
Ihm nach zu dem friedlichen Raum.
Da, mitten in der Brandung Saus,
Klagt Gott er seine Noth:
„O breite den schirmenden Mantel aus,
Dort sithet mein Weib in dem ärmlichen Haus
Und harret mit dem Kindlein auf Brod.“

Doch lauter noch gellte der Fünfzehn Schrei,
Wie zu Lyngör geht es auch hier.
Das Glück stand wieder dem Dritten bei
Im fremden Raubrevier. —
Da Terje an die Klippen prallt,
Auch die Jolle steht gebannt.
Vom Steffen ruft der Führer: Halt!
Und stößt ein Ruder mit Gewalt
In des Rachens Bretterwand.

Die Planken knarren. In sprudelnder Hast
Dringt ein die schäumende Flut.
Zwei Fuß schon sinkt die theure Last,
Doch sinkt nicht Terje's Muth.
Er wehrt sich gegen den drohenden Stahl,
Er wirft sich hinaus ins Meer,
Er taucht und schwimmt und taucht nochmal;
Doch die Jolle wird flott, und der zündende Strahl
Und das Schwert zischt über ihm her.

Sie fischten ihn auf. An des Schiffes Rand
Nun Siegesjubel war.
Stolz reckt sich am Steuer der Commandant,
Ein Junge von achtzehn Jahr'.
Seine erste Schlacht galt Terje's Boot,
Drum brüstet er sich so fest;
Doch Terje, gebrochen von Schmerz und Noth,
Die Wangen naß, das Auge roth,
Fällt knieend vor ihm aufs Deck.

Lerje Vigen.

Er bot ihnen Thränen, sie zahlten mit Hohn,
Nur Spott erwiedert sein Fleh'n.
Es erhob sich ein Ostwind; sie eilten davon
Und ließen die Flaggen weh'n.
Da schwieg Lerje Vigen. Es war vollbracht.
Nun sorgt er wieder für sich.
Doch die Briten nahmen verwundert in Acht,
Wie etwas, dumpf wie Sturmesnacht,
Von seiner Stirne wich.

Er saß im Kerker lange Jahr',
In düstern, quälendem Raum.
Sein Nacken beugt' sich, es graute sein Haar
Von schwerem, sehnsüchtigem Traum.
Auf etwas er sann. Doch er gab nicht Bescheid,
Das war wie sein einziger Schatz. —
Mit dem Jahre vierzehn kam Friede und Freud',
Mit andern Gesang'nen ward Lerje befreit,
Ein schwedisches Schiff gab ihm Platz.

Froh stieg er daheim das Ufer hinan,
Zum König zum Lootsen ernannt.
Doch der graubehaarte, hagere Mann
War keinem mehr bekannt.
Im Haus wohnt' ein Fremdling, der Kunde ihm gab
Von zwei'n, die gehaufet einst hier. —
Sie fanden nicht Stütze, sie fanden nicht Stab.
Die Gemeinde bot ihnen gemeinsam ein Grab
In des Friedhofs Armenquartier.

Jahre verfloßen. Der Lootse verfaß
Sein Amt bis zum äußersten Riff,
Und keinem von ihm was Böses geschah
Zu Lande oder zu Schiff.
Nur wilb zuweilen das Aug' er zückt'
Bei Sturmflut und Orkan.
Drum meinten die Leute, er sei verrückt,
Und keiner gerne näher rückt'
An Lerje Vigen heran.

Bei trübem Mondscheinabend kam
In Aufruhr der ganze Strand.
Eine englische Yacht zur Küste nahm
Ihren Lauf, kein Segel gespannt.
Die rothe Flagge am Vormast weht —
Ein Nothschrei ohne Wort —;
Voraus über Stag eine Barke geht,
Die kämpfend im WogenSchwall sich dreht,
Hoch steht der Lootse an Bord.

Terje Vigen.

Er schien so ruhig, so fest und gewandt,
Wie ein Riese ins Steuer er griff.
Die Nacht gehorcht. Sie weicht vom Land
Und folgt dem winzigen Schiff.
Da kam die Lady, ihr Kind im Arm,
Und der Lord zog seinen Hut:
„Ich mach' dich so reich, als jetzt du bist arm,
Erdfestest du uns aus dem Wogenschwarm!“ —
Doch plöblich der Vootse ruht.

Sein Antlitz erbleichet, es zuckt sein Mund,
Er knirscht, er kämpfet, er lacht.
Ein fürchterlich Lächeln! Hoch auf dem Grund
Staub des Briten prächtige Nacht.
„Sie weigert Gehorsam. Hinab ins Boot,
Mylord, Mylady, mit mir!
Das Schiff geht in Stücke. Folgt meinem Gebot!
Ich kenne den Weg. Ich entreib' euch der Noth,
Doch säumet länger nicht hier!“

Das Seefeuer brannte, der Rachen flog
Mit der theuren Last durch die Flut.
Der Vootse stand hinten, mächtig und hoch,
Sein Auge sprüht grimmige Glut.
Jetzt schießt er leewärts zur Gaeslings-Schär',
Jetzt lowärts zum Hesnæs-Sund;
Dann zieht er am Steuer und Stagseil nicht mehr,
Er schwingt das Ruder und stößt es schwer
Herab in des Bootes Grund.

Und schaumweiß sprudelt der Gischt herein —
O Schrecken, keinem gleich!
Hoch hebt auf dem Arme ihr Töchterlein
Die Mutter schreckensbleich.
„Anna, mein Kind!“ schreit sie voll Weh.
Da beb't der graue Pilot.
Er dreht das Ruder, er treibt's ins Lee;
Einem Vogel gleich schießt über die See
Im strudelnden Schaume das Boot.

Ein Ruck — und es sinkt. Doch im brandenden Meer
Wittinnen die Woge ruht.
Es streckt sich laug ein Rücken daher
Nur kniehoch unter der Flut.
„Fort!“ ruft der Lord. „Es gilt Leben und Tod!
Der Boden unter uns weicht!“ —
Der Vootse lächelt: „Es hat keine Noth;
Drei Tonnen Gerste, ein versunknes Boot
Zum Stehen schon uns reicht.“

Terje Vigen.

Da fährt wie ein Blitz durch des Briten Gemüth
Der jähen Erinnerung Schreck:
Das ist der Matrose, der weinend gekniet
Vor ihm einst auf stattlichem Deck.
Da schrie Terje Vigen: „Mein ganzes Geschick
Hast frevelnd und schön'd' du gekniet.
Doch die Rache naht; noch ein Augenblick!“
Und vor dem Lootsen mit flehendem Blick
Kniet der stolze Brite gebückt.

Doch Terje stand an des Ruders Schaft
Schlank wie im blühendsten Jahr.
Sein Auge flammt von unbändiger Kraft,
Es flattert im Winde sein Haar.
„In stolzer Corvette fuhrst du gemach,
Ich rudert' mein ärmliches Boot.
Ich rang für die Meinen, selbst todeschwach.
Du raubtest ihr Brod und warfdest mir nach
Noch Spott in meine Noth.

„Wie Frühling strahlt deine herrliche Frau,
Ihre Hand ist wie Seide so fein.
Meines Weibes Hand war grob und rau;
Doch immerhin — sie war mein.
Dein Kind hat Goldhaar und Augen so blau
Wie die Englein in Himmelshö'h'n.
Mein Töchterlein, ach! war hager und klau,
Gott bessr' es, und sein Gesichtchen so grau;
Denn Armuth macht nicht schön.

„Schau, das war mein Reichthum in dieser Welt,
Und mehr hab' nie ich begehrt.
Mir galt das mehr als Gut und Geld,
Dir deuchte so klein der Werth.
Doch die Zeit der Rache ist da, fürwahr,
Und erleben mußt du die Stund',
Die aufwiegt all' die langen Jahr',
Die gebeugt meinen Nacken, gebleicht mein Haar,
Und gebohrt mein Glück in Grund!“

Und mit der Linken packt er das Kind,
Schwingt's vor der Mutter Leib.
„Zurück, Mylord! Zurück, geschwind!
Sonst kostet dir's Kind und Weib!“
Zum Kampf reckt der Brite sich abermal,
Doch gelähmt ist des Armes Macht;
Es zerreißt ihm das Herz; der Blick wird sah;
Sein Haar — man sah es beim Morgenstrahl —
Ward grau in der einen Nacht.

Terje Vigen.

Doch Terje's Stirne glänzt heiter und klar,
Sein Herz kömmt wieder zur Ruh'.
Er senket das Kindlein und streichelt sein Haar
Und küßt seine Händchen dazu.
Und er athmet auf, wie aus Kerfersglut:
„Jetzt nenn' ich mich wieder mein,
Bin Terje Vigen, bin allen gut!
Wie ein Bergbach tobte mein stürmendes Blut.
Es mußte Vergeltung mir sein!

„Die langen Jahre in Kerfersqualm,
Sie machten mich siech und wund.
Zertriten lag ich wie ein Halm
In des Elends tiefstem Grund.
Doch das ist vorbei, denn quitt sind wir,
Die Schuld deckt wohl dein Gewinn.
Ich gab, was ich hatte. Du nahmst es mir,
Nun ford're bei Gott, wenn ich schadete dir.
Er hat mich gemacht, wie ich bin!“

Als der Morgen graute, da lag die Nacht
Im Hafen, gerettet, am Strand;
Bricht keiner auch das Geheimniß der Nacht,
Schallt Terje's Ruf doch durchs Vand.
Der nächtliche Sturm hat weggesegt
Den alten Jammer und Schreck.
Hoch Terje wieder den Nacken trägt,
Der einst sich krümmte, Schmerzbewegt,
Wie im Tod, auf dem feindlichen Deck.

Und es kam der Lord und sein Ehegemahl
Und andre, ein ganzer Schwarm,
Und sie schütteln die Hand ihm zum letzten Mal
In dem Häuslein, so einsam und arm.
Sie dankten, daß er sie den Wogen entführt,
Dem Felsen, dem stürmenden Wind.
Doch Terje streichelt lieb Kennchen geführt:
„Wer euch gerettet, wem Dank gebührt,
Das ist dieß liebe Kind.“

Als die Nacht sich drehte um Hernaes-Sund,
Zog der Heimat Flagge er auf.
Dort liegt in der Brandung ein friedlicher Grund,
Dort ruht der Wogen Lauf.
Eine Thräne perlt über Terje's Kinn,
Ein Seufzer entrinnt sich ihm leis:
„Groß war mein Verlust und groß mein Gewinn;
Wie es ging, war's am besten, zufrieden ich bin,
Und Gott sei Dank und Preis!“

Der norwegische Seemann und Fischer.

So war's. Ich sah ihn nur einen Gang,
An der Brücke lag er mit Fisch'.
Sein Haar war weiß. Doch er lachte und sang
Wie ein Jüngling fröhlich und frisch.
Für die Mädchen hatt' er manch neckisches Wort,
Mit den Kindern ein Kind er war,
Er schwang seinen Hut; er sprang an Bord
Und hißt sein Segel und steuerte fort
Im Sonnenschein den „alten Mar“.

Bei Hjaerekirke sah ich ein Grab,
Von Wind und Wetter verheert,
Auf dem kleinen Hügel, den nichts umgab,
Ein Brettchen, schwarz getheert.
Drauf stand „Thaerie Wijghen“, weiß gemalt,
Und das Jahr, da er fand seine Ruh'.
Und die Sonne da brennt und der Sturm da faust,
Drum wuchert das Gras steif und gerzaust;
Doch wilde Blumen dazu.

Ganz befriedigend kann die Ballade auf ein christliches Gemüth nicht wirken. Man erwartet von dem trohigen Seemann ungeachtet seines herben Looses ganze und volle Verzeihung — die schönste Rache des Christen. Daß er sich auch nur einige Augenblicke an der Lebensgefahr der englischen Familie weidet, hat etwas Abstoßendes, wenn seine wilde Kraftnatur das auch begreiflich erscheinen läßt. Ich kann kaum glauben, daß dieser Zug aus dem eigentlichen Volksleben gegriffen ist, einem Volksleben, das damals sicher noch einen durch und durch christlich-gläubigen Charakter besaß. Es ist mir fast wahrscheinlicher, daß der Dichter, schon als Jüngling mit den frommen Ueberlieferungen der Kindheit zerfallen, ihn in die sonst rührende Geschichte hineingetragen hat. Die Kraftnatur Terje's aber, das Leben und Weben der Strandbevölkerung, die Küstenlandschaft mit ihren Schrednissen und Gefahren hat er jedenfalls meisterlich gezeichnet. Der nordische Seemann steht vor uns in seiner ganzen Rauheit und Gemüthlichkeit, Kaltblütigkeit und Leidenschaft, Thatkraft und Herzensgüte, die sich in sonderbarem Gemisch durchkreuzen. Die armen Fischer- und Schifferhäuschen am Strande mit ihren Blumen an den Fensterchen umfassen wohl manchmal das traulichste Familienglück; aber wie nirgends sonst hängt das Glück an einem Faden und drohende Sturmeswolken darüber. Alles zerstört in einem Nu die Macht der Elemente, und während der Landmann auch im Unglück noch ein Ruheplätzchen bei den Seinen findet, wird der Seemann gar oft, gleich dem beweglichen Elemente, aus dem Kreise seiner Lieben hinausgerissen, zuletzt wie ein Fremdling im eigenen Heim. Der Schiffer und Lootse, der hundert Stürmen getrozt, wird unwillkürlich dem Volke wie dem Fremden ein Gegenstand der Verehrung und Liebe. Der Reisende aber, der in sicherer

Gemächlichkeit über die weite Meeresfläche dahinschaukelt, wird nicht ohne Mitgefühl der Vielen gedenken, die heute noch in schwerem Ungemach, in Kampf und Noth mit den Wogen ringen müssen, um sich und den Ihrigen das Leben zu fristen.

Die Einfahrt in den Fjord von Christiania bietet anfänglich dieselben Elemente, wie jene in dem Schärenürtel von Bergen. Knorrige Felsinseln, kahl, öde, von der Flut völlig geglättet, steigen aus dem Meerespiegel auf, dazwischen der Leuchtturm von Lille Faerder. Dann beleben sich Inseln und Strand erst mit kleinerem Birkengebüsch, darauf mit Tannen und Birken, endlich mit Häusern, Wiesen und kleinen Stücken von Ackerland. Die Flutlinie ist noch sichtbar und entschwindet erst langsam nach dem Innern des Fjords hin, der im Winter zugefrieren pflegt.

Bei Horten verengt sich die weite Bucht zum freundlichen See, kaum 6 km breit. Horten hat eine kleine Zweigbahn an die Linie, welche Christiania mit Drammen, Tönsberg, Laurvik und Skien verbindet. Die Station liegt am Strande. Etwas westlich hinter freundlichen Waldhügeln befindet sich Karl Johansbaern, der von kleinen Inseln umgebene Hafen der norwegischen Kriegsflotte. Diese zählt 4 Monitors, 2 Fregatten, 43 kleinere Dampfer und 55 Segelschiffe, mit 121 Officieren und 334 Seesoldaten und Matrosen. Die Handelsflotte Norwegens dagegen belief sich 1888 auf 7269 Schiffe mit 1 503 572 Tons und 55 722 Mann Besatzung.

Gleich hinter Horten erweitert sich die Meerstraße wieder zum ansehnlichen Sunde bis zu mehr als 20 km Breite. Dann theilt sie sich in drei Arme, von denen der kleine Sandefognsfjord nach Westen einbiegt, der längere, schmale Drammensfjord in weiter Krümmung erst nördlich, dann westlich läuft, der Christianiafjord selbst aber, sich am meisten verengend, die Richtung nach Norden beibehält. Horten gegenüber streckt sich am Ostufer die bewaldete Insel Hjellö hin mit dem anmuthigen Städtchen Moss, wo die Bahn Christiania-Göteborg den Fjord berührt.

Aus einem Meeresarm, viel breiter als der Bodensee, westwärts von bläulichen Bergen und Hügeln umkränzt, gelangt man in einem halben Stündchen schon in eine Meerenge, die bloß noch einem kleinen See gleicht. Wieder nur eine Weile, und bei Dröbak legen sich die Haa-Öer davor, daß man schon am Ende des Fjords zu sein glaubt. Dieser theilt sich nun in zwei Arme, von denen jeder kaum 1 km breit ist. Man glaubt auf einem Fluß zu sein. Beide Ufer lassen sich bis ins kleinste übersehen, Wald und Wiese, Felsgestade und Ackerland, freundliche Häuschen und Höfe. Doch auch das dauert nicht lange. Der Fluß wird wieder zum See und zur mächtigen Meeresbucht, die sich nach allen Seiten hin ins Land einzackt, von Inseln und Vorgebirgen höchst malerisch unterbrochen.

Dieser beständige Wechsel gibt dem im allgemeinen ernsten Landschaftsbilde einen unbeschreiblichen Reiz. War auch der Tag nicht so hell und

ALBUM
YTISREY
YRAXY



7.

wonnig, wie der vorige, so rang sich die Sonne doch zeitweilig durch das Gewölke, zitterte leuchtend über die vielen kleinen und großen Wasserstraßen dahin und ließ dem grünen Ufersaum Farbe und Leben. Die Einfahrt übertrifft unzweifelhaft jene bei Bergen.

Seinen Glanzpunkt erhält das Panorama jedoch erst in der Nähe der norwegischen Hauptstadt selbst, wo der Fjord sich etwas ostwärts dreht und einen langen Seitenarm nach Süden entsendet. Das Durcheinander von Land, Inseln und Meer hätte fast etwas Verwirrendes, wenn nicht jedes der kleinen Einzelbilder einen angenehmen Ruhepunkt böte, schließlich aber das Ende des Fjords sich zum majestätischen Hauptgemälde entfaltete.

Das Gebirge drängt sich hier nicht, wie in Bergen, steil, drückend an das Meer vor, es entwidelt sich aber massiger und kräftiger als bei Throndhjem und bildet mit seinen waldigen Gneis- und Porphyrtuppen einen weiten, imposanten Hintergrund. In mächtigen Felszungen (Tanger) reckt es da und dort seine Arme gleich dem Geäste eines gewaltigen Baumes in das Meer hinaus oder läßt sie in kleineren Inseln noch einmal sehen. Über überall hat sich der Fels mit Wald und Busch umkleidet oder trägt menschliche Wohnungen auf seinen Höhen oder an seinem friedlichen Fuß.

Auf einer solchen Felszunge glänzt uns schneeweiß die alte Festung von Christiania, Akershus, zwischen grünen Bäumen entgegen und gibt dem Bilde einigermaßen einen Mittelpunkt. Denn die spitze Landzunge, auf der es steht, scheidet das Ende des Fjords in zwei Buchten — Björvik nach Osten, die Piperviksbugt nach Westen. Links von dieser ragt die Insel Ladegaardssøen mit dem schmucken Königsschlosse Oskarshall in den Fjord hinaus, rechts von jener gibt der Ekeberg dem Stadtbilde einen Abschluß. Vor Akershus im Fjord lagern die Inseln Hovedø, Vindø, Natholm, Blekø; hinter Akershus breitet sich auf sehr unregelmäßigen Terrassen, wellenartigen Hebungen und Senkungen die Stadt aus, fast unabsehbar nach Osten und Westen, besonders nach letzterer Richtung hin. Nordwärts steigt die Stadt am meisten in die Höhe, Weiler und Höfe darüber, bis endlich die Bardetolle, der Slogumsaaß, der Kolsaaß (380 m), der Voksenaas (474 m), die Tryvands Höhe (533 m) und andere Höhen das Bild begrenzen. Obwohl diese Berge nicht sehr hoch sind, hat doch Christiania durch sie viel vor Stockholm voraus. Stadt, Vorstädte und Umgebung zerfließen nicht im ebenen Raume; Berge und Hügel schaffen beständig ein neues, malerisches Bild; würzige Berg- und Waldluft mischt sich mit dem salzig-kräftigen Hauche des Meeres.

11. Christiania.

Christiania ist keine sehr alte Stadt. Dagegen spielt die umliegende Gegend, Vik oder Vilen genannt, schon in der frühen Geschichte Norwegens eine bedeutende Rolle. An dem herrlichen Fjord, am Stagerrad und Kattegat berührte sich das ausgedehnte Bergland mit dem südlichen Schweden und mit Dänemark. Hier war der nächste Verbindungspunkt mit Deutschland und mit dem europäischen Festland, dessen Leben und Cultur. Oslo, jetzt eine Vorstadt von Christiania, wurde als Kaufstadt bereits in den Tagen des Königs Harald Hardrade, um die Mitte des 11. Jahrhunderts angelegt, und nicht lange dauerte es, da ward die rasch aufblühende Stadt auch der Sitz eines Bischofs. Als erster Bischof wird Apgaut genannt, ein Schwestersohn des Bischofs Grimkel, welcher unter dem hl. Olaf für die Ausbreitung des Christenthums thätig war. Meister Adam von Bremen kannte ihn persönlich. Der Sprengel von Oslo reichte weit nach Schweden hinab. Unter König Sigurd dem Jerusalemsfahrer (1103—1130) rückte der politische Schwerpunkt des Reiches in den Süden, indem er Kongehelle, etwas nördlich von dem heutigen Göteborg (in dem schwedischen Vohuslän), zu seiner Hauptstadt machte und gewaltig befestigte. Das Bisthum Oslo reichte in jener Zeit von dem Göta-Elf bis über den Miosensee hinauf und an der andern Seite des Christiania-Fjords über Tönsberg hinab. Erst 1151 wurde es durch Gründung des Bisthums Hamar eingeschränkt, blieb aber auch dann das reichste Bisthum von Norwegen.

Wie alle älteren katholischen Culturstätten hat auch Oslo seinen Heiligen und seine Legende. Das Andenken daran hat sich im Stadtwappen von Oslo erhalten und ist als solches in das Wappen der jetzigen norwegischen Hauptstadt übergegangen.

Sanct Halvard, bei den Vollandisten Halwardus, heißt der Patron von Oslo-Christiania. Sein Vater war der reiche und angesehene Bauer Vebjörn auf dem Hofe Husaby zu Vier am Drammensfjord, seine Mutter Thorny aber die Schwester Aasta's, der Mutter des hl. Olaf und des Königs Harald Hardrade. Der Knabe Halvard aber, so meldet das Utrechter Legendenbuch zum 14. Mai, wuchs auf im väterlichen Hause, allen lieb und theuer. Er war dem christlichen Gottesdienst sehr ergeben, den Eltern gehorsam, gegen die Verwandten liebevoll, keusch und gerecht und reich an

jeglicher Tugend. Als er aber zum Jüngling herangewachsen war, da begann er dem Vater in der Sorge für Haus und Hof beizustehen. Es wird erzählt, er habe sich dabei gleich anfangs zwei Gewichte gemacht, ein kleineres, um seinen Antheil, ein größeres, um den Antheil seines Bruders zu wägen, um so ja nie in Gefahr zu kommen, die kleinste Ungerechtigkeit zu begehen. Als er einmal auf einer Handelsreise nach Gotland kam (ob die Insel Gotland oder die gleichnamige Landschaft von Schweden gemeint ist, das ist ungewiß), fiel er einem vornehmen Manne, Namens Votvid, auf. „Dein Gesicht“, sagte dieser zu dem verwunderten fremden Jüngling, „hat etwas ganz Besonderes und Ehrfurchtgebietendes vor allen, die hier mit uns sind. Ich bin ganz sicher, daß uns in dir noch Großes und Wunderbares bevorsteht!“ Und er nahm Halvard und seine Gefährten in sein Haus auf und bewirthete sie mit allem Aufwand, der ihm zu Gebote stand, und kaufte ihm alle Waaren ab, die er mit sich führte, gab ihm reiche Geschenke dafür und rüstete beim Abschied sein Schiff mit allem Nöthigen aus, und so kehrte der Heilige glücklich und wohlbehalten in seine Heimat zurück.

Nicht lange danach — es war bei Anbruch des Frühlings — wollte Halvard Geschäfte halber über den Drammensfjord fahren, zog deshalb sein kleines Boot vom Strand und setzte sich ans Ruder. In diesem Augenblick kam ein Weib gelaufen, das sich in gesegneten Umständen befand, zitternd und außer sich vor Athem, und beschwor ihn, sie mitfahren zu lassen. Er fragte, wie sie hieße und wohin sie wollte; sie sagte ihm ihren Namen und daß sie über den Fjord wolle, man setze ihr nach und darum sei sie so schnell gelaufen. Da ließ er sie hinten ans Steuer sitzen und griff in die Ruder. Plötzlich aber sah er an dem Gestade, von dem die Frau hergekommen war, drei Männer eilig herbeilaufen, die alsbald ein zweites Boot bestiegen und ihm aus Leibeskräften nachruderten. Da fragte St. Halvard: „Kennst du diese Männer?“ — „Ich kenne sie“, erwiderte das Weib. Darauf er: „Wie ich sehe, verfolgen sie dich; was hast du gethan?“ — „Ja, es ist wahr, sie verfolgen mich. Aber was sie mir vorwerfen, das habe ich nicht gethan. Sie klagen mich des Diebstahls an.“ Da sagte er: „Getraust du dich, die Feuerprobe zu bestehen?“ — „Ich kann's und bin's bereit,“ antwortete sie, „wenn sie nur mein Leben schonen.“

Die Männer aber hatten das Boot bald eingeholt und riefen: „Wie? Halvard! du, ein so waderer junger Mann, ein Sohn so edler Eltern, magst ein so schlechtes Weib beschützen? Gib sie heraus! Sie muß sterben: denn sie hat den Tod verdient.“ — Halvard fragte: „Was hat sie denn Böses gethan?“ — „Sie hat bei unserem Bruder gestohlen,“ erwiderten sie, „sie ist in sein Haus eingebrochen“ — „Und wie konnte sie in sein Haus einbrechen?“ fragte er. — „Sie hat den Holzkeil aus dem Sperrbaum gerissen, der die Thürpfosten stützte“, erwiderten sie. — „Das übersteigt die Kräfte eines Weibes,“ sagte er; „das vermag nur der stärkste Mann. Hat

einer wirklich gesehen, daß sie das gethan hat? Oder habt ihr gefunden, was sie in ihr Haus fortgetragen haben soll? Wenn das aber nicht gewiß ist, weshalb soll sie sterben? Ist es nicht gerechter, daß sie sich von der Anklage reinigt, wenn sie kann? Hat sie gefehlt, so soll sie nach dem Gesetze bestraft werden, oder ich werde sie loskaufen. Aber die arme Frau, die ein Kind in ihrem Schoße trägt, dürft ihr nicht tödten. Beruhigt euch also und begeht keine vermessene That!“ Da brachen jene in lautes Wuthgeschrei aus. Einer aber von ihnen ergriff seinen Bogen und spannte ihn. Der scharf gezielte Pfeil durchbohrte die Brust des Martyrers. Dann tödteten sie das Weib und begruben es am Ufer; an Halvards Leiche aber befestigten sie einen großen Felsblock und versenkten ihn in dem Fjorde. Doch durch göttliche Gnade und um der Verdienste des Martyrers willen blieb die Leiche mit dem schweren Felsstück auf der Oberfläche des Meeres schwimmend und wurde so aufgefunden.

Die Legende, in alten isländischen und lateinischen Handschriften erhalten, bezeichnet in schöner, sinniger Weise den Sieg des Christenthums über die furchtbare Wildheit und Blutgier der Normannen. An die Stelle unbändiger Leidenschaft und Gewaltthat tritt die Lehre der Gerechtigkeit, der Liebe, der Geduld, jene heldenmüthige Nächstenliebe, die eher das eigene Leben opfert, als eine Ungerechtigkeit zu gestatten. In St. Olaf hatten die Großen und Mächtigen ein leuchtendes Vorbild gefunden, in St. Halvard fand der schlichte nordische Bauer, der gemeine Mann sein Lebensideal in schönster Weise verkörpert. Man begreift, wie dieser Heilige, durch wunderbare Erscheinungen und Krankenheilungen ausgezeichnet, alsbald einen hohen Grad von Volksthümlichkeit erlangte, wenn auch eine förmliche Canonisation nicht stattfand. Sein Name findet sich in einem Lübecker Martyrologium von 1490 und in einem Kölner Martyrologium desselben Jahres; im Missale und Brevier von Thronbjern von 1519 hat er sein eigenes Officium mit Messe und besonderen Lectionen; ein lateinischer Hymnus auf ihn hat sich dagegen bis jetzt nicht vorgefunden.

Magister Adam von Bremen erzählt vom hl. „Alfwardus“ nur, daß er unter den Normannen lange verborgen und heilig gelebt habe, aber endlich aus der Verborgenheit herausgetreten sei; indem er einen Feind beschützt, sei er von Freunden getödtet worden; an seiner Ruhestätte geschähen noch gegenwärtig auffällige Wunder durch Krankenheilung¹. Die isländischen Annalen versehen seinen Martyrtod (*Píning ens helga Halvards*) in das Jahr 1043, also 13 Jahre nach dem Tode des hl. Olaf bei Stiklestad.

¹ *Alfwardus quidam inter Nortmannos sancta conversatione diu latenter vivens, abscondi non poterat. Ille igitur dum protexit inimicum, occisus est ab amicis. Ad requietionis locum magna hodieque sanitatum miracula populis declarantur.* Adam Brem. III, 53.

Verehrung des hl. Halvard.

Der Leib des hl. Halvard wurde in einem prächtigen Schrein zu Oslo aufbewahrt, wie jener des hl. Olaf in der Kathedrale zu Throndhjem. Als Oslo Bischofsstadt wurde, da wurde die ihm zu Ehren gebaute Kirche bischöfliche Kathedrale und blieb es bis zur Glaubensstrennung. Auch andernwärts wurden ihm Kirchen gewidmet: so eine Steinkirche in der Stadt Bergen, eine Wallfahrtskirche zu Ytterby in Viken, eine Kirche zu Opstad im Odal, Kapellen zu Syllingdal in Vier und zu Löbbö in Vorre, letztere mit einer



S. Capituli Ecclesiae Sancti Halwardi de Aslo.

Siegel des Kapitels der Kirche des hl. Halvard zu Oslo.

Quelle, zu der viele Kranke ihre Zuflucht nahmen. Im Dome zu Throndhjem hatte der Heilige seinen besondern Altar.

Als 1137 der Dänenkönig Erich Emune Oslo überfiel, wurde St. Halvards Schrein nach der Kirche Fors in Nannestad geflüchtet. Seine Kirche zu Oslo wurde von den Dänen niedergebrannt, aber später wieder schöner aufgebaut. Sein kostbarer Schrein verschwand wie jener des hl. Olaf zu Throndhjem in den Zeiten der Glaubensstrennung, ohne daß sich nähere Kunde darüber erhalten hätte.

Die Verehrung des hl. Halvard verpflanzte sich auch nach Island hinüber; sein Festtag (Hallvardsmossa) fiel in Norwegen und Island auf den 13., in Dänemark auf den 15. Mai. Bei den Vollandisten steht er am 14. verzeichnet. Eine ausführliche Lebensbeschreibung (Hallvarðs Saga norraen) war noch im 16. Jahrhundert auf Island bekannt, ist aber seither verloren gegangen. Dagegen hat sich noch bis ins 18. Jahrhundert ein altes Volkslied über den Heiligen erhalten, das sich Árni Magnússon 1703 von einer 80jährigen Frau dictiren ließ und das gleich vielen anderen religiösen Dichtungen aus katholischer Zeit sehr anschaulich zeigt, wie tief die alte Heiligenverehrung ins Volksleben hinein verwachsen war. Es hat den gemüthlichen Ton einer echten Volkslegende. Der Name der Mutter des Heiligen ist darin aus Þórny in Oddny und der Name seiner Heimat Vier in Hlidarendi verändert, die Legende selbst nach Island versetzt; doch hatte die Frau noch von dem Pfarrer Árni in Thingvellir ausdrücklich vernommen, daß St. Hallvardr in Norwegen gelebt hätte; der Geistliche selbst kannte noch die alte Biographie.

Als Patron von Oslo kam St. Halvard auf das Siegel dieser Stadt. Es stellt ihn dar mit Pfeilen in der einen Hand, einem Mühlstein in der andern, zu seinen Füßen eine Frau. Als später die Stadt Christiania dieses Wappen der ältern Stadt übernahm, scheint man die Bedeutung nicht mehr gekannt zu haben. Aus dem Heiligen machte man eine Frau, aus dem Weibe einen geharnischten Ritter und aus dem Mühlstein einen Ring. Das Kapitelsiegel von Oslo (dessen Stempel sich im Museum zu Kopenhagen befindet) stellt einen gotischen Schrein dar, welcher die Kathedrale symbolisirt; in der Mittelnische thront der Bischof mit seinem Hirtenstab, rechts und links von seinen (sieben) Canonikern umgeben. Das Bild über dem Bischof in der Thurmnische ist offenbar Christus (mit dem Kreuznimbus, die Rechte segnend erhoben, in der Linken die Weltkugel, rechts und links von Engeln incensirt), nicht aber der hl. Halvard, wie Professor Ludwig Daae und andere nordische Forscher geglaubt haben.

In der bewegten Geschichte des alten Norwegen kommt Oslo beständig vor. Die meisten Könige schlugen da zeitweilig ihren Sitz auf, einige bevorzugten die Stadt vor Bergen und Throndhjem. Hier kam das Königthum am meisten zur Geltung, während in Bergen mehr der Charakter der größten Handelsstadt, in Throndhjem jener der kirchlichen Metropole hervortrat.

Häufige Feuersbrünste, Kriege, Belagerungen und Plünderungen ließen die Stadt nie einen ruhigen Aufschwung gewinnen; doch wurde sie immer wieder von neuem aufgebaut und befestigt, bis sie nach der Glaubensstrennung in unaufhaltsamen Verfall sank.

Wenn man sich eine Vorstellung von dem mittelalterlichen Oslo machen will, so muß man sich nach Hovebø rudern lassen, der ansehnlichsten Insel, die unmittelbar vor dem heutigen Christiania liegt. Es bedarf dazu einer

Erlaubniß von dem Felttöimester auf der Festung Akershus, da die Insel mit zu den Befestigungswerken der Stadt gehört. Dieser kriegerische Charakter macht sich allerdings sehr wenig geltend. Wenn man an einer der kleinen Buchten gelandet ist, befindet man sich in einem anmuthigen, hügeligen Park, rundum vom Fjord umfungen. Bald umschattet uns das dichteste Birkengrün, bald tritt an einer Lichtung ein Theil der bezaubernden Uferlandschaft in Sicht. Die Insel besteht aus zwei Hügeln, welche durch einen niedrigeren Landstreifen verbunden werden und so ein Hufeisen bilden, dessen Oeffnung ungefähr Oslo gegenüber liegt. Hier zeigen sich, von Gestrüpp umrankt, die Trümmer eines Klosters, meistens kaum manns hoch über den Boden hervorragend. Kirche, Kapitelsaal, Speisesaal, Kreuzgang lassen sich noch unterscheiden. Der Grundplan, einige Kapitäle, Gesimsstücke, kleine Bogen bezeugen den romanischen Charakter des Baues. Die Kirche ist aber in späterer Zeit nach Osten erweitert worden und hat mehr Altäre erhalten. Nach allen Seiten hin haben Anbauten stattgefunden. Während der ältere Bau aus behauenen Quadern besteht, sind die Anbauten meist aus Ziegel. An einem Eckthurm der Kirche hat sich noch der untere Theil einer Wendeltreppe erhalten. Oben von der Mauer hat man in den Trümmern noch den Grundplan des einstigen Heiligthums vor sich, das einst freundlich nach Oslo hinübergrüßte.

Dort stand neben der Kathedrale des hl. Halvard das Frauenkloster Konnejetr, der heiligen Jungfrau geweiht, dann das Kloster der Predigerbrüder zum hl. Olaf, das Barfüßerkloster austr á Lykkjum, und dazwischen und darum die Höfe des Adels und die Häuser der Bürger, an der Bucht hinüber bis an die Burg Akershus. Wie lieblich mögen die Glocken von all den Kirchen einst über den Fjord dahingeklungen haben! Wie herrlich mag es gewesen sein, wenn die Bischöfe von ganz Norwegen sich zu einem Concil da versammelten und Priester, Mönche und Bürger in ihren malerischen Trachten ihnen mit Kreuz und Fahnen an den Strand entgezogen!

Das „Salve Regina“ war hier kein unbekanntes Lied. Denn der Himmelskönigin war das Heiligthum in Hovebø oder, wie es früher hieß, Höfuden, geweiht. Cistercienser aus Lincoln hatten sich im Mai des Jahres 1147 hier niedergelassen und die neue Pflanzstätte unter den Schutz Maria's gestellt. Das that wohl noth; denn unter den fast beständigen politischen Wirren Norwegens hatten die Klöster viel zu leiden. Ein Mönch aus Hovebø, Jon Aulung, wurde im Jahre 1185 sogar als Gegenkönig der Krummstäbler wider den Birkebeiner-König Sverre aufgestellt und fiel im Kampfe gegen diesen. Sverre rächte sich indes dafür an dem Kloster nicht, sondern bestätigte dessen Stiftungen und Freiheiten. Die folgenden Könige und Parteiführer erweiterten durch ansehnliche Vergabungen des Klosters Besitz. Abt Askatin wurde Reichskanzler der Könige Hakon und Magnus, vertrat den König 1266 bei dem Frieden von Perth, begleitete ihn 1269 zu den Friedens-

unterhandlungen in Winchester und nahm 1274 an dem allgemeinen Concil zu Lyon theil. Sein Nachfolger Laurentius führte wichtige Unterhandlungen in Rom, welche die Sendung des Cardinals Wilhelm von Sabina zur Folge hatten.

Als im Jahre 1455 das Kloster der Birgittinerinnen zu Bergen abgebrannt war, wurde eine seltsame Vereinbarung getroffen. Die Cistercienser von Hovedö zogen nämlich nach Bergen und überließen ihr Kloster mittlerweile den um Wohnung verlegenen Nonnen. Es ist um so sonderbarer, als die Birgittinerinnen auch hier bauen lassen mußten, da die Gebäude ihren Einrichtungen, dem Doppelconvent und der strengen Clausur, nicht entsprachen. Die Kirche wurde, wie es scheint, nach Osten erweitert und erhielt neue Altäre, fast überall im Kloster wurden Umbauten vorgenommen und verschiedene neue Flügel ziemlich regellos an das ursprüngliche Kloster gefügt. Unterdessen wurde in Bergen das Kloster Munkeliv für sie neu aufgebaut, und um 1478 konnten sie dahin zurückziehen, während die Cistercienser wieder in ihrem alten Inselkloster Wohnung nahmen.

Hovedö wurde noch vor der Glaubensstrennung zerstört, als Christian II. Ende 1531 nach Norwegen kam, um sich des Thrones und Reiches zu bemächtigen. Obwohl ihm bei seiner Ankunft von den Ständen gehuldigt wurde, gelang es ihm nicht, die Festung Akershus zu überwältigen, welche Herr Mogens Gyldenstjerne als Hovedsman verteidigte. Dieser hatte bereits versucht, den Abt Hans Andersson für sich zu gewinnen. Da derselbe aber zum König hielt, ließ er ihn in der Nacht auf Sonntag den 21. Januar 1532 im Bette überfallen und ins Gefängniß nach Akershus schleppen, bemächtigte sich aller Kostbarkeiten und ließ das Kloster bis auf den Grund niederbrennen. Abt Hans wurde später befreit, aber bemühte sich vergeblich um die Wiederherstellung des Klosters. Die Güter desselben (443 verschiedene Höfe und Grundstücke) blieben unter der Verwaltung des Schloßkommandanten von Akershus. Die Trümmer des Klosters wurden verwendet, um diese Festung zu erweitern, und in den Kriegen von 1807 und 1808 wurden auf die Insel einige Batterien hingelegt.

Der letzte katholische Bischof von Oslo, Hans Reff, war der einzige der katholischen Bischöfe Norwegens, der zu der neuen Lehre übertrat. „Er war ein geschmeidiger Mann ohne Charakter“, so zeichnet ihn kurz und treffend der protestantische Kirchenhistoriker A. Chr. Vang. Nachdem der Bischof von Hamar von dem dänischen Ritter Truid Ulfstand (Wolfszahn) gefangen genommen und gewaltsam nach Dänemark gebracht worden war, wo er im Kerker starb, legte Reff 1535 freiwillig sein Amt nieder. Die beiden Diöcesen Hamar und Oslo befanden sich nun in völliger Auflösung. Die Anhänger der neuen Lehre waren selbst in Noth, was sie mit denselben anfangen sollten. Unter Leitung der „evangelischen“ Ritter Truid Ulfstand und Claus Wilde, die mit dem Schwerte reformirten, und dem abgefallenen

Gesle Pedersen, dem neuen Superintendenten von Bergen, versammelten sie sich 1539 in Oslo, um die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Aber unter den mehr als hundert Pfarrern des großen Stiftes fanden sie keinen tauglichen Superintendenten und wandten sich darum bittweise an den König, ihnen einen „gelehrten Mann“ zu schicken, der das Amt übernehmen könnte. Der König ließ sie zwei Jahre lang warten und schickte ihnen dann Hans Reff, der mittlerweile die neue Lehre angenommen und sich beweißt hatte, „und so hatte denn“, wie Bang sagt, „dieser Mann die zweideutige Ehre, der letzte katholische und der erste lutherische Bischof von Oslo zu sein.

Sehr groß war Oslo nie; man schätzt die höchste Einwohnerzahl, welche die Stadt erreichte, auf 4000—5000. Doch war sie nächst Bergen die volkreichste Stadt Norwegens im Mittelalter. Wie in Bergen war auch hier der Handel gegen Ende des 14. Jahrhunderts vorzugsweise in den Händen deutscher Kaufleute, besonders aus Kostod. Mit ihnen wanderten auch zahlreiche deutsche Handwerker ein, die ihre eigene Gilde hatten und über die Gilden der eingeborenen Handwerker eine gewisse Uebermacht behaupteten, bis mit der Macht der deutschen Hanza auch das Ansehen und der Einfluß der Deutschen überhaupt zusammenbrach. Viel war damit für Norwegen nicht gewonnen. Weder Handel noch Industrie erhob sich zu der frühern Blüte mehr. Zu den inneren Nachtheilen, welche die völlige Ausraubung der Kirche, die Vernichtung der Zünfte, die Zerstörung der alten wirtschaftlichen Verhältnisse nach sich zog, gesellten sich noch äußere Unglücksfälle. Wiederholt verwüsteten große Feuerbrände die Stadt; so wurde sie von den Schweden, die 1567 die Festung Akershus belagerten, fast ganz in Asche gelegt. Nach abermaligen ähnlichen Verwüstungen beschloß König Christian IV. 1624, sie nicht mehr an der alten Stelle aufzubauen, sondern an der andern Seite des Fjords, unmittelbar unter den Wällen von Akershus eine neue Stadt zu gründen, die seinen Namen tragen sollte. Und so ist denn Oslo zur Vorstadt von Christiania herabgesunken.

Das neue Christiania pflegt anspruchsvollen Touristen, die ja gewöhnlich von Stockholm oder Kopenhagen kommen, trotz seiner überherrlichen Lage nicht recht zu entsprechen. Da ist eben noch kein Livoli, kein Thiergarten, keine so hochgradige Entfaltung von modernem Mode- und Genußleben, wie in den zwei anderen nordischen Königsstädten. Auch in Bauten, Einrichtungen, Kunstsammlungen, Denkmälern u. s. w. steht Christiania dermalen noch zurück, wenn auch das Bestreben, zu einer glänzenden Residenz und Großstadt emporzuwachsen, überall deutlich hervortritt.

Kopenhagen hatte (1887) 289 900 Einwohner, Stockholm (1887) 227 964, Christiania (Ende 1885) 128 302. Das macht allein schon einen Unterschied für alles übrige. Christiania ist aber auch nicht ständige Residenz, und selbst als Stadt hat sie sich erst in dem gegenwärtigen Jahrhundert mehr zu entwickeln begonnen.

Im Jahre 1650 nahm sie kaum soviel Raum ein, als die Landzunge Hovedtangen, auf welcher Akershus steht und woran die Stadt sich unmittelbar aufschloß. Nachdem Pest, Kriegsläufe und Brände sie abermals wiederholt verwüestet hatten, entwickelte sich von der Mitte des 18. Jahrhunderts an eine etwas günstigere Zeit. Ein beträchtlicher Holzhandel hob den Wohlstand. Es bildete sich ein Patriciat von behäbigen Familien, bei denen sich auch wissenschaftliches und literarisches Streben geltend machte. Bernt Auer und John Collet waren die Hauptführer dieses aufgeklärteren, geselligen Lebens, Tullin ihr Dichter. Noch im Beginn des laufenden Jahrhunderts ging die Einwohnerzahl aber nicht über 10 000 hinaus. Die Zeit der napoleonischen Kriege stellte eine selbständige Existenz Norwegens und damit auch das Loos der Stadt von neuem in Frage. Mitten in diesen Kriegen wurde sie indes 1811 Univeritätsstadt, und damit war der Bann gebrochen, der sie bis dahin in wissenschaftlicher Hinsicht völlig von Kopenhagen abhängig gemacht hatte. Ein neues Leben brach an. Die Wellenschläge der Revolutionsideen, die in Frankreich bereits ausgetobt hatten, machten sich jetzt erst kräftiger geltend und mischten sich mit den Gegenströmungen, die sowohl von dem napoleonischen Militärstaat als von der Reaction in England und den continentalen Ländern ausgingen.

Die seltsamsten und unerwartetsten Dinge geschehen nun. Derselbe schwedische Adel, der 1792 den geistreichsten und kunstliebendsten der schwedischen Könige, Gustav III., um Thron und Leben gebracht, jagt 1809 dessen Sohn Gustav IV. Adolf, den legitimen Erben des vielgefeierten Gustav Adolf, in die Verbannung. Norwegen, seit der Zeit der Glaubensstrennung nicht viel mehr als eine dänische Provinz oder Kolonie, ohne Reichstag, ohne selbständigen Clerus und Adel, ohne eigene Wissenschaft und Literatur, von dänischen Rittern, Beamten und Kaufleuten ausgebeutet, erinnert sich früherer, glorreicher Tage der Kraft und Freiheit. Die Sehnsucht nach politischer Selbständigkeit erwacht. Es bildet sich (1810) eine „patriotische“ Gesellschaft für Norwegens Wohl. Man möchte am liebsten ein eigenes Reich gründen; doch da das wenig Aussicht hat, faßt man eine Verbindung mit Schweden ins Auge, mit demselben Schweden, mit welchem Norwegen als dänisches Kronland seit mehreren Jahrhunderten fast in beständigem Kampf gelegen. Es war kaum eine größere Ortschaft im südlichen Norwegen, die nicht von den Schweden gebrandschaft worden war.

Schweden, das Finnland an das große Czarenreich verloren, läßt sich in einem Bündniß von diesem Norwegen versprechen (1812). Dänemark versucht umsonst die Gemüther der Norweger durch Stiftung einer Univerität zu Christiania zu gewinnen oder von den Mächten die Garantie seines früheren Besitzstandes zu erlangen: im Kieler Frieden (14. Januar 1814) wird es gezwungen, Norwegen aufzugeben und die mehr als vierhundertjährige Union zu lösen. Der dänische Kronprinz Christian Frederik, Statthalter in Nor-

wegen, versucht noch zu retten, was zu retten ist. Er ist beim Volke beliebt. Eine im Februar 1814 nach Eidsvold berufene Notabelnversammlung erhebt Einspruch gegen die Abtretung von seiten Dänemarks und erwählt den Prinzen zum vorläufigen Regenten. Am 10. April 1814 tritt in Eidsvold eine vom Volk gewählte Reichsversammlung in Thätigkeit, beräth einen hauptsächlich von Christian Magnus Falsen und Lector Adler ausgearbeiteten Verfassungsentwurf, erhebt ihn nach einigen Abänderungen am 17. Mai zum Grundgesetz und wählt noch am selben Tag den volkstümlichen dänischen Prinzen zum König von Norwegen. Die Großmächte, die den Kieler Frieden garantirt hatten, dulden das jedoch nicht. Da der neue König Widerstand leistet, erklärt Schweden den Krieg. Noch einmal stehen die Brudervölker in Waffen gegeneinander. Es kommt indes rasch zu einer Convention in Moss, am Eingang des Christiania-Fjords. Am 7. October versammelt sich ein außerordentliches Storting zu Christiania, am 11. dankt Christian Frederik ab, nachdem er nicht ganz fünf Monate König von Norwegen gewesen, am 20. wird dann die Union mit Schweden beschloffen und am 4. November der Schwedenkönig Karl XIII. einstimmig zum König von Norwegen erwählt.

Karl XIII., der einstige Herzog von Södermanland, war aber alt und kinderlos. Die Schweden hatten ihm deshalb schon 1810 den napoleonischen Marschall Joh. Bapt. Julius Bernadotte zum Kronprinzen erwählt, der nicht nur als Feldherr an der Spitze der schwedischen Truppen stand, sondern auch thatsächlich schon die Zügel der Regierung führte. Er kam am 16. November 1814 nach Christiania, um das norwegische Grundgesetz zu beschwören, das mit Rücksicht auf die Union einige Abänderungen erhalten hatte.

So erlangte denn der Sohn eines Beamten aus Pau am Fuß der Pyrenäen, ein Marschall Napoleons I., den norwegischen Königsthron, den einst Harald Schönhaar über den Thingverbänden und kleinen Königthümern des alten Norwegen errichtet hatte, den der Name des hl. Olaf mit dem Glanze der Heiligkeit und des Martyriums umgab, den König Sverre in unfruchtbarem Kampf gegen die Kirche mehr erschüttert als gefestigt hatte, der dann für mehr als 400 Jahre an die Könige von Dänemark übergegangen war. Die Krone des hl. Olaf vereinigte sich mit jener des hl. Erich, aber auf dem Haupte eines Mannes, der, wie sein Schwager und Gönner Napoleon, eigentlich ein Sohn der Revolution war und den Glauben jener heiligen Fürsten abschwören mußte, um den Thron Gustav Adolfs besteigen zu können. Norwegen, das seit der Zeit der Wikinger unzählige Male mit Schweden im Kampfe gelegen, ward nun mit ihm unter derselben Krone vereint: es sollte fürder als Brudervolk mit ihm Freund und Leid theilen, dieselben Freunde und Feinde haben. Es sollte aber nicht aufgehen in einem höhern gemeinsamen Reich, es sollte ein eigenes, von Schweden verschiedenes Land und Volk bilden, wie es schon Natur und Sprache, Geschichte und

Geistesentwicklung im Laufe der Jahrhunderte geschieden. Das Grundgesetz von 1814, von den freigewählten Vertretern des Volkes entworfen, durchgearbeitet und beschlossen, dann von dem neuen Regenten beschworen, erinnerte an die Volksherrschaft der alten Thingverbände, von deren Macht und Einfluß sich die einstigen Könige Norwegens nie völlig freigemacht hatten. Der demokratische Grundzug des alten Norwegens war, unter der Einwirkung der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und der französischen Revolution, zu neuem, kräftigem Leben erwacht, und es bedurfte der ganzen Staatsklugheit des Königs Karl XIV. Johann, um all die Schwierigkeiten auszugleichen, welche aus der neuen Stellung von Volksthum und Königthum hervorgingen.

All das muß man ein wenig vor Augen haben, wenn man die Stadt Christiania begreifen will.

Da ragt noch die alte Feste Akershus am Eingang der Bucht Pipervik, ein weißer, einförmiger Bau, einst eine vielumstrittene Citadelle, jetzt Kammern für die Waffen und Trophäen der alten Zeit, Aufbewahrungsstätte der königlichen Regalien, Garnisonkirche und Strafearbeitsanstalt für Männer. Ein großer Theil der alten Gebäude ist geschleift. Wälle und Vorwerke sind in anmuthige Spaziergänge verwandelt. Nach der Spitze der Landzunge Hovedtangen hin liegt das Arsenal mit einem kleinen Artilleriemuseum, westlich von der Festung zwei der öffentlichen Plätze der Stadt, der Bankplatz mit der Bank, der Münze und dem Theater, und der Graf-Wedels-Platz mit der palastartigen (1839 errichteten) Freimaurerloge, worin die großen Festlokale der Stadt sich befinden.

An diesen südlichen Theil reiht sich nordwärts die von Christian IV. angelegte Altstadt, von rechtwinkligen Straßen durchschnitten und deshalb in lauter viereckige Häusergruppen getheilt, die noch Quartaler genannt werden. Die Straßen, die sie von Ost nach West durchschneiden, sind die Radhusgade, die Tolbodgade, die Prindsengade und die Karl-Johans-Gade. Letztere, von dem Hauptbahnhof im Westen bis zum königlichen Schloß laufend, ist die Hauptverkehrsader der Stadt, von welcher man sich leicht nach allen Seiten hin orientiren kann. Hart an ihr öffnet sich der große Markt mit der alten Hauptkirche, Vor Frelsers Kirke, 1699 vollendet, 1848—1856 restaurirt, umgeben von dem Bazar und dessen Kaufläden; dann der Gids-voldszplatz mit dem Storchingshaus und dem Ministerium des Innern, der Studenteklund mit der Universität und endlich der Schloßplatz mit dem königlichen Schloß.

Vom ältesten Christiania hat sich infolge der vielen Brände kaum das eine oder andere Haus erhalten. Eines derselben dient als Militärspital. Die meisten Häuser der alten Quartaler waren bis in die letzte Zeit herab zweistöckig, die Straßen sahen deshalb behäbig spießbürgerlich aus. Doch hat die moderne Vaulust bereits die Gemüther ergriffen und eine Umgestal-

tung nach großstädtischen Ideen in Angriff genommen. Die massige, aber nicht sehr schöne Vor Frelser's Kirche entspricht noch dem alten Charakter. Ihr schönster Schmuck ist ein Altarblatt, „Christus auf Gethsemani“, ein Werk des frommen und sinnigen Altmeisters Eduard v. Steinle aus dem Jahre 1858. Mit ihm hat die katholische Kunst nach mehr als 300jähriger Trennung ihren abermaligen Einzug in Norwegen gehalten.

Das Herz des neuen Christiania bildet der westliche Theil der Karl-Johans-Gade, wo auf einer Länge von etwa 1 km die bereits erwähnten Plätze und Gebäude sich vereinigen. Die Straße läuft erst eben, dann in sanfter Steigung zu dem königlichen Schloß empor, welches mit wirklicher königlicher Würde das durchaus großstädtische Bild beherrscht.

Stil und Zeichnung des Schlosses lassen unschwer erkennen, daß hier der Gedanke waltete, dem Christiansborgsloot in Kopenhagen und dem königlichen Schloß zu Stockholm etwas einigermaßen Entsprechendes gegenüberzustellen. Der neue Monarch sollte in Christiania den prächtigen Palast am Zusammenfluß des Mälarsees und der Salzsee nicht vermissen, der dänische Wanderer aber sich überzeugen, daß an dem Fuß der norwegischen Berge ein König ebenso gut thronen kann, als der flachen Insel Amager gegenüber. Man wählte eine möglichst hohe Stelle aus, welche die Stadt mit ihren beiden Buchten, den Fjord mit seinen Inseln beherrscht, Aussicht nach allen Seiten öffnet und von überall gesehen werden kann. Das Terrain war ungünstig, ein holperiger Hügelrücken. Man mußte sprengen und abtragen, um eine entsprechende ebene Baufläche zu gewinnen. Doch der Zweck wurde völlig erreicht. Aus freundlichen grünen Parkanlagen emporragend, krönt der weiße Palastbau von überall her das Bild der weit in jeder Richtung sich hindehnenden Stadt. Geht man die Karl-Johans-Gade hinauf, so wächst es mit jedem Schritte.

Ein Porticus mit sechs jonischen Säulen und Fries schmückt den Mittelbau der Façade, deren drei Stockwerke rechts und links in jeder Reihe acht Fenster zählen. Beim Näherkommen verliert sich der stattliche Eindruck durch die fast vollständige Schmucklosigkeit. Die zwei Seitenflügel, die einen Hofraum einschließen, sind noch einfacher. Diese Anspruchslosigkeit hat indes etwas Charakteristisches.

Kein unumschränkter Herrscher hat sich hier, nach Lust und Liebe, nur von dem Rathe freiwaltender Künstler geleitet, seinen Palast gebaut, wie die Päpste den Vatican, die französischen Könige ihr Versailles, die dänischen Könige ihre Schlösser in und um Kopenhagen. Acht Jahre vergingen nach Gründung der neuen Union, bis das Storting dem König zum Bau seines Schlosses 150 000 Speciesthaler (675 000 Mark) votirte. Davon wurden 48 000 Thaler zum Ankauf des Bauplatzes und der Parkgründe verbraucht. Am 1. October 1825 wurde in Gegenwart des Königs der Grundstein gelegt, doch schon zwei Jahre später der Bau eingestellt, weil das Storting

den begonnenen Plan für zu großartig erklärte. Der Plan mußte also umgearbeitet und vereinfacht werden. Im Jahre 1836 kam der vereinfachte Bau dann unter Dach. Die innere Vollendung des Schlosses erlebte indes Karl Johann nicht mehr. Er starb 1844, 80 Jahre alt; in das Schloß zog erst sein Sohn und Nachfolger Oskar I. ein.

Von den Verfechtern des Legimitätsprinzips mit scheelen Augen angesehen, von den Demokraten Norwegens ebenso mißtrauisch betrachtet, Schweden wie Norwegen fremd, nicht mehr beweglich genug, die Sprachen seiner beiden Reiche flüßig reden zu lernen, in beiden Ländern von dem leidenschaftlichsten Parteihader umdrängt, hat Karl Johann, der einstige Marschall von Frankreich, die verwickeltste politische Aufgabe mit bewunderungswürdiger Einsicht, Klugheit und Festigkeit gelöst. Er hat beide Länder aus zerrütteten Finanzverhältnissen zu hohem Wohlstand und gut geordneter Organisation emporgehoben und dabei persönliche Opfer nicht gescheut, wie er denn z. B. zu leichterem Tilgung der Staatsschuld zehn Jahre lang auf seine und des Kronprinzen Civilliste verzichtete. Verkehr, Handel, Gewerbe, Landwirthschaft, das ganze materielle Wohlfsein beider Reiche lebte neu auf. Die Schwierigkeiten, die ihm das Storching durch mannigfachen Widerstand, sogar wiederholte Anklagen seiner Staatsräthe bereitete, wußte er mit ebenso viel Weisheit zu besiegen, als die Unruhen, welche die Julirevolution und der Versuch einer Schilderhebung zu Gunsten des Prinzen Waja hervorriefen. Er hat die Union aus dem Chaos herausgerissen und ihr nach allen Seiten den festen Boden gegeben, auf dem sie sich zu ihrer jetzigen Blüte entwickelte. Mit Freude und Dank darf darum der Norweger sein Standbild betrachten, das den Platz vor seinem Königsschlosse ziert und das, ihm mit freiwilligen Beiträgen aus dem ganzen Lande errichtet, ein wirkliches Denkmal seiner Popularität ist.

Auf hohem Steinsofel ragt die nach einem Modell von Brynjulf Bergslien meisterhaft gegossene Reiterstatue. Folkets Kjaerlighed (Liebe) min Belønning, lautet die eine Inschrift, Det norske Folk reiste (errichtete) dette Minde (Erinnerung) die andere. Kraftvoll wie einst in die Zügel der Regierung, greift der König mit der einen Hand in die Zügel des gewaltigen Pferdes, während die andere grüßend den Hut zieht. Der Blick des Monarchen ist auf die Stadt gerichtet und trifft zunächst den Storchingsbau, den Versammlungsplatz jener Volksvertretung, die ihn so oft bekämpft, deren Rechte er zwar zu ehren, deren Troß er aber mit weiser Mäßigung zu bändigen wußte.

Das norwegische Storching ist nicht, wie es von Anhängern des fürstlichen Absolutismus aufgefaßt werden mag, eine finstere Ausgeburt der französischen Revolution. Die ganze politische Entwicklung Norwegens ruhte vielmehr schon im Mittelalter auf einem mächtigen, mit großen Rechten und Freiheiten ausgestatteten Volksthum, das in den großen Thingverbänden seinen

Ausdruck fand und mit dem die angesehensten und thatkräftigsten Herrscher rechnen mußten.

Der älteste dieser Thingverbände war das sogen. Frostathing, das die Landschaften südlich und nördlich um den weiten Fjord von Throndhjem umfaßte, nämlich die vier äußeren Thrönder Fylker (Stämme): die Strindafylke, Orkdölafylke, Gauldölafylke, Stjordölafylke, und die vier inneren Thrönder Fylker: die Steynafylke, Verdölafylke, Eynafylke, Sparbyggjafylke, denen sich später noch die drei Fylker von Raumbdal, Nordmøre und Romsdal anschlossen. Ihr Landsgemeindeplatz war die Landzunge Frosta bei Throndhjem.

Ein zweiter Thingverband, das sogen. Gulathing, vereinigte die Bewohner der südlichen Westküste: von Sunmaeri, Firdir, Sogn, Hordaland, Rogaland und Agdir. Sie hatten ihren Thingplatz auf der Landzunge Gula am Ausgange des großen Sognefjords.

Der dritte große Thingverband begriff in sich die Völkerschaften im Südosten um Viken, das heutige Christiania, nämlich die Hadafylke, Heinafylke und Raumsfylke (oder die Landschaften Ringariki, Mjör, Heidmörk, Soleyljar, Raumariki), denen sich später Vestfold, Vingulmörk und Rana-fylke gesellte.

Alle diese Thingverbände, organisch aus Familie und Gemeinde zum Staatswesen herausgewachsen, hatten ihren Antheil an Gesetzgebung und Gericht, ihre Gerechtfame und Freiheiten. Die Könige mußten anfänglich beim Regierungsantritt ihre Anerkennung bei diesen Landsgemeinden nachsuchen; nur der Entscheid über Krieg und Frieden, die Vertretung des Reiches nach außen und die Verwaltung lag in der Hand des Königs. Nur langsam ging auch die legislative und die richterliche Gewalt an die Könige über. Bei der ungeheuern Ausdehnung und wilden Natur des Landes blieb indes auch dann der Selbstbestimmung und dem Einfluß der Bauern, der Gemeinden und Bezirke ein weiter Spielraum übrig. Erst im 14. Jahrhundert hatte das Königthum nahezu alle politische Macht in sich aufgesogen, ohne daß es von einem mächtigen Adel und einem kräftigen Bürgerstand in Schach gehalten worden wäre. Das rächte sich, als Norwegen zum Zankapfel fremder Fürsten wurde, das Scepter schließlich an die Könige von Dänemark überging und die von Kopenhagen aus aufgedrungene Religionsveränderung nicht bloß Besitz und Rechte der Kirche, sondern auch alle geistigen und religiösen Interessen in die Hand des Königs gab. Alle politische Bedeutung und Selbständigkeit ging nun verloren. Nur in der Kraft und dem Selbstgefühl der zähen, freiheitsliebenden Bauern, in den gewaltigen Bergthälern und dem unermesslichen Gewirre der Fjorde lebte noch ein Rest des alten Norwegen fort und harrte der Zeit, wo es wieder auferstehen sollte.

Diese Zeit kam mit dem Jahre 1814. Während die europäische Diplomatie sich anschickte, den ungeheuern Raub zu bestätigen, der in allen Ländern an der Kirche verübt worden war, und über den Kopf der Völker

hinweg aus den Trümmern der Revolution ein neues Europa herauszuarbeiten, erwachte in den Bauern von Norwegen die Erinnerung an die Lage der Vorzeit, wo ihre Väter sich selbst Gesetz sprechen ließen, selbst richteten, selbst den Königen Scepter und Heerbann übertrugen. Sie wollten sich nicht um dynastischer Interessen willen von Dänemark an Schweden oder von Schweden an Dänemark zurück verschachern lassen. Sie wollten auch ein Wort mitreden, als ihre ganze politische Zukunft auf dem Spiele stand. Der Bauernstand, ein kräftiger, tüchtiger, besonnener Bauernstand war es, welcher der Versammlung von Eidsvold im Mai 1814 ihren Charakter gab. Es war kein nach Tyrannenblut dürstender Convent, sondern eine ehrliche, biedere Volksversammlung, welche bei der Umgestaltung des Landes eine Gewährleistung ihrer Rechte, ihrer Freiheiten, ihrer wohlbegründeten Volksinteressen verlangte. Aus diesem durchaus gesetzlichen und erhaltenden Streben ist das norwegische Grundgesetz von 1814 hervorgegangen.

Die erbliche Monarchie wird darin verfassungsmäßig beschränkt. Dem König tritt als Anwalt des Volkswillens und der Volksrechte das Storting gegenüber, ein vom Volke freigewähltes Parlament in der ein- für allemal festgesetzten Zahl von 114 Mitgliedern, 38 aus den Städten, 76 aus den Landkreisen. Wählbar ist jeder 30jährige Mann, der 10 Jahre ununterbrochen im Lande gewohnt, stimmberechtigt jeder Bürger vom 25. Jahre an, nach 5jährigem Aufenthalt im Lande. Nicht wählbar sind alle Angestellten und Pensionäre des königlichen Hofstaates, für dessen Wahl dafür dem König volle Freiheit eingeräumt ist. Die Wahlen sind indirect. Die größeren Städte bilden dabei jede für sich einen Wahlbezirk, von den kleineren treten je mehrere zu einem solchen zusammen. Auf dem Lande werden in jeder Pfarrgemeinde (Praestegjeld) eine entsprechende Anzahl Wahlmänner gekoren, die für jedes Amt (es sind deren 20) eine festgesetzte Anzahl Repräsentanten wählen. Die Wahlen finden alle drei Jahre statt; das Storting versammelt sich jährlich am ersten Werktag des Februar zu ordentlicher Sitzung, die ohne specielle Bewilligung des Königs nicht über zwei Monate dauern darf. Beim Zusammentritt theilt sich das Storting selbst in zwei Kammern, von denen die eine, das Lagthing, $\frac{1}{3}$ der sämmtlichen Mitglieder, die andere, das Odelsthing, die übrigen $\frac{2}{3}$ umfaßt.

Das versammelte Storting hat das Recht, sich selbst verfassungsgemäß zu constituiren, die Wahlprüfungen zu erledigen und Wahlfreitigkeiten auszugleichen, das Budget (immer auf ein Jahr) festzusetzen, Steuern, Abgaben, Zölle und andere öffentliche Lasten zu bestimmen, Reichsanleihen aufzunehmen, die Finanzverwaltung zu controliren, Fremde zu naturalisiren. An das Gesamt-Storting gehen alle Vorschläge, welche eine Veränderung des Grundgesetzes oder Zusätze zu demselben betreffen. Dieselben müssen wenigstens drei Jahre auf der Tagesordnung bleiben und können erst von dem nächsten neugewählten Storting votirt werden, und zwar bloß mit $\frac{2}{3}$ Majorität.

Für die übrige gesetzgebende Thätigkeit trennen sich die Kammern. Alle Gesetzesvorschläge, gehen sie von einem Mitgliede des Thing oder vom König aus, gelangen zuerst an das Odelsthing. Werden sie von diesem verworfen, so ist keine weitere Behandlung zulässig. Werden sie verändert oder unverändert angenommen, so gehen sie an das Lagthing. Erfolgt hier nur theilweise Annahme, so geht der Vorschlag zu abermaliger Debatte an das Odelsthing zurück und wird von diesem ein zweites Mal dem Lagthing unterbreitet. Läßt sich durch diese zweifache Lesung und Debatte in beiden Häusern keine Uebereinkunft erzielen, so tritt das ganze Storthing zu gemeinsamer Verathung zusammen. In diesem Falle werden aber zum Entscheid zwei Drittel sämmtlicher Stimmen erfordert.

Alle von der Legislative angenommenen Gesetze werden an den König gesandt, der ihnen die Bestätigung geben oder versagen kann. Versagt er sie, so darf dasselbe Storthing die Verhandlung darüber nicht wieder eröffnen, sondern erst das folgende. Das Veto des Königs galt aber früher als ein lediglich suspensives. Man betrachtete es als selbstverständlich, daß ein Vorschlag, von drei aufeinanderfolgenden Storthingen angenommen, auch ohne Sanction des Königs Gesetzeskraft erlange. Nur zweimal (1821 und 1842) hat indes das Storthing von diesem Recht Gebrauch gemacht, und beidemal hat die Regierung es nicht darauf ankommen lassen, ein absolutes Veto zu beanspruchen, sondern dem dreimal erneuten Beschluß des Storthings schließlich ihre Sanction erteilt. Im März 1880 kam es zum erstenmal vor, daß der König einem solchen dreimal erneuten Beschluß des Storthings die Zustimmung verweigerte, und daß sich nun ein lebhafter Kampf über die Natur des königlichen Vetos entspann. Während die Regierung und die „Höire“ (Rechte) behaupteten, daß das absolute Veto des Königs in Bezug auf Veränderungen des Grundgesetzes über jeden Zweifel erhaben sei, war die „Venstre“ (Linke) der Ansicht, daß der König verfassungsmäßig entweder kein solches Veto besitze oder höchstens ein suspensives.

Hierdurch ist das Storthingsgebäude zu Christiania in den letzten Jahren der Schauplatz der lebhaftesten parlamentarischen Kämpfe geworden, die noch heute nicht zum vollständigen Austrag gekommen sind. Die juristische Facultät in Christiania trat in der Veto-Frage für die Ansicht der Regierung ein. Nachdem die letztere im Laufe des Jahres 1882 wieder mehreren wichtigen Beschlüssen des Storthing die Zustimmung versagt hatte, steigerte sich die Erregung im ganzen Lande. Die Wahlen brachten der Linken bedeutenden Zuwachs, sie zählte nunmehr im Storthing 82 Stimmen gegen 32 der Rechten, konnte das Lagthing ganz mit ihren Anhängern besetzen und dabei noch im Odelsthing eine genügende Mehrheit behaupten. Jetzt wurde beschlossen, daß die Regierung sich vor dem Reichsgericht wegen gesetzeswidrigen Verfahrens zu verantworten habe.

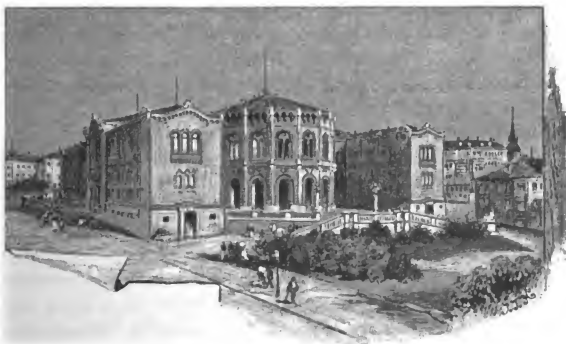
Diese höchste Gerichtsbehörde besteht aus den vereinten Mitgliedern des Lagthing und des obersten Gerichtshofes (Höiesteret) unter dem Vorsitz des Präsidenten des Lagthing. Am 18. Mai 1883 trat diese Behörde zusammen und lud die Minister und Staatsräthe des Königs vor ihre Schranken. Die Verhandlungen dauerten bis in das nächste Frühjahr hinein. Der Spruch über den Staatsminister Chr. A. Selmer erfolgte am 27. Februar 1884, über die anderen Minister im Laufe des März. Drei der Minister kamen mit bloßen Geldbußen weg, weil sie nicht an allen Beschlüssen des Ministeriums theilgenommen; alle übrigen wurden abgesetzt. Indem der König (11. März) für seine Auffassung der Veto-Frage Verwahrung einlegte, gab er doch insoweit nach, daß er den Staatsminister seines Amtes enthob. Nachdem ein Uebergangsministerium (Schweigaard-Lövenskjöld) umsonst versucht hatte, den Zwist auszugleichen, und die Bildung eines Compromißministeriums gescheitert war, beauftragte der König endlich am 23. Juni Johann Eberdrup, den talentvollen Führer der Linken, ein neues Ministerium zu bilden, das dann auch in den folgenden Tagen zu Stande kam. Die Regierung ließ sich nun zu weiteren Zugeständnissen herbei. Die früher verworfenen Stortingsschlüsse über die Theilnahme der Staatsräthe an den Stortingssitzungen, über die Centralverwaltung der Eisenbahnen, die Lensmänner, die Erweiterung des Stimmrechtes u. s. w. erhielten die Sanction, und der Kampf der Parteien trat wieder in ein friedlicheres Geleise. Eberdrup selbst mäßigte seine demokratischen Gelüste, sobald er die Zügel des Regiments in seinen Händen hatte, und gelangte nach und nach in solchen Gegensatz zu den schrofferen Mitgliedern seiner frühern Partei, daß diese sich spaltete und Eberdrup gezwungen wurde, abzudanken. An seine Stelle trat E. Stang mit einem conservativen Ministerium (12. Juli 1889).

Die norwegische Verfassung hat bei diesen Kämpfen eine schwere Probe glücklich überstanden. Bei Beurtheilung derselben darf man nicht außer Acht lassen, daß die Linke im Storting sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammensetzt. Es sitzen in ihrem Schoß radikale Schreier, die bei jeder Gelegenheit gegen das Königthum und dessen Rechte zu Felde ziehen, die Union mit Schweden untergraben, alle revolutionären Chimären anderer Länder in ihre Heimat übertragen und unter Hervorkehrung eines übertriebenen Rationalcultus beständig die wahren Interessen des norwegischen Volkes bedrohen. Auch der solide und tüchtige Kern des Volkes hat indessen unter den Männern der Linken seine Vertretung und versieht nicht selten Forderungen, die das wahre Volksinteresse zum Ausdruck bringen. Man wird nicht leicht ein Volk finden, das so zähe an dem hergebrachten Geseze hängt, so ernst und rechtlich denkt, wie diese strammen norwegischen Bauern, die von dem modernen Culturwindel noch wenig oder nicht berührt sind.

Den schönsten Palast hat diesem Volke und seiner Freiheit der liebe Gott selbst gebaut in den schneebedeckten Zinnen seiner majestätischen Berge,

Das Parlamentsgebäude des heutigen Norwegens.

in den tausend Felsengängen seiner Fjorde, in seinen Alpen, Wäldern und grasreichen Thälern. Das Land hat etwas Verwandtes mit der Schweiz und mit Tirol; auch im Volk und Volksleben finden sich ähnliche Züge. Einen recht ansehnlichen Palast hat dieses Volk aber auch seinen parlamentarischen Vertretern errichtet — das ist das Storthingsgebäude, dem königlichen Schlosse gegenüber. Beide verbindet die Karl-Johans-Gade, die hier südwärts offen ist. Denn an den Schloßpark stoßen unmittelbar die Anlagen des sogen. Studenterkund und dann der ebenfalls mit Anlagen gezierte Eidsvoldsplatz. Am östlichen Ende dieses Platzes erhebt sich eine Balustrade aus dunklem Granit, dahinter der 1866 von dem schwedischen Architekten Langlet vollendete Storthingsbau aus gelblichem Sandstein mit Unterbau und Profilierungen aus rothem Granit. Von der tieferliegenden Hauptfront



Das Storthingsgebäude in Christiania.

treten zwei Seitenflügel hervor, in der Mitte aber ein höheres, halbkreisförmiges Mittelgebäude, in dessen Hauptstockwerk der Storthingsaal sich befindet. Das Ganze, in romanischem Stile ausgeführt, macht einen mehr sonderbaren, fremdartigen, als großartigen Eindruck. Dafür ist die innere Einrichtung praktisch und geschmackvoll. Der Storthingsaal ist hell und geräumig. Um die im Halbkreis geordneten Sitze der Abgeordneten zieht sich eine Galerie, die 300 Zuhörer faßt. An der Wand hinter dem Präsidentenstuhl vergegenwärtigt ein großes Gemälde die Reichsversammlung zu Eidsvold im Jahre 1814, mit ziemlich getroffenen Porträts der sämtlichen Mitglieder. Voran stehen Falsen und Christie.

Zwischen den Bäumen auf dem Eidsvoldsplatz hat der Dichter Hentri Bergeland sein Denkmal erhalten. Weßhalb gerade er, ist schwer zu sagen.

Einer der Väter der norwegischen Verfassung oder ein späterer norwegischer Staatsmann oder König Oskar I. hätte hier entschieden besser hingepaßt. Wergeland ist auch nicht, wie schon deutsche Reisende behauptet haben, der erste norwegische Dichter, sondern nur einer der wunderlichsten Käuze der norwegischen Literatur. Als Sohn eines Mannes, der sich vom Viehhirten zum Pfarrer in Eidsvold und zu einem Mitglied der berühmten Reichsversammlung emporarbeitete, wurde er am 17. Juni 1808 geboren, kam 1825 als Student an die Universität und machte 1829 sein Theologie-Examen. Um dieselbe Zeit verfaßte er sein poetisches Hauptwerk „Die Schöpfung, der Mensch und der Messias“, oder, wie er es selbst nannte, „Der Menschheit Epos und des Republikaners Bibel“, ein unausgegohrenes und völlig ungenießbares Ragout von Rousseau, Klopstock, Bibel, Theologie, Aufklärung und Unsinn, nicht ohne Anflüge von wahrer Begeisterung, aber von hohlem Pathos, formlosem Bombast, schreiender Geschmacklosigkeit überflutet. Wie betrunken von einem verspäteten Freiheitsdusel und der Weltbürger-schwärmerei des 18. Jahrhunderts, begrüßte er die Julirevolution als den Morgen der allgemeinen Freiheit, die er in seinem poetischen Ungeheuer verkündet zu haben meinte. Die Revolutionäre aller Länder drückte er an sein Bruderherz, schwärmte dabei für die einzig echte norwegische Gesinnung und schlug einen so thörichten Spectakel an, daß selbst in den Reihen der Studenten sich Widerspruch gegen ihn erhob. Die talentvollsten unter ihnen, so die späteren berühmten Dichter Welhagen und P. A. Munch, die späteren Staatsmänner Schweigaard und Stang, griffen ihn öffentlich an. Der erstere unterwarf Wergelands vermeintliches Weltgedicht einer gründlichen und ebendeshalb vernichtenden Kritik. Dann setzte er ihm in seinem meisterhaften Sonettenkranz „Norwegens Dämmerung“ ein Muster feiner Form und zugleich die schönsten Ideen eines Dichters über norwegische Bildung und norwegische Vaterlandsliebe entgegen. Darüber entspann sich ein Federkampf, bei welchem das ganze Publikum Partei ergriff. Die feiner Gebildeten stellten sich fast ausnahmslos auf Welhavens Seite, die große Menge war aber nicht im Stande, dessen Verdienst und Werth zu würdigen, und jauchzte deshalb dem freiheitsstrunkenen Wergeland zu. Mit Recht konnte ihm Welhaven in einem seiner Sonette zurufen:

Ein Hurrahruf, ein Schnaps, — mehr braucht es nicht —
 Und gleich im Nu die Pulse rascher schlagen,
 Um in das Märchenreich den Geist zu tragen,
 Wo ablergleich dein Blick durchdringt das Licht.

Doch Wolken nahen, dunkelgrau und dicht,
 Bald steckt der Kleine in dem feuchten Krage,
 Und keine Himmelsburgen ihn umragen,
 Im nassen Sand verrinnt sein Traumgesicht.

Wergelands Denkmal am Eidsvoldsplatz.

So wenig frommen Trunkenheitsestafen,
Unfähig, zu vertheid'gen ihren Platz,
Noch jemals zu versteh'n das eig'ne Streben.

Doch gibt das Wort, die Feder ihnen Leben,
Der Pöbel jauchzt zu jedem tollen Satz,
Denn er hat selbst Talent und Lust zu rasen.

Im Laufe weniger Jahre hatte Wergeland seinen Revolutionsrausch ausgetobt, nahm (um 1838) vom König eine Jahrespension von 200 Speciesthalern an, und der Verfasser der „Republikaners Bibel“ dichtete jetzt auf Seine Majestät, worüber sich seine früheren Gegner mit allem Recht lustig machten. Er kämpfte dann noch für die Judenemancipation, die wirklich durchgeführt wurde, während ein lächerlicher Mönch- und Jesuiten-Artikel noch heute die freiheitliche Staatsverfassung entstellt und theilweise Lügen straft. Als Dramatiker und Historiker hat Wergeland nichts von Bedeutung geleistet, dagegen blieb er durch warmempfundene lyrische Gedichte in der Gunst des Volkes, und als ihn im Jahre 1845 die Schwindsucht vorzeitig im Alter von kaum 37 Jahren hinwegraffte, bevor er eigentlich ein wahrhaft großes Kunstwerk vollendet hatte, folgte ihm ein unverdient hoher Ruhm mit ins Grab. Dankbare Juden setzten ihm einen Grabstein, und am 17. Mai 1881, dem Jahrestag seiner einstigen kindisch-revolutionären Demonstration von 1830, wurde seine Statue auf dem Eidsvoldsplatz entschleiert. Es war die Zeit, wo die radikale Agitation gegen das Königthum die höchsten Wellen schlug, und so ist das Denkmal mehr als ein politisches Parteimanifest denn als ein Monument der Dichtkunst zu betrachten. Welhaven, der, ein Jahr älter, noch bis 1867 Aesthetik und Literaturgeschichte an der Universität lehrte, und erst 1873 starb, hätte diesen Ehrenplatz vor dem Storthingshause mindestens ebenso gut, wenn nicht mehr verdient.

Zwischen dem Königsschloß und dem Storthingsgebäude liegen an der nördlichen Seite der Karl-Johans-Gade die Bauten der Universität. Sie ist die jüngste der vier nordischen Universitäten.

Upsala, von dem Reichsverwejer Sten Sture 1477 gegründet, und Kopenhagen, 1479 von Christian I. nach einer italienischen Reise gestiftet, gehören dem Mittelalter an und verbinden die nordische Wissenschaft noch einigermaßen mit den Ueberlieferungen der katholischen Vorzeit; Lund trat 1668 ins Leben, in der Vollblüte des orthodoxen Lutherthums; Christiania, 1810 eröffnet, ist eine Schöpfung der neuern Zeit. Sie sollte eigentlich das Band zwischen Dänemark und Norwegen wieder enger knüpfen, betrat aber gerade die entgegengesetzte Bahn: sie wurde der Ausgangspunkt eines wissenschaftlichen und politischen Lebens, das sich in mehr oder weniger nationaler Selbständigkeit von Dänemark wie Schweden absonderte.

Die Universität Christiania.

Was die Zahl der Studenten betrifft, so stand noch im Jahre 1880 ebenfalls Upsala (mit 1300—1500) voran, dann kommt Kopenhagen (über 1000), Christiania (etwa 700), Lund (etwa 500). Im Jahre 1886 erreichte die Frederiks-Universität zu Christiania nahezu die Zahl von 1500 Studenten. Der Lehrkörper zählte 1886 in

Upsala	34	Professoren,	18	außerord. Prof.,	63	Dozenten und	Assistenten,
Lund	29	"	13	"	43	"	"
Christiania	43	"	10	"	—	"	"

Trotz der kurzen Zeit ihres Bestandes zählt die norwegische Universität schon heute viele in der Wissenschaft berühmte Namen, wie die Juristen Schweigaard, Aschehoug und Brandt, die um nordische Sprachforschung hochverdienten Philologen Sophus Bugge, Richard Unger, Joh. Storm, die Geschichtsforscher Rudolf Keyser, Peter Andreas Munch, Andreas Lange, O. Rygh, Ernst Sars, Ludwig Daae, die Zoologen Michael Sars und Olfian Sars, den Mathematiker Abel und den Astronomen Hansteen. Auch Norwegens hervorragendste Dichter, Welhaven, Wergeland, Andreas Munch, Björnstjerne Björnson und Henrik Ibsen, haben hier studirt. Trotz der großen Macht, welche das Luthertum noch in Norwegen ausübt, hat sich die Geschichtsschreibung in hohem Maße der Vorurtheile entledigt, die bis in dieses Jahrhundert hinein auf dem angeblich dunklen Mittelalter lasteten. Peter Andreas Munch hat demselben in seiner achtbändigen Geschichte des norwegischen Volkes ein glänzendes Denkmal gesetzt. R. Keyser hat von der mittelalterlichen Kirchengeschichte Norwegens ein Bild entworfen, das in seiner Totalität die Glaubensstrennung als einen sehr fraglichen und bedenklichen Fortschritt erscheinen läßt, während Rich. Unger durch Herausgabe der schönsten Werke altnordischer und speciell christlicher Literatur das Geistesleben des Mittelalters zu neuem Ansehen brachte. Andreas Lange hat mit immensem Fleiße in den Trümmern der norwegischen Klöster herumgegraben, sie gegen viele Lügenberichte in Schutz genommen und ihre Verdienste um Christenthum und Civilisation in ein sehr freundliches Licht gestellt. Nicht ohne mannigfache Schiefheiten, aber doch mit einem gewissen Zuge von historischer Pietät hat Ludwig Daae der Geschichte und Legende der nordischen Heiligen nachgeforscht und ihr Andenken neu aufgefrischt. Die Umschau des neuesten Kirchenhistorikers A. Chr. Bang aber gipfelt in dem Satze: „Die Arbeit der gefallenen Kirche ging doch nicht verloren. Wie das Volk bei seinem Uebergang zur Reformation die Roheit und Zuchtlosigkeit mit sich nahm, welche die Kirche nicht zu überwinden vermocht hatte, so nahm es gleichzeitig auch jenen Schatz von Gottesfurcht mit sich hinüber, der die Frucht der jahrhundertlangen Wirksamkeit der Kirche war.“

Die drei Hauptgebäude der Universität sind in griechischem Stil erbaut, nach einem Plan von Grosch, den Schinkel verbesserte. Der Bau wurde

1841 begonnen, 1853 vollendet. Die drei Flügel stehen frei und umschließen einen Platz, der nach der Karl-Johans-Gade offen steht. Sie umfassen außer den Hörsälen und der Universitätsbibliothek (230 000 Bände) sehr reiche und bemerkenswerthe naturwissenschaftliche, ethnographische, historisch-archäologische Sammlungen.

Die „Samling af nordiske Oldsager“ (Antiquitäten) zählt gegen 12 000 Nummern. Das Merkwürdigste ist ein altes Wikingerschiff, das hinter dem Bibliothekgebäude in einem eigenen kleinen Gebäude aufbewahrt wird. Es wurde 1880 zu Gokstad (einst Gaukstadir, d. i. Ruckdushof) am Sandefjord (zwischen Tønsberg und Laurvik gelegen) aus einem Hügel ausgegraben, der im Volksmunde der Königshügel hieß. Die Sage ging, es ruhe da ein König mit all seinen Schätzen. Niemand dachte indes daran, diese Schätze ans Tageslicht zu bringen, bis die Antiquarische Gesellschaft im Frühling des genannten Jahres dies unternahm. Die Gesamtkosten kamen auf 8700 Kronen. Dafür erlangte man aber einen der merkwürdigsten archäologischen Funde der Neuzeit, ein wohlerhaltenes Schiff jener Zeit, in welcher die normännischen Wikinger alle Küsten Europa's unsicher machten.

Das Schiff ist im Kiel 20,1 m, oben aber vom Spriet zum Bug 23,8 m lang, in der Mitte 5,1 m breit und 1,2 m tief, ungemein schlank, leicht und doch fest gebaut, gleich einem Vogel nach der Spitze hin ausgekehrt, ganz der Vorstellung entsprechend, den der Teppich von Bayeux von einem solchen Wikingerschiff gibt. Der Mast ist gekappt und seine Höhe deshalb nicht mehr zu bemessen. Dagegen ist das Steuerruder wohlerhalten und wurde genau an seinem Platze aufgefunden. Es ist über 3 m lang, 0,5 m breit; die zierlich geschnitzte Steuerstange hat 1 m Länge. Der ganze Schiffstrand war oben mit kreisrunden Schilden besetzt, aus Holz mit Eisen beschlagen, von abwechselnd schwarzer und gelber Farbe. Einige derselben hat man erneuert und wieder an ihrer Stelle angebracht. Erhalten sind ferner der Pflock, an dem der Anker befestigt war, eine Landungsbrücke, zahlreiche Dielen, die ein loses Verdeck bildeten, Trümmer von drei Booten, die das Schiff mit sich führte und die, wenn man sie auch nicht wiederherstellen konnte, doch die Construction noch einigermaßen erkennen lassen, zwei einfache Bettstellen und endlich eine Totenkammer, in welcher die Leiche des mit seinem Schiffe begrabenen Königs ruhte, ehe sie von Räubern ausgegraben und geplündert wurde. Daß ein solcher Raub stattgefunden haben mußte, zeigte der Zustand, in dem man das Schiff fand, ganz deutlich.

Wer der hier begrabene Häuptling war, darüber schwanken die sehr unbestimmten Vermuthungen. Dagegen wird die Bemannung des Schiffes nach den vorgefundenen Rudern, Ruderluken und Schilden mit ziemlicher Sicherheit auf 64—70 angesetzt. Der gewaltige Kielbalken krümmt sich nach hinten wie ein Fischschwanz. In ihm vereinigen sich die sorgfältig behauenen, kräftigen und gutgefestigten Rippen. Die Planken, welche die Schiffswände bilden,

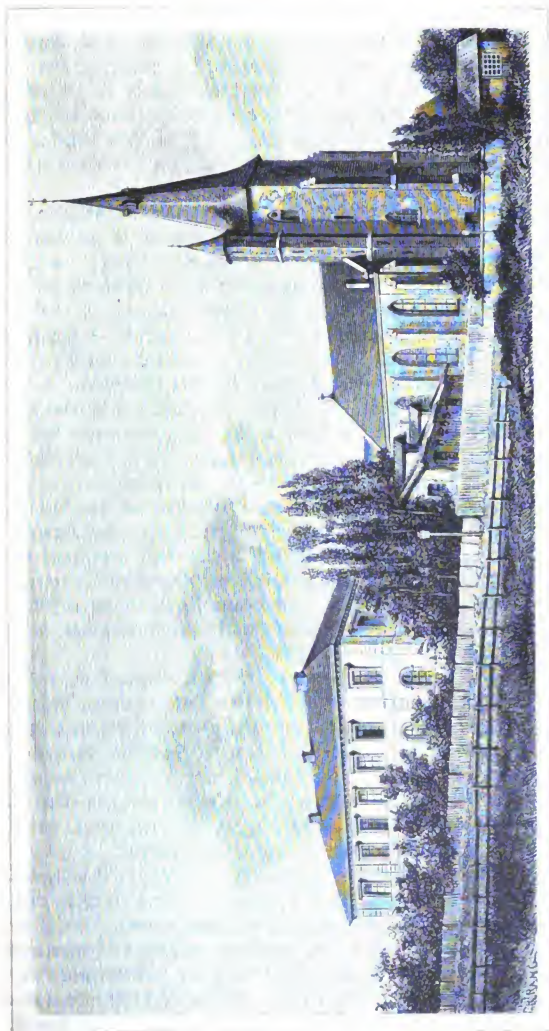
sind von innen mit Nägeln, von außen mit Eisenbändern aneinander und an die Rippen festgemacht. Alles ist tüchtige, solide Arbeit, die dem wildesten Sturme Trotz bieten konnte.

Es ist ein eigenartiger Eindruck, wenn man sich aus den Hörsälen moderner Wissenschaft unmittelbar an diese Trümmer der Vikingerzeit versetzt sieht.

Doch wir dürfen hier nicht verweilen. Es ist in Christiania noch gar vieles zu sehen! Die Universitätsgade führt uns an einen schmutzen Renaissancepalast — das Kunstmuseum, das in seinem untern Geschoße einige prächtige Leistungen norwegischer Bildhauer, in seinen oberen Räumen eine feine Auswahl norwegischer Malerei enthält. Da sind herrliche Landschaftsbilder von Dahl, Baade, Ekersberg, Gude, Cappelen, Morten Müller, Bodom, Munthe — ein fesselnder Reflex des Schönsten, was wir noch eben auf unseren Wanderungen geschaut. Da führt uns Tidemand, der tiefühlende Volksmaler seines Heimatlandes, die zwei „einsamen Alten“ und die „Abendversammlung der schwärmerischen Haugianer“ vor. Da holt uns Arbo die „Walküren“ aus dem Traumreich der Edda hervor und läßt den „Asgaardserien“, die wilde Jagd der nordischen Sage, leibhaftig, in tollem Wirrsal an unseren Augen vorüberziehen. Man staunt über die Fülle von Schönheit, Lebenskraft und Poesie, die in diesen Bergen weilt. Was soll's erst werden, wenn die norwegischen Maler einmal in all die übrigen Schätze ihrer Sage, Geschichte und Poesie hineingreifen, wenn Harald Schönhaar und König Everre, die Erzbischöfe von Throndhjem und die isländischen Skalden in Farben lebendig werden, die Legende des hl. Olaf neue Dome schmückt und erhabene Küstenlandschaften sich mit dem Bilde der hl. Sunniva beleben!

Etwas weiter die Straße hinauf, an der Ecke der Pilestræde, begegnet uns im Kunstindustrie-Museum eine reiche Sammlung, die uns die häusliche und gewerbliche Kunst Norwegens vor Augen führt, phantasiereiche Holzschneidereien, prächtige, bunte Gewebemuster, Trachten der verschiedenen Landschaften, Gegenstände der Kleinkunst von mannigfaltigster Art. Das einzige, was wir zu bedauern haben, ist, daß sich zu viel Fremdes in die Sammlung eingeschlichen, daß sie sich nicht ausschließlich national gehalten hat. Für den, der nur Norwegen kennen lernen will, ist das hinderlich; für die praktischen Ziele der Sammlung dagegen ist das allerdings kaum zu vermeiden.

Die nächste Straße, an die wir gelangen — ist das nicht schön? — heißt St. Olafsgade. Der heilige König ist also nicht aus der Erinnerung des Volkes geschwunden. Oben an ihrem Ende steht auch eine St. Olafskirche, und zwar eine katholische, gotisch, recht schön und würdig, wenn auch nicht sehr groß, bereits 1853 errichtet, seither wiederholt verschönert und noch neuerlich mit prächtigen Glasgemälden ausgeschmückt. Dahinter steht das katholische Missionshaus, die Wohnung des apostolischen Präfecten, die



Die St. Olafskirche und das katholische Missionshaus in Christiania.

katholische Schule, und an der andern Seite der Akersgade, die hier mit der St. Olafsgade zusammentrifft, eine katholische Mädchenschule, die von ausländischen, meist französischen Schwestern geleitet wird. Die Pfortnerin, welche mir hier des Morgens die Thüre öffnete, als ich die Messe lesen sollte, war aus Rom gebürtig, andere Schwestern waren aus Deutschland. In der Nähe leiten die Schwestern noch ein kleines Spital. Wie anderswo, findet das charitative Wirken auch hier ein freundliches und meist dankbares Entgegenkommen.

Weiter unten an der Akersgade ragt eine neue protestantische Kirche hervor, die Dreifaltigkeitskirche, ein prächtiges Octogon in gotischem Stile. Verfolgt man aber die Fortsetzung der Akersgade, den Akerstveit weiter den Hügel hinauf, so kommt man zu dem ehrwürdigsten Gotteshause der Stadt, der alten romanischen Akerkirche, der einzigen, die noch aus katholischer Zeit stammt. Wir kommen an dem Hauptkirchhof vorbei — Vor Frelsers Grablund. Es ist wirklich ein Grabeshain, ein schöner Garten, die Gräber und Grabsteine mit dem lieblichsten Blumenschmucke übersät, sorgfältig gepflegt und fleißig besucht, ein Zeugniß edler und treuer Familienliebe. Von der alten Akerkirche führt uns ein Seitenweg noch weiter den Hügel hinauf zu dem sogen. St. Hanshaugen, d. i. zum St. Johannishügel. Da steht das große Reservoir, das die Stadt mit Wasser versieht.

Hier genießt man eine der schönsten Ausichten auf die Stadt. Zu unseren Füßen liegen die Quartiere, die wir soeben durchwandert: die St. Olafskirche und die Dreifaltigkeitskirche und das große neue Reichshospital. Herrlich tritt auf seinem Hügel das Königsschloß hervor, von dem man die Richtung der Hauptstraße stellenweise bis zur alten Hauptkirche der Stadt verfolgen kann. Dahinter breitet sich die Altstadt aus, an deren Ende die Festung Akerhus hervorglänzt.

Stwärts dehnen sich die neueren Stadttheile Grünerløkka, Grønland, Grueløkka, Enerhaugen aus, an die sich dann Oslo anschließt, in weiterem Kreise der Kirchhof Sophienberg und der ausgedehnte Botanische Garten.

Westwärts schließt sich an die Altstadt der Stadttheil Piperviken, an die Gärten des Königsschlusses die Vorstadt Homansby. Weiter westlich aber geht die Stadt in einen weiten Kranz der schönsten Villen und Gärten über, die kein Ende nehmen wollen bis zu der Halbinsel Ladegaardsø, aus deren Waldpartien das Schloß Oskarshall hell herüberschimmert.

Statt seiner 120 000 Einwohner könnte der Raum, auf welchem Christiania steht, ihrer wohl eine Million beherbergen, wenn der Platz mehr gespart, die Häuser höher und gedrängter zusammenständen. Aber allüberall drängen sich noch freie grüne Plätze und Gärten zwischen die Häusercomplexe, und die Fabrikquartiere mit ihren Werkstätten und Schloten vermögen das freundliche Bild nicht zu stören. An allen Punkten der Stadt tauchen Kirchen und Kirchtürme auf, und da die Mehrzahl der Gebäude nicht hoch ist, so

Norwegens Doppelbild.

kommen die stattlichen Bauten um so mehr zur Geltung. Umschlungen von den belebten, malerischen Geländen seiner Bucht, breitet sich weit und wonnig der blaue Fjord aus mit seinen Schiffen und Barken, seinen Inseln und Landzungen, seinem phantastischen Gewirre von Meer und Land, das erst am Horizont in bläulichen Dufte zusammenfließt. Und wenn nun die Sonne zwischen gewaltigen Wolfenbergen durchblüht und Ufer und Meer glitzern und jauchzen in ihrem Glanze, da wird man wohl gern auch Christiania einen Platz zuerkennen unter den schönsten Hauptstädten Europa's. In der Verschiedenheit der Scenerie aber wird man an das Doppelbild erinnert, das Welshaven von Norwegen entworfen hat:

Das bloße Haupt von arktischer Nacht umfassen,
Die Brust bewegt von mächt'gem Wellenschlag,
Mit langem Dämmerlicht und kurzem Tag,
Norwegens Fels ragt ohne Furcht und Bangen.

Wohin auch nur des Wandrers Schritte drangen,
Er Kämpfe hören, Kraft er schauen mag,
Lawinen stürzen dort durch Fels und Hag,
Waldbäche jäh die Mühle hier verschlangen.

Und kömmt vom Meer zur Küste du gezogen,
Wo hoch am Fels die Stürme nimmer rasten,
Kömmt nicht als Riesenwack das Land dir vor?

Schwarz steigt der Kumpf vom dunkeln Grab der Wogen
Die Felsen starren gleich gebrochnen Masten,
Und Wolken hängen dran als Trauerflor.

Doch wend dein Auge zu den Freudenfunken,
Die immerdar entglüh'n des Landes Schacht,
Zum Jubel, der versüßt die Winternacht,
Zur Schönheitsrose licht- und wonnetrunken.

Hier steht im Waldesdust du froh versunken,
Dort beb't der Felsen von des Gießbachs Macht,
Hier schwillt die Frucht in voller Farbenpracht,
Dort hell des Gletschers Eiskrystalle prunken.

Und diese Lebensglut und milde Kraft,
Verknüpfend Südens Lenz und Winterzone,
Das ist Norwegens Adelsrecht und Glanz.

Die Heldenstärke kämpft um einen Kranz,
Es schmückt der Sieg sie mit der Schönheit Krone
Und Blütenzier umschlingt den Lanzenkranz.

12. Oskarshall.

Die norwegische Hauptstadt bietet dem Reisenden in ihrer nächsten Nähe eine Reihe der schönsten Ausflüge. Eine Bootfahrt nach Hovedø verbündet die reizendsten Sichten auf den Fjord mit den merkwürdigsten geschichtlichen Erinnerungen. Nach Oslo, wo jetzt der lutherische Bischof residirt, führt die Pferdebahn: von da erreicht man in angenehmem Spaziergang den Eleberg im Osten der Stadt, von wo der ganze Fjord wieder eine andere Ansicht gewinnt. Zwei andere beliebte Aussichtspunkte sind Sarabraaten noch weiter östlich von der Stadt und die Alp Frognesaeter im Nordwesten, beide Besitzungen des schweizerischen Consuls und Bankiers Hestve, beide mit weiter Fernsicht auf den Fjord, wie auf die Berge von Thelemarken, Numedal und Ringerike. Ein weiteres lohnendes Panorama gewährt der Berg Kolsaas im Westen der Stadt, zu dessen Fuß man mit der Bahn gelangen kann, so daß es sich nur noch um einen kleinen Spaziergang handelt.

Im Norden der Stadt führt eine überaus malerische Straße an der prachtvollen Irrenanstalt Gaustad vorbei zum Maridalsvand, einem kleinen Bergsee, 144 m über Meeresfläche, welche Christiania mit Wasser versorgt. Man findet sich hier völlig dem bunten Leben und Treiben des Fjords entrückt, in stiller, ländlicher Berg einsamkeit. Am Nordende des Sees stehen trauernd die Ruinen einer verfallenen Marienkirche, wahrscheinlich einst früher eine Dependenz von einem der Klöster bei Oslo. In einem Bauernhof, den wir da besuchten, fanden wir noch ganz die gute alte Zeit — Wohnhaus und Vorrathshaus getrennt, das Dach des Blochhauses weit überragend, das Innere der Stuben getäfelte und mit Schnitzereien verziert, die Bettstelle mit buntgemusterten Vorhängen von dem übrigen Raume abgefordert. Die Hausfrau saß, als wir kamen, an ihrem Webstuhl von alter Façon und wob gerade an einem Stück bunten Tuches nach alter Mode — nur zwei Stunden weit von den vielen Fabriken und Spinnereien, in welchen der Dampf Hunderte von Rädern treibt, um den modernen Menschen mit baumwollenen Zierlappen zu behängen. Alles in der Stube war von ausgefuchter Sauberkeit, die Fensterbretter mit Blumen geschmückt. Die Leute waren so gut und gemüthlich und schlicht, als wüßten sie noch nichts von unserem schlechten 19. Jahrhundert. Für ein Glas Milch, um das wir baten, und das uns frisch und warm aus dem Stall gebracht wurde, wollten sie kaum

etwas annehmen. Man muß überhaupt von den besuchtesten Touristenwegen und Touristenplätzen abbiegen, wenn man das Volk noch in seiner lebenswürdigen Einfachheit finden will. Schon in einem Halbstündchen waren wir wieder in der geldsüchtigen Cultur und unter den modernen Schwerenöthen, am Gressenbad, einer Wasserheilanstalt, von der sich übrigens eine herrliche Sicht über den Fjord eröffnet. Eine breite Straße zieht sich hier in die östlichen Theile der Stadt hinab, wo der Åkerself, in kleinen Wasserfällen über Felsen herabstosend, zahlreiche große Fabriken und Mühlen treibt.

Tritt von Norden her ländliches Stilleben an die Stadt heran, so entwickelt sie sich westwärts zur schmucksten Campagna, durch die schon mit der Eisenbahn zu fahren ein Vergnügen ist. Aber wie staunt man erst, wenn man der Landstraße und den Seitenpfaden folgt, über die Menge und Schönheit der Villen, von denen jede in ihrem eigenen Park und Garten thront, mit Springbrunnen und Zierbeeten, Gewächshäusern und Aneen, Kiosks und Baumgruppen, malerischen Anlagen und Gartenkünsteln jeder Art. Der lange Sommertag übt schon hier seine Macht aus; Baum und Strauch und Blume und Gras entfalten sich zum üppigsten Flore. Man glaubte in einem südlichen Lande zu sein, wenn nicht die frische Meeresbrise und das helle Blau des Himmels an das Nordland gemahnten.

Fast nur ein einziger Park ist die Halbinsel Vadegaardsö, die sich von der Westbahnstation Bygdö einen halben Kilometer weit südlich in den Fjord hinein erstreckt. Dieser prächtige Fleck Landes war einst königliches Eigenthum. König Hacon V. hinterließ ihn seiner Wittwe Eufenia von Arnstein, Tochter eines Grafen von Ruppin, diese ihrer Tochter Ingeborg, und diese schenkte ihn dem Cistercienserkloster auf Hovedö. Mit den übrigen Gütern dieses Klosters wurde die Halbinsel zur Zeit der Glaubenskrennung von dem Commandanten der Festung Åkershus geraubt und zum Meierhof dieser Festung. Daher erhielt sie ihren Namen „Vadegaardsöen“, d. i. Meierhofsinsel. Sie blieb in den Händen des Staates, bis König Karl Johann sie 1837 demselben abkaufte. Karl XV. verkaufte sie indes an den Staat zurück.

Auf einem Felsenvorsprung der Ostküste an der sogenannten Frogner Rille (d. h. Bucht) erbaute sich in den Jahren 1847—1852 Oskar I. ein kleines Lustschloß im sogenannten Tudorstil, Oskarshall, das der ganzen Landschaft mehr Leben, Abwechslung und Schönheit verleiht. In drei Stockwerken, mit hohem, schlankem Thurm ragt es über den Felsenvorsprung, weit sichtbar, in den Fjord hinaus. Das Innere ist ein wahres Schmuckkästchen, nicht in dem modernsten Sinn, der nur auf Metallwerth, Stilgerechtigkeit oder Schaugepränge sieht, sondern im schönen künstlerischen Sinn, der die Blüten der schönsten norwegischen Naturbilder, Volksscenen und Geschichtserinnerungen wie in einem Abriß an diesem auserlesenen Plätzchen zu vereinigen suchte.

So umschließt der höchst geschmackvoll getäfelte Speisesaal einen Doppeltanz von Malereien, von denen man den einen ein Idyll, den andern ein

Landschaftsepos in Farben nennen könnte. Der erste ist von Tidemand, dem berühmten Schilderer des norwegischen Landlebens. Er hat darin die schönsten Züge so harmonisch und ergreifend zusammengestellt, daß das anspruchslose Genre sich fast zur Würde und Kraft der Historienmalerei erhebt. Der Held ist das Volk selbst, in seinen Leiden und Freuden, in seiner immer sich erneuernden Jugendkraft.

Hier spielt Knabe und Mädchen am steilen Felsenhang, selig mit ihren Ziegen zwischen den Feldblumen des Gebirges. Dort macht der fröhliche Bursch der Alpenmaid die Erklärung seiner Liebe, und verlegen zupft sie am Nieder und läßt die Milch überwallen, die sie im Kessel ans Feuer gestellt. Nun folgt der Brautzug in der schimmernden Volkstracht am Gestade des Fjords, Braut und Bräutigam und der lustige Küchenmeister und der fröhliche Spielmann mit seiner Clarinette und die guten Alten, die im Glück des jungen Paares neu aufleben, und die Kinder, denen Brekeln noch die Hauptsache sind. Andreas Munch hat dies Bild in die schönsten Verse gefaßt, während die ersten Scenen in Björnsons Novellen ihren ebenbürtigen poetischen Ausdruck gefunden habe. Allerliebste ist das „Familienglück“ gezeichnet: auf dem Schoße der jungen seligen Mutter das liebliche Kind, das spielend nach des kräftigen Vaters Pfeife greift. Aber nun kommt das Gegenbild des Schmerzes und der Sorge: die Mutter am Bettchen eines todkranken Töchterleins, ein jüngerer Kind auf ihrem Arm, indes ein anderes Schwesterchen ängstlich das kranke betrachtet, der Vater den Knaben Netze stricken lehrt, um in der niederdrückenden Trauer sich zu zerstreuen. Wunderherrlich ist der erwachsene Sohn, der von der Mutter Abschied nimmt, um in die weite Welt zu ziehen: auch diese Scene hat Björnson so wahr und so ergreifend dargestellt, daß es schwer zu sagen fällt, ob Maler oder Dichter tiefer in des Volkes Seele geschaut. Nun ist Vater und Mutter allein, von allen Kindern verlassen, am Lebensabend angelangt, aber zufrieden in Gott; die Mutter ganz in seinen Willen ergeben, wie verklärt, der Vater schaut ernst und mutbig aus seinem Buche auf. Das Tagewerk ist vollendet: des Hauses Glück und Ehre lebt in treuen Kindern fort.

Alle Einzelzüge dieses Familienidylls sind mit einer Lebenswahrheit dargestellt, welche jeden Beschauer fesseln muß; aber es ist nicht die öde Realistik der Gegenwart: wie im Volke selbst, so waltet in diesen Gestalten wahre Liebe, ein höheres und edleres Streben, das über diese Welt hinausreicht. Ein christlich frommes Gemüth spricht aus den treuherzigen, lieben Gesichtern, eine echte Künstlerhand hat allen Gestalten und Gruppen Leben und Farbe gegeben.

Die tiefempfundene Lyrik des Volkslebens mit seinen mächtigsten Accorden spricht uns aber um so mehr an, als neben diesem Bilderkranz die Hand eines andern Meisters, Joachim Frichs, einige der erhabensten Scenen norwegischer Natur hinzugefügt. Wir haben die herrliche, majestätische Gottes-

natur vor uns, in welcher dieses treue, brave Volk lebt und webt. Und nicht das Bizarre und Seltame hat der Maler gewählt, sondern die Grundtypen der norwegischen Landschaft, wie sie in unendlicher Mannigfaltigkeit und Abstufung sich fast überall wiederfinden.

Die gewaltigen Bergschluchten sind durch die Rabenschlucht (Rabne-djuvet) in Telemarken vertreten, die zahllosen Wasserfälle durch jenen bei Stans im Hallingdal, die herrlichen Felsgestalten durch das Romsdalshorn, das Gebirgsdorf durch Lom im Gudbrandsdal, der Bergstrom durch den Laagen im Numedal, der Fjord mit seiner wunderbaren Vereinigung von Gebirgs- und Meerlandschaft in dem zauberhaften Norangfjord. Der Wanderer, der Norwegen durchstreift, findet hier das Ausgesuchteste, das Bedeutendste treffend vereinigt. Er hat gewissermaßen ganz Norwegen vor sich. Die Ausführung aber erreicht in mancher Hinsicht die Leistungen der besten Landschaftsmaler. Jedes der Bilder rundet sich zu einem stimmungsvollen Ganzen ab, und alle vereint bilden wieder eine überwältigend schöne Einheit.

In dem mit Eichenholz getäfelten Empfangssaal des Schlosses begrüßt uns die Geschichte, allerdings gegen Natur und Volksleben nicht genug vertreten, aber doch vertreten in Zinkstatuen der berühmtesten vier Könige des alten Norwegen: Harald Schönhaars, des Gründers der Monarchie und des Reiches; Olaf Tryggvason, der das Christenthum in Norwegen und all seinen Nebensländern verkünden ließ; Olafs des Heiligen, der als Martyrer den eigentlichen Sieg des Christenthums vollendete; und Eberre's, der als nordischer Hohenstaufe zwar die Interessen des Königthums gegen die Kirche zu zeitweiligem Siege brachte, aber eben dadurch die Kraft seines Reiches und seines Thrones aufs tiefste erschütterte. Es ist schade, daß die merkwürdige Königsgeschichte nicht weitere Verkörperung gefunden hat. Sie gibt der englischen an poetischem Reize nichts nach.

Die nordische Sage ist in den oberen Gemächern des Schlosses zum Ausdruck gekommen, und zwar in einem Kreise von Marmorreliefs, in welchen Chr. Borch die Hauptmomente der Frithjofsage darstellte — eine sehr wohlgetroffene Wahl, da sich hier zugleich ein altnorwegischer Sagenstoff und die gefeiertste Dichtung des neuern Schweden verkörperten. Den farbigen Hintergrund dazu lieferte Gude, indem er in vier Landschaften aus dem Sognefjord die Stätten vergegenwärtigte, auf denen jene hochromantische Geschichte spielt.

Im dritten Stock rufen uns die sämmtlichen Familienporträts der königlichen Familie aus dem Zauberland der Sage in die Gegenwart zurück und machen uns namentlich mit dem König Oskar I., dem Erbauer dieses Schlosses, bekannt und mit seiner katholischen Gemahlin Josephine, unter deren Schutz und Einfluß katholisches Leben nach 300jähriger Verbannung in das Reich Olafs des Heiligen zurückgekehrt ist.

Endlich stehen wir auf dem Thurm und bewundern in den Strahlen der Abendsonne von neuem die Königsstadt, die von hier aus wohl den

schönsten Anblick gewährt. Der prosaische Industrialismus der östlichen Stadt ist hier in den Hintergrund gerückt. Worauf der Blick zunächst fällt, ist die Halbinsel mit ihrem reichen Busch und Wald, die weite Campagna den Strand entlang, von waldigen Berggründen überragt, das Königsschloß und der breiteste Theil des Fjords, in weiten Bogen sich ausschweifend nach Akershus hin, südwärts aber in bläulicher Ferne mit dem Himmel verschwimmend. Das ist wirklich ein nordisches Neapel oder Genua, und wenn die Kraft und der Wohlstand Norwegens sich noch mehr gehoben haben wird, so werden unzweifelhaft auch noch die glänzenden Bauten sich mehren, die jetzt schon Christiania zu einer Großstadt machen.

Auch das ist aber noch nicht alles, was man in Oskarshall genießen kann. Als im Jahre 1881 ein Grundeigentümer zu Lilleherred in Telemarken dem gegenwärtigen König ein prächtiges, im Jahre 1738 gebautes Bauernhaus mit dem dazu gehörigen Stabbur (Vorrathskammer) schenkte, hatte dieser den guten Gedanken, dasselbe in der Nähe von Oskarshall zwischen dichtem Tannenwald aufrichten zu lassen, so daß man diese Art volksthümlicher Baukunst in der Nähe der Hauptstadt selbst, und zwar in einer ganz entsprechenden, anmuthenden Umgebung sehen kann. Im Jahre 1884 wurde dann noch die alte Stavelkirche von Gol im Hallingdal an denselben Platz verpflanzt und völlig stilgerecht hergestellt. Sie ist nächst der alten dreischiffigen Akerkirche unstreitig das merkwürdigste Baudenkmal von Christiania. Wer nicht Zeit oder Lust hat, nach Borgund oder Hitterdal zu reisen, der kann sich ebenfalls schon in Christiania eine Vorstellung von dieser durchaus eigenartigen Kirchenbaukunst verschaffen, zu der kein anderes europäisches Volk etwas völlig Aehnliches aufzuweisen hat. Sieht man sie nur im Bilde vor sich, so überwiegt der Eindruck des Seltamen und Phantastischen. In der freien nordischen Natur, neben dem altnordwegischen Blockhaus, mitten im kräftigen Walde, der zu solcher Architektur gleich das Material lieferte, nimmt sich die Stavelkirche so natürlich aus, so ganz aus ihrer Umgebung herausgewachsen und ihr entsprechend, daß man nach unsern kleinen, mehr oder weniger nüchternen Steinkirchen gar keine Sehnsucht trägt.

Die alte Grundform des Hauses ist in Norwegen, wie in Schweden und weit hinüber nach Finnland, Esthland und Livland, das einfache Blockhaus, geglättete Holzstämmen aufeinander gekeilt und mit einem schlichten Dache bedeckt. Eine solche Wohnung entsprach ebenso dem Bedürfnis für eine warme Behausung in dem meist langen und strengen Winter, wie dem Reichtum an Holz in all diesen Ländern und der verhältnismäßigen Leichtigkeit des Baues. Erstaunlich ist die Mannigfaltigkeit der Formen, zu denen sich der erste einfache Grundplan entwickelt hat.

Bereits in den ältesten Zeiten standen indes gewöhnlich nicht einzelne Häuser oder Häuschen für sich, sondern mehrere Häuser (hús) vereinigten

Der altnormwegische Bauernhof.

sich zu einem Hof (baer). Das Haupthaus hieß die Halle (höll), der Staale (skáli) oder die Stue (stofa, Stube). Diese Halle, ganz nach Art eines gewöhnlichen Blockhauses gebaut, bildete ein längliches Viereck, auf dessen Querbalken (hvertré) das aus Schindeln oder Rafen gefertigte Dach (raefr) ruhte. In der Mitte stand dasselbe indes offen, um dem Rauch der darunter-



Stavkirche in Borgund.

stehenden Feuerstelle Ausgang zu gewähren, und ebenfalls, um dem Lichte Einlaß zu bieten. Die Luke hieß ljóri oder reykkeri. Der Eingang (hurð) befand sich an einer der kürzeren Seiten oder Giebelseiten (gallveggr) und zwar an einem kleinen Vorhaus (forstófa, framhús, forskáli). Den übrigen drei Wänden entlang liefen im Innern Bänke, der Thüre gegenüber die Quer-

bänke (þvörpallr), an den beiden Längsseiten die Langbänke (langbekkr). Als die vornehmere der zwei Seiten galt die nördliche, der Mittagssonne gegenüber (oedri bekkr). An ihrer Mitte befand sich der Hochsitz für den Hausvater (hásaeti, öndvegi), an dem einst die Hochsitzsäulen (öndvegissúlur) mit dem Bilde Thors angebracht waren. Die ganze Bank stand höher als die gegenüberliegende. Vor den Bänken lagen Schemel (fótpallr, stokkr, skör), die Bänke selbst waren mit Polstern (hoegindi) belegt, die Wände bei vornehmen Leuten mit Teppichen (tjald, tjöld) geschmückt, oder mit Getäfel (þili) versehen, das auch wohl mit Malereien oder Schnitzwert ausgestattet war.

Der Boden bestand aus festgestampfter Erde, mitunter mit Stroh oder Zweigen bestreut. Die Feuerstelle, an der gekocht wurde, zog sich weit zwischen den Bänken dahin. Betten fanden sich, wie einige Alterthumsforscher annehmen, den Bänken entlang, so daß jeder hinter seinem Sitz auch sein Bett hatte. Hinter den Iverpallen aber waren verschließbare Schlafkammern (lokhrvila oder lokrekkja) angebracht, wo die Frauen schliefen. Mitunter wurden auch in Dachraume (lopt) kleine Schlafräume mit Betten angebracht.

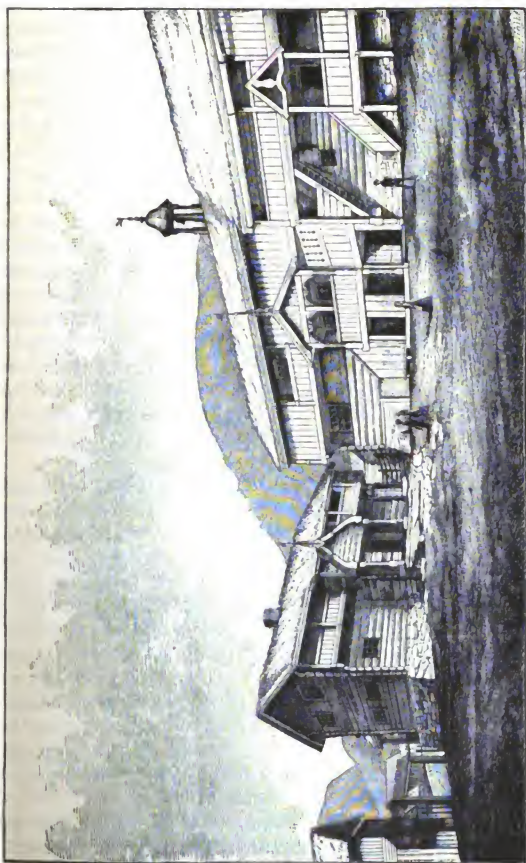
Wann geschlossene Rauchfänge aufkamen, ist nicht sicher. Erwähnung von solchen Öfen und Schornsteinen finden sich erst seit dem Schluß des 11. Jahrhunderts. Von dem Norweger Audunn Thorbergsson, Bischof von Hólar (1313—1321), wird vermeldet, er habe zuerst Ofen in Island eingeführt.

War nur ein Haupthaus für Sommer und Winter, so hieß es das Feuerhaus (eldaskáli); denn da brannte beständig das Feuer, an dem gekocht wurde und um welches die Leute arbeiteten. War die Halle sehr groß oder die Familie nicht allzu zahlreich, so fanden auch alle an den Wänden herum oder in der abgeschlossenen Schlafkammer ihre warme Ruhestätte für die Nacht.

Sehr früh fand indes Theilung der verschiedenen Räume statt, für welche bereits die ältesten Sögur Namen, Beschreibung oder wenigstens Andeutungen geben. Wie man auf Island Erdhütten und Steinhütten aneinanderfügte, so daß eine Wand schon für die nächste diente, so war es im holzreichen Norwegen leicht, ein Blockhaus ans andere zu reihen und mit Thüren oder Gängen zu verbinden, oder auch ganz getrennte Hütten zu errichten. So wird uns von eigenen Frauengemächern vermeldet (dyngja genannt), von getrennten Schlafkammern, Kemmenaten (svefskemma, býr), besonders für die Frauen und Mädchen (Somfrubuur), eigenen Gastwohnungen (gestahús, gestaskáli), eigenen Berathungssälen für die Höfdinge (málstofa); das Feuerhaus (eldhús) ward dann zur eigentlichen Küche, zum Baden aber wurde ein gesonderter Raum angelegt (badstofa); endlich richtete man auch Keller ein (jardhús), sowohl als Wohnstätte für Knechte und Vorrathspflatz, als auch als Zufluchtsstätte in Kriegsläufen, gewöhnlich dann mit irgend einem geheimen Ausgang.

Kot und Kötter.

Ganz arme Leute konnten natürlich an eine solche Theilung nicht denken; sie mußten sich mit einer einzigen Hütte (kot) begnügen, wonach man sie



Großer norwegischer Bauernhof (Bjölund im Gudbrandsdal).

Kotbönder (kotboendr) nannte. Andere hatten allenfalls ein eigentliches Haus oder ihre Halle, und dazu etwa noch ein gesondertes Feuerhaus zum Kochen und Baden und eigene Kammernaten.

Bei reicheren Bauern kamen zu diesen Hauptgebäuden dann noch das Frauengemach (dyngja), das Knechtehaus (praelahús), die Badstube, die Gasthalle, das Fremdenhaus und die Rathsstube (maalstue). Der Hof bestand also aus 6—8 oder 9 Wohngebäuden. Um diese reiheten sich dann die verschiedenen Wirtschaftsgebäude, vor allem das Stabbur, in älterer Zeit einfach búr (englisch bower) genannt, das gewöhnlich dem Hauptaufseher zunächst stand, und wo auf einem luftigen Boden sämtliche Speisevorräthe, sodann auch Kleider und in Kisten oder Kasten auch Schmuck und Kostbarkeiten aufbewahrt wurden. Dieser Vorrathsboden, nicht weniger sorgfältig gebaut und bedacht als das Wohnhaus, wurde nicht unmittelbar auf die Erde gebaut, sondern zum Schutze gegen Feuchtigkeit, Mäuse u. s. w. auf Pfosten oder Steinunterlagen oder einer offenen Unterlage. Eine hohe Treppe oder Leiter (rið) führte hinauf. Vor dem Stabbur lagerten die Haushunde. Bei den meisten kleineren Höfen war das Stabbur oder Bur zugleich mit der Kemmenate verbunden; ein Theil des Raumes diente als Vorrathskammer, ein anderer als Schlafkammer, wohl auch ein dritter als Frauengemach.

Gewöhnlich weiter weg standen dann die anderen Wirtschaftsgebäude: die Scheune (hlada, korahlada), der Viehstall (fjós), der Pferdestall (stallr, hrossahús), der Schafstall (saudahús), der Schweinestall (svínaboeli). War der Hof in der Nähe eines Sees oder Fjords, so kamen dazu noch ein oder mehrere Röst (naust), d. h. Schiffshütten, in denen die Schiffe und Boote untergebracht wurden.

Am meisten Sorgfalt wurde natürlich auf den Bau der eigentlichen Wohnhäuser und der Stabbur verwandt. Da wurden Gebälk wie Bretterbekleidung sorgfältiger gehobelt und ineinandergefügt. Ein Vorhäuschen oder Vordach zierte und schirmte die Hauptthüre. Außentrepfen, meist gedeckt, führten in die oberen Räume hinauf, die durch eine Holzgalerie verbunden waren. Diese aber schützte das weit vorragende Dach. Durch die zahlreichen Galerien und Treppen, das Vorspringen der Stockwerke und Dächer kam Abwechslung und Zeichnung in die sonst einförmigen Gehöfte. An Schmuck war das Äußere meist arm; dagegen wurde an den inneren Thüren, an den Betten, Bänken, Bettalkoven, Schränken und Sizen einfacheres und später auch künstlicheres Schnitzwerk angebracht. Den Hauptluxus aber suchten die Bauern in schönen Kleidern, feinem Bettzeug, Pelzen, buntgemusterten Wandteppichen, schmuckreichen Gefäßen und Waffen, in den Kasten, worin man den kostbaren Schmuck aufzubewahren pflegte.

Von den Schlössern und Thürmen, welche sich im Laufe des Mittelalters Könige und edle Herren bauten, hat sich, außer der Königshalle zu Bergen, in ganz Norwegen fast nichts erhalten. Aber das alte Normannengehöft hat sich vererbt von Geschlecht zu Geschlecht, fast ohne wesentliche Veränderung, nur daß die Berührung mit anderen Völkern zur Mehrung und Verfeinerung des Schmuckes mancherlei Anregung gab.

Alte Häuser und Gehöfte.

Es gibt noch einzelne Bauernhäuser, denen man ein Alter von acht und mehr Jahrhunderten zuschreibt, viele, die wenigstens mehrere Jahrhunderte überdauert haben. Sie sind der Stolz und die Zierde des Volkes — die einzigen Paläste, denen man Tagereisen weit begegnet. Aus solchen Gehöften sind übrigens die alten Könige hervorgegangen, in ihnen lebt und webt noch heute das Volksthum, dem Norwegen seine zähe Kraft verdankt. Während anderstwo der Bauernstand zum unwerthesten aller Stände herabgesunken ist, trifft man in den großen norwegischen Gebirgsthälern noch Gehöfte, die sich seit unvordenklicher Zeit vom Vater auf den Sohn vererbt haben. Wohl-



Norwegisches Vorrathshaus (Stabbur).

gehaltene Heden bezeichnen schon von weitem den umfangreichen Besitz. Nicht selten ragt das Gehöfte mit einem Duzend verschiedener Dächer auf einem Hügelvorsprung in das Thal vor, und man hat einen steilen Weg hinaufzufahren, um in den innern Hofraum zu gelangen. Da glaubt man fast einen kleinen Weiler vor sich zu haben; doch die verschiedenen Gebäude gehören zu einem einzigen Familienganzen, wie in alter patriarchalischer Zeit. Oben auf einem der mauerischen Blockhäuser sitzt das Glockenthürmchen: da wird regelmäßig geläutet zur Arbeit wie zum Mahle. Beim Essen treffen sich alle in derselben großen Stube mit ihren langen Bänken. Der Vater

sitzt am Ehrenplatz, um ihn die Familie, am andern Tische die Knechte und Mägde. Viele solcher Höfe an den großen Gebirgsstraßen sind zugleich Stützstationen. Eine freundliche Gaststube und Wohnzimmer stehen immer für den Reisenden bereit. Doch im übrigen geht das hergebrachte Leben seinen Weg. Schwere Arbeit hält ganze Schaaren von Knechten und Mägden, während der Erntezeit auch von Tagelöhnern, in Beschäftigung. Den ganzen langen Winter aber sind sie allein in ihren Bergen: die paar Monate der Reisezeit von Juni bis September vermögen wenig zu ändern.

Die Löhne der Dienstleute sind nicht hoch. Ein Knecht erhält jährlich 80—100 Kroner, dazu eine Kleidung mit Strümpfen und Schuhwerk, so daß der Gesamtlohn auf den Werth von etwa 130—150 Kroner kommt. Eine Magd verdient höchstens 24—32 Kroner jährlich, dazu Kleidung im Werthe von etwa 30 Kroner, also im ganzen 50—60 Kroner. Dafür ist das Dienstverhältniß im ganzen ein gemüthliches, noch patriarchalisches, die Kost bei den fünf täglichen Mahlzeiten zwar einfach und oft eintönig, aber gesund, kräftig und nahrhaft. Kartoffeln erscheinen wie anderswo täglich, aber auch Hafer- und Gerstengröße, gutes Roggenbrod, Hering, Lachs und Stodfisch, geräuchertes Schaffleisch und Speck, Erbsen, Milch und Butter zum Fladbrode.

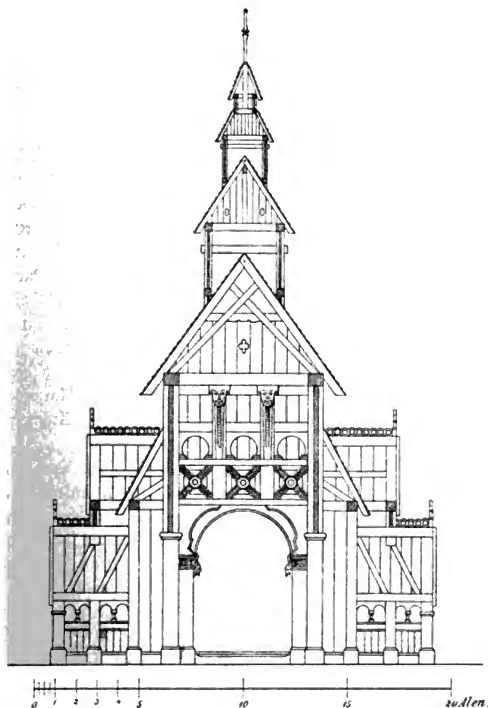
Der größte Theil der Einwohner Norwegens sind heute noch Bauern, die sich hauptsächlich von Viehzucht, Waldcultur und etwas Landbau ernähren. Man rechnete (1875) 901 600 Personen, die davon lebten (Grundbesitzer, Pächter, Rätthner und Hilfsarbeiter), auf etwa 223 700 Handwerker und Kleinindustrielle, 93 000 Fischer und Jäger. Vom Handel ernährten sich 83 300, vom Bergwerks- und Fabriksbetrieb 81 700. Dazu kommen noch 13 600 Staatsbeamten, 36 200 Gemeindebeamten, 70 000 Tagelöhner, 104 000 Rentner zc.

Von den 901 600 Bauern, der eigentlichen Kernbevölkerung Norwegens, sind 105 900 selbständige Grundbesitzer, die ihr eigenes größeres Gehöft haben, in allen Angelegenheiten ihr völlig selbständiges Wort mitreden können. Ihr Leben mag vielfach rauh, hart, entbehrungsreich sein; aber sie sind noch nicht Sklaven der modernen Industrie, der alles verflachenden Kapitalwirthschaft und des despotischen Militärstaates. Sie werden darum vielfach als Zurückgebliebene bemitleidet oder verachtet, und selbst der berühmteste der norwegischen Dichter, Henrik Ibsen, hat ihr Loos theils betrauert, theils bespöttelt. Es ist indes kein Grund dazu. Wenn es noch freie Männer germanischer Abkunft gibt, so sind es diese kräftigen Bergbewohner Norwegens, bei denen weder der Unterofficier, noch der Schullehrer, noch der Polizist die Herrschaft führt, sondern jeder noch Herr im eigenen Hause ist.

Das norwegische Bauernhaus ist warm, wohnlich, dauerhaft. Wie die Bauern gewohnt waren, es sich selbst zu zimmern, und wie sie kein Bedürfniß nach steinernen Häusern empfanden, so ist es erklärlich, daß nach der Befehung zum Christenthum — die Städte und Küstenplätze abgerechnet — sich

Die norwegischen Holzkirchen.

keine Lust regte, steinerne Kirchen zu bauen. Fremdländische Steinmessen und Maurer mochten sich wohl in den Küstenstädten niederlassen: in den großen Binnenthälern bauten sich die Einwohner selbst ihre Kirchen und, wie sie gewohnt waren, aus Holz. So hat sich denn in Norwegen eine Kirchen-



Durchschnitt der Holzkirche.

baukunst entwickelt, die in Europa ganz vereinzelt dasteht und von den modernen Kunsttheoretikern gewöhnlich ebenso mitleidig betrachtet wird, wie das norwegische Bauernhaus von den modernen Wirtschaftspolitikern. Das ist die sogen. Stavelkirche („Stavkyrkja“ von „Stav“, altnordisch Stafr, d. h. Stab. Man veranschlagt die Zahl dieser Stavelkirchen, die einst über das

ganze Land hin zerstreut standen, auf etwa 700. Es gab gar keine anderen. Das Volk war ebenso daran gewöhnt, wie an seine schlichten Gehöfte. Erst nach der Glaubensstrennung kamen nach und nach Steinbauten auf, und man ließ die alten Holzkirchen verfallen. Manche wurden abgebrochen oder auf Abbruch verkauft. Es war dem kunstfönnigen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen vorbehalten, das Interesse für diese Bauten in Deutschland wie in Norwegen selbst wieder zu erwecken. Als er im Jahre 1842 hörte, daß eine solche Kirche zu Bang im Valdersthale auf Abbruch feilgeboten sei, kaufte er sie um 80 Speciesthaler (320 Kroner) und ließ sie, mit einem Aufwand von 30 000 Thalern, nach Brückenberg am Nordabhang der Riesenkoppe verfehen und daselbst wieder neu herstellen.

Der König selbst war auf diesen Kunstzweig durch eine Schrift des norwegischen Landschaftsmalers Christian Dahl aufmerksam geworden, der fünf Jahre früher ein Werk darüber in Dresden hatte erscheinen lassen: „Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den früheren Jahrhunderten in den inneren Landschaften Norwegens“. Der Kauf wirkte indes mehr als Dahls Werk. Es bildete sich eine Gesellschaft, um diese merkwürdigen Denkmale zu erhalten, und wenigstens durch sorgfältige Abbildungen dem völligen Untergang und der Vergessenheit zu entziehen. In neuerer Zeit haben sich besonders zwei Forscher, Nicolajson und Dietrichson, um die Beschreibung und Erforschung derselben verdient gemacht. Trotz dieser Bemühungen stehen aber kaum 20 Stavokirchen mehr in ganz Norwegen, und es dürfte wenig Aussicht sein, daß dieser Zweig kirchlicher Architektur neu aufleben wird.

Ihren Namen haben die Stavokirchen davon, daß das Dach nicht auf gezimmerten Wänden ruht, sondern auf „Stäben“, d. h. senkrecht stehenden Holzpfählern, wie auch ein auf Säulen ruhendes Haus „Stavhus“ heißt. In ihrer Entwicklung unterscheiden die Forscher drei Perioden, von denen die erste bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts, die zweite zum Ende des 13. Jahrhunderts, die dritte endlich in das 14. Jahrhundert hinein reicht. Als Unterscheidungszeichen dient hauptsächlich die ornamentale Ausstattung. In der ersten Periode besteht dieselbe in Rankenverschlingungen, die in verkümmerten Blättern enden, und in breiten, bandartigen Thierformen, deren langgezogene Füße und Leiber phantastisch jene Ranken durchdringen. In der zweiten Periode treten ausgesprochene romanische Verzierungen auf, die Blattformen der Rankengewinde werden voller und reicher, und unter den Thiergehalten erhält der Drache vielfache Verwendung. Die dritte Periode endlich leitet zu frühgotischen Formen über, und in den Schnitzereien treten auch menschliche Gestalten auf. Grundplan und Gesamtanlage bleiben sich aber sonst ziemlich gleich.

Den Hauptbau bildet ein viereckiges, mehr oder weniger langes Schiff, an welches sich ostwärts ein kleineres viereckiges Chor mit halbkreisförmigem

Abchlusse anlehnt, nordwärts und südwärts Seitenschiffe, nach Westen eine Vorhalle; um das Ganze läuft eine niedrigere offene Galerie, an den Thüren von kleinen Vorhallen unterbrochen. Ueber das steile Dach der Galerie erheben sich ebenso steil die Dächer der Seitenschiffe und zugehörigen Vorhallen, und über diese wieder das Dach des Schiffes, das noch einen bedachten Thurm-aufsatz trägt, welcher in zwei bis drei Verjüngungen sich zuspitzt. Das Chor



Portal der Aardalskirche in Sogn.

hat wieder sein eigenes Dach und ebenso der runde Chorabluß. All diese Dächer vereinigen sich zu einer seltsamen Pyramide, die über der Mitte des Schiffes ihre höchste Spitze hat. Der Anblick hat zum erstenmal etwas Phantastisches, zumal die Balken der Firste in drachenartigen Figuren nach oben auslaufen; doch zwischen Feld, Wald und See nimmt sich die Zeichnung ungemein malerisch aus, stimmt sehr gut zu den umliegenden Wohnhäusern, und der Anklang an romanische Kirchen wird wieder kaum jemand ent-

gehen. Das Kreuz schmückt alle Vordächer, wie auch die Spitze des Chorab schlusses, und gibt dem ganzen himmelanstrebenden Bau seine nicht miß-
zuverstehende Bedeutung.

Die Construction ist sehr einfach. Auf den Grundmauern, die ge-
wöhnlich nicht sehr tief gelegt wurden, ruhen zunächst die starken wagerechten
Grundbalken (Sviller). An ihren Ecken sind dann lothrecht die vorspringenden
Stäbe oder Hauptjaulen (Staver) eingefügt, welche oben abermals durch
wagerechte Balken (Stavlaegjer) verbunden sind. Der Raum zwischen den
Eckpfosten wird dann durch ineinandergefalzte Bohlen oder Pfosten (Planter)
ausgefüllt. Ganz in derselben Weise sind die Wände der Seitenschiffe ge-
zimmert, während die niedrige Außenwand des Umgangs (Svalgang) von
Bogenreihen gebildet wird, die auf einer kurzen Brüstung ruhen. Das Schiff
ist von den Seitenschiffen und der Vorchalle durch starke Holzpfiler mit
Würfelcapitälen abgetrennt, welche oben durch Bogen verbunden sind. Ueber
diesen erhebt sich auf Querbalken, fast ebenso hoch, eine durch Verzierungen,
Bogen und Säulen gegliederte Wand von Stabwerk und über dieser endlich
der offene Dachstuhl, der erst in späterer Zeit dann und wann durch ein
hölzernes Tonnengewölbe den Blicken entzogen wurde. Nur an dieser innersten
und obersten Wand fanden sich runde Luten, keine eigentlichen Fenster, durch
welche kümmerliches Licht in die Kirche eindrang.

Mit Schnitzereien waren die Galerien, die Säulencapitäle, die Rück-
lehnen der Bänke und die äußeren Balken der Dachfirste verziert; den reichsten
Schmuck aber entfalteten gewöhnlich die Kirchenportale und Kirchenthüren.
In den Museen zu Christiania, Bergen, Throndhjem, wie in Stockholm und
Kopenhagen, sind eine Menge solcher Thüreinsassungen ausgestellt, deren be-
zaubernde Phantasiefülle jeden Beschauer anziehen wird. Die schlichten Leute
aus den Bergen haben aus ihrem Material wirklich gemacht, was sich daraus
machen ließ. Es fehlte ihnen weder an Erfindungsgeist noch an Ausdauer,
das künstlichste Rankenwerk mit der feinsten Genauigkeit auszuführen. Oft
wird es schwer, nur mit den Blicken den einzelnen Verschlingungen zu folgen,
und doch lösen sie sich in die anmuthigsten Figuren auf. Die alte Sagen-
vorstellung von Drachen fand in den Legenden des hl. Michael und des
hl. Georg eine gewisse religiöse Berechtigung. In welchem Grade aber profane
und religiöse Vorstellungen sich dabei mischten, wird schwer zu entscheiden sein.

Für weitem Schmuck kamen aber Holzsnitzerei und Malerei, sowie
die verschiedenen Kleinkünste, der schlichten Holzbaukunst in reichstem Maße
zu Hilfe, besonders am Mittelpunkt des Gottesdienstes, dem Altar. Die
genannten Museen zeigen eine ganze Reihe von geschmückten Flügelaltären der
verschiedensten Zeit: große Crucifixe, Statuen Unserer Lieben Frau und
anderer Heiligen, des hl. Georg, des hl. Laurentius, der hl. Barbara, bald
vielfarbig angestrichen mit Vergoldung, bald in schlichter Holzfarbe. Dazu
kommen prächtige Taufsteine, Leuchter, Hängelampen, Lavabos, Reliquien-

schreine, Processionskreuze, Wandteppiche, theils bunt gemustert, theils mit eingewobenen Darstellungen aus der Bibel und der Legende, endlich kostbare, geflickte Paramente.

Ausgestattet mit all dieser Zier, vom Altare aus festlich erleuchtet, machte die Stabelkirche ganz denselben Eindruck, wie eine wohlaußgestattete kleinere romanische Kirche oder Kapelle. Was die Landbevölkerung an Kunstfertigkeit von alters



Aus der Kirche von Garhad.



Relief an einem hölzernen Taufbecken aus dem Kirchspiel Lohne in Friesland.

her besaß oder aus der Fremde sich aneignete, das wurde hier benützt, um das Haus des Herrn so festlich als möglich zu schmücken. Das vom Alter ins Grauliche spielende Holz gibt einen ebenso ernstern Grundton, als steinerne Säulen und Mauern ihn haben könnten. Durch farbige Kehllinien hervorgehoben, erinnert das dunkle Gebälk des Dachstuhl's an eine ehrwürdige Basilika. Der bescheidene Farbenschmuck an den Säulenköpfen und an den Bogen des Hauptthaus'es hebt die Zeichnung, ohne sie

zu stören. Je ernster aber, ja fast düster, die bescheidene Halle emporstrebt, desto freudiger strahlt aus dem Chor der Altar hervor in aller Schönheit und Zier, mit der ihn die Kunst umgeben kann. Wie gewaltig tönt uns da der Spruch des alten norwegischen Landrechts entgegen:

„Das ist der Anfang, daß Jesus der Gekreuzigte, Gottes wahrer Sohn, geboren von der Jungfrau Maria, aller Könige König ist, und von ihm ist alle Gewalt und Herrschaft. Er sei unsere Wehr und aller norwegischen Männer Schirm auf ewiglich.“

Ueber den Kirchgang aber im mittelalterlichen Norwegen gibt ein wunderschöner Hirtenbrief des Erzbischofs Arne Einarsön (Bade) Aufschluß, der lange Chorherr in Thronhjelm war, 1346 auf den erzbischöflichen Stuhl daselbst erhoben wurde, noch im selben Jahre Rom besuchte, schon 1349 als Opfer des „Schwarzen Todes“ (Store Mandedöb) starb.

Er mahnt in diesem Schreiben die Gläubigen, fleißig ihre Pfarrkirchen zu besuchen, „denn das ist eines Pilgerfahrt“. Man soll sich schon zu Hause auf den Kirchgang vorbereiten und allen Haß, alle Feindschaft und Mißgunst von sich legen. Trifft man sich an der Kirche, so mag man wohl sich gegenseitig über seine Angelegenheiten besprechen, aber nicht Geldgeschäfte und Prozesse vorbringen. Kommt man zur Kirche selbst, so soll man zuerst an der Kirchthür auf seine Kniee niederfallen und sie küssen, dann den Umgang um die Kirche halten, hineingehen und sich mit Weihwasser besprengen. Darauf soll man vor dem heiligen Kreuz niederknien, um Gottes Gnade flehen und seines Leidens gedenken, durch welches er die verlorenen Menschen aus des Teufels Gewalt befreite; man soll das Vaterunser sprechen und die Jungfrau Maria grüßen mit dem Mariavers. Jeder aber ist verpflichtet, das Vaterunser, das Ave Maria und das Credo zu wissen. Ist der Priester noch nicht gekommen, oder ist er noch nicht bereit, so ist es schön, daß ein jeder, während er um die Kirche geht, seiner Freunde und Angehörigen Grab besucht und daselbst ein Vaterunser betet, oder daß man dies nach der Messe thut, bevor man den Kirchhof verläßt.

Wenn der Priester die heilige Messe beginnt, da fallen alle auf die Kniee. Nachher mag man stehen, bis das Gloria in excelsis Deo anfängt; alle aber sollen die Kniee beugen und sich an die Brust schlagen, so oft in der Messe die Worte gelesen oder gesungen werden „Jesus, Christus, Maria“. Nachher kann man sitzend die Messe anhören, bis das Evangelium beginnt; da sollen alle aufstehen, das Haupt entblößen und barhaupt bleiben, während es gelesen wird. Darauf bringe man seine Opfergabe zum Altar „und ehre damit das heilige Amt der Messe“.

Wenn aber der Priester Gottes Leib und darauf sein Blut emporhebt, dann soll jeder Christenmann entblößten Hauptes auf die Kniee fallen und die Hände erheben und dreimal an seine Brust schlagen; denn dreifach sündigt man gegen Gott: in Gedanken, Worten und Werken. Man soll anerkennen,

daß hier derselbe gewaltige Gott zugegen ist, der Himmel und Erde und alles erschaffen, was dazwischen, oben und unten liegt, der alle seine Freunde erlöst hat aus des Teufels Gewalt und der einst das ganze Menschengeschlecht richten wird am jüngsten Tag, jeden nach seinen Thaten.

„Das ist ja auch aller Christenmenschen unererschütterlicher Glaube, daß, während der Leib Gottes geweiht, dargebracht und genossen wird in der heiligen Messe, in Kraft der göttlichen Worte und der priesterlichen Verrihtung, die Himmel sich öffnen und Gottes Engel herniederschweben, um sich zu beugen vor ihrem erhabenen Schöpfer, so daß irdische und himmlische Geschöpfe sich da versammeln, um in Demuth und Jubel dem wahrhaftigen Gott zu dienen, obwohl wir sündige Menschen wegen unserer vielfachen Bosheit und Elendigkeit des Leibes nicht vermögen, das mit leiblichen Augen zu schauen.“

Schöner als in diesen Worten läßt sich der Gedanke nicht ausdrücken, der die Holzkirchen Norwegens, wie einst die Basiliken Italiens, die herrlichen Dome Deutschlands, Frankreichs und Spaniens ins Dasein rief. Dieser mächtige, das ganze Leben beherrschende Glaube hat in den einsamsten Bergthälern, viele Tagereisen weit von der Meeresküste, in Einöden, zu denen kaum ein Einfluß fremder Cultur hingelangen konnte, diese eigenartige Kunst erweckt, die in ihrer Weise, herzerhebend und herzerfreuend, alle Menschenkräfte in ihren Dienst zog und jubelnd in der langen, düstern Winternacht das Fest der ewigen Liebe feierte.

13. Krogkleven und Hønefoss.

Einer der beliebtesten Ausflüge der Bürger von Christiania war einst derjenige an den Tyriffjord, einen mehrarmigen Landsee, der in seiner größten Längsentwicklung etwa 25 km hat und nur ein paar Stunden von der Hauptstadt entfernt ist. Fröhliche Prosaiter haben da in Heiterkeit die Vorräthe ihrer Reisetaschen aufgezehrt, träumerische Poeten ihn besungen. Jetzt fischt und reitet der Engländer an den idyllischen Ufern. Denn da ist plenty of exercise. Was will der Deutsche anfangen, als auch dem guten Beispiele folgen?

Wer einen kleinen Umweg nicht scheut, kann mit der Bahn an diesen See gelangen. Weit anziehender gestaltet sich aber die Fahrt, wenn man dieselbe nur bis Sandviken benützt, und dann zu Fuße geht oder Skyds fährt.

Ich hatte mich sehr darauf gefreut, wieder einmal Skyds zu fahren, und meinte, Sandviken wäre schon weit genug von der Stadt, um dieses Vergnügen genießen zu können. Ich wurde indes sehr enttäuscht. Kaum waren wir ausgestiegen und wandten unsere Schritte dem Dorfe zu, als eine ganze Schaar von Jungen uns umringten und uns Fahrzeuge anboten, Wirthschaften anpriesen, ihre Führerschaft aufdrängten. Alle Versuche, ihrer los zu werden, mißglückten. Einer wie der andere war von den Culturaufgaben der Gegenwart erfüllt. Auch als wir einen auserwählten und beauftragten, uns zum Skydsstaffer zu führen, lief uns der ganze Troß noch nach und wollte das Gepäc tragen, das wir glücklicherweise nicht hatten. Endlich kamen wir bei der Wirthschaft an, und der Junge stellte uns seinem Herrn, dem Skydsstaffer, vor. Dieser führte uns gleich zu einer zweispännigen Kutsche und erbot sich, uns zweispännig nach Sundvolden fahren zu lassen. Zweispännig! Um Himmels willen! Als wir davon nichts wissen wollten, zeigte er uns eine einspännige Kutsche, nicht gerade vornehm, aber eine nordische Kutsche. Der Preis war nicht so überschwenglich, wie für den Zweispänner. Als wir auch diese zurückwiesen, zeigte er uns noch einen Wagen. Dann schüttelte er den Wipfel und wußte nicht, was er noch weiter thun sollte. Jetzt nahm ich mein ganzes Wörterbuch zusammen und erklärte ihm in entschiedener Weise: Ich sei nicht Tagereisen weit von den Ufern des Rheins hierhergekommen, um in einer Kutsche zu fahren; das sei ganz gemein, das könne man überall; aber Stoltjaerren gebe es nur in Norwegen. Wenn

er uns keine Stoltjaerre geben könne, dann würden wir uns bei einem andern Wirth umsehen.

Nun schüttelte er den Wipfel noch mehr als zuvor, führte uns aber doch in seine kleine Remise und zeigte uns da eine alte, seit unvordenklichen Zeiten nicht mehr angestrichene noch gewaschene Stoltjaerre. „Damit werden Sie doch nicht fahren wollen?“ sagte er verächtlich. — „Gerade damit aber wollen wir fahren,“ sagte ich. „Das ist ja gerade die Hauptsache! Das ist norwegisch! Wenn Ihr Eure Karriolen und Stoltjaerren aufgibt, wer wird noch in Norwegen reisen wollen?“ Das schien er kaum glauben zu können, ergab sich aber in unsere Wünsche. Jetzt erst sank auch ich aus meinen naiven Vorstellungen in den nackten Realismus der Gegenwart herab und dachte mir, wie oft der Mann früher wegen seiner Stoltjaerren ausgeschimpft worden sein mochte, bis er sich entschloß, Wagen anzuschaffen, die vielleicht den Touristen noch nicht gut genug sind. Und nun kommt ein Barbar und verlangt eine Stoltjaerre!

Guter Mann! Ich habe dir gewiß weder einen Verdruß noch einen Schaden zufügen wollen. Aber es thut einem wirklich leid, wie vor Gott Rammon und seiner Dienerschaft alles Schlichte und Einfache, Gemüthliche und Volksthümliche aus der Welt entschwinden muß, um sie nur für Fabrikbesitzer und Bantierstöchter und deren Sklaven einzurichten. Bald wird man im Schlafwagen vom Nordcap zum Gotthard und von da zum Kaukasus und Himalaja fahren und die Mitternachtssonne ebenso blasirt angähnen, als die Krokodile am heiligen Ganges. Alles Schöne wird in die Museen gebracht, numerirt, classificirt, für Geld gezeigt und von examinirten Professoren mikroskopisch beschrieben. Freude wird höchstens noch bei Kindern geduldet, Religion bei alten Weibern. Die höchste Kunst ist, sich hienieden zu langweilen und dann rechtzeitig zu erschließen!

Wahrscheinlich um sich an unseren culturfeindlichen Neigungen zu rächen, gab uns der Skjoldskaffer nicht den Jungen mit, der uns hergebracht, sondern einen andern, dessen Wams wie Weinkleider aus lauter Rissen, Fetzen und Flickern zusammengefeßt schienen. Er paßte vollständig zu der Kjaerre. Wie diese zwar nicht schön, aber fest und leicht gebaut war, so war der geslickte Junge unter seinen vielen Lappen die fröhlichste und gutherzigste Seele von der Welt — er gläd gut, wie ihn Björnson beschrieben hat.

Raum hatten wir das Dorf und mit ihm die leidige Cultur hinter uns, so fing der kleine Kerk zu singen an, daß es eine Freude war, und hielt Zwiegespräch mit seinem Pferde, das uns in der Kjaerre viel rascher voranbrachte, als es in der Kutsche möglich gewesen wäre. Dazu waren wir ganz proletarisch in Gottes freier, schöner Welt, konnten aus- und einsteigen nach Belieben, und wurden ordentlich gerüttelt und geschüttelt, daß die Bewegung eine Fußtour ersetzen konnte. Gleich hinter dem Dorf fing auch schon die unbelebte nordische Natur an. In schwerer Masse stieg rechts

der mächtige Kolsaas auf, während von links der nicht minder plumpe Stogumsaas herübergrüßte. Der Weg zog sich etwa eine Stunde dem freundlichen Iffi-Elf entlang; dann verließ er das Thal und kletterte steil westwärts den Burderaas hinauf. Welch eine Ueberraschung aber, als auf der Paßhöhe plötzlich der dichte Wald sich lichtet und der Hølsfjord, ein Seitenarm des Tyriffjord, tiefblau, von Fels und Wald umsäumt, gerade zu unseren Füßen lag. Im Zickzack wand sich die wohlgebaute Straße den steilen Abhang hinunter, an welchem der Wald nur stellenweise zwischen Felsen emporklimm, so daß der See beständig sichtbar blieb. Da sang nicht bloß der lustige Gut, auch wir sangen und jauchzten mit, und mein sonst ernster und wenig zu Enthusiasmus geneigter Reisegenosse fand, daß Norwegen wirklich ein prächtiges Land sei und seine Erwartungen übertreffe. Alles ist so groß, weit, frei. Der Mensch hat da noch nicht jedes Fleckchen Erde ausgefogen. Man athmet auf in dieser frischen, kräftigen Gottesnatur.

In Humledalen, einem weitläufigen Gehöft, unfern dem Seestrande, mußte geraftet werden, bis eine andere Kjaerre bereit war. Der fröhliche Gut wurde durch einen andern ersetzt. Die Straße schlängelte sich nun hart am See dahin. Dieser erweitert sich hier zu einer Mittelfläche von etwa 12 km Breite, von der vier Arme ausgehen, zwei nordwärts, zwei südwärts. Von diesen bekommt man zunächst nur den einen zu Gesicht, den sogen. Halsfjord, dann die Mittelfläche, von mehreren kleinen Inseln belebt; darauf rücken die Ufer so nahe zusammen, daß einige Bogen einer alten Steinbrücke sie verbinden können; endlich aber erweitert sich das Wasser wieder zu dem Steensfjord, an dessen Eingang eine Menge mit Buschwerk geschmückter Felsceilande liegen. Das Ostufer des Sees ist hoch und fällt überall steil ab, am Westufer entfaltet sich dagegen große Mannigfaltigkeit. Von Süden treten höher bewaldete Rücken in die blaue Fläche vor, während nordwärts kleine Hügelzüge coulißenartig sich hintereinander erheben. Die Fahrt auf diesem malerischen Strandweg (Evangstrandsvvej) ist überherrlich; an jeder Felsenecke eröffnet sich ein neues Stück Scenerie, Höfe, Büsche, Wald und Wiesen, und links immer der blaue See mit seinen Inseln und Vorgebirgen. An der Brücke liegt das Dörfchen Sundvolden, durch das früher die Hauptstraße von Christiania nach Valders führte. Jetzt hat die Eisenbahn über Drammen den meisten Verkehr dahin abgelenkt.

Von hier stiegen wir den Krogkleven hinauf. So heißt ein Einschnitt in die lange, bis zu 500 m hohe Felsmauer, welche den See ostwärts begrenzt und oben wie an ihren Abhängen bewaldet ist. Das ist der sogen. Krogstov oder Krokstov. Der Krogkleven ist eines der steilsten Bergsträßchen, die ich je hinan gekommen bin: Man kann kaum zu Athem kommen. Hat man indes die sogen. Klostue erreicht, so führt ein Seitenpfad mit leichter Steigung in den Wald hinein, zu einigen Aussichtspunkten, deren alte Namen „der Königin Aussicht“, „des Königs Aussicht“ schon ihr An-

sehen verrathen. Auf dem ganzen Weg begegnete uns kein Mensch; erst an Kongens Udsigt kamen uns zwei Herren und eine Dame nach, Norweger, die einen kleinen Ausflug machten. Auf dem Rückwege trafen wir später noch einen hageren Engländer, der auf einem norwegischen Pferd den Kleben hinaufritt. Das arme Thier rutschte fast bei jedem Schritt zurück. Man glaubte den edlen Ritter von der Mancha zu sehen, der verzweifelt die Böschung eines Burgwalles hinaufwollte.

An Kongens Udsigt tritt ein kleiner freier Felskopf aus dem Walde heraus, der stundenweit am östlichen Seeufer sich hinzieht. Die Aussicht ist wirklich königlich. Rechts und links erhält sie ihren dunklen Rahmen an dem prächtigen Walde. Unmittelbar unter sich hat man den tiefblauen Tyriffjord mit allen seinen vier Armen; die westlichen sind wenigstens theilweise sichtbar. Das fruchtbare Hügel- und Bergland, das ihn umgibt, ist durch viele kleine Ortschaften, weiße Kirchlein und zerstreute Gehöfte belebt. Auf dem See fahren meist einige Boote. Ein kleines Dampfschiff befährt ihn täglich. Den Hintergrund bilden langgestreckte Hügel- und Bergketten, die sich in unregelmäßigen Wellen, erst grünlich, dann blau, in den Horizont verlieren. Am breitesten macht sich das Norefjeld, hinter welchem der Hallingstarken auftaucht, über 2000 m hoch; dann folgen südwärts das Eidsfjeld, der massige, schneegekrönte Gaufla, das Melfjeld und Vidfjeld, und endlich der Jonskrut bei Kongsberg. Die Schneepartien sind klein. Man hat nicht den Eindruck von eigentlichen Schneebergen, sondern nur von Felsrücken und Felskuppen, die mit etwas Zucker bestreut sind. Die sämtlichen Höhenzüge gleichen darum mehr dem Jura als den Alpen. Dennoch ist die Sicht eine großartige und gilt mit Recht für eine der schönsten im Südwesten von Norwegen. Sie umfaßt die ganze freundliche Landschaft Ringerike, das Reich des Königs Ring in der Frithjofsage, und einen Theil der Berge von Hallingdal, Numedal und Thelemarken.

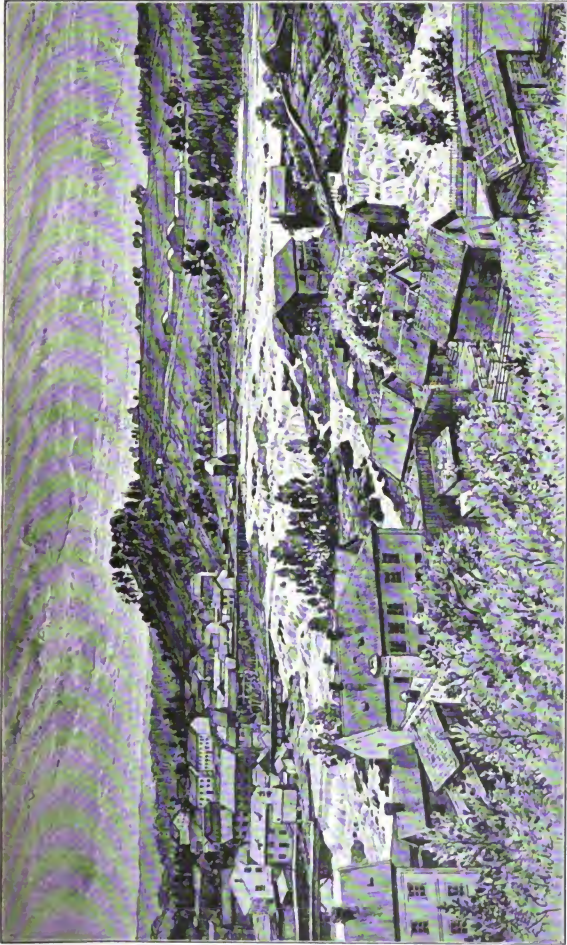
Allerliebste nehmen sich die bewaldeten Felsinseln in Steensfjord aus, nach der Sage von einer Riesin, Namens Gyre, dahin geschleudert. Es war eine aufgeklärte, aber etwas ungeschlachte Dame der Vorzeit. Wie das übrige Riesen- und Roboldvolk war sie erbost darüber, daß so viele kleine Menschenkinder sich da unten ansiedelten und noch gar dem Besieger aller Herrenbrut eine Kirche bauten. So riß sie denn oben Felsblöcke ab und warf sie in die Tiefe. Als sie sonst nichts mehr zu werfen hatte, da riß sie sich noch ein Bein aus: das ist die Landzunge, welche den Hauptsee vom Steensfjord trennt. Alles war aber umsonst. Trauernd zog sie sich weiter in die Wälder zurück und sitzt da nun versteinert seit unvordenklichen Zeiten. Man sieht sie jezt noch: denn sie ist zum Berg geworden, der heißt Gyrihaugen.

Wir nahmen in Sundvolden wieder Stjeds und fuhrten über die Brücke nach der Landzunge hinüber, welche die zwei nördlichen Arme des Tyriffjord trennt. Der Weg folgt erst dem Steensfjord, steigt dann eine Strecke hinauf

durchschneidet eine fruchtbare Ebene mit schönen Kornfeldern, und erhebt sich endlich zu dem weißen Kirchlein von Norderhov, das einem lange von weitem entgegengrünt. Es ist berühmt durch die kluge Frau Pfarrerin Anna Kolbjörnsdatter, welche im Jahre 1716 hier einen Staatsstreich verübte. Als nämlich im Kriege mit Schweden sieben Schwadronen schwedischer Dragoner in Norderhov Quartier genommen hatten, zündete sie — angeblich zu deren Erwärmung — ein großes Holzfeuer an. Das war aber nur ein Zeichen für die am Steensfjord lagernden Norweger und Dänen, welche alsbald herbeieilten, die Schweden überrannten und sie nebst ihrem Führer, dem Oberst Löwen, gefangen nahmen. Der Pfarrhof ist höchst idyllisch, die Kirche reinlich, frisch geweißt, aber wie alle neuen Kirchen ohne künstlerischen Schmuck und Bedeutung.

Bald nahen wir uns dem Flusse Storelf, der in zahlreichen Windungen dem Tyriffjord zufließt und ihn beständig mit dem köstlichsten Bergwasser speist. Das Städtchen Hønefoss tritt in Sicht, das man beinahe für eine einzige große Sägemühle erklären könnte, und mit ihm seine Zierde und sein Ruhm, der gleichnamige Wasserfall, einer der gewaltigsten Norwegens, in der Hauptzeichnung dem Rheinfall von Schaffhausen vergleichbar, aber wasserreicher, wilder und zerklüfteter als dieser. Eine kurze Strecke vor der Stadt vereinigen sich die zwei Flüsse Vaegna, der vom Spirillensee daherkommt, und der Randsef zu dem genannten Storelf, der bei seinem Austritt aus dem Tyriffjord schon wieder einen andern Namen erhält, nämlich Drammenssef.

Steht der Hønefoss den mächtigen Gießbächen in Thelemarken, Hardanger und Sogne weit an Höhe nach, so ist er ihnen dafür an Breite und Wassermasse überlegen und jedenfalls ebenso sehenswerth, als die berühmten Trollhättanfälle bei Göteborg. Schon oberhalb des Städtchens, wo sich die Bahnstation befindet, schießt die Vaegna wie toll daher, stürzt sich auf die Sägemühlen, welche links und rechts ihre Wassermassen theilen, und schäumt und tobt, daß einem Sehen und Hören vergeht. Wie Kinderspielzeug reißt sie die vielen Baumstämme, die sie mit sich führt, dort in ewig kochenden Strudeln zwischen den Felsen, hier zwischen künstlichen Holzrinnen hinab. Dann erst folgt ein zweiter Fall, aber nicht senkrecht, sondern schräg über ein zerklüftetes Felsengewirr hinab in eine Tiefe von etwa 21 m. Ein Strudel peitscht den andern, von rechts, von links, schäumt im Anprall hoch auf und jagt vereint zu einem dritten, vierten hinüber, während an anderen Stellen das Wasser sich wie mächtige Voden über einen Felsentopf theilt und silbern in den rasenden Katarakt hinabgleitet. Zwei Brücken, eine hölzerne oben, eine steinerne unten, ermöglichen es, die zwei Hauptstürze ruhig zu beobachten. Eine volle Uebersicht ist aber nirgends, auch nicht am Fuße der untern Brücke zu gewinnen. Bald wird dieser, bald jener Theil durch vorspringende Felsen oder die Brücken oder die vielen Mühlen verdeckt. Doch bis man die verschiedenen Standorte versucht hat, tanzen einem schon



die Augen und brausen einem die Ohren gehörig, und man ist froh, weiter unten, am schönbebauten Uferende des Flusses, den Fall von ferne zu schauen und seinem gewaltigen Donner zu lauschen.

Das Städtchen Hønefoss hat nur etwa 1200 Einwohner, aber Eisenbahnverbindung sowohl nordwärts über Heen nach dem Randsfjord, von wo man am leichtesten und angenehmsten nach Valdres gelangen kann, als auch südwärts über Drammen nach Christiania. Die letztere Linie kann man mit den schönsten Bahnstrecken der Schweiz vergleichen. Sie bietet eine Fülle der mannigfaltigsten Scenerien. Bereits in Ase erreicht sie den Thyrfjord und läuft nun wohl eine Stunde an dessen Rande dahin, mit beständiger Aussicht auf die durch ihre Vorgebirge, Inselchen und ihren Hintergrund stets malerische Fläche, auf den Krogkleben und den Krogstov dessen ganzer Länge nach. Dann spitzt sich der See in einen schmalen Fjord zu und läuft endlich in den Drammenself aus, der als stürmischer Bergstrom durch ein reizendes, bewaldetes Felsenthal dahinbraust. Bei Vikersund am Ende des Fjords mündet aus einem nicht weniger malerischen Seitenthale die kleine Zweigbahn zum Krögerensee, die Hauptstraße nach dem Hallingdal. In dem Hauptthale überschreitet der Zug zweimal den prächtigen Fluß, das zweite Mal auf einer stattlichen Eisenbrücke. Rechts und links schäumen lustige Bergbäche durch die Waldschluchten herab. Die schönste Stelle aber ist unzweifelhaft bei Burud, wo der Drammenself in seiner ganzen Breite einen Wasserfall, den Døvikfoss, bildet.

Nach abermal einem Stündchen öffnet sich die romantische Schlucht, in der oft kaum der Schienenweg neben dem reißenden Eiß noch Platz findet, bei Haugfjord zum weiten, sonnigen Thale, in der Ferne von bläulichen Bergen umsäumt. Man hat hier den Zug von Kongsberg abzuwarten, der seine Leute an den nach Christiania bestimmten abliefern. Ich traf hier mit einem Ingenieur aus Duisburg zusammen, der mit Brückenrestauration an dieser Linie beschäftigt war, früher an der Merakerbahn gearbeitet hatte. Wie er mir mittheilte, arbeiteten an den ersten norwegischen Bahnen vielfach Fremde. Jetzt studiren, wie er sagte, die meisten norwegischen Ingenieure in Deutschland und sind für die gegenwärtigen Bedürfnisse zahlreich genug.

Bei Drammen geht die anmuthige Thallandschaft in die herrlichste Fjordlandschaft über, so daß man sich beinahe fragt, ob die Lage der Stadt nicht ebenso schön ist, wie jene von Christiania. Aus den drei Ortschaften Brager-naes, Strømsø und Tangen zusammengewachsen, erhebt sie sich von dem breit dahervallenden Fluß an die Abhänge der Brager-naesaas hinauf. Eine gotische Kirche und andere stattliche Neubauten verleihen ihr Würde und Ansehen. Unten auf der Insel Holmen und die Gestade entlang breiten sich Holzlager, wie man sie in solcher Ausdehnung nur selten trifft. Denn hier sammelt sich all der Holzreichthum, den der Drammenself und alle seine Nebenflüsse aus den entlegenen Gebirgsthälern zusammenschwemmen. Das hier

jährlich ausgeführte Holz kommt auf einen Werth von 5 Millionen Kroner. Eine wohl 200 m lange Holzbrücke führt über den Elf nahe an seiner Mündung, so daß man auf derselben zwischen den unermeßlichen Holzvorräthen und den zahlreichen Schiffen steht, die sie abzuholen bereit sind. Einige sind am Laden, andere kommen und gehen. Nur wenige Dampfschlöte qualmen zwischen den Masten und dem Takelwerk der freundlichen Segelschiffe. Hinter der belebten Scene lacht der Fjord, und wo man hinblickt, umragen anmuthige Höhen Meer und Land.

Von Drammen aus beschreibt die Bahn eine große Curve, indem sie erst ganz nordwärts nach Vier hinaufklettert, dort den Vierelf überschreitet und sich dann an der andern Thalseite völlig südwärts wendet, so daß man fast ein halbes Stündchen auf den durchlaufenen Weg und namentlich auf Drammen zurückblicken kann: nur tritt jetzt ein großer Theil des Drammenfjords in Sicht, in Drammen mit den zwei Flußthälern zusammentreffend, südwärts von den vorpringenden Ufern scheinbar abgeschlossen wie ein friedlicher großer Bergsee. Hat man sich an diesem Panorama satt gesehen, so kann, am Fuße des Varderkollen dahineilend, das Auge wieder an dunklem Fichtengrün ausruhen — und nicht lange, so dehnt der innere Fjord von Christiania sich vor ihm aus. An jeder Station mehrt sich die Zahl der Einsteigenden. Eine Menge Leute kehren von irgend einem Ausflug in die Hauptstadt zurück, und sind die Norweger auch im Durchschnitt stille, ruhige Leute, so kann man doch nicht sagen, daß es an den Stationen zugehe, wie an einem Puritaner-Sonntag. Die letzte Strecke vor der Stadt ist wie ein einziger Park. In der Nähe des Westbahnhofes aber erheben sich die anspruchsvollen Bazare, die der österreichische General-Consul Peteresen an die Stelle eines wüsten Quartiers von kleinen Holzbaraden gesetzt hat. Fünf Stock hoch erhebt sich der palastähnliche Bau auf einer künstlich angelegten Terrasse, an deren Unterbau noch weitere Kaufhallen in langer Reihe untergebracht sind.

Alte und neue Zeit, gemüthliches patriarchalisches Bauernleben und moderne Industrie, enge abgeschlossene Verhältnisse und der Welthandel nach allen Richtungen der Windrose hin berühren sich in der Nähe der norwegischen Städte in seltsamem Gegensatz. Wie anderswo zieht sich alter Brauch und alte Sitte unmerklich von den Schienenwegen der Neuzeit in die inneren, noch schwerer zugänglichen Gebirgsthäler zurück. Auch in diese dringen indes durch den wachsenden Verkehr, die Presse, den Handel, den Wechsel der Beamten, das Militärwesen, den politischen Parteikampf die neuen Ideen ein und führen im Kampf mit den hergebrachten Gewohnheiten zu wunderlicher Gährung. Neben dem wackern biderben Bauernstande, der im Schweiß seines Angesichtes, ohne Börsenkünste, sein Brod verdiente, entwickelte sich in den größeren und kleinen Städten eine industrielle Bevölkerung, die mehr oder minder dem Liberalismus huldigte, auf das orthodoxe Luthertum wenig

gab, mit der Ehrlichkeit und Rechtlichkeit des Volkes nicht selten in Conflict kam. Der gemeine Mann aber versteht sich nicht auf einen himmelblauen Liberalismus. Wenn die Aufklärung in ihn fährt, dann wird er gleich radikal und fühlt das Bedürfniß, etwas umzuwerfen — wenn nicht einen Königsthron, doch wenigstens den Stuhl eines Pfarrers oder Beamten. Am meisten aber hat sich der Radikalismus aus jungen Leuten rekrutirt, die mehr oder weniger mittellos zum Studium an die Universität der Hauptstadt kamen, dort weniger auf dem Wege der Wissenschaft als jenem der Tagespresse und der Literatur moderne Aufklärung einsogen, ihr altes Norwegen geringschätzen lernten, mit seinen Ueberlieferungen brachen und auf politischem oder literarischem Gebiete die herrschende Klasse anzugreifen begannen. Dadurch ist die neuere norwegische Literatur viel radikaler geworden, als es das norwegische Volk ist.

14. Hamar am Mjösensee.

„Aber was reisen Sie hier?“ schalt ein norwegischer Kaufmann, mit welchem ich auf dem Mjösensee zusammentraf. „Sie müssen nach dem Westen, wenn Sie Norwegen kennen lernen wollen, an den Hardanger, an den Sognefjord, ins Romsdal —.“ — „Schon dagewesen,“ erwiderte ich; „ich muß nun auch schauen, wie es hier im Osten aussieht. Davon hört man wenig oder nichts. Wie viele Reisende begnügen sich, die Westküste entlang ans Nordcap zu fahren und dort im Scheine der Mitternachts-sonne dreimal im Tage Toilette zu machen, ganz wie zu Hause!“ — „Ah, so!“ sprach jener darauf, und es ist zu bemerken, daß die Norweger dieses „Ah“ köstlich dehnen, das „so“ aber kurz abschnurren, so daß die Zustimmung einen kräftigen Abschluß erhält. „Das ist was anders. Da haben Sie ganz Recht. Hamar ist zwar das trostloseste Loch auf dem ganzen Erdboden, und die Leute „kedes“, d. i. langweilen sich so, daß sie aus lauter Verzweiflung bei der Ankunft jedes Dampfbootes an den Strand laufen, nur um wieder Menschen zu sehen, und sie schauen jedem Schiff noch eine halbe Stunde lang nach, weil sonst hier eitel gar nichts zu sehen ist. Aber wenn Sie Norwegen näher kennen lernen wollen, so müssen Sie natürlich auch das mitnehmen. Sie sind gewiß Professor?“ — „Gewesen.“ — „Ah, so!“

Der Mjösensee ist so gut eine Merkwürdigkeit von Norwegen, als einer der westlichen Fjorde, wenn diese auch sämtlich schöner und theilweise größer sind. Der See ist indes viel länger und stellenweise auch breiter und tiefer, obwohl nicht durchschnittlich so breit, als die größten Seen von Schottland und der Schweiz. Zum Vergleich setze ich die Maße des Lochs Comond (Schottland), des Genfer- und Bodensees hierher.

	Länge.	Größte Breite.	Tiefe.	Quadratfläche.
Loch Comond	38,6 km	11,2 km	182 m	116 qkm
Bodensee	62 „	14,5 „	302 „	539 „
Genfersee	90 „	15 „	300 „	578 „
Mjösensee	100 „	17,5 „	450 „	365 „

Leopold v. Buch hat also nicht ganz Unrecht gehabt, wenn er den See das „innere Meer von Norwegen“ benannte, so gut wie man den Bodensee mitunter das „deutsche Meer“ nennt. Das Dampfschiff braucht von Eidsvold bis Lillehammer seine sieben Stunden. Die üppigsten Wiesen,

Felder und Wälder schmücken seine Ufer; kaum in einem andern Theile Norwegens begegnet man so vielen Gehöften und kleineren Ortschaften. Es herrscht hier dieselbe bäuerliche Wohlhabenheit wie im benachbarten Schweden. Das Norwegen der Gegenwart, d. h. die Verfassung des heutigen Reiches, ist nicht oben in den Bergen und auch nicht in einer der Städte zu Stande gekommen, sondern zu Eidsvold, an den Gestaden des Mjösensees. Da steht noch heute das sogen. Eidsvolds Verk, ursprünglich ein Bauernhof, zweistöckig mit zwei ebenfalls zweistöckigen Seitenflügeln, mit der großen getäfelten Holzstube, in welcher 1814 die Reichsversammlung tagte.

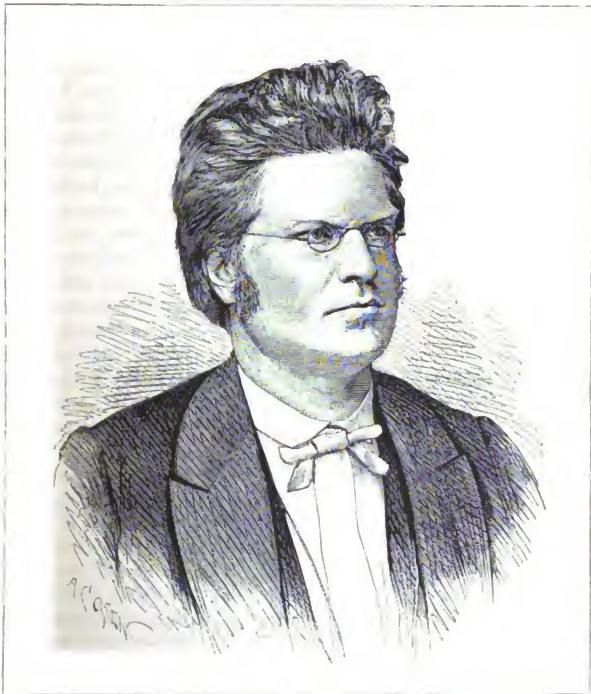
Die Bahnfahrt von Christiania, das erste Stück der großen Hauptlinie nach Throndhjem, ist nicht eben sehr romantisch. Eine harte Steigung führt nach Bryn hinan, von wo man noch einen artigen Rückblick nach dem Fjord von Christiania bekommt. Dann eilt der Zug durch die mehr oder weniger einförmige Fläche von Romerike dahin. Die Strecke von Lilleström, wo die Bahn nach Kongsvinger und Schweden sich abzweigt, bis Eidsvold ist die älteste norwegische Bahnstrecke, 1851 gebaut. Zuletzt windet sie sich wie ein Raupengang in einem engen Thale dahin, das sich aber bald öffnet. Eine weiße, freundliche Kirche sticht von einer Anhöhe aus dem weiten Wald hervor. Da liegt das alte Eidsvellir, das Gegenstück zu dem isländischen Thingvellir und zur Landzunge Frosta bei Throndhjem. Wie dort die Mannen des Nordens, so hielten hier die wehrhaften Mannen des Südens vom 9. Jahrhundert an ihre Landsgemeinde, das sogen. Eidsfjathing. Heute braucht man aber nicht mehr zum Thing zu reiten; man kann mit der Bahn nach Throndhjem wie Christiania, und zum Ueberflusse steht unten im Bormenelf noch ein schönes Dampfschiff bereit, der „Kong Oskar“, der uns nach Hamar nehmen soll. Statt Vikingern erschien ein Trupp norwegischer Soldaten, die mich in ihrer ungezwungenen, gemüthlichen Haltung lebhaft an meine kriegerischen Brüder und Miteidgenossen in der Schweiz erinnerten, wenn sie von einer Uebung wieder ins bürgerliche Alltagsleben zurückkehren; dann ein Schwarm von Bauern und Bäuerinnen, meist in Marktgeschäften, auch eine kleine Zahl Herren und Damen aus dem Bürgerstande. Militär und Bauern gruppirtten sich auf dem Vorderdeck, die bürgerliche Aristokratie auf dem Hinterdeck, während der Capitän, ein überaus volksthümlicher Patron, von den Leuten selbst „König Oskar“ genannt, seine Expedition- und Fahrtangelegenheiten ordnete. Dann piff es, und in weiter Krümmung fuhrten wir den Fluß hinunter, der, von höchst romantischen Felsinseln unterbrochen, sich allgemach zum See erweitert. In mächtigen Bogen kreuzt die Bahn gerade hier, am Eingang des Sees, das Thal, um sich am Ostufer des Sees dann nordwärts zu wenden, während wir unter den Spinnengeweben der Eisenbrücke in den See selbst hinausdampfen, der an diesem Punkt eine überraschende Sicht gewährt. Die vorherrschend walddumfäunten Ufer treten bald auseinander. Das Westufer, dem wir folgen, ist von alpenartigen

Höhen eingefast, am Ostufer wechseln Wald, Wiese und Feld mit vielen Höfen. Wir halten bei Eternholm, Stigerfand und Fjeldhaug. Boote holen und bringen einige Passagiere. Ein kräftiger, fast etwas rauher Wind segte über den See dahin, der immer an Breite gewinnt. Der Nebelflor, der über den tiefblauen Bogen gelagert, stiebt auseinander. Hügel und Berge treten hervor, immer stattlicher. Der Skreidkampen (700 m) erinnerte mich lebhaft an den Ben Lomond am gleichnamigen schottischen See. In seiner Nähe hat der See die größte Tiefe (325 m unter dem Meeresspiegel). Wir wenden uns nun dem Ostufer zu, von wo der Wind immer munterer herüberbläst. Die Soldaten kauern unten zusammen und schmauchen ihre kurzen Stummelpfeifchen. Die Damen flüchten vom Oberdeck in die Kajüte oder in Winkel, die irgend etwas Schutz gewähren. Die Aussicht nach dem Glommen hin war noch immer durch Wolken verdeckt. Dagegen trat der Uferrand im Sonnenschein hell und klar hervor, weite Kornfelder und Wiesen, ein etwas eintöniges, aber fruchtbar schönes Land. Westwärts haben wir die Insel Helgö, nicht minder gut bebaut, hinter ihr und dem westlichen Seearm bläuliche Berge.

Nachdem zwischenhinein „König Oskar“ seinen Gästen ein gutes Mittagsmahl verabreicht, haben alle wieder mehr Lust und Muth zu Naturbetrachtung. Das Oberdeck bevölkert sich wieder, und wir sehen gespannt der Stadt Hamar entgegen, die sich von weitem ganz großartig ausnimmt, weil die Gebäude in großen Zwischenräumen stehen und alle Platz haben, sich in die Weite auszudehnen. Es residirt dafelbst der lutherische Bischof des Stiftes Hamar, der Stiftamtman des Amtes Hedemarken; es gibt dafelbst eine Mittelschule mit Realgymnasium und ein Seminar dazu. Außerdem befindet sich noch in der Nähe die sogen. Folkehøjskole (Volkshochschule) Sagatun. Diese Volkshochschulen sind freie, aber vom Staat unterstützte Fortbildungsschulen, in welchen die Volksaufklärung in ziemlich liberalem Sinn betrieben wird. Es gibt ihrer bis jetzt zwölf in ganz Norwegen; der Staat zahlt etwa 16 700 Kroner daran. Angelegt aber wurde die jetzige Stadt erst 1848, und einen eigenen Bischof besitzt sie erst seit 1864. Die Einwohnerzahl ist von 2400 im Jahre 1875 in den folgenden zehn Jahren auf 3700 gestiegen und noch beständig im Wachsen. Auf reisende Engländer und Amerikaner kann eine solche Stadt nicht gerade einen sehr großartigen Eindruck machen. Sie sieht aber sehr gemüthlich drein. Hier, wie den ganzen See entlang, gibt es zahlreiche wohlhabende Gutsbesitzer, die, ursprünglich aus Bauernfamilien hervorgegangen, städtische Bildung und Sitten angenommen haben. In den schön aufgeputzten Häusern findet man allen neuern Comfort, in den Gärten schöne Pavillons und Treibhäuser, in den Ställen die schönsten Luxusperde. Manche dieser reichen Leute haben ihre Wohnung zu Christiania und bringen einen Theil des Jahres dafelbst zu. Es wird hier, wie ich hörte, auch schon Häuser- und

Bodenspeculation betrieben, und als einer der Bodenspeculanten wurde mir der berühmte Dichter Björnsterne Björnson bezeichnet.

Soviel ist sicher, daß er sich nach einem Winteraufenthalt zu Rom (1874 auf 1875) zu Gausdal, nur ein paar Stunden vom Nordende des Rjøsensees, den Hof Aulestad antaufte, der ihm noch jetzt gehört, und



Björnsterne Björnson.

dieselbst sich auf Landwirtschaft verlegte. In nächster Nachbarschaft hatte er hier die Volkshochschule von Vestre-Gausdal (Bonheim), mit deren Gründer Christoph Bruun er enge befreundet war, und für dessen Bemühungen er das größte Interesse hegte. Von seinem idyllischen Landsitz aus besuchte er auch öfter die Volkshochschule Sagatun bei Hamar und ebenso die Versammlungen,

welche der Verein für dänisch-norwegische Volkshochschulen zu halten pflegte. Von einer solchen Versammlung zu Sagalun im Jahre 1878 wird berichtet:

„Als die Theilnehmer der Volksversammlung schon einige Tage beisammen gewesen, äußerten einige den Wunsch, Björnson zu hören, und man unterschrieb deshalb eine Aufforderung an ihn, daß er kommen möchte, und sandte sie telegraphisch ab. Am selben Tag kam von dem Dichter die Antwort, er würde kommen, so schnell, ‚als nur Zeug und Riemen halten könnten‘ (alt hvad remmer og tøj kunde holde). Die Antwort rief Jubel hervor, aber noch größer war die Freude, als er folgenden Tages erschien. Samstag Vormittag kam er in die Schule hinauf und begann da seine Vorträge mit einer Rede über den ‚Bis-Knut‘, der oben in Gausdal gelebt hatte und jüngst gestorben war. Björnson hatte ihn persönlich gekannt und gab eine ausgezeichnete Schilderung dieser merkwürdigen Persönlichkeit. In seinem zweiten Vortrag gab Björnson eine lebendige Schilderung der Jesuiten. Er zeigte, wie diese von Anfang zu Ende nur darauf ausgingen, die Personen ihres freien Willens und des Gewissens zu berauben und sie ausschließlich zu dem zu bestimmen, was die Ordenslenker beabsichtigten, und wie der Papst in ihnen seine treuesten Diener hätte. Darauf schilderte er in glänzendster Weise den Besuch, den der Papst am Neujahrsabende der Jesuitenkirche zu Rom abgestattet hatte. In seinem letzten Vortrag sprach Björnson über die Frauen und behandelte den schmählichen Mißbrauch, den man von Paulus' Wort machte: ‚Der Mann ist des Weibes Haupt‘. Er entwickelte, daß die Frau in allen Hinsichten gleichberechtigt mit dem Mann sein muß, da beide Menschen sind, gleich vor Gott und begabt mit einer gleichen unsterblichen Seele.“

Was solche Vorträge in einem Lande sollen, wo es nie eine Jesuiten-niederlassung gegeben hat, und wo das Glück des Volkes, wenn irgendwo, von frommer Häuslichkeit und weiblicher Zucht bedingt ist, das ist schwer zu sagen. Sie deuten auf eine höchst bedenkliche Aufklärerei hin, die, wenn sie sich allgemein verbreiten sollte, das Wohl des ganzen norwegischen Volkes in Frage stellen müßte. Man denke sich nur all die stillen Gehörte, wo jezt noch frommer Sinn und schlichte Redlichkeit wohnt, mit emancipirten Weibern bevölkert, — dazu hochnäsige Bauern, die von allen modernen Wissenszweigen etwas läuten gehört haben, ohne irgend einen Wissenszweig ordentlich zu verstehen; endlich phantastische Volksagitatoren wie Björnson — und das stille Norwegen wird noch schlimmer daran sein, als das heutige republikanische Paris und Frankreich. So weit ist es aber noch nicht. Eine Nummer des „Vikingen“ — so heißt der norwegische Kladderadatsch —, die mir zufällig in die Hände fiel, machte sich recht herzlich lustig über die sonderbaren Verwandlungen, die der hochbegabte Dichter durchgemacht, seit er aus dem friedlichen und sonnigen Reiche der Volksromantik in jenes des Theaters und dann der politischen Spektakel-Prosa überging.

Ein in ziemlich grobem Stil dahingeworfener Bilderbogen zeigte den Dichter in seinen acht Entwicklungsphasen (Momenter af B. Björnsons Liv): 1. als jungen Poeten in erhabener Pose, auf seine berühmte erste Novelle „Synnöve Solbakken“ gestützt; 2. als Theaterdirector mit uncivilisirten Schauspielern, die er zu eddischen Helden aufstutzt; 3. als Volksredner, wie er unter dem Schatten der norwegischen Flagge mit geballter Faust donnert und eine Wasserflasche umwirft; 4. als Bodenspeculanten, nachdenklich sinnend vor einigen Geldsäcken; 5. als Oekonomen, eigenhändig sein Gut mit dem Spaten ungrabend; 6. als „Gedankenleser“ (er hat auch in Spiritismus gemacht), wie er mit verbundenen Augen die Gedanken eines Bauern lieft; 7. als Missionär unter Kaffern (er scheint auch über geistliche Kolonialpolitik sich verbreitet zu haben); 8. als Wahrfager, wie er einer Bäuerin aus der Kaffeetasse prophezeit.

Die Bilder aber erklärte folgendes Gedicht:

Es lebt nicht unter Sudans Mahdi—en
 Ein Mann so groß, wie unser Bi.
 Er machte durch ja alle Stadien
 Vom Volkspropheten bis zum Vieh.
 Bald steigt er zu Parnassus' Zinnen,
 In seinem Haar den Lorbeerkranz;
 Bald reinigt er in stillem Sinnen
 Der Kühe Hinterbein und Schwanz,
 : Wie einst der Prinz im Land Arkadien. :

Rein, herrlich, wie der Sonne Radian
 Trat er im Jugendlenz hervor;
 Zu ihm, den Mufen hold begnadi—en,
 Schlägt seiner Landsleut' Herz empor.
 Auf Arne's, auf Synnöve's Schwingen
 Ihr Geist sich ins Gebirg verlor;
 Dem Himmel ihren Dank sie bringen
 Als „frohe Jungen“ hoch im Chor,
 : Daß sie aus Nordland, nicht Arkadien! :

Da hat Thalia dich gelad(i)en:
 „Komm, Geisteskämpfe! wache du
 Für unsre himmlischen Palladien
 In meines hehren Tempels Ruh'.“
 Und ganz weißt du dich für dies Gene,
 Wachst Tag und Nacht an ihrer Thür,
 Und läßt sie spielen „Schön' Helene“,
 So zeigst du dich als Directeur
 : Gescheiter fast als in Arkadien. :

Doch jetzt, da kamen neue Stadien,
 Er warf sich auf die Politik.
 „Norweger, mit dem Joch belad(i)en,
 Kennt ihr euch selbst und euer Glück?“

So rief er, und auf alter Mähre
Durchritt er pustend rings das Land,
„Die reine Flagge“, unsre Ehre!
Bald hoch an jedem Kuhstall stand.
: Jetzt war ein Prinz er in Arabien! :

Als wär' er drüben in Kanadien,
Verkauft er wie ein Yankee Land,
Und zwischen Winkelmaß und Radien
Verläugnet er den Dichterstand.
Nun sieht und schont er seine Kräfte
Bei seinen Küh'n in Aulestad,
Wenn nicht zu günftigem Geschäfte
Er „theuern Stoff“ zu fahren hat.
: Denn das thut jeder in Arabien. :

Am Abend reist er einige Stadien
Hinüber in das Geisterreich,
Und bald von Gausdal alle Lady—en
Thun's ihm schon im Beschwören gleich.
Sie können lesen und berichten,
Was nur ihr Meister denken kann.
Sie wissen, will er Anker lichten
Und fahren nach Santhalistan.
: Das paßt sich ja wohl in Arabien. :

Ob stolz auch klingt wie aus Granadien
Dein Wort, ein Kühner Lanzenstoß:
Dein letzter Weisheitspruch wird schad(i)en
Dir selbst, — die Weisheit war nicht groß.
Willst wieder du rodomontiren,
Gib Acht erst, wie es steht und geht;
Frag nur herum an allen Thüren,
Ob du dem Volk giltst als Prophet?
: Propheten glaubt man in Arabien. !

Es ist wirklich sünd und schad, daß ein so hochbegabter Dichtergeist sich in das ungenießbare Treiben eines Bodenspeculanten und Bauernaufklärers verloren hat. Seine ersten Erzählungen: „Synnöve Solbakken“ (1857), „Arne“ (1858), „En glad Gut“ (1860) und die übrigen „Smaastykker“ (kleine Stücke, ebenfalls 1860), sind die naturwüchsigsten, poesievollsten Schilderungen norwegischen Volkslebens, die es gibt. Kaum ein anderes Land hat so bezaubernde Volksnovellen aufzuweisen. In der großartigen Herrlichkeit seiner Bergesnatur und in dem Zauber seines noch patriarchalischen, eigenartigen Volkslebens steht Norwegen eben einzig da. Noch in späteren Novellen, wie im „Fisjermädchen“ (1868) und selbst in „Magnhild“ (1877), klingt jener lebensvolle Ton echten Volksthums noch nach, aber mehr und mehr sich verstimmend zu moderner Aufklärerei. Aus einem Volksdichter

hatte sich Björnson selbst in einen Theaterdirector und Zeitungsliteraten verwandelt, und so wird denn aus dem urwüchsig naiven Fischermädchen schließlich eine „nationale“ Schauspielerin, aus dem armen Bauernkinde Magnhild eine Kunstsängerin, — das schöne, trante Volksleben löst sich auf in Volksverbildung, unnatürliche Streberei, Abenteurerei, demagogisches Treiben und schließlich Unglauben. Wie sich Björnson selbst in Frankreich, Italien, Deutschland, Amerika herumtreibt, um jedesmal mehr als aufgellärter Demagoge in seine Heimat zurückzulehren, so irren seine späteren Dichtungen in der modernen prosaischen Welt herum und suchen ein Norwegen zu gestalten, das seinen Vorbildern in Amerika und Paris entspricht.



Ruinen der Kathedrale von Hamar am Mjøsensee.

In Sinn und Geist des katholischen Mittelalters ist er nie eingedrungen. Immer mehr berühren sich seine Ideen mit jenen des radikalen Dänen Georg Brandes, der nicht ermangelte, mit zahlreichen Weihrauchopfern der Kritik diese wachsende Annäherung zu feiern. Bei alledem ist ein mächtiger, poetischer Geist auch in diesen späteren Dichtungen zu erkennen, und seine aus vollem Herzen strömende Lyrik wird noch fortleben, wenn seine politischen Rodomontaden gegen Königthum und Kirche, positiven Glauben und geschichtliche Entwicklung, gegen die schwedisch-norwegische Flagge und gegen die Jesuiten, die ihm nie ein Härchen gekrümmt, verstummt sein werden.

Etwa 20 Minuten von dem jetzigen Hamar entfernt, streckt sich eine Landzunge in den See nach der Insel Hjelgö hinüber. Aus dem dichten

Birkengebüsch erheben sich da und dort von Moos und Schlingpflanzen überwachsene Mauerüberreste. Sie werden immer häufiger nach der Spitze der Landzunge hin. Da, vielleicht am herrlichsten Punkte des Sees, ragen über die kleineren Trümmer drei gewaltige Säulen empor, die mit zwei seitlichen Mauerüberresten zu vier leicht geschwungenen romanischen Bogen verbunden sind. Drei erwachsene Männer können mit ausgestreckten Armen eine dieser Säulen kaum umspannen, und doch streben sie schlank und leicht in den blauen Himmel auf, und die darüber liegenden Mauerüberreste scheinen sie kaum zu drücken. Die Lage ganz nahe am Strand, das üppig um die Trümmer sich schlingende Gebüsch, der duftige Birkenwald dahinter, die freundliche Insel gegenüber, die an fernem Strande sich hinbreitende neue Stadt, die fernem blauen Berge den ganzen See entlang, der herrliche blaue See-Spiegel selbst, verleihen dieser verwetterten Ruine eine unbeschreibliche Schönheit und Majestät.

Die Bogen ziehen sich von Westen nach Osten. Jeder wird in ihnen leicht die Ueberreste einer großen romanischen Kirche erkennen, deren Thürme einst herrlich aufragten über den weiten, fast meerartigen See. Es stand aber nicht bloß eine Kirche hier, sondern eine bischöfliche Kathedrale, und nicht bloß ein Bischofsitz, sondern eine reiche und mächtige Handelsstadt, die Hauptstadt des norwegischen Ostlands. Lange Händerseilen liefen nach dem Platze des jetzigen Hamar hinüber. Mauern und Thürme spiegelten sich anstatt der trauernden Hängebirke in den Wogen des Sees. Ein stattliches Rathhaus überragte die Wohnungen der Bürger.

„Hamar's Domkirche“, so meldet ein alter Bericht, „war gar herrlich ausgeziert mit allem Zubehör außen und innen. Auf dem großen Thurm waren 16 vergoldete Fahnen mit großen vergoldeten Knöpfen darauf. Auf dem andern Thurm waren zehn vergoldete Fahnen, ebenso mit vergoldeten Knöpfen, und auf jeder Fahne war ein vergoldeter Hahn mit zwei großen vergoldeten Kreuzen darauf; und es war die Kirche auch im Inneren auf das herrlichste geziert und geschmückt mit kostbaren Malereien, und mit herrlichen gemalten Stühlen und prächtigen Thüren davor. Es war auch ein großes und prächtiges Orgelwerk mit anderem unzählbaren Ornament und Schmud, sowie mit herrlichen Messgewändern und Büchern, sowie mit vier Altären, alle vergoldet, wie es in jener Zeit der Brauch war. In bemeldtem Kirchenthurm hingen herrliche Glocken und ein mächtig schönes Uhrwerk mit Stundenglocken, die im Giebel hingen und der Gemeinde zugekehrt waren. Es war auch ein hoher vergoldeter Helm auf dem Thurme mit vergoldeter Fahne und Knopf, so daß, wann immer der Wind etwas scharf blies, konnte man das Klingen der Fahnen weit hin des Weges hören.“

„Zu König Hakons Zeit stand Hamar's Stadt in Flor und bestem Wohlssein. Anno Domini 1300 befanden sich in Hamar's Stadt 1800 wehrhafte Männer, die dort wohnten in damaliger Zeit. Wenn der König

oder seine Boten Musterung halten wollten einmal des Jahres zu Hamar, da wurden Hamars Bürger in zwei Abtheilungen geschieden, jede mit ihrem Fähnlein, mit des Königs von Norwegen Wappen oder Hoffahne, die blau und gelb war. Seit der große Mandeböð (Schwarze Tod) war, wurde Hamars Kauffstadt mit ihrer Herrlichkeit gemindert, und in späterer Zeit hat sich Oslo gemehrt und ist zu Wohlstand gekommen; seither nahmen Hamars Bürger ab.

„Man fand auch aus Bischof Sigurds Büchern und Briefen, daß zu seinen Zeiten (1381—1418) in Hamar 1123 bewaffnete und wehrhafte Männer waren; es gab aber auch 3000 erwachsene Leute allerhand Schlags, beide Mädchen und Jungen, die zum Sacrament gingen um Osterzeit, außer den Weibern und Kindern und gebrechlichen Leuten, die nicht zur Kirche kommen konnten wegen ihrer Elendigkeit Schuld.

„Gleichermaßen war es gar lustelig im Sommer, so einer ruderte um Hamars Stadt, denn alle Kräuter gaben einen so herrlichen Duft von sich. Und die Pilger, die gen Rom reisten und zum Heiligen Grab sowohl wie zu anderen Städten und Landen, trugen den größten Fleiß, daß sie in ihre Heimat wieder wohlduftende Kräuter, Gesäme oder Bäume mitbringen möchten, und man liebte zu jener Zeit eine Art Baum, der Engeltorn genannt wurde, der einen gar herrlichen Duft von sich gab.

„Hamar's Stadt war in jenen Tagen von Gott auch mit vielem Gute begabt. In jenen Tagen gab es treffliche Fruchtgärten mit allerhand Frucht, die des Landes Lage hervorbringen konnte; da gab es Hopfengärten, Birnen- und Aepfelgärten, Kirschengärten und viele andere gute Frucht, und es mußte ein sehr geringer Bürger sein, der nicht jährlich von seinem Fruchtgarten eine halbe Last Most und Kirschentrank jeder Art zog für seines Hauses Nothdurft und Zehrung, außer dem was er noch verkaufen oder seinen Freunden zur Verehrung senden mochte; und es gab da allzeit solchen, der gut war, und es war dessen genug in Hamars Stadt und in den Ortschaften rundum.“

So stand es zu Hamar in den finsternen Zeiten des Mittelalters. Es war eine blühende Stadt mit 5000—6000 Einwohnern mitten in einem wahren Garten, schöner und größer als jetzt. Von der Domkirche kann man sagen, daß sie das Werk eines Papstes ist. Denn auf Anordnung und theilweise auf Kosten des Cardinals Nicolaus Bresspear, des spätern Papstes Adrian IV., wurde 1152 ihr Bau begonnen, allerdings erst um die Mitte des folgenden Jahrhunderts, unter dem Bischof Paul, vollendet. In Verbindung mit der Kirche standen die Wohnungen des Bischofs, der Canoniker, einer Schule und wahrscheinlich ebenfalls das Dominikanerkloster zum hl. Olaf. Es wird ausdrücklich berichtet, der Bischof und das Kapitel hätten mit den Mönchen unter einem Dache gewohnt, und der Bischof hätte von seinem Saale aus beide für sich singen hören können. Außer dem St. Olafskloster

hatte Hamar noch ein zweites zum hl. Antonius, zugleich Hospital und Pilgerhaus mit einer Heiliggeistkapelle an der Grønnegade am Strande, südlich von der Kathedrale. Wahrscheinlich war auch ein Frauenkloster vorhanden, über das indes genauere, sichere Nachrichten fehlen.

Angeichts der merkwürdigen Trümmer wird man unwillkürlich an all die religiösen Anstalten erinnert, welche die sogen. „Reformation“ in ganz Norwegen zerstört hat. Denn wie das Erzbisthum, so hatte jedes der vier Suffraganbisthümer: Bergen, Stavanger, Oslo und Hamar, sein wohlorganisiertes und mit reichen Stiftungen ausgestattetes Kapitel, dessen Einkünfte zumeist dem Gottesdienst und den Werken der Liebe und Barmherzigkeit zu gute kamen.

Throndhjem besaß das ehrwürdige Benediktinerstift zum hl. Laurentius auf Ridarholm, schon von Knud dem Großen gestiftet, dann unter Magnus Barfuß wiederhergestellt; das Benediktinerinnenkloster Bakke am Rind, der Stadt gegenüber; das Augustinerkloster Helgeseter gegenüber dem St. Olafsdom südlich vom Rind; ein Franziskaner- und ein Dominikanerkloster in der Stadt selbst; das Cistercienserkloster St. Maria zu Tautra (Tuterö) im Fjorde von Throndhjem; das Cistercienserkloster zu Rein, einige Meilen nordwestlich von der Stadt.

In dem Bisthum Bergen waren ebenfalls alle jene Orden vertreten: die Benediktiner durch das Mannskloster Munkeliv zum hl. Michael in der Stadt Bergen selbst, das Mannskloster St. Alban zu Selja (Selö) am Ausgang des Nordfjords (bei Statland); die Augustiner durch das St. Johanneßkloster an der Strandgade zu Bergen, das Heiliggeistkloster zu Halsnø in Søndhordland, von Erling Skakke 1164 gestiftet; die Cistercienser durch das Kloster St. Maria zu Vise in Søndhordland (etwas südlich von Bergen), das Frauenkloster St. Maria (Nonneseter) zu Bergen; die Franziskaner und Dominikaner durch je ein Kloster in der Stadt.

Das Bisthum Oslo hatte ein Cistercienser-Mannskloster auf Hovedø, ein Benediktinerinnenkloster zu Oslo selbst, ein Franziskanerkloster und ein Dominikanerkloster ebenfalls in der Stadt selbst, ein Prämonstratenser- und ein Minoritenkloster zu Tønsberg (am Eingang des Fjords von Christiania), ein Benediktinerinnenkloster in Gimsø (bei Stien), ein Johanniterhospital zu Baernes, ein Prämonstratenserkloster in Dragsmark, ein Augustinerkloster zu Kastele, ein Minoritenkloster in Kongehelle und eines in Marstrand.

In dem Bisthum Stavanger wird nur ein Kloster erwähnt: das dem hl. Laurentius geweihte Augustinerkloster zu Ulfsein (Ryfylke). Hamar hatte das erwähnte Dominikanerkloster und Antoniushospital in Hamar selbst.

Von den 29 ganz sicher nachweislichen Klöstern gehörten 6 dem Benediktinerorden an, 5 dem Augustinerorden, 5 dem Cistercienserorden, 2 dem Prämonstratenserorden, 6 dem Franziskanerorden, 5 dem Dominikanerorden, 1 dem Johanniterorden. Fast unzweifelhaft gab es aber noch andere

klösterliche Niederlassungen, über die nur unzuverlässige Kunde vorhanden ist; eine Menge Hospize, Pilgerhäuser, Siedenhäuser und andere Wohlthätigkeitsanstalten, welche von religiösen Orden oder Bruderschaften versehen wurden. Die Thätigkeit der zwei Mendicantenorden erstreckte sich weit über ihre Klöster und die Städte hinaus. Auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung haben sich die norwegischen Klöster nicht so ausgezeichnet, wie die isländischen. Ein Mönch Þjóðrekr (Dietrich) zu Nidaros schrieb indes um die Mitte des 12. Jahrhunderts eine lateinische Chronik von Norwegen, welche beweist, daß ihm eine für seine Zeit nicht unbedeutende Sammlung von Kirchenvätern, alten Classikern und mittelalterlicher Geschichtsschreibung zu Gebot gestanden haben muß. Er kennt Origenes, Eusebius, Augustin, Hieronymus, Gelasius und Beda, Plato, Plinius, Lucan, Horaz und Ovid, Jornandes, Paulus Diaconus u. s. w. Ein anderer Mönch, Robert, übersetzte auf Wunsch des Königs Hakon Hakonsson eine Anzahl Ritterromane aus Frankreich, England und Spanien. Ein Franziskaner, Bruder Mauritius, beschrieb eine Reise nach Spanien und ins Gelobte Land, die er um die Mitte des 13. Jahrhunderts machte. Der Dominikaner Jón Hallthorsson in Bergen, der 1322 zum Bischof von Skálholt in Island geweiht wurde, galt für den gelehrtesten Norweger seiner Zeit. Er hatte in Paris und Bologna studirt, und es ist kein Zweifel, daß gerade jene Wissenszweige, welche später am wenigsten geschätzt wurden, die kirchliche Theologie, die Philosophie und das canonische Recht, an den bischöflichen Sitzen und in den Klöstern Norwegens ihre Pflege und ihre Vertreter fanden. Das Provinzialconcilium zu Oslo 1436 schrieb ausdrücklich vor, daß der Erzbischof und jeder seiner Suffragane einen, zwei oder mehrere taugliche Cleriker aus ihren Diöcesen an den privilegierten Studien (Universtitäten) ausbilden lassen sollten. Nach längeren Unterhandlungen mit König Eric (von Pommern) bewilligte Papst Martin V. 1418 die Errichtung einer Universtität in seinem Reiche, mit denselben Freiheiten, deren die Universtitäten zu Bologna und Paris genossen. Es kam nicht dazu; um so fleißiger ward aber von den Norwegern die 1419 zu Kofod errichtete Universtität besucht, wo sie später ihr eigenes Haus hatten: Collegium Norwegianorum oder regentia Sancti Olavi. Außerdem studirten Norweger in Paris, Bologna, Oxford, Löwen. Der Dominikaner Heinrich Kalteisen aus Coblenz, den Papst Nicolaus V. 1452 zum Erzbischof von Throndhjem ernannte, war seiner Gelehrsamkeit wegen hochangesehen, Professor zu Köln, Generalinquisitor für Deutschland und zeitweilig Magister sacri palatii gewesen, und nur kleinliche politische Streitereien nöthigten diesen bedeutenden Mann, dem Papste bald seine Abdankung anzubieten. Denn ihren kleinlichen Localpatriotismus scheinen die Norweger nie ganz überwunden zu haben. Doch hatte Norwegen noch bis zur Glaubens-trennung sehr tüchtige Bischöfe, und das Ordensleben ist nicht innerer Auflösung erlegen, sondern äußerer Gewalt. Der vorletzte Erzbischof von Thrond-

hjem, ein dänischer Edelmann, Erich Valkendorf, im Jahre 1515 des Königs Christian II. Gesandter an dem burgundischen Hof, um daselbst seine Braut Isabella von Oesterreich abzuholen, sank in des Königs Gunst nur durch die Intriguen der in Dänemark noch heute vielgefeierten königlichen Concubine „Dyveke“ und ihrer Mutter Sigbrit. Dem Staat wie der Kirche hat der eifrige Erzbischof die größten Dienste geleistet, und das von ihm herausgegebene Missale und Brevier von Thronhjem (Missale und Breviarium Nidrosiense) bezeugt noch heute seinen kirchlichen Eifer. Vom König bekämpft und verstoßen, suchte er Hilfe bei Papst Adriaen VI., starb aber am 28. November in Rom. Sein Nachfolger Olaf Engelbrechtsøn, Stiftsdekan zu Thronhjem, hatte seine Studien in Kostock gemacht und den Grad eines Magisters erlangt. Er war ein in jeder Hinsicht tüchtiger und eifriger Prälat, und kämpfte um den Fortbestand der Klöster und der kirchlichen Lehre mit unbefleglicher Treue, bis er zuletzt der rohen Gewalt weichen und im April 1537 nach den Niederlanden flüchten mußte. Er starb das Jahr darauf zu Vier in Belgien. Die geldgierigen Kirchenräuber, die ihn von seinem bischöflichen Stuhle vertrieben hatten, setzten nun Erde und Himmel in Bewegung, um noch die wenigen Kostbarkeiten an sich zu reißen, die er bei seiner Flucht gerettet hatte.

„Er war“, wie der protestantische Historiker Bang bemerkt, „seiner Kirche aufrichtig ergeben, er war der Sache seiner Kirche treu. Er war voll Kummer und Schmerz über den Verfall der Kirche, über die Auflösung der kirchlichen Ordnung, über die Gewalt und das Unrecht, das allem Gesetz und Recht zum Troste begangen wurde. Gleichzeitig war er ein aufrichtiger Vaterlandsfreund, der ebenso großen Antheil nahm an der Erhaltung der Selbständigkeit des Landes, als er betrübt war über dessen Erniedrigung. Man könnte ihn in dieser Hinsicht wohl den ‚letzten katholischen Norweger‘ nennen. Daß die Sache des Vaterlandes und der Kirche so verbunden waren, daß sie miteinander stehen und fallen mußten, hätte unter anderen Umständen sein Glück sein können; jetzt wurde dies sein Unglück. Er mußte beider Fall überleben und als flüchtig beide verlassen. Aber selbst auf seiner Flucht zwingt er uns Theilnahme ab: er konnte alles aufgeben, nur nicht seinen Glauben, seine Ueberzeugung.“

Die Verdienste der Kirche und speciell der Klöster um Schule, Bildung, materielle Cultur, Ackerbau, Kunst, Handwerk, Handel und Verkehr, sowie ihre Fürsorge für die Armen, Kranken, Pilger und Nothleidenden haben bei den neuen Geschichtschreibern Norwegens vielfache Anerkennung gefunden. Die Mönche waren es hauptsächlich, um nur einen Punkt hervorzuheben, welche die friedliche Gartencultur in dem rauhen nordischen Lande einbürgerten. Sie brachten aus dem Auslande Frucht bäume, Kräuter, Samenreien, Wurzeln und Blumen mit, stellten damit Versuche an und wußten durch sorgsame Pflege eine Menge derselben mit günstigem Erfolg zu ziehen. Die

Gärten der Klöster Dyse, Halsnø, Utstein, Gimso, Baerne und Dragsmark stehen heute noch in Ansehen. Die üppigen Fruchtgärten zu Ullensvang mit ihren Aepfel-, Birn- und Kirschbäumen, welche mitten in der rauhen Gebirgswelt des Sognefjords jeden Reisenden in Staunen setzen, sind noch eine Hinterlassenschaft des Dyseklosters, dem einst die Höfe zu Ullensvang gehörten. Das Kloster Halsnø führte dieselben Obstarten im Hardanger ein. Die Gärten der Klöster Hovedø und Tuterø sind längst verschwunden, aber an beiden Stätten fanden die Botaniker einen Reichthum von fremden Pflanzenarten, den sie nur durch frühere Gartencultur erklären konnten. In den Klostergärten zu Bergen wurden nicht bloß Aepfel, Birnen, Kirsch und Trauben gezogen, sondern auch Kastanien, Feigen, Korinthen und Lorbeer. Auch die Obst- und Hopfengärten zu Hamar rührten von den Mönchen her.

Die Unterdrückung der Klöster begann schon unter Christian II. mit derjenigen von Dragsmark (1519) und Gimso (1523), dann folgte die der Klöster in Bergen (1528) und endlich der übrigen. Welche Beweggründe dabei entschieden, haben die besten norwegischen Kirchenhistoriker sehr offen eingestanden.

„Die Reformation in Norwegen“, sagt Christian Lange, „ging durchaus nicht von dem gelehrten Stande aus.“ „Mit Ausnahme eines Berichtes über die Predigt eines gewissen Mönchs Antonius zu Bergen findet man kein Beispiel, daß die neue Lehre vor dem Volke verkündet worden wäre, oder daß irgend ein tüchtiger Geistlicher sich für dieselbe erklärt hätte, bevor die weltlichen Machthaber bereits mit vollem Eifer auf ihre Weise reformirten. Diese Herren fanden nämlich in der Reformation das erwünschte Mittel, sich selbst zu bereichern und aus dem Reichsrath einen Stand zu verdrängen, der gegen die Uebermacht des dänischen Adels am häufigsten eine nationale Oppositionspartei gebildet hatte, und man kann die Briefwechsel jener Zeit zwischen König, Reichsrath, Adel und Geistlichkeit nicht lesen, ohne immer mehr in der Ueberzeugung bestärkt zu werden, daß die Religionsverbesserung selbst ihnen allen ein gleichgiltiger und unwesentlicher Gegenstand war, während die Frage sich hauptsächlich darum drehte, wer den Löwenantheil an der Beute erhalte.“

„Hier fielen natürlich die Klöster zuerst und zuvörderst ins Auge. Luthers Beispiel und seine Schriften gegen das Mönchswesen, die Sæcularisation der Klöster in den ersten protestantischen Ländern, vor allem aber vielleicht die verhältnißmäßig bedeutenden Güter der norwegischen Klöster verlockten König und Adel allzusehr, als daß sie sich lange hätten enthalten können, die Deutschen nachzuahmen. Diese eigennützigen Beweggründe für eine Reformation im Kirchenwesen sind deren Schattenseite und sind in den Händen ihrer Feinde eine gefährliche, oft mit Wucht geführte Waffe gewesen, und in keinem Lande, selbst Schweden nicht ausgenommen, so kommt es uns vor, treten sie offener und weniger begleitet von irgend welcher Ueberzeugung von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Kirchenverbesserung selbst zu Tage, als gerade in Norwegen.“

Ganz ähnlich lautet das Urtheil des protestantischen Theologieprofessors Christian A. Bang in Christiania:

„Das Volk in seiner Gesamtheit war mit der reformatorischen Bewegung unbekannt und stand ihr fremd gegenüber. Unter den dänischen Edelleuten, die in Norwegen schalteten und walteten, und unter dem eingeborenen Adel zählte die neue Lehre wohl manche Anhänger, deren Interesse für die Reformation jedoch eigenthümlicher Art war. Diese Herren schlugen noch mit frommen Redensarten um sich und proclamirten mit viel Behagen, sie ‚wollten fördern christliche Sitte mit Gottes Wort's reiner und klarer Auslegung und Verkündigung‘; aber es war nur die Begierlichkeit nach den Gütern der Kirche, es war bloß Eigennuß und Habsucht, was diese Menschen zu Reformatoren machte. Man darf nicht sagen, daß dies Christians III. einziger reformatorischer Beweggrund war; es verhielt sich mit ihm noch mehr, als mit so vielen anderen reformatorischen Fürsten jener Zeit: die neue Lehre hatten sie wirklich erfaßt; sie glaubten dem Evangelium aufrichtig ergeben zu sein und waren es auch bis zu einem gewissen Grade; aber gleichzeitig war die Aussicht, sich an dem katholischen Kirchengut bereichern und sich von dem politischen Einfluß der katholischen Bischöfe befreien zu können, ein wesentlicher Beweggrund in ihrem reformatorischen Eifer. Sollte man nicht eine Bewegung stützen, fördern, sich ihr ganz hingeben, welche dem Landesherrn rücksichtslos die stolze katholische Kirche auslieferte; eine Bewegung, die ihm Grund gab, sich der Kirche Gold und Silber, ihrer liegenden Güter und übrigen Gerechtfame zu bemächtigen; eine Bewegung, die ihm ein göttliches Recht zu verleihen schien, die widersetzlichen Erzbischöfe zu erdrücken, die starrköpfigen Prälaten in den Staub zu treten? Hatte man ein oder das andere Mal ein bißchen böses Gewissen über sein gewaltthätiges Unterfangen, so war es ja nicht schwer, vor anderen und vor sich selbst zu heucheln; man befreite ja das Volk von des ‚greulichen Papstthums‘ Tyrannei, man machte des Antichrists Diener unschädlich, man förderte das reine Evangelium, man tritt mit und für Gott.“

Und so ward denn die katholische Kirche ausgeraubt und ausgeplündert bis auf den letzten Silberling, das Volk mit Gewalt zur Annahme der Neuerung gezwungen.

„Es war nur die Macht, der das Volk wich, wenn es sich in die neue Ordnung der Dinge fand“, so gesteht Bang. „Selbstverständlich sah die katholische Lebensanschauung zu tief, als daß man sie so rasch hätte ausrotten können, als man die Heiligenbilder aus den Kirchen wegsetzte. Deshalb verharrte das Volk, wenn und wo es möglich war, in der Ausübung seiner katholischen Bräuche und Ceremonien; es hielt seine alten Heiligenteste, zündete seine Kerzen an, betete zu seinen Heiligen, machte Wallfahrten zu seinen Gnadenorten, zu seinen heiligen Quellen, jezt wie früher. Die alten Heiligen, die officiell entthront waren, lebten

fort im Glauben des Volkes, und besonders Maria behielt ihre eifrigen Verehrer.

„Es ist nicht die Rede davon, daß irgend eine geistliche Erweckung von den neuen evangelischen Predigern ausgeht; die meisten derselben glaubten ganz sicher ihre Aufgabe gelöst zu haben, wenn sie den lutherischen Gottesdienst gemäß den Kirchenordnungen in Gang gebracht und das katholische Wesen unterdrückt hatten. Je eifriger die neuen Prediger in diesem letzten Punkte waren, desto mehr wurden sie beim Volke verhaßt; es liegt mehr als ein Beispiel vor, daß Bauern ohne weiteres Prediger erschlugen, die allzu eifrig in ihrer Jagd auf die Heiligen waren. Deshalb hat man von einer Synode zu Bergen noch so spät wie im Jahr 1566 die charakteristische Bestimmung, man solle die Heiligenbilder nur ‚so sachte‘ aus den Kirchen forttragen. Soweit unsere Kunde über jene Zeit reicht, darf man ruhig sagen, daß sich die Religiosität der damaligen Prediger nicht sonderlich hoch anschlagen läßt; es liegen mehrere Beispiele vor, daß Prediger, die einen Mord begangen, in ihrem Amte verblieben. Noch 1593 wird darüber geklagt, daß der ‚größte Theil der Prediger‘ in Norwegen ein ungeziemendes Leben führte, in beständiger Trunksucht, Hurerei und anderen dergleichen mannigfaltigen groben Lastern. Und wie die ersten lutherischen Prediger in religiöser und sittlicher Hinsicht auf einer ziemlich tiefen Stufe standen, so war das auch ungefähr mit ihrer geistigen Bildung der Fall.“

Das nannte man „Reformation“ und „reines Evangelium“. Um solche Prediger zu hören, mußte das arme Volk auf die Sacramente der alten Kirche verzichten, von dem eucharistischen Tabernakel Abschied nehmen, die allerseligste Jungfrau, seine Trösterin in Freud und Leid, verlassen, Beispiel und Anrufung der Heiligen missen, alles Schöne und Erhebende, alle Kunst und Festpracht aus seinen traulichen Kirchen fortziehen sehen. Nede ward es darin. Die Kleinodien und die Kostbarkeiten, die großherziger Frommsinn dem Heiligthum geweiht, wanderten in die Schmelze zu Kopenhagen oder in die Kasten geldgieriger Edelleute und ihrer Concubinen. Die anmuthigen Holzkirchen verfielen. Die größten Kirchen in Oslo, Bergen und Thronhjelm verheerte Brand: die alte Freigebigkeit aber war verfiest; niemand dachte daran, sie in ihrem alten Glanze wieder herzustellen.

So ging es auch zu Hamar. Im Juni 1538 wurde die Stadt von einem der dänischen Kirchenräuber, Truid Alfstand, überrumpelt und ausgeplündert, der greise Bischof Rogens (Magnus) Lauritsøn in die Gefangenschaft geschleppt, wo er 1542 starb. Den seiner Bier beraubten Dom ließen die Blünderer stehen, und er wäre wohl gleich anderen Gotteshäusern als lutherische Kirche weiter benützt worden. Allein noch ehe das katholische Leben in dem Volke von Norwegen völlig ausgerottet war, brach zwischen Dänemark-Norwegen und Schweden 1563 der siebenjährige nordische Krieg aus, der ähnlich wie der dreißigjährige in Deutschland ein feltjames Licht

auf die von der neuen Lehre begründete Cultur wirkt. Nachdem die zwei nordischen Völker kein Kirchengut mehr zu plündern hatten, fielen sie in beutegieriger Kauflust übereinander her und zertraten Glück und Wohlstand ganzer Provinzen. Ein junger französischer Abenteurer, Claude Collart, ein Günstling des Schwedenkönigs, zog mit einem schwedischen Heer über Jemtland und Herjedalen nach Thronhjelm, nahm die Stadt ein und verpraßte die eroberte Beute in Saus und Braus mit einer jungen Norwegerin, die er ihrem rechtmäßigen Gatten entführt hatte. Als die Norweger das benützten und den Wüßling mitten in seinen Ausschweifungen überfielen und gefangen nahmen, schickte Erich XIV. ihm 1564 einen andern Feldhauptmann, Mats Törne, nach, der zur Rache 40 norwegische Pfarreien verheerte und niederbrannte. Ganz auf dieselbe Weise ließ Erich während des folgenden Jahres im Altershusstift, d. h. im südlichen Norwegen, fengen und brennen. Als 1567 ein Ueberläufer dem König versichert hatte, er könne ganz leichten Kaufs Norwegen unterwerfen, wurden die Plünderungszüge erneuert, und in Proclamationen, die sogar bis nach Island gelangten, forderte Erich die Norweger auf, sich Schweden anzuschließen. Da die Norweger Widerstand leisteten, traf einen großen Theil ihres Landes dasselbe Schicksal, das später die Schweden dem unglücklichen Deutschland bereiteten. Tausende von Bauern wurden herzlos niedergemacht, die Höfe und Ortschaften, ganze Provinzen in Asche gelegt. Der König selbst schwelgte in solchen Plünderungszügen. Oslo wurde niedergebrannt, Hamar von Grund aus zerstört, so daß man heute nicht einmal mehr die Lage der Straßen erkennen kann. Nur die vier herrlichen Vogen des alten Domes verkünden hier die Frömmigkeit und den Kunstsinne des Mittelalters, die einst die Ufer des Mjösensees mit Freude und Pracht geschmückt hatten, und die hunnische Barbarei, welche im Gefolge der neuen Lehre die letzten Reste alten Glücks in Trümmer legte.

Das benachbarte Schweden hatte wenig Nutzen von diesem nahezu kanni-balischen Raubkrieg. Die norwegischen Festungen im Süden leisteten Widerstand; der dänische Anführer Daniel Ranzau behauptete sich in der Schlacht an der Svartera (1565) gegen eine zweifache schwedische Uebermacht; die Dänen fengten und brannten nun in Småland, Västergötland und Östergötland, wie die Schweden in den Provinzen Blekinge und Skåne, und Ranzau bedrohte zuletzt das Herz von Schweden selbst.

Wer sich nun ein wenig diese Zeit vergegenwärtigt, der wird nicht ohne tiefen Eindruck die Ruinen von Hamar betrachten können. Zwei Jahrhunderte hat es gebraucht, um nur einigermaßen die Wunde zu heilen, die jene Zeit geschlagen. Noch jetzt hat Hamar sich von seinem Falle nicht wieder erholt. Da sind ganz artige Bürgerhäuser, Hotels, Schulen, auch ein Bahnhof. Aber von all den Bantzen reicht nicht eine an die Schönheit und Poesie, die aus den Trümmern des alten Domes spricht.

15. Valdars.

Das westliche Norwegen erhält seine Gliederung durch die großen und kleineren Fjorde, die von Westen her in das Hochplateau der Halbinsel eindringen; das östliche Norwegen dagegen durch die großen Täler, die von Süden her nach dem Norden oder Nordwesten laufen. Das längste derselben liegt Schweden zunächst und bezeichnet mit seinem Namen auch seine Lage: es ist das Österdal. Das zweite ist eine Fortsetzung der Thalfäche, in welcher der Mjönssee liegt: es heißt nach einem seiner frühesten Bewohner das Gudbrandsdal und trifft im Norden mit dem Romsdal und Dovrefjeld zusammen. Das dritte ist das Valdersthäl, das von Ringerike her sich nach dem Sognefjord hinzieht. Ihm fast parallel laufen das Hallingdal, weiter westlich das Numedal, Helemarken und endlich das Saetersdal¹. Diese Namen bezeichnen aber nicht einfache Täler, sondern große Hauptthäler, welche mit ihren kleineren Seitenthälern ganze Landschaften bilden, meist durch den Volkscharakter, durch Sitte, Dialekt, Tracht und alte Ueberlieferung geschieden. Die hohen Berge, welche zwischen ihnen liegen, trennen sie mehr oder weniger für die lange Winterszeit; das bäuerliche Leben fesselt im Sommer die meisten an ihre Scholle, und so hat sich fast in jedem dieser Täler ein eigenartiger Charakter ausgebildet.

Da ich das Gudbrandsdal bereits kennen gelernt, so wollte ich auch noch einen Blick nach Valdars thun, das gegenwärtig eine stark besuchte Touristenstraße geworden ist, da man durch diese Landschaft am leichtesten und angenehmsten an den Sognefjord gelangen kann. In einem Tage kommt man bequem mit Eisenbahn und Dampfboot nach Odnaes, von wo bis Vaerdalsören noch 224 km zu Wagen zurückzulegen sind; eine schöne Fahrt von etwa vier Tagen.

¹ Österdal 18 500 qkm mit 33 000 Einwohnern; Gudbrandsdal 16 500 qkm mit 50 000 Einwohnern; Valdars 5312 qkm mit 18 800 Einwohnern; Hallingdal 5519 qkm mit 14 290 Einwohnern; Numedal 4501 qkm mit 7704 Einwohnern. Man vergleiche hiermit die größten Schweizerkantone: Graubünden 7184 qkm mit 93 500 Einwohnern; Bern 6889 qkm mit 540 500 Einwohnern; Wallis 5247 qkm mit 102 400 Einwohnern. Außer dem Österdal hat noch keine dieser Landschaften eine Eisenbahn; alles muß zu Fuß, zu Pferd oder mit Skyds durchreist werden, ein paar Seen abgerechnet, auf welchen kleine Dampfer fahren.

Der Fluß, der das eigentliche Valdersthäl bildet, ist die Baegna, die aus dem Bangsmjönsensee, im Hauptstod der norwegischen Gebirge, entspringt, mehrere andere kleine Seen, darunter den sogen. Spirillen, durchfließt, als Storelf in den Tyriffjord mündet und aus diesem endlich als Drammenself in den Fjord von Drammen gelangt. Der Baegna ziemlich parallel fließt die Etna und noch östlicher die Dokka, die vereint dem Randsfjord zufließen, dessen Ausfluß ebenfalls in den Tyriffjord mündet. Man hat darum von Christiania nach Valders zwei Hauptwege zur Verfügung: denjenigen über den Spirillensee und denjenigen über den Randsfjord. Wir machten uns einen dritten zurecht, indem wir in Gjøvil den Mjösensee verließen und von da an das nördliche Ende des Randsfjords fuhren.

Zwischen Hamar und Gjøvil ist der Mjösensee am breitesten, wird aber von der Insel Helgö malerisch unterbrochen. Das Schiff durchfährt die Straße, welche dieselbe von dem Nordufer trennt. Zu Raes, am Landungsplatz des letztern, wurde eine große Ladung Milch in schönen, sauberen Blechgefäßen an Bord gebracht. In der Seestraße wie hernach auf dem schmalen westlichen Seearm, der sich nordwärts zieht, schwankte der Dampfer gehörig. Der See war viel unruhiger, als ich es bei so schönem Wetter je auf dem Bodensee getroffen, aber prächtig blau. Raes mit seinem kleinen freundlichen Kirchlein gab einen idyllischen Vordergrund; das Westufer sah mehr alpenartig aus: langgestreckte Bergzüge, aus deren bläulicher Masse nur langsam Wälder, Wiesen und weit auseinanderliegende Ortschaften hervortraten.

Der Capitän bot uns Billette für die Diligence an den Randsfjord an. Das that mir fast ein wenig leid; denn das deutete schon darauf hin, daß hier das alte Stydswesen von neueren Culturanfängen verdrängt sei. Wir nahmen indes das Billet und bestiegen in Gjøvil die vierßige offene Kutsche, welche Diligence genannt wurde, und welche zwar schon ziemlich abgerutscht, aber bequem war. Als Reisegenossen bekamen wir einen jungen lutherischen Vikar, schwächling und hager, mit dünnem hellen Bart, den Sproßling einer ansehnlichen Pastorenfamilie. Der Großvater, ein neunzigjähriger Greis, lebte pensionirt in Drammen; der Vater bekleidete die Würde eines Propstes im Stifte Hamar; der Sohn verdiente sich seine ersten Sporen als Hilfsvikar bei einem Praest in Thelemarken. Er kam eben von einem Besuch bei den Seinigen und begab sich nun zu einer Praestemöde (Versammlung von Geistlichen), um dann nach Hause zurückzukehren. Die Hauptfragen, welche bei dieser Versammlung behandelt werden sollten, betrafen die Lehre vom tausendjährigen Reich (Chiliasmus) und die Stellung, welche die Geistlichen in der sogen. Temperanzfrage einnehmen sollten: ob es besser wäre, vollständige Enthaltung von allen geistigen Getränken zu fordern, oder nur auf die Pflicht christlicher Mäßigkeit zu dringen. Fast eben erst dem akademischen Ei entschlüpft, that sich der junge Herr viel auf seine Kenntniß deutscher

Gelegentlich und des Hebräischen zu gute. Als ich ihn aber fragte, was er denn bei den Bauern mit seinem Hebräisch anfange, gestand er sehr offenerherzig, für die spätere Thätigkeit auf dem Lande sei die akademische Heranbildung nicht recht praktisch angelegt; nach so viel Gelehrsamkeit habe man Mühe, sich in dem gewöhnlichen Alltagsleben zurechtzufinden. Während des Winters habe er in zehn Schulen mit je etwa 20 Kindern Religionsunterricht zu erteilen; während der Sommermonate falle das weg, aber da müsse er dem Pfarrer die Kirchenregister und andere amtliche Schreibereien besorgen, es sei der Schreiberei kein Ende. Dazu habe er noch dann und wann zu predigen und eine Leichenrede zu halten.

Gjøvik mit 1000 Einwohnern ist schon der Anfaß zu einem kleinen Städtchen. Es hat ein „Gjøvik-Hotel“ und ein „Victoria-Hotel“ nach modernem Zuschnitt, aber auch gemüthliche Häuschen im alten Stil. In köstlichen Waldschluchten zieht sich die Straße den Berg hinauf, der den Njosensee vom Randsfjord scheidet. In Mostad wurden die Pferde gewechselt. Die Station lag vom Wege ab hoch an einem Bergabhänge, zu dessen Spitze wir aber nicht hinaufzufahren brauchten. Ein Gut brachte ein neues Zweigespann und nahm das andere mit sich. Es war bereits am Dunkeln, und nun nahm die Bergeseinsamkeit jenen traumhaften Charakter an, der den wunderbarsten Märchenerzählungen den Schein der Wirklichkeit verleiht. Nur selten begegnete uns noch ein Blockhaus oder Gehöft. Gespenstisch huschten einzelne Baumgruppen und Waldpartien als Schattensbilder über die Bergeshöhe dahin, oder näherten sich der Straße und flohen wieder davon. Trotz unserer theologischen Gesellschaft dachte ich an die wunderlichen Gestalten, mit welchen die Volkspheantasie diese nordischen Berge und Thäler bevölkert hat. Der Riese, der kein Herz bei sich hatte, der hätte ganz bequem hier wohnen können, auch die Kobolde und Nixen des Mathias Skjutter, und wäre es nicht in Hedal gewesen, so hätten hier ebenso gut die armen zwei Jungen den drei Unholden begegnen mögen, die so hoch waren wie die Tannen und die zusammen nur ein Auge hatten. Ganz sicher aber in Balder's ist es geschehen, was die alte Bertha Tuppenhaug erzählte:

„Da war einmal eine Jente aus einem Hof oben in Balder's, die hieß Barbro, und die mußte die Sennhütte besorgen oben in den Bergen. Eines Tages saß sie oben und hütete das Vieh, da hörte sie mit einem Male oben in einer Bergeshöhe: ‚König Haaken! König Haaken!‘ —

„Ja!“ schrie König Haaken, daß es in allen Bergeshöhen wiederhallte.

„König Haaken, mein Sohn! Willst du dich vermählen?“ rief es weit weg von einer Höhe.

„Ja, das will ich,“ sagte König Haaken, „wenn ich diese Barbro kriegen kann, die dort auf der Alp geht und hütete, so —“

„Ach ja, das soll wohl gehen,“ hörte Barbro sagen, und sie wurde so erschrocken, daß sie nicht wußte, was sie anfangen sollte.

„Und wie das richtig war, da kam der eine um den andern herein mit Speis und Trauk auf Silberküsseln und in Silberbechern und mit Röden und Brautstaat, mit Krone und Brustspangen, und die fingen an, den Tisch zu decken, sie als Braut zu schmücken, und es kam ihr vor, daß sie gar nichts dagegen thun könnte.

„Diese Jente hatte auch einen Geliebten, und der war auf der Jagd in den Bergen. Aber über ihn kam plötzlich eine solche Angst, daß es ihm vorkam, er sollte und müßte wieder zu der Alpenhütte. Als er bei derselben ankam, da stand alles voll schwarzer Pferde mit altmodischen Sätteln und Reitzzeug, so daß er gleich sehen konnte, was da los war. Er schlich sich weg an ein Fensterchen und guckte verstoßen hinein; da sah er das ganze Brautgesolge: König Haaken war der Bräutigam und die Braut war im vollen Schmuck.

„Ja, nun weiß ich nichts anderes mehr, als ein schieß Mäulchen auf sie zu machen“, sagte eine der Brautjungfern.

„Da meinte der Bursch nun doch, es wäre Zeit, sich ins Mittel zu legen; so nahm er einen silbernen Erbknopf und legte ihn ins Gewehr und schoß auf den König Haaken. Im selben Augenblick fuhren alle Brautgäste hinaus und trugen den König Haaken mit sich hinaus. Das Essen verwandelte sich in Altherengschmeiß, Schlangen und Kröten, die hüpfen fort und versteckten sich in ihren Löchern. Das einzige, was übrig blieb, war der Brautstaat und eine Silberküssel, und die soll man noch auf dem Hofe finden heutigen Tages.“

„Arvesöltknapper“, d. h. silberne Erbkнопfe, heißen die echt silbernen Knöpfe, die bei den meisten norwegischen Maunestrachten den soliden Hauptschmuck ausmachen, während bei der Braut die Brustspangen, „Söljer“, ebenfalls aus Silber, den Hauptflugs bilden. Könige und Prediger kommen in den norwegischen Volksmärchen gewöhnlich schlecht weg; dagegen triumphiren die Saetersjenten oder Alpenmädchen und die Gutter über alle Prinzen und Prinzessinnen, die ledigen Bauernjungen sogar über den leibhaftigen Gottseibeius.

„Es war einmal ein Gut,“ so heißt es, „der ging des Weges daher und knackte Nüsse; und er fand eine, die war wurmsichtig, und zu gleicher Zeit traf er den Bösen. ‚Ist das wahr‘, sagte der Gut, ‚was man sagt, daß der Böse sich so klein machen kann, wie er will, und in ein Nadelloch schlüpfen?‘ — ‚Ja!‘ sagte der Böse. — ‚Ach, laß mich das sehen und schlüpf in diese Ruß‘, sagte der Gut darauf, und der Böse that es. Da er in das Loch der Ruß geschlüpft war, steckte der Gut einen Pin darauf. ‚Nun habe ich dich!‘ sagte er und steckte die Ruß in die Tasche. Da er ein Stück gegangen war, kam er zu einer Schmiede; da ging er hinein und fragte den Schmied, ob er ihm nicht eine Ruß entzweischlagen wolle. — ‚Ja, das soll geschehen‘, sagte der Schmied, nahm seinen kleinsten Hammer, legte die Ruß auf den Anboß und schlug zu, aber sie wollte nicht

in Stücke gehen. So nahm er einen etwas größern Hammer, aber auch der war nicht stark genug; da nahm er einen noch größern, aber das that's auch nicht, und da wurde der Schmied böß und nahm den größten Hammer. „Ich will dich doch in Stücke kriegen!“ sagte er und schlug darauf aus Leibeskräften; und da die Ruß zerschmettert war, da slog das halbe Dach der Schmiede weg, und es krachte, als ob die Hütte zusammenstürzen wollte. „Ich mein' fast, der Teufel war in der Ruß, mein' ich!“ sagte der Schmied. — „Das war er auch“, sagte der Junge.“

Den Randsfjord bekamen wir an diesem Abend nur in halber Dämmerung zu Gesicht. Der Wagen bog von der Hauptstraße ab in ein Gehölz hinein, durch das wir bald zu dem Hofe Granum gelangten. Es war ein freundlicher kleiner Hof nach alter, echt norwegischer Art. Nur eine untere Stube war als Salon hergerichtet, auf Tisch und Tischen lagen aber lauter pietistische Tractätchen in feinen Einbänden herum, woran sich unser lutherischer Reisegefährte sehr erbaute. Das Speisezimmer war noch mit neuerer Kultur verschönt, eine gemüthliche Bauernstube — und zu essen bekamen wir lauter norwegische Dinge: kräftig gebratenes Schafffleisch, Myzost (eine Käseart), Gammelost (alter Käse), Fladbrod (spröde Brodluchen).

Erst des andern Morgens zeigte es sich, an welchem prächtigem Aussichtspunkt wir Rast gehalten. Der Hof Granum liegt wohl etwa 400 m hoch, gerade über der Nordspitze des Randsfjords, so daß man einen Theil dieses lieblichen Sees unmittelbar zu seinen Füßen hat. Vorwiegend waldige Berge umsäumen ihn zu beiden Seiten. Auch um den Hof duftete der Wald in der Morgenfrische und umging die liebliche Landschaft mit einem grünen Rahmen.

Wir begleiteten den jungen Prediger hinunter an den See, wo er mit dem Dampfschiff weiterfahren wollte. Er war recht gemüthlich, und als wir schieden, sagte er ganz treuherzig: „Gott segne Sie!“

Mit diesem Segen fuhren wir weiter zur Poststation Obnaes, die am nördlichen Endpunkte des Sees liegt. Hier war wieder, wie in Gjøvik, ein großes neues Hotel, auf dessen Hofe ein halbes Duzend Kutschler mit Einspännern und Zweispännern bereit standen. Sie fielen wie Raben über uns her und boten uns zu ganz unverschämten Preisen ihre Wagen an. Als ich ihnen aus meiner „Vomme-Reiseroute“ (Taschensfahrplan) die Kilometerdistanz und die Stydstaxen angab, da lachten und brummten sie, und erklärten, daß man für solche Preise nicht mehr fahre. Sie hätten auch keine Styd, sondern Wagen; man fahre hier nur mit Wagen. Es wäre sehr einfach gewesen, wieder die Diligence zu nehmen, aber dann waren wir an andere Mitreisende gebunden. So blieb nichts übrig, als mit demjenigen zu unterhandeln, der noch den niedrigsten Preis bot — und schon hofften wir nun zu einer gemüthlichen Fahrt zu kommen, als sich herausstellte, daß der Wagen bei einem andern Hause stehe, und als wir da ankamen, daß noch ein Herr mitreisen werde. In ziemlich abgetragener Kleidung, mit ernstem,

verschlossenem Gesicht, trabte derselbe auf der Holzgalerie auf und ab, allem Anscheine nach ein ganz unfreundlicher Geselle. Uns noch einmal — wie in einem gefegneten Culturland — mit den anderen Kutschern herumzuzanken, hatten wir wenig Lust und ergaben uns in unser Schicksal. Odnæs ist nun einmal von Constantinopel wie von New-York und San Francisco aus mit Dampf zu erreichen, und wo Dampfschiff und Locomotive hinreichen, da ist es mit der patriarchalischen Gemüthlichkeit aus. Unser Reisegefährte war zwar ein Norweger, war aber wirklich von San Francisco in Californien mit Dampf bis hierher in seine Berge zurückgekehrt und eben auf dem Weg in sein Heimatsdorf begriffen. Er war gemüthlicher, als er aussah, aber doch zugeknöpft und kurz angebunden. Ueber die Norweger in Amerika war weder mit dänischen noch englischen Fragen etwas Näheres und Interessantes herauszubringen. Er war indes anständig und höflich, und störte uns nicht in dem Genuß der schönen Berglandschaft, wenn er auch an der Bewunderung derselben wenig Antheil zu nehmen schien. Ich närrischer Poet entzückte mich über jeden Kuhstall, wenn nur einige feine Birken ihr grünes Lockenhaupt über die dunkeln Blockwände herniederneigten. Und dieser nüchterne Prosaisker, der nach seinem Geständniß in Amerika kein Heimweh nach seinem Norwegen empfunden, wunderte sich nicht einmal über eine Bewunderung, die er nicht theilte.

Vom Randsfjord folgt die trefflich gehaltene Landstraße dem Fluße Etna fast ohne merkliche Steigung. Es ist ein überaus liebliches Thal. Erst hinter Tomlevolden verengert sich dasselbe zur romantischen Waldschlucht. Man überschreitet die Etna auf einer Steinbrücke und hat nun die Höhen zu ersteigen, welche das Thal der Etna von jenem der Baegna scheiden. Sie erheben sich nur zu 774 m, aber da die Abhänge nach allen Seiten hin sehr steil sind, so gewinnt man unterwegs, besonders aber oben, die lohnendsten Aussichten in einem Gewirre von dunkeln Waldschluchten mit Felspartien und Gießbächen, während in der Ferne hoch über den waldigen Abhängen freundliche Höfe mit goldenen Saatsfeldern sich zeigen.

Die Touristerei hat indes auch hier sich schon geltend gemacht. Anstatt uns in dem malerisch gelegenen Ebeen oder sonst einem Dörfchen rasten zu lassen, schleppte uns unser Kutscher nach Tonsaaens-Sanatorium, einem großen Hofe, der durch ausgedehnte Neubauten in eine Art Lustkurort verwandelt ist. Die Lage ist natürlich wunderbar. Die schönen neuen Holzhäuser mit ihren Galerien im Stil von Schweizerhäuschen nehmen sich recht einladend aus. Da sind große Säle, schmucke Zimmer mit trefflichen Betten und aller Ausstattung eines bescheidenen Hotels. Aber über allem waltet der traurige Hauch der Schwindsucht, der Krankheit, des menschlichen Glends. Auch die Wikinger, die einst in der Ueberfülle der Kraft so viele Lanzen gebrochen und so viele Schlachten geschlagen, deren Geschichte bis in dieses Jahrhundert hinein eine ewige Kriegsgeschichte war, zählen heutzutage Schaaren

von Brustkranken, Halskranken und Nervenkranken. Die Diphtheritis ist nirgends so heimisch wie in Christiania. An den verschiedensten Punkten des Landes sind bereits solche Sanatorien errichtet, zum Theil Actienunternehmungen, welche auch auf den Tribut der Touristen und Erholungsbedürftigen rechnen.

Auch in die norwegische Literatur sind die Krankheits-Bacillen und die Stielkluft der modernen Welt in bedenklichem Umfang eingedrungen. Man braucht nur an Ibsen zu erinnern. Schon in seinen merkwürdigsten Dichtungen „Brand“ und „Peer Gynt“ hat dieser hochbegabte Dramatiker mit einer fast unbegreiflichen Bitterkeit nur die trüben Schattenseiten seines Landes und Volkes hervorgehoben, in seinen späteren Werken aber förmlich Jagd gemacht auf alles Schiefe und Verkrüppelte, alles Traurige und Zämmerliche, alles Ungefunde und Sieche, alles Verschröbene und Verrottete, was er mit seinem scharfen Auge in der Kleinstädtereie und im engen politischen Leben seiner Heimat aufspüren konnte. Man könnte fast Angst bekommen, in ein Land zu reisen, wo das Wasser der Kuranstalten systematisch von den Actionären vergiftet und der einzige ehrliche Mann im Stück als „Volkseind“ geächtet wird! Aber gottlob besteht nicht das ganze norwegische Volk aus Leuten, wie er sie in seinem „Volkseind“, den „Stützen der Gesellschaft“, in „Rosmersholm“, in der „Wildente“ oder gar in den „Gespenstern“ gezeichnet hat!

Ich war übrigens froh, als wir von Tonsaas wieder weiterfahren konnten. Das Hoch des Berges ist sehr breit, meist mit niedrigem Nadelwald bestanden, zwischen dem traurige Heidenseen und Moorgründe sich hinziehen. Höfen begegnet man keinen mehr, sondern bloß ein paar verwitterten Saeterhütten, in welchen den Sommer über die Mädchen wohnen, welche das Vieh auf den Weidegründen zu bejorgen haben. Die Straße entlang bezeichneten Inschriften die Namen der Grundbesitzer, die für jede Strecke des Straßenunterhalts aufzukommen haben, mit Angabe der betreffenden Entfernung. Hier wie unten war die Straße ganz musterhaft angelegt und gut gehalten.

Unfern der letzten Alpen- oder Saeterhütte ließ uns der Kutscher aussteigen, um auf eine Anhöhe zu klettern, von der man den ersten vollen Blick auf das Valdersthal genießt. Nur Zwerggebüsch schmückte hier noch die allen Stürmen preisgegebenen Felskrüden. Die Sicht übertraf alle meine Erwartungen. Das Thal zu unseren Füßen ließe sich wohl am ehesten mit einem der großen Thäler Graubündens, etwa dem Prättigau, vergleichen; doch ist es viel breiter, und die Bergabhänge senken sich in mehreren unregelmäßigen Haldenabfälen, zuletzt in steiler Schlucht zur eigentlichen Thalsohle hinab, in welcher zwischen dunklem Wald und Fels nur stellenweise die wilde, reizende Baegna hervorblüht. Die vereinzelt romantischen Felspartien verschwinden übrigens beinahe in den langen Waldstreifen, die sich bald schmaler, bald breiter von den Höhen in die verschiedenen Stufen des

weiten Thales herabziehen und so die lieblichen Alpengründe hervorheben, an denen unten noch ganze Höfe, oben aber nur einzelne Saeterhütten sich zeigen. Der Blick schwimmt in lauter Grün, aber er ermüdet nicht; denn dieses Grün stuft sich unaufhörlich ab in allen Tonstufen, von dem Schlagschatten des fast schwarzen Nadelholzes bis zu den gelblichen Lichtern, wo ein Stück Hafer- oder Gerstenfeld mit kurzgeschnittenen Wiesen in der Ferne zusammenschwimmt. Südwärts treten die Höhen zur engen Schlucht zusammen. Ungefähr in der Mitte des Thales liegt die Ortschaft Frydenlund; der alte Pfarname ist Aurland. Nordwärts dreht sich das Thal in der Richtung gen Westen; über den walbigen Höhen aber thürmt sich das eigentliche norwegische Hochgebirge auf, die Jötunfjelbene — auch Jötunheim oder Riesenheim genannt. Von den schneebedeckten Zinnen, die sich über diese Felsenburg erheben, ist die eine der Galdebergstind, die andere der Thorfinnstind, zwischen dem Bygdinsee und dem Gjendesee gelegen; nur etwa 25 km dahinter ragt der Galdhöpig, der höchste Gipfel Norwegens (2560 m), der aber hier nicht sichtbar ist. Durch diesen Abschluß erhält das sonst so friedlich-stille Thalbild etwas Erhabenes und Majestätisches. Das Idyll ist in den Kreis der großartigsten Gebirgsnatur gerückt. Da oben an den Gletschern und einsamen Bergseen haust noch das Kennthier und der Schneehase, und der Bergadler kreist über Klippen, die noch keines Menschen Fuß betreten. Der Name Jötunheim selbst erinnert an die sagenhafte Urwelt.

Hvat er með ásum?
 hvat er með álfum?
 hvi ertu einn kominn
 í jötunheima? —

Illt er með ásum,
 illt er með álfum,
 hefir þú Hlorrida
 hamar um sólginn?

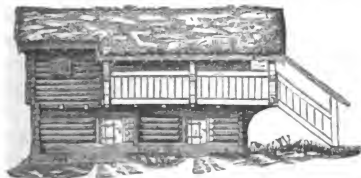
Was ist mit den Asen?
 Was ist mit den Alfen?
 Wie kamst allein du
 Nach Jötunheim? —

Schlecht geht's mit den Asen,
 Schlecht geht's mit den Alfen
 Hast du Hlorridi's
 Hammer verborgen?

Thor, der gewaltige, ist über die Riesen gekommen, die einst auf diesen Felsburgen hausten, und die da oben seinen ihm entwendeten Hammer verborgen hatten. Aber listiger als sie, hat er sich seinen Hammer wieder geholt und Thrym, den Thurfensfürsten, niedergestreckt und die übrigen Riesen,

einen um den andern, und von Gletschereis umlagert starren die Trümmer ihrer einstigen Herrlichkeit jetzt hoch über den stillen Thalgründen, wo die Menschen haufen.

Indem wir in lustigem Saus und Braus zu Thale fahren, verschwinden die fernen Bergspitzen der Reihe nach bis auf einige wenige; um so lieblicher aber breitet sich um der grüne Thalgrund um uns aus. Da ist noch gut wohnen. Keine Fabrik, keine Börse — kein Sanatorium, sondern die lieben braunen Blockhäuser, aus deren Fensterchen immer einige Blumenstöcke grüßen. Die Einwohner von Valdres wurden früher des Mangels an Reinlichkeit bezichtigt; mir ist nichts dergleichen aufgefallen. Häuser und Gärten waren sauber gehalten und die Leute nicht schlechter gekleidet als anderswo. Im übrigen sind diese „Valdriser“ munter und frisch, laus, leug og let, wie die anderen Norweger sagen. Daß sie arg auf's Geld sehen, betamen wir zu erfahren, als der Kutscher gezahlt werden sollte. Er forderte jetzt mehr, als wir ausgemacht hatten, und bereitete uns so viel Schererei, daß wir schließlich etwas zuseßen mußten, wenn wir nicht in ganz Frydenlund



Haus in Valdres.

als Barbaren ausgeföhren werden wollten. Die Baagna bildet nach dem Hochgebirge hin eine Kette von drei langen, schmalen Seen. Ein Spaziergang an den ersten derselben befreite uns von dem üblen Eindruck, den die Habsucht unseres Wagenlenkers auf uns gemacht. Diese

Seen haben das Traute und Stille eines Bergsees, und das Menschenleben tritt nur in heimeligen idyllischen Zügen in die schöne friedliche Natur herein.

Als wir bei unserm Abendimbiß in Frydenlund saßen, erschien eine — wie ich glaubte — englische Familie, Papa, Mama und zwei Knaben, und nahmen neben uns Platz. Als ich sie geradezu fragte, ob sie Engländer wären, machte die Dame ein löstliches Schmollegeicht und sagte: No, we are not so very unhappy (Nein, wir haben nicht dies Unglück). — Also Amerikaner! Wir kamen nun gleich in gemüthliches Gespräch, aus dem sich ergab, daß sie einer deutschen Familie angehörte, er aber ursprünglich aus dem Kanton Bern zu Hause war. Jetzt erst fiel mir auf, daß er ein echtes, dickes, rundes Schweizergesicht hatte, und ich fing an, „Schweizerdütsch“ zu reden, was er noch leidlich verstand. Ihm selbst war das Deutsche ziemlich ungewohnt geworden, und so lehrten wir bald zum Englischen zurück. Das that mir recht leid. In diese Berge hinein paßt keine Sprache so gut, als „Schweizerdütsch“. Das Dänische selbst schien mir bei den Norwegern einen Ton anzunehmen, der daran erinnerte. Die Landsleute aus Amerika hatten

von Bergen aus den Hardanger und den Sognefjord besucht, in Vaerdals-
ören sich einen Wagen gemiethet und wollten nun nach Christiania.

Wie in all diesen Gebirgsthälern ist der Haupterwerbszweig Viehzucht,
Alpenwirthschaft und Waldcultur. Etwas Roggen, Hafer und Gerste wird
unten im Thal gepflanzt, aber nur zum nöthigsten Bedarf. Ein Gärtchen
oder auch einen Garten hält fast jeder. An Platz fehlt es nicht an den
unermesslichen Bergthalen, die nur dünn mit Höfen besetzt sind.

Unsern Rückweg nahmen wir durch das Thal der Baegna und über
den Spirillensee. Zu unserer großen Freude gab es da noch keine Diligence.
Wir erhielten ein regelrechtes Skyds und einen Gut, fed, munter, wie es
sein muß. Jetzt erst kam es uns zur vollen Klarheit, daß das Thal von
der Ostseite drei gewaltige Stufen hat, die wieder von Hügelwellen durch-
schnitten werden. Der schmale Landweg ging in den wunderbarsten Bogen
steil auf und ab, zuletzt in fast genickbrecherischer Sentung, meist im Walde,
mitunter auch an scharfen Felsabhängen dahin. Die Berge wuchsen beständig
und kamen immer näher, alle schwer, wuchtig, wahre Riesenelefanten; unten
an der Baegna ließen sie nicht mehr viel Himmel übrig. Doch da hatte
nun der wackere Bergstrom sein Reich: der brauste und stürmte über Felsen
dahin, wie ein wilder jugendlicher Revoluzer, der noch nicht ausgetobt hat
und darum alles für möglich hält. Um ihn aber, rechts und links, klettern
Pflanzen, groß und klein, die Felschlucht hinan. Das sind unermüdlche
Tapezierer. Mögen Wasser und Geröll hundertmal ihr Werk zerstören, die
Pflanzenkeime setzen zum hundertsten Mal wieder an, die kleinen erobern
den Grund, und dann setzen sich auch die größeren fest, und endlich gelingt's
doch: die Felswand wird herrlicher denn ein Königspalast. Björnson hat die
norwegische Felslandschaft unter diesem Märchenbilde allerliebste beschrieben;
ich erlaube mir, seine Prosa-Schilderung in Reime zu setzen:

Hoch oben am Gletscher, weit über dem Meer
Eine einsame Felswand ragte.
Es brauste der Nord wild um sie her,
Doch nie die Stolze klagte.

Zur Eiche der kleine Wacholder sprach:
„Komm, laß uns die Felswand bekleiden;
Sie hat keinen Rock, sie hat kein Dach.
Was muß die Aermste leiden!“

Die Eiche sah nieder zum grünen Strand,
Wer denn da unten lärmte;
Der kleine Wicht war nicht ihr bekannt.
Sie schwieg, da nichts sie härmte.

Da sprach zur Fichte der kleine Strauch:
„O hilf mir die Felswand bekleiden.
Sieh, wie sie friert! Erbarme dich auch!
Wir können ihr helfen, wir beiden!“

Ein Landschaftsmärchen.

Die Fichte den grauen Bart sich strich:
„Nicht wird es uns beiden gelingen.“
Sie neigt sich zur Birke: „Was dünket dich?“
Die lispelt: „Wir werden es zwingen.“

So gingen denn ans Werk die drei;
Voraus Juniper klettert,
Ob noch so steil die Höhe sei,
Und Sturm sie jäh umwettert.

Wacholder stieß auf das Heidekraut.
„O nimm mich mit!“ flehte das Kleine,
„Und wenn dir vor der Steile graut,
Weiß dich in meine Beine.“

Wacholder that's, und in jeden Spalt
Das Heidekraut reckte die Finger;
Wacholder saßte an ihm sich halt —
So trocken empor die zwei Dinger.

Langsam und mit bedächt'gem Schritt
Gelang es auch den Alten,
Der Birke und Tanne, — sie kletterten mit
In alle Felsenspalten.

Ein paar Jahrhunderte kletterten sie.
Da sandte die Felswand hinunter
Ein Bächlein, zu sehen, was an der Flut
Im Thale sich regte so munter.

„Ach liebes, liebes Heidekraut!“
Sprach dieses, „laß weiter mich rieseln!“
Vor Eile das Kraut nicht um sich schaut,
Klimmt weiter über den Kiesel.

„Ach lieber, schöner Wacholderstrauch,
Ich bitt' dich, laß mich weiter.
Ich bin noch so klein.“ — „Das bist du auch.“
Und sie scheiden fröhlich und heiter.

„Ach liebste, holdeste Fichte mein!“
Das Bächlein küßt' ihr die Füße,
„Ach laß mich vorbei, ich bin noch so klein.“
Und die Fichte lächelt gar süße.

Die Birke allein dringt wehrend hervor.
„Hi, hi!“ lacht das Bächlein und streckt sich.
„Ha, ha!“ Es staut sich zum Bach empor.
„Ho, ho!“ Ein Gießbach reckt sich.

Und er reißt herunter das Heidekraut,
Herunter Wacholder und Fichte,
Und höhnt sie, daß sie ihm hatten vertraut,
Und macht ihr Werk zu nichts.

Friedliches Ça ira.

Der Felswand that's nicht wohl, nicht leid,
Sie lächelte halb verwundert.
Sie wollt' kein Dach, sie wollt' kein Kleid,
Träumt wieder manch Jahrhundert.

So grimmig erbohte das Heidekraut,
Daß nun es anfang zu grünen.
„Nur Muth behalten!“ rief es laut.
„Die Welt gehört den Kühnen!“

Wacholder hört es und richtet sich auf
Und kraht sich in den Haaren:
„Es sei! Wir versuchen von neuem den Lauf,
Wir trohen allen Gefahren.“

Es humpelte auch die Fichte herbei
Und untersuchte die Stelle,
Sie fand sich wieder fest und frei
Und kletterte eine Elle.

Die Birke war von Schmutz entstellt,
Doch wusch sie freundlich der Regen,
Und muthig, muthig empor sie schnellst.
„Es ist“, so sprach sie, „ein Segen!“

„Was ist nun wieder da drunten los?“
So fragte die Felswand droben,
Als die Sonne glühte im Thaleshoch,
Die Vögel singend sich hoben,

Die Blätter strahlten im funkelnden Thau,
Die Waldmaus pff in Laube,
Der Hase sprang durch Busch und Au',
In den Fichten girrte die Laube.

„Wie reizend!“ jubelt das Heidekraut,
Als endlich der Felsen erstiegen,
Und den himmelblauen Fjord es schaut,
Und die Berge, die drum sich schmiegen.

„Wie herrlich!“ rief der Wacholderstrauch,
Als er die Höhe errungen.
„Wie prächtig!“ jubelt die Fichte auch,
Als ihr der Stieg gelungen.

„Was mögen wohl die anderen seh'n?“
So seufzte die Birke noch steigend.
Sie hob ihr Ködchen, um leichter zu geh'n,
Und trippelte aufwärts, schweigend.

Der Zukamskleven.

„O herrlich! herrlich! wunderbar!“

So rief sie oben am Rande.

Da ragten Bäume, Schaar an Schaar,

Ein Wald im Sommergewande.

Durch Fichten und Birken die Sonne brach

In leuchtender Morgenfrühe.

Und der kleine Wacholder freundlich sprach:

„Das Steigen verlohnt sich der Mühe!“

Bei Hengen zeigten sich die Berge von Jötunheim noch einmal prächtig über dem Grün des Thales. Jenseits der Baegna, hoch über der Thal schlucht, an dem Bergzug Stabedalsfjeld mit dem spitzigen Hullekollen, liegt Reinlid mit einer der wenigen noch erhaltenen Stabelkirchen. Am interessantesten wurde die Fahrt am Zukamskleven, einer steilen Fochstraße, die zur Baegna hinabführt. Sie bildet indes nicht, wie die Straße am Krogkleven, eine einzige schiefe Ebene, sondern einen anständigen Zickzack, wie jene am Stalheinskleven im Naerödal, nur steiler und weniger breit. Den Hof Zukam, an dessen prächtigen Wiesen man in einer weiten Biegung vorüberfährt, sieht man bald hoch oben wie ein Felsenneß über dem bewaldeten Abstieg emporragen — ein herrlicher Platz für eine mittelalterliche Burg; aber den Platz der Ritter nehmen in Norwegen die Bauern ein, und statt Ruinen schauen wohlgefüllte Schober und Scheunen still vergnügt ins Thal hinab. An Gießbächen ist natürlich auch kein Mangel, und unten am Zukamskleven bildet die Baegna, von Felsen eingeklammert, einen ganz anständigen Wasserfall, den Storbrusof (großer Brückenfall). Vor der Schlucht hat sich am Felsenhang das Dörflein Fjeldheim angekrustet, das früher Kraemmermoen hieß. Wir machten hier ein halbes Stündchen Halt und besuchten die benachbarte Kirche — Bangs Hovedkirke i Søndre Aurdal —, wo einst der Schwärmer Sörflaten sein Unwesen trieb. An einem großen Stein sowie an einem Hause waren seltsame Inschriften angebracht, die von dem Besitzer jenes Hauses, dem alten Ole Donhaug, herrühren, der erst 1879 starb.

Der Weg von Frydenlund bis Naesmoen oder Granum am Nordende des Spirillensees wird im Skjdsbuch auf 62 km angerechnet — eine mäßige Fahrt für einen Tag. Wir mußten dreimal Skjds wechseln, in Fjeldheim, in Storsbeen und in Sörum (i Søndre Aurdal). Jedesmal dauerte der Aufenthalt etwas länger, aber jedesmal bekamen wir ein besseres Pferd und einen fröhlicheren Gut, so daß die Fahrt ein wahrer Genuß blieb. Zu Papier bringen läßt sich ein solcher Genuß leider nicht. Die schönsten Flußwindungen, die reizendste Abwechslung in den Zeichnungen der Felsen und Wälder, der köstlichste Waldesduft, das Rauschen der Gießbäche, die kleinen Verschiedenheiten der Höfe und Scheunen, der fast beständige Wechsel der Scenerie bei denselben Hauptelementen — das wird auf dem Papier ein stetes Einerlei von Fels- und Waldscenerie und müßte den Leser ermüden.

Aber in der Wirklichkeit ist eine solche Fahrt eine wahre Erquickung für Leib und Seele. Und wie gesund und gut und gemüthlich sind die Leute überall, wo die moderne Cultur noch nicht mit ihrem Kohlen- und Krankengeruch hingedrungen ist! Das ganze Leben bekommt etwas mit von der Reinheit und Kraft des Bergstroms, den noch keine Fabriken verpesten. Dem Fißch ist noch wohl in diesen Wassern und dem Menschenkind wohl an dem waldigen Ufer, das ihm keinen Ueberfluß spendet, aber alles genügend, was er braucht. Complimente werden da keine gemacht, aber friedliche, treuherzige Willkommen findet man überall.

Die Vaegna ist ein ganz herrlicher Bergstrom. Nach dem Wasserfall bei Fjeldheim hat sie auch ihren Radicalismus ziemlich überwunden und wandelt wie ein maderer Mann ihres Weges. Sie stürmt keinen Felsen mehr, sondern folgt ruhig und würdig den Bergen, die ihr Schranken setzen, wenn das auch manchen weiten Bogen kostet. Die Berge sind nicht so hoch wie weiter oben, aber von reicher Mannigfaltigkeit in Aufbau und Zeichnung. Dann und wann gönnen sie dem Thale weitem Raum, aber bald rücken sie enger zusammen oder strecken wenigstens eine Felsbastei vor, welche Fluß und Straße eine andere Richtung gibt. Man begegnet wenig Höfen und Feldern. Die vorherrschende Scenerie ist Wald, aus dem wilde Felsstuppen aufstarren. Ein Stück ganz neuen Straßenbaues beginnt bei dem Vach Hölleraa, der sich von einer Felserrasse als Wasserfall in die Vaegna stürzt.

In freundlicher Thalweitung dicht am Fluß liegt das Gehöfte Storöen, wo wir Mittag hielten. Die schönsten Orreter oder Forellen lieferten uns einen genießbaren Beweis, daß die Vaegna außer Landschaftsdecoration noch reellere Gaben spendet. Wir wohnten dann einer sehr lustigen Scene bei. Drei handfeste Jenten nahmen in einem offenen Stall die Waschung einer ganzen Schafsheerde vor. Die eine trug aus dem Fluß beständig frisches Wasser herbei, die zweite packte ein Schaf um das andere und tauchte es bis an den Kopf in die mit Wasser gefüllte Kufe, wusch und striegelte es; die dritte nahm eine zweite Striegelung vor und steckte das frischgewaschene Schaf in einen andern abgeperrten Theil des Stalles. Bei dieser Verhandlung entwickelten die drei Grazien, nicht sehr groß von Statur, eine Kraft und Behendigkeit, die den Heldinnen einer alten Sage würdig gewesen wäre. Die zweite packte die schwersten Schafe und hob die zappelnden über die Kufe wie ein Kinderspielzeug — wie etwa die berühmte Brunhild den König Gunther an den Thürpfosten gehängt haben mag. Je jämmerlicher die Schafe blötkten, desto fröhlicher lachten und sicherten die drei Maiden. Es war ein Genrebild von urwüchsigster Komik.

Auf der Weiterfahrt holten wir drei Gutter ein, von denen jeder eine Stolkjaerre nach Hause zu fahren hatte, einer sogar zwei. Es waren lauter Kerlchen von acht bis zwölf Jahren. Sie hatten bis dahin getrottelt. Kaum hatten sie uns jedoch bemerkt, so erwachte der fuhrmännische Ehrgeiz

— als hätten sie auch schon etwas gehört von der *metaque fervidis evitata rotis*. Hast du gesehen? rissen sie aus, einer hinter dem andern, und riefen und peitschten bis an den nächsten Hügel. Dann sprangen sie wie auf Commando herab und leiteten ihre Thiere den „Bakken“ hinauf. Im Nu saß dann jeder wieder auf seinem Bode und hurrah, hurrah, hussasah! tollten sie die andere Seite des Abhangs hinunter. Da die Straße sehr uneben war, so wiederholte sich das mehrmal. Als sie aber einmal drei arme kleine Mädchen, die Lüttebaer gesammelt hatten, aus dem Wald kommen sahen, da hielten alle an, und der vorderste nahm gleich die drei kleinen Wesen in sein Wägelchen auf. Als sich herausstellte, daß noch ein viertes zurückgelassen worden, wurde wieder gehalten und auch dieses Wichtlein aufgenommen. Es waren allerliebste Kinder, ärmlich gekleidet, aber jedes hatte sein buntes Halstuch und Schürzchen. Die ganze Gesellschaft sah wie ein Stück Kindermärchen aus, mitten im üppigen Walde, aus dessen Grün da und dort fröhliche Büsche von Vogelkirschen hervorragten. Wohl eine halbe Stunde weit fuhren wir hinter dieser heitern Gesellschaft daren. Die Kinderlein lachten und zwitscherten wie Vögel. In der Nähe des Hofes, zu dem sie gehörten, wurden sie dann abgesetzt und tanzten lustig nach Hause. Das Thal wurde nun breiter, aber der Weg ging immer närrischer auf und ab. Zwei der Jungen hielten an verschiedenen Plätzen. Nur einer, in einem rosenrothen Jäckchen, der lustigste von allen, fuhr uns noch bis Sörum voran.

Hier war alles auf dem Felde. Wir gingen in die Stube. Kein Mensch kümmerte sich um uns. Erst nach einer Weile kam eine gute Alte, gab uns ein Butterbrod und bestellte uns eine Ajaerre und einen Gut. Es war der rosenfarbene Gesell, der uns vorgefahren war. Ob er Ole oder Lars hieß, das hab' ich vergessen. Die Vaagna ist hier so tief und breit, daß das Randsfjord = Dampfboot den größten Theil des Jahres bis nach Sörum hinauffahren kann. Es ist dafür eine schöne praktische Lände gebaut, mit Schuppen für die Waaren, die das Boot mitbringt. Nur um ein wenig war der Wasserstand zu niedrig. So fuhren wir denn mit Skjds nach Naesmoen — meist durch dichten Wald, der nahezu Hochwald genannt zu werden verdiente. Es waren stattliche Stämme. Der Weg war fast eben und so ging es in fröhlichem Galopp. Etwas nach 7 Uhr abends lichtete sich das feierliche Dunkel. Ein weißes Kirchlein blüht uns entgegen. Am Fluß liegt ein kleiner Dampfer, zur morgigen Fahrt bereit.

Der Spirillensee, 25 km lang, also etwas länger als die Hauptstrecke des Züricher Sees von Zürich bis Kapperschwyl, würde in der Schweiz schon etwas bedeuten; aber hier bei dieser endlosen Menge von Seen und Fjorden verschwindet er beinahe. Ein Morgen genügt, um ihn zu durchfahren, während man für die großen Fjorde einen ganzen Tag und mehr braucht. Er hat indes seine eigenartige Schönheit, und wenn man eben den Mjösen

und die kleinen Seen in Balder's gesehen, so wird man die Mannigfaltigkeit bewundern, die sich in so enger Nachbarschaft entwickelt. Wie schon Welhaven bemerkt, ist der Spirillensee nicht gleich dem Tyrifjord oder Randsfjord ein Spiegel, in den grüne Landschaften und laubbedeckte Uferhänge niederschauen. Er hat den Charakter eines großen Bergsees. Zahlreiche Buchten sperren beständig die Aussicht und lassen die Küstenlinien in scharfen Profilen hervortreten. Die Höfe am Ufer liegen weit auseinander, und der nackte Fels behält stets seine Uebermacht im Landschaftsbilde. Besonders die Westküste ist steil und wild. Da erheben sich höhere Berge über die dunklen Felsenmauern, die fast lothrecht aus der Tiefe des Sees emporsteigen. Am meisten Romantik besitzt das Nordende des Sees, von dem wir ausfahren. Da gewährt die Kirche von Naes, der Ausfluß der Baegna mit seiner Holzbrücke und der Thaleingang erst ein ungemein liebliches Bild; doch rasch wendet sich das Schiff an den Ramberg hin, ihn fast streifend; denn die Felsen fallen senkrecht in die stille Fläche ab, während sie oben in schmalen Absätzen, von Gebüsch belebt, wie eine Burg zu der walddgekrönten Kuppe aufragen. Das ist ein herrlicher Blick. Man vermißt nur, wie immer in Norwegen, eine wirkliche Burg. Die Geschichte hat nicht, wie in England oder Schottland, merkwürdige Trümmer als Zeugen der Vergangenheit zurückgelassen. Die Landschaft selbst erzählt uns nichts von ihr. Keiner der Berge steigt zu 1000 m Höhe empor. Gegen Süden wird auch die Zeichnung einförmiger. Für ihre Höfe suchten sich die Leute natürlich sonnige Plätzchen aus paa solsiden, die gucken recht traulich aus meist waldiger Umgebung hervor. Die Westseite ist öde. Das Gesamtbild erinnerte mich stark an Loch Lomond und einige Strecken von Loch Kathrine: eine ähnliche träumerische Einsamkeit.

In etwa dritthalb Stunden erreichten wir das Südenende des Sees, der nun zum breiten Strome wird, aber nicht mehr Baegna, sondern Nadalselv heißt. Die Fahrt wird langsamer, den vielen Krümmungen des Flusses folgend. Das Ufer bietet noch immer Wechsel, erst Wald und Felslandschaft, dann offenes Thal mit bläulichen Bergzügen als Hintergrund. Schon auf dem See begegnet man ganzen Massen von Schwemmholz. Im Elf mehrte sich daselbe. Knarrend bahnt sich der kleine Schraubendampfer durch diese „Tömmen“ seinen Weg, daß die Balken in wuchtigen Schlägen aneinanderstoßen und das Wasser über dem Verdeck zusammenspritzt. Ein Passagier, der sich zu weit an den Spriet vorgewagt, erhielt ein vollständiges Sturzbad unter großer Heiterkeit der übrigen Schiffsgesellschaft. Rothangestrichene Hölzer, an Ketten befestigt, bezeichnen in dem wunderlichen Balkengewirre die Fahrstraße. Bei Ytre Madalenskirke beschreibt der Strom ein lateinisches S, dann strömt er in einförmigerer Landschaft weiter bis Heen.

16. Jötunheim.

Björg brotnuðu, braan jörð loga,
Ók Óðins sonr í Jötunheima.

Berge brachen, es brannte die Erde,
Da Odins Sohn fuhr gen Jötunheim.
prymskviða.

Jötunheim, die Riesenwelt, heißt in der Edda der Wohnsitz der feindlichen Giganten, deren Fürst Thrymr dem Thór seinen Hammer stahl, die dafür aber allesamt mit demselben Hammer zerschmettert wurden. Es ist eine herrliche Personification der finsternen Naturgewalten, welche, in Frost und Reif gehüllt, die einsamen Felswüsteneien der skandinavischen Halbinsel beherrschen, jedes freudige Leben bedrohen, jede menschliche Thätigkeit zu unausgesetztem Kampf herausfordern. Aus Niflheim, dem Reiche ewigen Nebels und düsterer Winternacht, treten diese Reifriesen heraus und befehlen alles, was da lebt und webt, grünt und blüht, des Menschen spottend und den Göttern trotzend, ein dämonisches Geschlecht, mit der Hölle selbst verwandt.

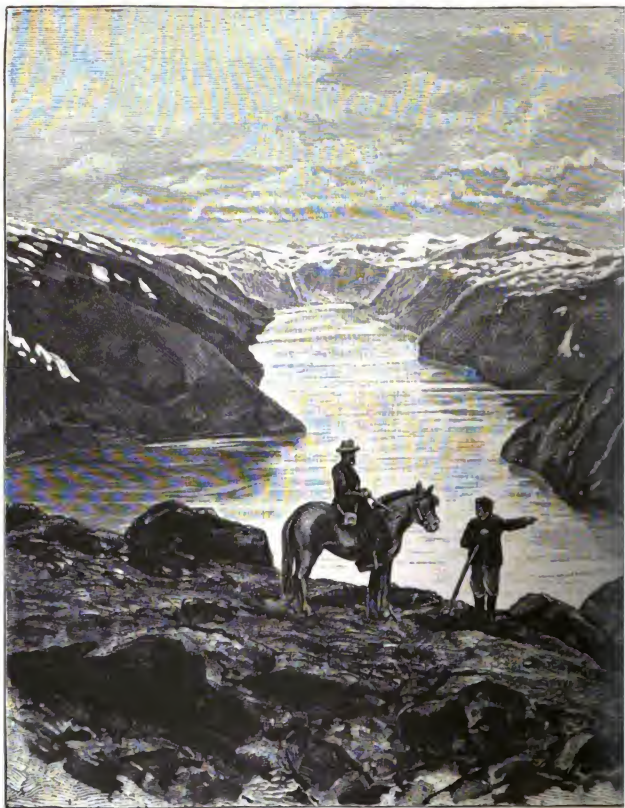
Den Namen Jötunheim haben darum norwegische Bergbesteiger, hauptsächlich Studenten, ganz passend auf jenen Theil des skandinavischen Hochplateau übertragen, der sich vom Gudbrandsdal nach dem Jostedalabrae und dem Sognefjord hinüberstreckt und der am meisten ein zusammenhängendes, einigermaßen den Alpen vergleichbares Gebirgssystem darstellt. Die höchsten Spitzen der Halbinsel, der Galdhöpig (2560 m), der Glitterind (2554 m), die Heilsfluguhö (2413 m), der Memurutind (2412 m), der Store Skagaftölstind (2400 m), die Horunger (1992—2120 m) und eine stattliche Anzahl anderer Berggipfel von 2000 bis zu 2400 m stehen hier auf verhältnißmäßig engem Raum, unmittelbar an den Jostedalsgletscher sich anschließend, beisammen. Eine eigentliche Kette, wie die Berner oder Walliser Alpen, bilden diese Spitzen (Tinder, Pigger, Hörner und Nebber genannt) nicht; zu charakteristischen Gruppen vereinigen sich nur einige, wie z. B. die malerischen Spitzen der Horunger. Der ganze Gebirgsstock bildet vielmehr ein einziges, gewaltiges Massiv, das etwa einen Flächenraum von 4000 qkm einnehmen mag, aber höchst unregelmäßig nach allen Seiten hin von tiefen Schluchten und Thälern durchfurcht wird. Nur am westlichen Rande fallen die Berge steil zum

Sognefjord ab; im Innern liegen diese Thalfurchen sämmtlich 1000 m über dem Meere, zum Theil noch viel höher; mit 1700 m beginnt die Schneegrenze, und so ragen denn jene Spitzen nur 300—800 m über die ungeheure Fels- und Steinwüste empor, die den eigentlichen Kern des Plateau bildet. Treffend hat darum Kjerulf den Anblick dieser Bergeswelt mit der eines unabsehbaren Lagers verglichen, dessen dunkle, weiß geprenkelte Zelte sich wirt aneinanderreihen, während über ihrer Mitte gewöhnlich dichtes Gewölke ruht.

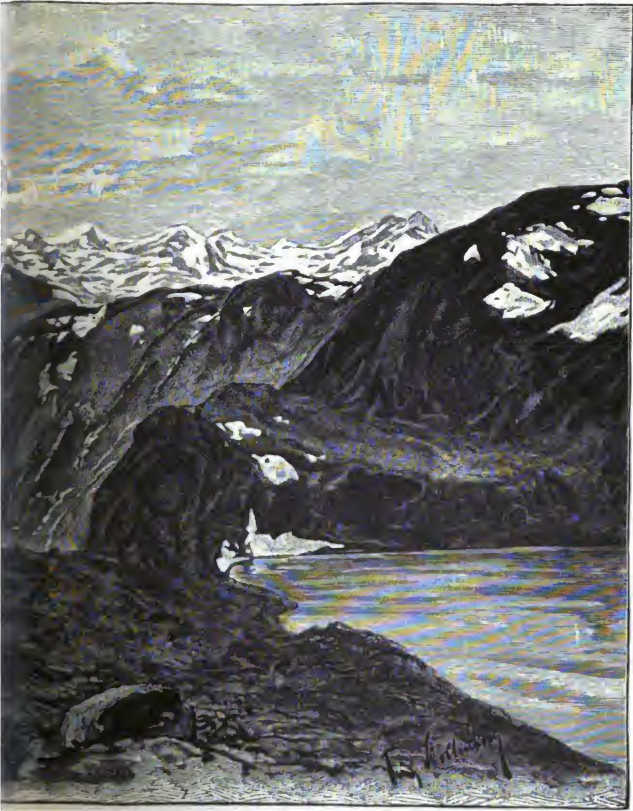
Obwohl die meisten dieser Gipfel kaum die halbe Höhe der bedeutenderen Spitzen der Alpen erreichen, stehen sie in ihren wildphantaistischen Formen, jähren Abstürzen, schroffen Zinnen, zerrissenem Felsengewirb den kühnsten Bergscenerien derselben nur wenig nach. Die Bergspitzen sind zu zahlreich, als daß sich hier ein so gewaltiges Gletscherfeld entwickeln könnte wie der Jostedalabrae; aber von allen senken sich größere oder kleinere Gletscher auf die Fels- oder Schneewüste der Hochebene herab, von der zahllose Gletscherbäche in die Thalfurchen niederstürzen und hier sowohl Flüsse als Seen bilden. Ein Theil dieser Wasser strömt dem Sognefjord zu, ein anderer wendet sich südwärts nach Valders, wieder andere ostwärts nach dem Gudbrandsdal und noch andere nördlich nach dem Ottadal.

Die Gliederung der Westküste setzt sich hier gewissermaßen bis hinauf in die Schneegrenze fort, indem langgestreckte Seen von Westen nach Osten die gigantischen Felsmassen durchbrechen, Alpenseen und Bergseen im größten Stil, wie die Schweiz keinen besitzt. Der Bangsmjösen (30 km lang und 470 m über dem Meere) an der Bergstraße, die durch das Valdersdal an den Sognefjord führt, bezeichnet ungefähr die Südgrenze. Die Berge erreichen hier nur etwa 1700 m Höhe. Aber schon der nahegelegene Tyinsee liegt in einer Höhe von 1104 m, der Bygdinsee nahezu ebenso hoch (1090 m). Der eine hat die Länge des Zuger Sees, der andere ist bedeutend länger. Beide sind unbewohnt, und nur ein kleiner Theil des Ufers kann im Sommer als Viehweide benützt werden. Am Nordufer des Bygdin ragen die Berge schon weit in die Schneeregion hinein, der Knudshulstind bis zu 2383 m und der Svartalpig bis zu 2170 m. Noch ungleich wilder, seltsamer und erhabener sind die Ufer des Gjendesees, der abermals ein Stück nördlicher liegt, zwischen einige der höchsten Tünder und Gletscher des ganzen Bergstockes eingeklemmt, halb so lang wie der Neuenburger See. Die furchtbare Wüstenei erinnert an die ödesten Berglandschaften Islands, aber die Zeichnung der Berge ist weit schöner und mannigfaltiger, und der See selbst gibt ihr einen wunderbaren Zauber. Die Ufer fallen meist fast senkrecht oder doch so steil ab, daß es nur an wenigen Stellen möglich ist, an den See zu kommen. Unmittelbar am Nordufer steigt der Tjukningsfuen bis fast 2400 m auf, dessen Abhänge nur noch durch das wirt zerklüftete Bisdal von den Fels- und Gletschermassen des Galdhöpig getrennt sind. Von hier dehnen

Baumgartner, Stanbinablen. 2. Aufl.



Der Gendefi



• Jötunheim.

sich gewaltige Gletscher, der Hestbrae, der Grjotabrae, der Liabrae, der Spørtebrae, der Tvaerdalsbrae zum Jostedalsgletscher hinüber; südwestwärts aber nach dem Sognefjord hin breitet der Smørstabsbrae sein Firnenmeer aus bis an die gefürchtete Berggruppe des Fanaraaf, von der die wildesten Schneestürme über die ganze Region hereinzubrechen pflegen. Zwischen zwei Arme des Sognefjords, den Lysterfjord und den Nardalsfjord, drängt sich endlich die mächtige Vorkburg des gesammten Riesenheim, der Store Skagastölstind und die übrigen Spitzen der Horunger, berühmt durch ihre spitzen, dunkeln Felshörner, welche, ähnlich den Hexenzinnen im Romsdal, nur noch wilder und viel höher, über ihren Gletschermantel emporstaren.

Den nördlichen Abschluß der Jötunfjeldene bildet die malerische Schlucht der Vaevra, in der sich die Gletscherwasser des Smørstabsbrae sammeln und die erst nördlich, dann nordöstlich sich wendet und bei Lom die lieblichen Ufer des Raagevand oder Ottavand erreicht, eines Alpensees, der, 10 km länger als der Züricher See, sich ostwärts bis ins Gudbrandsdal hinüberzieht. Lom besitzt noch eine der ältesten, größten und besterhaltenen Stavekirchen (aus dem 12. oder 13. Jahrhundert).

Die Thäler, welche nach Jötunheim führen, das Valdørsdal im Süden, das Nardal, Helgedal und Fortunsdal im Westen, das Ottadal im Norden, das Sjodal im Osten, haben alle noch einen freundlichen Charakter. Von den hie und da zerstreuten Ortschaften und Gehöfte zieht sich schwattiger Tannenwald weit an die Berge hinauf, und der steile Bergpfad kreuzt in dichtem Busch die vielen munteren Waldbäche, die dem Thale zufließen. Weiter oben hört aber der Wald auf; doch ist die Höhe noch mit Birkenbusch, Weiden, üppigem Gras und den mannigfaltigsten Alpenkräutern bestanden. In einsamen Saeterhütten bringen hier die Saeterjenten den Sommer zu, warten des Viehes, bereiten Butter und Käse und besorgen die ganze Alpenwirthschaft mit derselben ansgefuhten Ordnung und Keinslichkeit, wie die Sennen und Sennerinnen in den Schweizer und Tiroler Alpen. Noch höher verschwinden aber auch die letzten Saeterhütten. Nur kümmerliches Moos und Flechten kleiden noch den kahlen Fels, der bald in wilden Trümmerhaufen, bald in weiten, zerrissenen Flächen, Abstürzen und Zinnen sich in die Schneeregion hinaufthürmt. Stundenweit, ja Tagereisen weit starrt vor dem Blick nur Fels, Schnee und Eis. Diese furchtbare Wüste ist aber nicht nur durch größere Seen, Klüfte und Thäler, dunkle Felszacken, weite Gletscherströme unterbrochen, sondern durch mehr als hundert kleinere Alpenseen, bis hinein in die eigentliche Gletscherregion. Das Kusvand, in der Nähe des Gjendesees, liegt 1245 m über dem Meer, das Veirvand, zwischen dem Galdhöpig und Fanaraafen, 1411 m, das Skardalsvand 1490 m, das Zuband am Galdhöpig noch bedeutend höher. Von den zwei kleinen Seen, die gemeinsam den Namen Melledalsvand tragen und mit dem Bygdinsee in Verbindung stehen, friert der obere (Övre) nie auf, sondern wird nur all-

jährlich von dem Druck des unter der Eisdecke zufließenden Wassers aufgesprengt, während der untere „Store Melledalsband“ bis tief in den Sommer noch schimmernde Eisschollen auf seinem tiefblauen Spiegel trägt.

Doch anstatt selbst eine Schilderung dieser großartigen Gebirgswelt zu versuchen, erlaube ich mir, hier eine solche einzuflechten, welche durch die Persönlichkeit ihres Verfassers schon größeres Interesse bietet. König Oskar II. selbst hat im Jahre 1860, noch als Kronprinz, Jötunheim durchwandert und seine Eindrücke in einer Schilderung niedergelegt, die ebenso sehr von seinem tiefen Naturgefühl, seiner feinen Beobachtungsgabe und seinem poetischen Geiste zeugt, als von einer liebevollen Begeisterung für Volk und Land¹.

Man muß sich dabei nach Lom am Ottavand versetzen, von wo der Reisende, der Daedra folgend, hinüber nach dem Sognefjord ritt.

Will einer mit auf die Fahrt zu den schneebedeckten Höhen der Sogneberge, so sei er willkommen! Aber auf! Denn keine Zeit ist zu verlieren. Der Tag graut, und wir haben einen langen Weg vor uns. Es sind fünf starke norwegische Meilen quer hinüber zur Küste im Stifte Bergen, wenn wir auch schon gestern zwei Meilen von der letzten Ortschaft in „Lom“ zurückgelegt haben. Wir müssen bis Abend an Ort und Stelle sein; die Nacht könnte rauh werden da oben zwischen den Schneegipfeln. Also zu Pferd — und voran!

— — — Wir müssen Lebewohl sagen den letzten Saeterhütten² am stillen Strand des tiefen Bergsees; aber wir thun das nicht ohne Bedauern. Wie eigenthümlich erscheinen dem fremden Besucher nicht das Saeterleben und die Saeterstuben! Diese niedrige und dunkle Wohnung, wie dürftig kommt sie uns nicht beim ersten Anblick vor; und gleichwohl wie herzlich und oft wie unerwartet reich ist nicht die Gastlichkeit, welche die unverborenen Kinder des Bergdorfes an dem müden Wanderer ausüben.

Ruhwarme Milch, eben bereitete Butter, frisches Rennthierfleisch und einige von diesen unergleichlichen Fjell-Örreter³, die wir kurz zuvor aus dem kalten Schneewasser im See drunten herausfangen sahen — das ist fürwahr eine herrliche Kost, und gewürzt, wie sie ist, von dem starken Appetit, den die Luft da oben erzeugt, kann die Schmachthaftigkeit der Mahlzeit nur übertroffen werden durch den lieblichen Schlummer auf den weichen Betten aus frisch eingeheimstem duftenden Heu.

¹ Sie steht in seinen „Samlade Skrifter“ (af Oscar Frederik). Stockholm 1876. II, 321—329.

² Alpenhütten.

³ Bergforellen.

Vom Ottavand zum Sognefjord.

An der Thürschwelle stehen noch die wackeren „Budeierne“¹ in ihrer netten Gudbrandsdaler Volkstracht, nicken uns ein freundliches Lebewohl und wünschen uns ihr gutmüthiges „Glückliche Reise!“ Ja, sie bleiben da stehen und folgen uns mit ihren Blicken, bis wir auf dem „Steig“ ver-



Oskar II., König von Schweden und Norwegen.

schwunden sind, der sich um den nächsten Bergvorsprung herumzieht. Sagte ich „Steig“? Ja, gewiß trägt er diesen Namen, aber nie hatte ich mir eine Vorstellung von einem solchen Reitpfad gemacht; und es braucht in Wahrheit diese eigenthümliche Rasse von Alpenpferden, damit der Reiter wohlbehalten davankommt. Der Weg geht bald über reizende Bergbäche,

¹ Alpenmädchen.

wo man jeden Augenblick meint, mit hinuntergerissen zu werden; bald über Abgründe am See entlang, wo der Tod bloß wenige Fuß weit, in einer Tiefe von zwanzig Faden heimtückisch lauert; bald über die steilsten Fels-hänge, richtige „Aettefupor“, wo die Natur sich gleichsam daran ergötzt zu haben scheint, ganze Massen von kantigen und wackelnden Blöden aufzuhäufen, auf denen ein gewöhnlicher Pferdehuf unmöglich festen Fuß fassen könnte. Aber sich diese muthigen und klugen Thiere, wie vorsichtig sie alle ihre Bewegungen abmessen, und wie wohl sie ihren mindesten Schritt berechnen, und du wirfst wie ich ein fast unbegrenztes Vertrauen zu ihnen fassen, und du wirfst unbekümmert über die ungebahntesten Steige am Rand der schauerlichsten Abgründe vorandrängen. Stürzt einmal eines dieser vor-züglichen Pferde, und das geschah wirklich während unserer Bergfahrt, so geschieht das am ehesten auf verhältnißmäßig wohlgebahntem Boden, wo das Pferd vernuthlich meint, daß nicht so viel Aufmerksamkeit von nöthen sei.

Wir steigen immer mehr. Allmählich erstirbt der Klang der Kuhglocken und Alphörner; ein scharfer und kalter Luftzug, der den Namen „Fjeldsnoe“ führt, streicht längs des Thales danieder und führt die letzten Erinnerungen an geselliges Leben und Civilisation mit sich fort. Wir haben längst das eigentliche Bergdorf hinter uns vergessen. Die Bergnatur steht nun vor uns und umgibt uns in ihrer ganzen ehrfurchtgebietenden Majestät, ihrer feierlichen Einsamkeit. Des brausenden Vaevrabades Rauschen ist der einzige Laut, der das Schweigen stört, aber das wird immer schwächer, je weiter die Fahrt geht; denn die Wassermasse vermindert sich immer mehr, während der Fall beständig steiler wird. Schließlich ist der Bach in ein kleines, wild brausendes und schäumendes Rinnjal verwandelt, das von Stein zu Stein, von Abfaß zu Abfaß hüpfet, seine Silberfurchen in phantastischen Bogen windend.

Es war ein trüber Morgen; das will auf diesen Höhen besagen: wir waren in einen feuchten und dichten Nebel eingehüllt gewesen; aber der Bergwind beginnt nun die Wolken vor sich her zu jagen und sie gleichsam immer weiter weg zu den Klüften des Hochgebirges emporzufegen. Schließlich öffnet sich blauer Himmel über uns; durch die zerkleinerten Wolken blickt ein milder Sonnenstrahl über das Gebirge dahin; jetzt ein hellerer Strahlen-blick, jetzt ein zweiter, ein dritter — es hellt auf!

O Welch ein Anblick! Nie, nie wird er aus meiner Erinnerung ent-schwinden. Tief, unauslöschlich bleibt dieser Eindruck. Vor uns ein ge-waltiger Gletscher, der sogenannten „Smörstabsbrae“, aus dessen Schoß unser alter, bekannter Vaevrabach entquillt, um allmählich und unter vielen Be-schwerlichkeiten den Strand des Westmeeres zu erreichen.

Die hellsten Strahlen der Mittagssonne berühren jetzt in diesem Augen-blick den schimmernden Rand des Gletschers; jetzt blickt derselbe wie ein

kostbarer Diamantschmuck, jetzt ist er durchsichtig wie der reinste Krystall, nun schimmert er wieder in Grün und Blau wie die schönsten Aquamarinen oder Saphire, und alle diese verschiedenen Farbenwechsel vervielfältigen sich durch das Schattenspiel der vorbeijagenden Wolken.

Ueber dem Gletscher erhebt sich ein mächtiger Bergstock mit dem wilden Namen „Fanaraak“ (Fanaraak, 2075 m hoch). Man kann ihn als einen freistehenden Vorposten des Gebirges betrachten, das unter dem Namen der „Horungstinderne“ den höchsten Theil der „Jötun“- oder Sogne-Berge bildet. Die Wände der Fanaraaken erscheinen theilweise bedeckt mit blendend weißem Schnee, theilweise zeichnen sie sich in dunkeln, fast schwarzen Schatten, und stechen ungemein düster gegen den kalten, lichtgrünen Farbenton ab, den die Luft allezeit in der Nähe des ewigen Schnees annimmt.

Die Spitzen der Horungstinderne, von 5000—9000 schwedische Fuß über dem Meere, sind steil und zackig; der Schneenebel, „Fjeldskodden“, scheint sich gleichsam an denselben festzuhalten, und da ein schwacher Luftzug die leichten Wolkenflöre fortzutreiben sucht, wirbeln sie aufwärts, und man erhält ein nicht ganz untreues Nachbild von halberloshenen, rauchenden Vulkanen, was das Eigenartige des Gesamtbildes erhöht.

Vor uns, zur Rechten, finden wir unabsehbare Schneefelder und Höhen, und doch sagt man uns, daß dieses Jahr die Schneemassen auf den Bergen ungewöhnlich klein sind. Längst haben wir die letzte kleine Zwergbirke hinter und unter uns zurückgelassen. Jetzt nahen wir uns der Schneegrenze, erreichen sie, hüpfen von unseren Pferden und werfen mit Schneebällen. Das ist am 15. August! Die Luft kühlt sich rasch ab. Sie gleicht am meisten den klaren und kalten Frühlingsmorgen in Stockholm, wenn der Nord bläst; aber sie hat doch etwas weit mehr Erfrischendes und ist durchaus frei von der unbehaglichen, rauhen Schärfe, die Erkältungen und andere Krankheiten nach sich zieht. Hier weiß man kaum, was Krankheit sagen will; hier ist im Gegentheil, wie bekannt, die Gesundheit zu Hause, man schlürft sie mit jedem Athemzug ein. Wie der Blick frei über die endlosen Hochflächen dahinschweifen kann, so athmet die Lunge mit Wohlgefühl die reine Bergluft ein. Es wird einem gleichzeitig froh und feierlich zu Muth. Gedanke und Gefühl heben sich mit dem Boden, erweitern sich mit der Ferusicht, und das Bewußtsein davon ist um so lieblicher, je mehr sie noch eben von den überhängenden Bergen in dem engen Alpenthal gleichsam gedrückt und eingengt waren. Man fühlt sich so weit — so weit fort von der Welt, in der man sich gewöhnlich bewegt, fast getrennt vom Erdenleben, und plötzlich gleichsam von Angesicht zu Angesicht dem allmächtigen Schöpfer der Natur gegenüber! Man erkennt seine eigene Kleinheit und Ohnmacht. Eine Schneelawine — und man ist begraben! Ein Nebel — und man verliert den einzigen, durch kleine Steinhaufen spärlich bezeichneten Weg, der den Wanderer zu dem abgelegenen Alpendorf führen soll.

Nie habe ich ein solches Gefühl empfunden, wenn nicht etwa unter einem heftigen Sturm auf dem einsamen, Atlantischen Meer, oder etwa beim Anblick des Sandmeeres der Sahara von der Spitze der Cheopspyramide. Aber im letztern Falle hat man die Nachbarschaft einer bebauten Gegend und einer volkreichen Stadt; man braucht sich nur umzuwenden, um die Minarets und die Citadelle von Kairo zu sehen. Auf dem Meere gibt wenigstens das eigene Fahrzeug einen Ruhepunkt für das Auge. Ich befinde mich da an Bord umgeben von einer Menge Menschen, welche alle an einer Thätigkeit theilnehmen, die mir selbst volle Beschäftigung gewährt; darum fühle ich, daß ich mich in meinem Heim befinde. Hier dagegen bin ich von allem losgerissen, ein kleines Staubkorn auf der tiefen Schneefläche. Ich sehe meine Unbedeutendheit um so deutlicher ein, je größer und mächtiger die Naturerscheinungen hervortreten, welche aus ihrer ehrfürchtigebietenden Ruhe so leicht, so rasch sich zum vernichtenden Kampf erheben und dem Wanderer einen sichern Untergang bereiten können.

Doch uns traf keine Noth, und es ist überhaupt eine Ausnahme, daß man wirklich Gefahr läuft. Mit Proviant für einige Tage, mit sicheren und unerfahrenen Führern, ausdauernden Pferden und vor allem mit frischem Muth und guter Laune, geht das gewöhnlich gut. Was die frische, gute Laune betrifft, so ist sie ein Geschenk, ein Willkommensgruß und Dankes tribut des Hochgebirges an die seltenen Reisenden, die ihren Weg zu ihm hinauf finden.

Unsere kleine Karawane — dieser Name ist nicht so ganz unpassend — hat ein durchaus malerisches Ansehen. Man braucht nur die Reisenden selbst anzusehen in ihren groben Regenmänteln, breitrandigen Hüten und hohen Stiefeln, oder die kleinen, langhaarigen Reitpferde, mit ihren starken, knorrigen Gliedern und dichten, kurzen, aufrechtstehenden Mähnen, oder die noch kleineren Pferde, die unser Gepäd in einer Art Saumsattel tragen. Diese klugen und ausdauernden sogen. Klösje-Peste (Packgäule) sind gewiß der Beachtung werth; so kam es uns wenigstens in Betreff derer vor, die uns über die Berge folgten. Ich begreife nicht, wie sie nicht erliegen unter ihrer schweren und hochaufgebauten Last, unter der fast der ganze Leib verschwindet, und noch weniger, wie sie so leicht und behend von einem Felsen zum andern hüpfen, so vorsichtig und doch so entschlossen steile und schlüpfrige Abhänge hinuntersteigen und so unbehindert diese kleinen, aber tiefen Bergwasser durchwaten können, welche einem unter dem Namen „Tjaern“ so oft unterwegs begegnen. Das Erstaunlichste aber von allem war gleichwohl, daß unsere Packgäule allezeit voraus sein wollten, ja sich mit Gewalt vorandrängten, so schmal auch der Reitpfad und so steil auch der Abhang daneben sein mochte. Waren sie an die Spitze gekommen, so schien es, als ob sie den ganzen Zug leiten wollten. Wer leitete sie selbst? Nur der Instinct, den die Natur in sie gelegt. Das Gebirgsleben und der tägliche vertrauliche Umgang mit

den Naturgewalten bewirkten etwas Aehnliches bei den einfachen Bewohnern der norwegischen Hochthäler. Unter den Typen derselben darf ich einen alten Rennthierjäger anführen, den wir auf dem höchsten Theile unseres Pfades antrafen. Siebenzig Winter hatten sein Haar beschneit, aber er trug sein Haupt noch aufrecht. Gestützt auf seine grobe, aber sicher treffende Büchse, unbeweglich wie eine Bildsäule, so trafen ihn unsere Blicke zuerst auf einer Höhe vor uns. Still und ernst war sein Gruß; ebenso unbeweglich stand er noch da, als er unseren Blicken entschwand. So wird er manche lange Stunden, ja vielleicht Tag und Nacht zubringen, um sein knappes Brod zu verdienen. Mir scheint das wirklich hart erworben, aber er ist mit seinem Loos zufrieden, er kennt kein besseres, die Welt hat ihn nicht zur Ungenügsamkeit verlockt.

Nicht weit von dem höchsten Punkt des Bergsteiges lag eine kleine Steinhütte, verfallen und wenig einladend. Gleichwohl ist sie ein willkommenener Zufluchtsort für Reisende, die von Unwetter oder schwerem Sturm überrascht werden, und nicht das prächtigste Hotel in einer Hauptstadt wird vielleicht je mit einem solchen dankbaren Wohlbehagen betreten, wie diese armjelige „Fjeldstue“ (Berghütte) von ermatteten, halberfrorenen und verirrten Bergwanderern in Besitz genommen wird.

Glücklicherweise brauchten wir nicht Schutz vor Wind und Wetter zu suchen. Die Witterung wurde immer schöner und heller, die Luft klarer. Ungefähr mitten im Gebirge („Midfjelds“) fanden wir nach einer Stunde des Suchens die von uns bestellten Pferde von der Bergener Seite her. Sich frische Pferde entgegenkommen zu lassen, wenn man über das Hochgebirge reist, ist eine Vorsichtsmaßregel, die ich männiglich anrathе, nicht außer Acht zu lassen; ich muß aber doch zur Steuer der Wahrheit beifügen, daß unsere Pferde durchaus nicht abgemattet schienen, obschon sie an diesem Tage sechs Stunden, am vorigen Tag vier Stunden Ritt, beständig bergauf, zu machen hatten. In freier, frischer Luft wurde eine schlichte Mahlzeit zubereitet und verzehret; besser hat mir nie eine geschmeckt. Unterdessen gingen die Pferde frei umher und suchten Moos in irgend einer Bergkluft.

Nachdem wir eine Stunde gerastet, schwangen wir uns mit neugestärkten Kräften in den Sattel und setzten unsern Ritt fort. Es waren nun noch gut fünf Stunden Wegs bis zur Meeresküste.

Nach dem, was wir bereits gesehen, glaubten wir wirklich nicht, daß eine neue Bergausicht, die früheren übertreffend, unseren Blicken begegnen könnte, und doch täuschten wir uns. Eine großartigere, eine überwältigendere Aussicht, als von der letzten Höhe (Haugen)¹, wo das Niedersteigen seinen Anfang nimmt, kann man sich nicht denken. Vor uns erheben sich die drei „Slagastölkinderne“, nahezu die höchsten Epizen der skandinavischen Halb-

¹ Das Volk nannte sie seit dieser Zeit „Prinds Osfars Haug“.

insel. Ueber 9000 schwedische Fuß ragen ihre gleichhohen Scheitel. Da stehen sie so klar, als ob sie uns ganz nahe wären, obschon sie doch eine halbe Tagereise entfernt liegen. Bis an ihren Fuß ist der Mensch vorgekrochen; aber ihre Spitzen hat noch kein Sterblicher betreten. Sie scheinen auch entsetzlich steil! Der Schnee kann sich da nicht festsetzen, sondern berändert nur da und dort die Felswände wie ein Schlinggewächs oder verbirgt sich in einigen tieferen Klüften, wo der Wind, hier oben des Schnees einziger Feind, seine Gewalt verloren hat. Der Berg hat eine kalte, stahlgraue Farbe, und um die spitzigen Gipfel schweben leichte Schneenebel in beständig wechselnden Formen, bald sich zusammenballend, bald plötzlich verschwindend, wie von einer unsichtbaren Macht verjagt.

Im übrigen rund um uns dieselben düsteren, zackigen Spitzen der Horungstinderne, wechselnd mit blendenden Schneefeldern, welche, besonders nordwärts an Weiße zunehmend, die Nachbarschaft des weitberühmten Jostedalsbrae andeuten.

Ist das Bild hiermit vollendet? Nein, bis jetzt hat der Blick nur rings über die sonnenbeglänzten Höhen geschweift; aber jetzt — jetzt senkt er sich niederwärts in den weitklaffenden Schlund, verliert er sich in die dämmernde Tiefe; da sieht er keine Grenze, keinen Schluß! Ein Wildbach stürzt sich hier hinab — wohin? Das sieht man nicht, das weiß man nicht; man ahnt nur, daß er kopfüber in einen furchtbaren Abgrund braust! An recht günstigen Tagen soll man das Meer, die Bodenfläche dieses Abgrundes, ganz deutlich von dieser Felsenwand sehen können; jetzt konnte man die Gegenstände unten nur dunkel gewahr werden, denn das Sonnenlicht stand just gegen die Augen. Zur Hälfte auf guten Glauben hin nahmen wir inzwischen die innerste Bucht des Lysterfjords wahr. Aber halt! diese Bucht war eher weit unter uns, als vor uns.

„Niemals kann es sich doch darum handeln, daß wir auf dem Rücken eines Pferdes in diesen Abgrund hinunter sollen?“ so fragte ich, oder richtiger, so dachte ich bei diesem Anblick laut vor mich hin. — „Ja, das ist doch so, du!“ antwortete, mit seiner unnahelichen, vertrauenerweckenden Ruhe, mein biederer Wegweiser. Unfreiwillig hegte ich für meinen Nacken einen Gedanken des Mitleids. Vielleicht bemerkte der Bergbewohner meine augenblickliche Bestürzung, denn dieses Geschlecht ist mit großem Scharfsinn begabt, vielleicht merkte er es auch nicht; genug, ich merkte, daß ich roth wurde, und beschloß deshalb, konnte was da wolle, nicht vom Pferd zu steigen, obwohl oft dazu versucht. Und dabei blieb es.

Wir hatten in der That keine Wahl; wir mußten diesen einzigen Weg voran, falls wir uns nicht entschließen wollten, die ganze lange Bergreise ins Gudbrandsdal zurückzumachen, allen unseren entworfenen Reiseplänen über den Sognefjord und Raerofjord zu entsagen, das erwartete Dampfboot „Bidar“, das unsere Sachen und unsern Wagen an Bord hatte, aufzugeben.

Und vor allem die Scham, umzukehren! Nein, einem solchen Gedanken gab keiner unter uns Raum. Also voran! Laßt es gehen — und es ging! Bei den letzten Strahlen einer milden Abendsonne kamen wir hernieder an den Strand, an Leib und Gliedern wohlbehalten. Aber den abenteuerlichen, halzbrecherischen, schwindligen Ritt zu beschreiben — das vermag meine Feder nicht. Ich kann auch jetzt nur mit genauer Noth daran denken, indem ich im Gedächtniß die verschiedenen Züge dieses Rittes zusammenzufassen suche, des merkwürdigsten, den ich je gemacht. Nur Eines will ich sagen: bange darf man nicht sein und noch weniger an Schwindel leiden; in beiden Fällen thut man besser, das Sognegebirge aus seinen Reiseplänen zu streichen. Nur ein ruhiges Vertrauen auf das Bergpferd — und es geht gut.

Ja, wäre ich nur freilich in meiner Beschreibung bis da hinabgekommen, da könnte ich dir, mein Leser, Gemälde anderer Art entrollen, mit wärmeren Farbentönen, mit freudigeren Zügen. In dem üppigen Thale von Fortun, unter 60° nördlicher Breite, könnte ich vor deinem erstaunten Blicke ganze Wälder wilder Kirschbäume sehen lassen, die Jahr für Jahr reife Früchte tragen; könnte ich dir das schon drei Monate nach der Ausfaat reife, goldene Korn zeigen, in dichten, reichen Garben auf weit sich hinstreckendem Feld, oder den wogenden Hafer, der stündlich auf die Sense des Schnitters harrt. Ich würde dich an den Strand des majestätischen Fjords führen, und würde dich schauen lassen, wie in seiner spiegelhellen Tiefe die riesigen Berge klar und scharf wiederstrahlen, als wäre es eine zweite Landschaft unter den Wogen; ich würde deinen Blick ferner auf das kleine Gehöfte lenken, hoch oben, ein paartausend Fuß über deinem Haupte. Nur auf Felsstrecken kann man vom Thale da hinaufkommen! — Alles dieses und viel mehr würde ich dir genau beschreiben. Aber nun stehen wir, wie du dich erinnern wirst, noch auf dem Kamm des Hochgebirges, und ein Abgrund liegt noch zwischen uns und dem Kanaan, welches das Ziel unserer Fahrt ist.

So weiß ich denn keinen bessern Ausweg, als hier meinen Punkt zu setzen und bescheiden die Feder niederzulegen. Ich thue dies mit der Ermahnung an dich, mein Leser, selbst diese Reise zu unternehmen und selbst diese unbeschreiblichen Eindrücke in dich aufzunehmen. Ich bin sicher, daß du meine Schilderung nicht übertrieben finden wirst. Reite selbst einmal dahin an den Abhängen zwischen Optun und dem Strand des Lysterfjords, und du wirst wohl finden, ob ein solcher Abstieg sich auf dem Papier wiedergeben läßt. Aber, glaube mir, der Eindruck vergeht nicht, und du wirst deine Mühe nicht bereuen. Ein Sonntag auf dem Sognegebirge wird dich, wie mich, mit reichen und schönen Erinnerungen beschenken — Erinnerungen für ein ganzes Leben!

Dieser königlichen Einladung ist in reichem Maße entsprochen worden, wenn auch nicht gerade in dem poetischen Sinne Oskars II. Mit jedem Jahre hat sich die Zahl der Bergfahrer gemehrt. All die phantastischen Felsriesen wurden der Reihe nach erstiegen, auch die abschüffigsten, die man für gänzlich unersteigbar gehalten hatte. Es stellte sich dabei heraus, daß der Galdhøpig noch fast 200 m höher war als der Stagsstølstind, der lange für den Fürsten dieser Frostriesen gegolten. Im Jahre 1868 bildete sich dann der norwegische Touristenverein, der es unternahm, in dem weiten Bergrevier Wege und Stege anzulegen, Brücken zu schlagen und an den beliebtesten Pfaden und Aussichtspunkten für Unterkunft und Führer zu sorgen. Daß diese Wildniß auch ihre Gefahren hat, zeigt das Beispiel des unermüdblichen Bergforschers Emanuel Mohn, der bei einer Besteigung des Galdhøpig am 27. Juli 1877 in eine leicht mit Schnee bedeckte Gletscherspalte versank. Nur nach den verzweifeltsten Anstrengungen gelang es ihm, mit Hilfe seines einzigen Begleiters, zwischen den ungefähr 15 m hohen glatten Eiswänden des drohenden Grabes emporzuklimmen und wieder ans Licht zu kommen.

Die norwegischen Dichter haben die großartige Natur ihres Hochgebirges oft verherrlicht, besonders Ibsen in jenen zwei Stücken, die man wohl als die bedeutendsten neueren Dichtungen Norwegens betrachten darf. „Brand“, der kalte, herbe, herzlose Wahrheitsstreber, findet seinen tragischen Tod oben an der Eiskirche von Jötunheim, von einer Lawine verschüttet. Auch der Faustische „Peer Gynt“ wünscht sich nach seinen tollen Jugendabenteuern, nach seiner phantastischen Weltwanderung, lebensmüde und lebensfatt, einen ähnlichen Tod: da tönt ihm auf dem Waldweg das freundliche Pfingstlied der Kirchgänger rettend entgegen. Beide Dichtungen ragen weit über alles empor, was Ibsen später geschrieben; aber auch hier lösen sich die schrillen, räthselvollen Dissonanzen nicht in einem vollen, erhebenden Schlußaccord. Melancholisch nur klingt uns der zu spät gestillte Wunsch Brands nach:

O wie sehn' ich mich nach Eiden,
 Nach der Sonne warmer Fülle,
 Nach des Herzens Kirchenstille,
 In des Lebens Blütenreich!
 O wie sehn' ich mich nach Frieden!

17. Der Storsjö in Jemtland.

Auf nach Schweden! So lautete jetzt die Parole. Wir entbehrten allerdings dabei jener zärtlichen Gefühle, mit welchen ein wahrhaft frommes Mitglied des Gustav-Adolf-Vereins sich zu einer solchen Wallfahrt angeschickt haben würde, um diesem Glaubenshelden für seine Ritte ins deutsche Land zu danken. Es war auch nicht mehr Zeit, „die Erichsgasse zu reiten“, wie die alten Schwedenkönige es nannten, wenn sie von Stadt zu Stadt in den Norden und Süden ritten, um sich von den Bauern und Bürgern sämtlicher Landschaften huldigen zu lassen. Aber an die Stelle der „Erichsgasse“ ist sogar für die Könige theilweise die Eisenbahn getreten, welche von Throndhjem erst östlich quer durch die Halbinsel und dann südlich bis Stockholm und von da weiter gen Göteborg oder Malmö führt. Bis hinüber nach Schweden heißt sie die Merakerbahn. Im laufenden Jahrzehnt wird sie wohl auch noch weiter in den Norden fortgesetzt werden und die schon im Bau begriffene Linie von Haparanda zu den Lofoten mit der Hauptstadt verbinden.

Es war ein prächtiger Morgen, als wir von Throndhjem abreisten. Der Weg zur Station führte uns noch einmal durch die ganze Stadt bis an den Fjord, der weit und blau in vollem Sonnenglanze vor uns sich ausdehnte. Der neue Bahnhof hat eine ähnliche Lage, wie der prächtige Centralbahnhof in Amsterdam, zwischen Stadt und Fjord. Eine Eisenbrücke führt über die Mündung des Flusses Nid und dann weiter die Bucht entlang. Ihren Namen „Merakerbahn“ hat diese Bahn von der letzten Station auf norwegischem Boden, welche Meraker heißt. Von Throndhjem bis zur ersten schwedischen Station Storlien beträgt die Entfernung 106 km, welche man in etwas weniger als fünf Stunden fährt. Die Reichsgrenze, welche zugleich die höchste Steigung der Bahn bezeichnet, liegt 594 m über dem Meere.

Die Bahn windet sich zuerst in Schlangenlinien an den vielen kleinen Vorgebirgen des südlichen Fjordufers hin, deren Felsvorsprünge fast überall mit reichem Laubholz bestanden sind. Wir erhielten noch einen herrlichen Rückblick auf die alte Königsstadt mit ihrem Dome, dann auf die Vorstadt Bratören und endlich auf das kleine Kirchlein von Lade, das die wildromantische Geschichte der mächtigen Lade-Farle ins Gedächtniß ruft. Bei der Nebenstation Veangen sahen wir noch einmal die Irrenanstalt Rotvold, die wie ein Palast zwischen grünen Parken hervorlugte. Die vielen kleineren

Buchten machen die Sicht überaus malerisch. Es folgen dann zwei größere, der Strindenfjord und der Stjördalsfjord. An dem letztern, bei der Station Hommelviken, lagen an guten Landungsbrücken, zwischen artigen Häusern, beträchtliche Massen von Holz zur Verschiffung bereit. Bei Helle erreichten wir nach einstündiger Fahrt das Ende des Fjords, wo das Stjördal, ein ansehnliches Bergthal mit dem gleichnamigen Fluß, dem Stjördalselv, in denselben mündet. Hier mußten wir von der norwegischen Fjordlandschaft Abschied nehmen. Noch einmal stiegen hier all die wunderbaren Scenerien des Hardanger, des Sognefjord, des Nordfjord vor meinem Blicke auf. Der Throndhjemsfjord erreicht sie nicht mehr in der Wildheit und Größe der Bergnatur, wohl aber in der Herrlichkeit des Meeres, das hier weiter und majestätischer hervortritt und doch am Uferstrand mit Fels und Wald ein wahrhaft unerlöschliches Phantasienspiel treibt. Das Schönste in Norwegen sind bei weitem diese gewaltigen Fjorde und die mit ihnen wechselnden Seen und Inselgürtel, wo Meer und Gebirge in buntester Verschiedenheit der Formen ineinandergreifen und die Wildheit, Kraft und Größe der alten Sagen gleichsam in der Natur selbst verkörpern.

Bei Helle beginnt die Thalfahrt, längs des frischen, prächtigen Elf, dessen Lauf zu kurz ist, um sich zum trägen Niederungsstrom entwickeln zu können. Er hat noch die volle Energie der Jugend bewahrt und braust gewaltig unter der Brücke her, welche zu der Skjvåstation Sandferhus hinüberführt. Die nächste Station heißt Hegre, ein wunderliebliches, idyllisches Dörfchen, dessen weiße Kirche noch lange über die grünen Birkenbüsche hervorleuchtet. Nahe an der Linie wurde eben ein neues Blockhaus gebaut, so daß wir sehen konnten, mit welcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit die Stämme geglättet, gelegt und eingefügt wurden — so sauber und fein wie Puppenstübchen. Von Hegre an verengt sich das Stjördal. Die Bahn ist hart am Fluß gebaut und folgt dessen zahlreichen Krümmungen, die sich nicht selten zur steilen Schlucht verengen. Die folgenden Stationen, Floren und Gudaa, liegen etwa 15—17 km auseinander. Alles ist neu gebaut und sieht noch blank und gemüthlich aus. In Gudaa wurde eine zweite Berglocomotive vorgespannt, eine starke Steigung beginnt. Wir fuhren so nahe am Fluß, daß wir durch sein helles Wasser in den steinigern Grund hinabsehen konnten. Rechts und links massige Granitlager, dazwischen dunkler Tannenwald, von gelbem Birkenlaub geslekt, darüber der reinste, sonnigste Himmel; es war eine herrliche Fahrt.

Eine stattliche Brücke führt über den Fluß, und nun windet sich die Bahn in mächtigen Bogen den Berg hinauf. Das Thal öffnet sich immer weiter mit feinen schönen Matten und freundlichen Höfen. Ueber den dunkeln Waldbrücken, die es umfränzen, sieht man schneebedeckte Höhen emporragen, das Jonnfeld, noch auf norwegischem Grund, und die Enafahöggarne, die schon zu Schweden gehören. Am glänzendsten ist die Aussicht bei der

Station Meraker, wo die große Bahnkurve ihr Ende nimmt, und man die gewaltigen Steinböschungen und Erdarbeiten sehen kann, welche das steile, unregelmäßig abhüßliche Terrain nothwendig machte. Von hier ab wurde die Gegend einsam, wild. Tief unten in einer Schlucht sahen wir die letzten norwegischen Höfe. Dann folgte Wald. Nach der Ostseite hin ist der Bahnkörper von hohen Bretterwänden gegen die Schneewehen geschützt. Die Bahn steigt von Meraker bis Storlien noch 270 m auf 25 km. Auch der Wald nahm hier allmählich ab, und wir befanden uns in einer trostlosen Gebirgs-einöde, weit und breit keine menschliche Wohnung mehr, ungefähr wie im „Höfjellet“. Es wurde ziemlich kühl, obschon es bereits Mittag war, und zwischen verkrüppelten Tannen und Birken zeigten sich auch endlich immer größere Schneelager, welche die warme Herbstsonne des gestrigen und heutigen Tages nicht mehr zu schmelzen im Stande gewesen. Ich bekam ordentlich Heimweh nach dem sonnigen Fjord von Thronhjelm, wo die eine Locomotive so rasch an den schönsten Uferstellen vorbeigeilt war, während jetzt ihrer zwei keuchend und püßend nur mit Schneedempe in diese öde Renthierregion hinaufstiegen, so daß man sich fragte: Und kommt denn gar keine Station mehr?

Gegen 1 Uhr beantwortete sich endlich diese Frage. Wir waren in Storlien, der ersten schwedischen Station. Gebäude, Perron, alles ganz musterhaft, fast elegant. Aber was waren das für sonderbare, zwerghafte Wesen, die auf dem Perron herumwackelten? Zwei Bursche, nicht viel größer als etwas stark aufgeschossene Knaben, aber mit pergamentenen, älteren Gesichtern, der eine schon grau. In einiger Entfernung aber standen zwei entsprechende Frauen, in schreiend bunte Farben gekleidet und mit dem wunderlichsten Zierat behangen. Der Gleichgewichtszustand der beiden Männer ließ zu wünschen übrig, die beiden Weibchen disputirten über ein Stück rothen Zeuges, das die eine in der Hand hielt. Umsonst hatten wir in Thronhjelm herumgefragt, ob man nicht in der Nähe Lappen sehen könnte, was doch ganz nothwendig zu einer scandinavischen Reise gehört. Da sorgte unser gutes Glück denn auch noch für diese Merkwürdigkeit, ohne daß wir die civilisirte Welt zu verlassen und uns für ein paar Tage in den Rousseau'schen Naturzustand zu begeben brauchten. Die seltsamen kleinen Phänomene waren leibhaftige Lappen und zwar ein Hochzeitspaar, nebst Vater und Mutter der Braut. Sie hatten ihr Lager nur anderthalb Stunden von Storlien, in öden Bergeshöhen, wo man mit gewöhnlicher Nationalökonomie nicht auskommen könnte, aber mit Renthierwirthschaft noch erträglich leben kann. Der Alte war ein reicher Mann, er wurde, wie man uns sagte, auf 10 000 Kronor geschätzt. Seine Wohlhabenheit muß ihn verführt haben, die Hochzeit seiner Tochter nicht oben in den Bergen, sondern unten an der Station zu feiern. Und so waren denn Tags zuvor die Lappen heruntergekommen und hatten nach Art civilisirter Leute gehörig gezecht. Heute schienen sie noch eine Nachfeier gehalten zu haben. Der Bräutigam vermochte sich mit

Noth noch eben zu balanciren, der Schwiegervater erstarrte in einer gewissen Glückseligkeit, die unmöglich von Renthiermilch oder einer Stationsuppe herühren konnte. Beide waren übrigens in gewöhnliches Wollzeug gekleidet, wie die Bauern an der Grenze: nur die zwei Weibchen entfalteten den bunten Staat des lappischen Hochzeitskostüms, das in der silbergestickten Mütze, dem mit Schmuck überladenen Brusttuch, in Silbergürteln und Silberketten von Filigranarbeit und anderen Zieraten einen Werth von ein paarhundert Kronor darstellen mochte. Die Trauung hatte der lutherische Pastor Gunnar Viljesköld

vollzogen. Festmahl und Ball aber wurden an der Station gehalten und das ganze Stationspersonal dazu eingeladen.

Gerade schön waren die Lappen nicht mit ihrem breiten Mund und spitzen Kinn, den stark hervorstehenden Backenknochen, der dicken Nase und den schmalen geschlitzten Augen. Schon die Braut sah sehr alt aus und die Mutter mit ihren festen, verwetterten Zügen wäre im eigentlichen Winteranzug kaum von einem Mann zu unterscheiden gewesen.

Jemtland ist so ziemlich die südlichste Provinz, in welcher Lappen wohnen; von hier aber dehnt sich ihr Vaterland bis hinauf ans Nordcap und hinüber ans Weiße Meer aus, ein Gebiet, das von einigen auf 210 000 qkm, von anderen sogar auf 385 000 qkm geschätzt wird. Auf diesen weiten Landstrecken wohnen ungefähr 24 400 Lappen, von welchen etwa 2200 auf Rußland kommen, 6400 auf Schweden, 14 700 als See-, Fluß- und Wald-



Lappe.

Lappen in Norwegen ansäßig sind, 1100 noch das früher allen gemeinsame Nomadenleben führen. Vereinzelte Anläufe zu ihrer Christianisirung wurden bereits im Mittelalter gemacht, doch ohne bleibenden Erfolg. Im 16. Jahrhundert übergab Iwan Wassiljewitsch einen Theil der Lappen dem Kloster Solowezkoi (am Weißen Meer), unter dessen Herrschaft sie hart zu leiden hatten. Sie wurden nicht so sehr bekehrt, als in die griechisch-orthodoxe Kirche gezwungen. In Schweden wurden sie noch im 17. Jahrhundert nicht viel besser als Sklaven behandelt, von geldgierigen Händlern vermietet,

vertauscht und ausgebeutet; doch gingen dieser Ausbeutung auch Missionsversuche zur Seite. Karl IX. (1604—1611) ließ in Lappland mehrere Kirchen bauen und junge Lappen an die Schulen in Schweden bringen, um sie zu Lehrern und Geistlichen für ihre Landsleute auszubilden. Heute sind die Lappen in Schweden sämtlich eingepfarrt, und die Geistlichen in den Norddistricten müssen des Lappischen wie des Schwedischen kundig sein, um in beiden Sprachen Gottesdienst halten zu können. Da die Lappen



Lappenfrau.

jedoch meist sehr weit von der Kirche wohnen, so findet nicht alle Sonntage Gottesdienst für sie statt, sondern nur an bestimmten helgedagar, d. i. heiligen Tagen, an denen sie zahlreich zu kommen pflegen. Mit der Kirchfahrt verbinden sie dann gewöhnlich den Besuch eines Marktes oder ihre sonstigen Einkäufe für den Bedarf einiger Wochen. Für den Unterricht der Lappenkinder ist sowohl durch feste Schulen an Orten gesorgt, wo zahlreiche Lappen wohnen (so ist eine in Underäter, einem Dorf, an dem wir vorbeifahren), als auch durch fogen. Wanderschulen, d. h. durch Lehrer, welche sich für einige Zeit in bestimmten Lappendistricten niederlassen und den nöthigsten Elementarunterricht ertheilen. Es gibt mehrere lappische Grammatiken, Lesebücher und Erbauungsschriften. Aehnlich sind die Verhältnisse der Lappen im norwegischen Finmarken geregelt.

Inwiefern nun wirklich das Christenthum in das gesammte Leben dieses Volkes übergegangen, ist schwer zu sagen. Viele Reisende halten dafür, daß noch viel alter Aberglaube unter ihnen herrscht, daß die Verührung mit der Civilisation sie scheu und mißtrauisch gemacht hat und daß sie sehr zur Trunksucht neigen. Andere, wie Du Chailu, entwerfen von ihrem sittlichen Zustand ein sehr günstiges, fast idyllisches Gemälde. Die Wahrheit dürfte wohl zwischen den Extremen liegen. Unzweifelhaft sind die Lappen gutmüthige, sanftgeartete, geduldige und über alle Begriffe abgehärtete Naturkinder. Im Winter sind sie einer langen, traurigen Nacht und der grimmigsten Polarkälte preisgegeben; im

Sommer werden sie von ebenso lästiger Hitze und der Mückenplage heimgesucht. Ihr Wohnhaus ist ein Zelt aus Thierfellen oder eine aus Steinblöcken und Rafen aufgehäuften, enge, rauchige Gamme, ihr ganzes Leben eine Kette von Mühsal und Strapazen. Selbst ihr etwaiger Reichtum, eine Heerde von 1000—1500 Stück Renthieren (die meisten haben nur ein paarhundert), fordert beständig die lästigste Sorge und Arbeit. So zufrieden sie mit diesem ihrem Loos aber auch sein mögen, fesselt dasselbe sie täglich an die Sorge für ihren Lebensunterhalt und deshalb an ihre Thiere, mit denen sie beständig zusammenleben und von denen ihr ganzes Dasein bedingt ist. Bei den Fluß- und Seelappen tritt theilweise der Fischfang an die Stelle der Renthierzucht, bei den Waldlappen die Jagd; das Dasein derselben ist aber fast noch kümmerlicher. Wie da ein paar Gottesdienste und etwas Schule in der Sommerszeit hinreichen sollten, um diese armen Fischer, Jäger und Renthierzüchter in einen höheren Kreis des Sinnens und Denkens zu erheben und ihr Leben zu einem wahrhaft christlichen zu gestalten, das ist schwer zu begreifen. Der Sittlichkeit kann das beständige Zusammenleben von alt und jung, Männern, Weibern und Kindern in demselben engen, dumpfen Raum unmöglich zur Förderung gereichen. Daß die Lappen der Versuchung zur Trunksucht leicht erliegen, das konnten wir mit eigenen Augen sehen.

P. von Geyr redete den alten Lappen — den Schwiegervater — auf Norwegisch an, was dieser leidlich verstand, und fragte ihn dann über Verschiedenes aus. Als Aussteuer hatte er seiner Tochter 50 Kronor und 20 Renthiere geschenkt, als Hochzeitsgeschenk gab jeder der anwesenden Lappen 10 Kronor und zwei Renthiere dazu. Wie hoch sein eigener Renthierstand war, wollte er nicht gestehen. Gewöhnlich sagen die Lappen das nicht, weil sie glauben, daß ihnen das Unglück bringe.

Ueber dem mühsam geführten Gespräch versäumten wir einen Theil der knapp zugemessenen Zeit, welche der Fahrplan zum Mittagessen bewilligt. Zum Glück fanden wir nach schwedischer Sitte alles wohl bereit; nur muß sich bei diesen Mahlzeiten jeder selbst bedienen. In der Mitte des Speisesaales stand ein großer gedeckter Tisch. Darauf waren erstlich verschiedene Arten Teller aufgeschichtet, daneben schöne Bestecke, verschiedene Sorten Brod, dann der Reihe nach in dampfenden Schüsseln das ganze Diner. Da kann sich jeder Reisende holen, was und wieviel er will. Zum Schluß geht man ans Buffet, wo eine Dame oder Mamsell das Schlachtfeld überwacht, und erlegt die fixe Taxe. Dieses Selfgovernment, das zwei bis drei Kellner überflüssig macht, kam mir zuerst ganz wunderbar vor, allein es ist ganz angenehm. Die schwedischen Reisenden, durchweg sehr fein gekleidet, vollzogen ihre Gänge ab und zu mit der größten Würde und Grazie,

„Alles der Ordnung gemäß — von der Suppe bis auf den Pudding.“

Die Schwedischen Nordprovinzen.

Um die Zeit, wo der Braten gegessen war oder gegessen sein konnte, gab der Portier das erste Zeichen; zum zweiten war schon fast jedermann wieder reisefertig, und nun bestiegen wir andere Waggonen, da die norwegischen wieder nach Thronhjelm zurück mußten.

So waren wir denn nun schon wirklich in Schweden und zwar den räumlichen Grenzen nach fast ziemlich mitten drin. Denn die zwei Provinzen Norbotten und Westerbotten, die uns jetzt allein noch nördlich lagen, machen zusammen ungefähr $\frac{3}{10}$ von ganz Schweden aus, aber mit der Bevölkerung steht es ganz anders. Von den fünfthalb Millionen schwedischer Unterthanen wohnen nur etwa 200 000 in diesen zwei öden Nordprovinzen. Die Provinz



Lappenlager.

oder „Län“ Jemtland, durch welche wir nun fuhren, ist dem Flächeninhalt nach dann die drittgrößte der schwedischen Provinzen und ebenso dünn bevölkert. Sie bezeichnet so ziemlich die Grenze der modernen Cultur; denn nördlich gibt es keine größeren Städte und Ortschaften mehr. Der Bischofsitz Hernösand und die aufblühende Kaufstadt Sundsvall liegen schon südlicher; die Hafenplätze Umeå, Piteå und Luleå haben zwischen 2000 und 3000, Haparanda nur etwa 1000 Einwohner. Das einzige Touristen-Interesse in diesen Regionen ist die Mitternachtssonne, zu deren Genuß manche im Sommer von Luleå aus nach Jokmoek und Quickmoek reisen. Von da wandern sie dann zu dem Berge Sulitelma, eine langwierige, mühselige

Strapaze durch melancholische Landschaften, im Herbst und Winter ein zweckloses Abenteuer.

Wir kam es schon ziemlich wunderbar vor, südlich nach Stockholm zu reisen; denn für mich hatte schon Stockholm einen halbpolaren Klang. Von Thronhjelm liegt aber Stockholm 854 km entfernt, also um fast 100 km weiter, als Wien vom Bodensee. Einen Expresszug oder Nachtzug gab es nicht. Die rascheste Verbindung war der Zug, mit welchem wir von Thronhjelm abgefahren und der die ansehnliche Strecke — dreimal so weit wie von Berlin nach Hamburg — in drei artige Tagreisen theilt. Während der deutsche Expresszug aber seine 285 km in weniger als acht Stunden vollendet, hummelt der skandinavische Personenzug etwa zwölf Stunden daran, und wenn die zwölf Stunden gebummelt sind, gönnt die Verwaltung den Reisenden mißthätig zwölf andere Stunden, um in einem Zernvågshotel, d. i. Eisenbahnhotel, sich zu erquiden und die durchgerüttelten Gebeine auf einem Bette auszustrecken. Für Mittagessen und kleinere Erfrischungen sind officiell bequeme und ausreichende Zeiten angesetzt, und ein Verzeichniß; darüber mit genauer Angabe von Stunde und Minute „Måltidarne under resan“ hängt zum Troste der Reisenden in jedem Coupé.

Die sechs Stunden, welche wir des Nachmittags ungefähr mitten durch die Provinz Jemtland zu fahren hatten, boten einen auffallenden Contrast zu jenen des Morgens. Statt des herrlichen Fjordes von Thronhjelm lange, einsame Heidefelsen, die mich fast an Holländisch-Limburg erinnerten; statt des romantischen Stjördals weite, endlose Wälder, Moore und Sumpfgünde; statt des reichen Wechsels von Laubholz und Nadelholz fast überall dunkle Tannenforste; statt der vielen malerischen Höfe lange unbewohnte Strecken und dann ziemlich prosaisch-nüchterne Ortschaften. Jemtland hat übrigens noch theilweise den Charakter eines Berglandes. Das Hochplateau, das den Kern der Halbinsel ausmacht, senkt sich nur langsam nach dem Bottniischen Meeresbusen hin, und die Seen der Provinz liegen durchweg noch 300 m über demselben. Nach Norden sahen wir geraume Zeit den Åreskutan, einen der höchsten Berge von Schweden (1640 m hoch), dessen Gipfel, schon ziemlich aufgeschneit, sich in schwerem Gewölke verlor. Auch süd- und ostwärts zeigten sich schneebedeckte Bergzüge über den dunkeln bewaldeten Höhen, die den Horizont begrenzen. Es war aber keine Schweiz und kein Norwegen. Die ganze Landschaft zog sich entsetzlich in die Breite und Länge, und selbst die träumerischen Seelandschaften mutheten mich mehr melancholisch als großartig oder freudig an.

Schweden hatte sich bis dahin in meinen Vorstellungen mit Norwegen zu einem ziemlich gleichförmigen Ganzen verschmolzen. Es machte sich nun doch weit mehr Verschiedenheit geltend, als ich mir gedacht hatte. Schon das Gursbuch gemahnte eigentlich daran. Denn während unsere continentalen Gursbücher doch immer die nothwendigsten Aufschlüsse über das nächste

Grenzgebiet zu geben pflegen, theilten die wöchentlich erscheinenden Norges Communicationer absolut nichts über Schweden mit. Sie reichten nur bis Storlien. Da hörte die Welt auf. Und als es uns glückte, ein Exemplar von Sveriges Kommunikationer zu erwischen, da hatte sich zwar das C in ein K verwandelt, aber die Geschichte war genau dieselbe: die Welt hörte hier in Neraker auf. Auch Schrift und Sprache boten doch weit mehr Verschiedenheiten, als ich mir gedacht hatte, und ich benützte langweiligere Fahrstrecken, um mir das schwedische å und ä und die vielen a und or und orna und arna und die nothwendigsten Reisediaphrasen einzuprägen. Ein Götaborger Wihblatt, das ich an der Station erwischte und an welchem ich mein Sprachstudium fortzusetzen versuchte, hieß Glunten, d. i. „Der Bursch“ oder „Der Gelbschnabel“. Als Titelvignette trug es einen Studenten, d. h. ein elegant fideles Haus, der links einen Faun und rechts einen Hanswürst am Arme führte. Der Text begann mit einem Liede auf das Regenwetter, das in den vorigen Tagen der kurzen Sommerfajson ein Ende bereitet hatte.

Der Herbst hat begonnen zu blasen
Das Waldhorn im laubigen Reich,
Der Regen trommelt des Abends
Den traurigen Zapfenstreich.
Die Straßenpfläzen strahlen
Bleich in des Neumonds Licht,
Und seuchte Gummigaloshen,
Sie duften zum besten nicht.

Pléit'ne Wolkenballen
Den Himmel umhüllen mit Rauch,
Und schwere Neberröcke
Kommen wieder in Brauch.
Die Jungen stülpen den Kragen
Hoch auf wie ein Stück Fell,
Die Alten wickelt den Wagen
Sorgfältig in Planell.

Fort sind die himmlischen Lichter,
Dito auch Sonne und Stern',
Und der Mond, der lustige Junge,
Trollt sich in nebliger Fern'.
Planeten und Kometen
Das schlechte Wetter vertreibt,
Gas in schofeln Laternen
Ist alles, was uns bleibt.

So lauteten diese neuesten Klänge aus dem „Lande der Mitternachts-
sonne“. Wir bekamen unterdessen Gesellschaft. In Dufed stieg ein hoch-
gewachsener junger Mann ein, in Pelzrock und Wasserstiefeln. Er hörte
uns deutsch reden und stellte sich darum gleich als Deutschen vor: aus
Delitzsch bei Leipzig. Als Karitätenjammler war er weit in der Welt herum-

gekommen und stand nun im Dienst einer Firma in Östersund, wohnte aber seit fünf Jahren in Dufed, nahe am Annsee, und durchstreifte von hier aus die nächsten Provinzen, um den Bauern alte Karitäten und Kostbarkeiten abzuschnabern. Er hatte ein ganz kleines Museum bei sich: einen prächtigen Brautschmuck von norwegischer Filigranarbeit, ein paar schön ornamentirte Trinkbecher, Uhrenschlüssel und alte Speciesthaler vom Anfang des 17. Jahrhunderts an, wie sie Bauern früher als Verlocken an den Uhren zu tragen pflegten. Für Wohnung und Kost zahlte er täglich eine Krone = 1 M. 12½ Pf. Was ihm aber seine antiquarische Kunstindustrie eintrug, das vertraute er uns nicht an. Da er indes das ganze Land abgestreift hatte, so war er ein recht interessanter Reisegefährte. Er war auch bei den Lappen in der Nähe von Storlien gewesen und hatte auch bei ihnen allerlei wunderliche Schmuckfachen erhandelt. Sie wohnen an der Grenze der öden Bergregion in Zelten, lassen ihre Renthiere da weiden und benützen die Gelegenheit, sich im Orte allerlei zu kaufen, was ihnen gerade in die Augen sticht, die Männer verschiedene Werkzeuge, die Frauen Tücher, Garn und kleinen Schmuck. Sie seien gutmüthig, meinte er, aber über die Maßen unreinlich, und ein Besuch in ihren Zelten, schon des Ungeziefers wegen, wäre eine ganz unangenehme Sache. Dagegen empfahl er uns sehr, den Tännfors zu sehen, den die Tännä etwa 20 km von Åre bildet und den die Schweden ihren Niagara nennen. Der Sturz ist 30 m hoch und wird durch einen Felsen, welcher im Volksmunde der Värenfelsen (Björnstenen) heißt, in zwei Arme getheilt. Wie die Sage geht, soll nämlich einst ein Bär, der über den Tännjö schwimmen wollte, von der Strömung fortgerissen worden sein und sich an den Klippen des Felsens gerettet haben. Kinder sahen ihn vom Ufer aus und warfen Steine nach ihm. Eine Weile nahm das Meister Peß brummend hin; aber endlich riß ihm die Geduld. Er versuchte nach dem jenseitigen Ufer zu springen, erreichte es aber nicht, sondern taumelte kopfüber in die tosenden Wasser des Sturzes. Der Wasserfall wird im Sommer viel besucht, und Engländer bringen am Tännjö ganze Monate zu, um zu fischen und zu jagen. Wie in Norwegen ist es ihnen dabei aber bloß um Sport und Leibesübung zu thun. Den Ertrag von Jagd und Fischfang geben sie den benachbarten Leuten meist umsonst oder um ein Spottgeld.

In Åre sahen wir zuerst eine Kirche im schwedischen Stil. Während die norwegischen Kirchen noch bis zur Grenze die gewohnte Kreuzform hatten, mit einem Thürmchen über der Vierung und kleinen Vordächern nach allen vier Flügeln, so daß man die Gestalt der alten Holz- oder Stabkirchen noch deutlich erkennen kann, bilden die schwedischen meist ein ganz einfaches, weißgetünchtes Langhaus, nur durch die Größe und die hohen Fenster von anderen Häusern abstechend.

Der Glockenthurm oder das Glockenhaus aber steht frei daneben, wie bei so vielen italienischen Kirchen, ist aber meist niedrig, oft kaum so hoch

als die Kirche. In Åre hatte es einen breiten Uterbau, auf welchem der fast ebenso breite Glockenstuhl ruhte, zwischen dessen offenem schweren Gebälk man die Glocken durchschimmern sehen konnte; darüber dann ein zwiebel-förmiger Helm, wie man sie ungefähr an russischen Kirchen abgebildet findet. Es sieht sehr sonderbar aus. Die Kirchen verlieren dabei aber ihren frohen, himmelanstrebenden Charakter.

In der Nähe von Uderåker wohnen, wie uns der Bruder Leipziger erzählte, viele Lappen. Es ist daselbst auch eine Schule für die Lappenkinder, welche von der Regierung subventionirt wird.

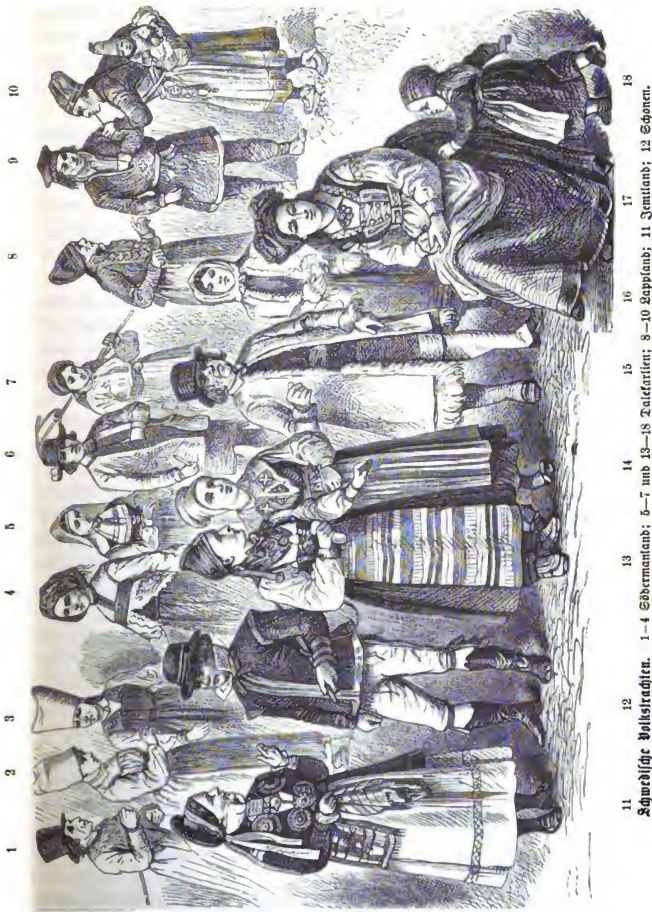
Als wir gegen 5 $\frac{1}{2}$ Uhr nach Mörssil kamen, fing ich an zu fühlen, daß wir nicht mehr unter dem behaglichen Einfluß des Golfstromes standen. Denn noch in Throndhjem war die Temperatur ganz sommerlich gewesen. Jetzt aber war es entschieden kalt, und die Passagiere liefen wacker auf dem Perron auf und ab, um sich etwas zu erwärmen. Der Ort hat Eisen- und Schwefelquellen, und war ein großes Gast- und Kurhaus eben im Bau. Die nächsten Stationen, Mattmar, Trängsviken, Nåde, Krofum, boten nichts Merkwürdiges dar. In Trängsviken trafen wir zuerst einen Nordarm des Storsjö, von dem die Bahn aber bald wieder ostwärts abbiegt. Man begegnet einer Menge von Sägemühlen und ungeheuern Lagern von Holz und Brettern, die hier geschnitten und von da mit der Bahn dann weiter nach Ost und West befördert werden, besonders aber nach England. Eines der größten Geschäfte dieser Art gehört einem Schotten, der ungefähr eine Million Kronor Einkommen versteuert, aber nicht selber im Lande wohnt, sondern die Verwaltung durch einen Factor führen läßt.

Etwas nach 8 Uhr abends hielt der Zug in Östersund, der Hauptstadt von Jemland. Ich war froh; denn ich mußte ernstlich daran denken, mich wärmer zu kleiden. Die Sommerkleider reichten nicht mehr aus. Das Fernbäghotel war ein ganz komfortabler moderner Gasthof. Die norwegische Gemüthlichkeit hatte hier ein Ende. Unter Bücklingen und Fragen wurden wir mit Beschlag belegt und numerirt. Links in dem geräumigen Vestibule verkündete eine große Inschrift den Matsal, d. h. Speiseaal, rechts eine andere die Schweizeri, d. h. das Kaffeelokal. Denn da es hauptsächlich Schweizer waren, welche unter König Karl Johann (Bernadotte) die ersten großen Kaffeehäuser in Stockholm errichteten, so ist ihr Heimatname auf den der Kaffeehäuser übergegangen: „Schweiz“ bedeutet in Schweden keine Erinnerungen an Tell und Winkelfried, keinen Bundesrath und keinen Nationalrath, keinen Sonderbundskrieg und keine Volksabstimmungen, sondern — eine gute oder schlechte Tasse Kaffee. Ist das nicht ganz abföhrlich?

Im „Matsal“ gab es auch eine Ueberraschung. Da war in der Mitte eine große table d'hôte gedeckt, aber noch ohne Speise, ganz im Hintergrund eine kleinere Tafel ohne Bedeckung, aber mit Speisen aller Art beladen — dann eine Menge kleinere Speisetische. Kellner waren keine da. Dagegen saßen

an einem großen Buffet zwei modisch gekleidete Mamsellen, eifrig mit Stricken beschäftigt. Sie rührten sich nicht, als wir eintraten und ein paarmal auf und ab gingen. Sie rührten sich auch nicht, als wir uns an die Tafel setzten, der Bedienung harrend. Da die zwei Prinzessinnen nichts für uns thun wollten, so mußten wir uns zu ihnen hinüber bemühen und uns ein Essen bestellen. Das wurde huldreich aufgenommen, und die eine verschwand leichtfüßig in die Küche. Die Ausführung der Bestellung ließ aber lange auf sich warten. Wir harrten und harrten — und plauderten von den Lappen. Denn mein Freund hatte die größte Sehnsucht bekommen, ein Lappenlager zu sehen. Endlich trat ein Herr ein, so elegant gekleidet, als ob er auf den Ball gehen wollte. Er verbeugte sich grazios vor der Buffet-Prinzessin und sagte ihr einige Artigkeiten, warf dann einen orientirenden Blick auf uns und schritt auf den mit Speisen gedeckten Tisch zu. Da knackte er ein Stück kuchenartiges Brod an, bestrich es in grazioser Schwung mit etwas Butter, griff zu einer Gabel und legte ebenso schwunghaft eine Sardine darauf. Dann ging er knuspernd auf und ab, strich sich ein zweites Bismchen und belegte es mit Wurst, verzehrte es wieder in ernstem, gedankenvollem Gang, griff zu einer Bouteille und füllte sich ein Spitzgläschen mit Rum, trank es in einem Zuge, strich sich ein drittes Bismchen und — Nun endlich erwachten meine culturhistorischen und ethnographischen Erinnerungen! Hatte ich doch vor der Reise nach Norwegen von dem Smörgåsbord oder Brännvinsbord gelesen, d. h. von der schönen Sitte der Schweden, den Appetit vor Tisch mit einigen artigen Butterbröckchen und einem Gläschen Sprit zu reizen! Aber in Norwegen existirt diese Sitte nicht, und so hatte ich dieses wichtige Kapitel vergessen. Nun war keine Zeit zu verlieren. Sofort stand ich auf, um den Appetit zu reizen. Es standen hierfür Mittel zu Gebote, wie ich sie selten in solcher Fülle beisammen getroffen: drei verschiedene Arten Brod, d. h. außer gewöhnlichem Brod und Brodfladen das harte schwedische Knackbrod, Håring, Kaviar, Sardinen, Sardellen, Würstchen, Salami, kleine gebratene Fleischrollen, Geflügel, Lachs, kaltes Beef und Kalbfleisch, Eier, Salat, Gurken, Gammal-Ost, d. i. alter, bröcklicher, Käse, Rummin-Ost, d. i. ähnlicher mit Kümmel gewürzter Käse, die feinste Butter und drei Sorten Brantwein in zierlichen Krystallflaschen, die an Metallkettchen jede ihre Inschrift trugen: Renadt (Kartoffelschnaps), Rum und Pomerans. Alles, alles nur, um den Appetit zu reizen!

Quinque modis nos gulae vitium tentat, „Auf fünf Arten versucht uns das Laster der Gaumenlust“, so hatte ich früher im Corpus Juris Canonici gelesen, als wir lernen mußten, in diesem didleibigen Rechtsbuch nachzuschlagen. O nein, nicht quinque modis! Viginti quinque modis! Nicht auf fünf Arten! Auf fünfundzwanzig Arten! Und noch mehr! Dazu ist alles so niedlich präparirt, so geschmackvoll gruppiert auf den kleinen artigen Tellerchen, rund herum sogar noch Blumen. Wem da der Appetit nicht kommt, der muß ihn gründlich verdorben haben!



11 Schwedische Volksstrassen. 1-4 Eddermantland; 5-7 und 13-18 Zeitfarthen; 8-10 Rappland; 11 Jemiland; 12 Schonen. 13 14 15 16 17 18

Um nun aber das Corpus Juris und die Ehre der Schweden zugleich zu retten, muß ich gestehen und sagen, daß die Schweden im Gebrauche dieses „Butterbrodtisches“ oder „Branntweintisches“, soweit ich beobachten

kounte, überaus mäßig, fein und anständig verfahren. Von den *quinque modis* ist da gar nicht die Rede! Das nordische Klima erheischt bessere innere Heizung, als sie ein Grieche oder ein Italiener unter seinem ewig blauen Himmel braucht. Ein Butterbrod und ein Gläschen Gebranntes ist aber das Vernünftigste und was sich am leichtesten beschaffen läßt — ursprünglich weiter nichts, als der allgewöhnlichste Imbiß des gemeinen Mannes. Die Verschiedenheit der Zulagen hat den großen Vortheil, daß jeder sich dabei verschaffen kann, was seinem Bedürfniß und Geschmack am besten zusagt. Die Wahl beschränkt sich auf ein paar Gerichte, die in sehr geringem Quantum als bloße Zuspeise genommen werden, und zwar stehend oder gehend. Aus dem kleinen Imbiß eine Mahlzeit zu machen, würde für sehr roh und ungebildet gelten.

Die Sitte ist aber nicht bloß sehr anständig und vernünftig, sie stellt sich für den Reisenden auch sehr praktisch und wohlfeil heraus. Man zahlt für den „Butterbrodtisch“ seine bestimmte, mäßige Tare und erhält dafür einen Imbiß, der allenfalls ein kleines Frühstück ersetzen kann; vor allem aber ist man an den Stationen vor jenen abgelagerten Butterbroden bewahrt, womit der Reisende für schweres Geld oft in anderen Ländern abgespeist wird. Man kann sich selbst etwas wählen, und es ist gesorgt, daß die Zuspeisen frisch, gut und hinreichend vorhanden sind.

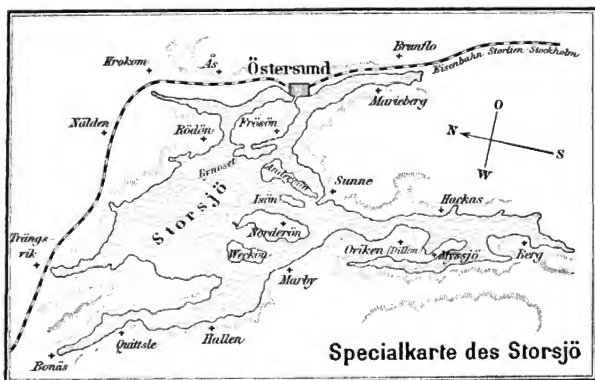
So viel zur Philosophie des Smörgåsbord. Die Sitte herrscht übrigens nicht bloß in den Gasthäusern, Stationen und Dampfschiff-Restaurants, sondern auch in den Familien. Die Schweden essen wacker, gut und oft, und es schlägt ihnen auch gut an. Während das Land an malerischer Schönheit bedeutend hinter Norwegen zurücksteht, sehen die Leute durchweg behäbiger drein, sind wohlgenährter, lebhafter, munterer und lauter.

Auffallend war es mir, in dem Saal einen Theaterzettel angeschlagen zu finden, welcher lautete: *Nya Teatern (vid Jernsvåghotellet). Uppföras för första och enda gången: Nische. Vaudeville i 3 akter af Alfred Hennequin och Albert Millaud. Öfversättning. D. h.: Nya Theater (im Eisenbahnhotel). Es wird aufgeführt zum ersten und einzigen Mal: Nische. Vaudeville in drei Acten von Alfred Hennequin u. Uebersetzung. Musiken af Marius Boulard m. fl. Första aktens dekoration af Wollfarth . . . Händelsen tilldrager sig i våra dagar (Die Handlung trägt sich zu in unseren Tagen). Första akten i Trouville, de två sednare i Paris. — Der erste Paß kostete nur 2 Kr., der zweite 1 Kr. 50. Stehplätze 75 Öre.*

Also fast 600 km nördlich von Stockholm, näher am Nordpolarkreis als bei der Hauptstadt, in der Nachbarschaft herumziehender Lappen, in einer Stadt von kaum 3000 Einwohnern, wie Reykjavik meist aus Holz gebaut, schon ein Theater! Groß war die Truppe freilich nicht: fünf Herrar, eine Frú und vier Frökvar, d. i. Fräulein; mehrere mußten

zwei Rollen spielen. Aber ein Theater! Und zwar völlig auf der Höhe der modernen Pariser Kultur! Das Personenverzeichnis ließ schon ungefähr durchschimmern, worauf es ankam: eine Liebesgeschichte in dem Bade Trouville, und Hennequin ist dafür berühmt, daß er die Pariser Lieberlichkeit möglichst pikant schildert!

Das Theaterlokal war in einem großen Anbau des Hotels. Die Schauspieler wohnten im Gasthof selbst. Wir bekamen sie aber nicht zu Gesicht, denn die Aufführung war erst am nächsten Abend, und da waren wir bereits fort. Da der Deliz'sche Karitätensammler uns nämlich versichert hatte, daß wir auch sicher in der Nähe von Östersund noch ein Lappenlager finden könnten, so war P. von Geyr nur von dem Gedanken erfüllt, eine solche Entdeckung zu machen. Das hatte aber noch



verschiedene Schwierigkeiten. Als wir die Buffet-Prinzessinnen nach den „Lappländare“ fragten, licherten sie ungenirt und schüttelten ihre in die Stirne gekämmten Frisuren. Sie holten eine alte Dame und verschiedene Hotelbedienstete herbei; aber niemand wußte von einem Lappenlager. Alle lächelten mehr oder minder. Denn wie konnte man daran denken, Lappen aufzufuchen, während in Östersund doch ein neues Pariser Vaudeville zu sehen war! Eine der Frauen brachte endlich aus der „Schweizeri“ einen ansehnlichen Herrn herbei, keinen Geringern als den Bürgermeister oder Byfogde. Der wußte endlich Auskunft: in der Nachbarschaft von Östersund seien zwar weit und breit keine Lappen, aber in den unbewohnten Bergen jenseits des Storsjö zögen sie wohl im Sommer mit ihren Renthieren herunt; ob sie noch zu treffen und wo, das wußte er nicht, es sei

sehr unsicher, wir könnten das aber in den Ortschaften am andern Seeufer schon auskundschaften.

Es blieb nun bloß noch ein Hinderniß zu überwinden: nämlich bei der Bahnverwaltung eine Verlängerung unseres Billets zu erwirken. Diese wurde uns am andern Morgen auf zwei Tage gewährt. Und so bekamen wir denn zwar kein Lappenlager zu sehen, aber etwas, was im Grunde viel interessanter war, nämlich den Storfjö(n) oder „Großen See“, wie der Name schon besagt, einen der größeren Seen von Schweden, und ein Stück Volksleben aus diesen nördlichen Provinzen.

Der Storfjö ist eines der unregelmäßigsten Seebecken, die ich je gesehen, eine Art von Briareus, der sich nach allen Seiten reckt und streckt. Drei lange, schmale Arme sendet er nordwärts, wie der Bodensee den Ueberlinger See, zwei ebenso lange und noch unregelmäßigere südwärts. Wo sich die fünf Arme treffen, mag das Hauptbecken etwa 20 km breit sein, während die größte Längsausdehnung im Westen jene des Bodensees übertrifft. Gerade im mittlern Becken aber liegen fünf Inseln, zwei größere: Frösön und Norderön, und drei kleinere: Andersön, Isön und Bedön, so daß aus den verschiedenen Seearmen, den dazwischenliegenden Vorgebirgen und den Inseln das wunderbarste Gewirre von Wasser und Land entsteht. Wären die Ufer höher, so könnte sich die Landschaft mit einigen Partien des Hardanger messen; doch die Bergzüge, welche Schweden und Norwegen trennen, liegen schon in weiter Ferne, und das nächste Ufer tritt nur in langgestreckten, niedrigen Hügelreihen über den Seespiegel hervor.

An einem solchen langgestreckten Hügel, ungefähr in der Mitte des Ostufers, liegt die Stadt Östersund (63° 24'), die Hauptstadt des Län Jemtland und der Sitz ihres Högdings oder Gouverneurs, erst 100 Jahre alt, denn sie wurde 1786 angelegt. Mit dem Wachsthum nordamerikanischer und englischer Städte darf man das ihrige nicht vergleichen, da sie erst seit etwa zehn Jahren Eisenbahnverbindung mit den südlichen Landestheilen erlangt hat. Eine Anzahl stattlicher Gebäude, darunter ein prächtiges neues Schulhaus, ein Gefängniß mit schönen Amtswohnungen für die Direction, das Hotel mit Theater und eine beträchtliche Anzahl behäbiger Wohnungen und Landhäuser bezeugen, daß die Leute ihr Möglichstes gethan haben, um diese nördlichen Regionen mit allen Segnungen moderner Kultur zu beglücken. Eine Kirche mit ansehnlichem Thurm gibt dem Stadtbild eine gewisse Weihe und Würde. Eine Holzbrücke, 432 m lang, verbindet die Stadt mit der gegenüberliegenden Insel Frösön. Da, am Ende der Brücke, erinnerte mich die Stadt fast ein wenig an Rapperschwyl; doch die Rapperschwyl'sche Brücke ist mehr als dreimal so lang, und das schweizerische Städtchen hat einen viel malerischeren Charakter.

Um 2 Uhr nachmittags ging das kleine Dampfboot ab, das uns über den See bringen sollte. Sein Name war Karl XV., zu Ehren des vorigen



Östorfund (Nach einer Skizze des Verfassers.)

Königs. Es gehörte einer Actiengesellschaft, welche sich mit mehreren anderen Actiengesellschaften um die Herrschaft auf dem See streitet. Der Capitän sprach deutsch und gab sehr freundlich Auskunft, ließ mir auch gleich eine Specialkarte des Sees, welche genaue Orientirung ermöglichte, und welche ich mir gleich in mein Taschenbuch copirte; denn die gewöhnliche Reiselkarte gab nur ein sehr oberflächliches, zum Theil ganz unrichtiges Bild. Österfund sah vom See aus recht städtisch, vornehm aus. Die Holzhäuser sind so gut und stattlich gebaut, daß man sie auf einige Distanz gern für Steinhäuser hinnimmt. Der See ist hier ganz fjordartig. Auf enger Straße passirten wir den Südstrand der Insel Frösön, deren weiße Kirche hoch von dunklem Walde herabschimmerte. Der Sund verengerte sich bei der Insel Anderön. Es wurde hier gehalten, ebenso an der Insel Norderön. Die Ufer waren meist mit Fichten und Föhren bewaldet, dazwischen zeigten sich aber auch schöne Wiesen und Felder, und Hafer wurde noch auf Stöcken getrocknet. Vor Norderön erhielten wir einen kurzen Ausblick auf die Hauptfläche des Sees, der zwischen den dunkeln Waldinseln in vollem Sonnenglanze schimmerte. Nach Westen und Nordwesten begrenzten bläuliche Berge den Horizont. Von der Insel Norderön wandte sich das Schiff südlich dem längsten Arme des Sees zu, den man aber nie der ganzen Länge nach übersehen kann, weder nach Süden noch nach Norden. Der Dampfer war stark mit Frachtgut bepackt. Auf dem Verdeck befanden sich eine Menge Blech- und Eisenwaaren, darunter namentlich Kochtöpfe und Pflüge. Passagiere waren dagegen sehr wenige. Ein Kaufmann aus Sundsvall erzählte mir von dem Reichtum und aufblühenden Handel dieser Stadt, wo namentlich der Holzvertrieb viel Geld einbringt. Er schätzte einen der ersten Holzhändler daselbst auf 13 Millionen Kronor.

Der Capitän, den wir sofort nach den Lappen gefragt hatten, machte uns wenig Hoffnung, daß wir noch ein Lappenlager finden würden. Wir sollten aber in Dillne aussteigen, da würden wir schon Näheres erfahren. Es sei da zwar kein Gasthof, wie überhaupt am Westufer des Sees noch ganz primitive Verhältnisse herrschten, allein er wolle schon für uns sorgen: wo es keine Gasthöfe gäbe, da würde noch Gastfreundschaft geübt, wie in der guten alten Zeit. Nach 4 $\frac{1}{2}$ Uhr langte das Schiff in Dillne an. Eine größere Ortschaft war nicht sichtbar. Die Landungsbrücke ragte aus einer malerischen, bewaldeten Bucht hervor. Unter den wenigen Leuten, die am Ufer standen, war ein älterer Mann, der wohl schon seine Sechzig zählen mochte und der eben einen andern Herrn ans Schiff begleitet hatte. Es war ein reicher Bauer, der reichste der Umgegend, dessen Hof Dillne hieß. Diesem führte uns der Capitän zu, stellte uns als Fremde vor und empfahl uns ganz gemüthlich seiner Freundschaft und Sorge. Der freundliche Mann schüttelte uns sofort die Hand, so herzlich, als ob wir alte Freunde und Bekannte gewesen wären. Es war ihm sichtlich die größte Freude, Leute

gefunden zu haben, an denen er Gastfreundschaft ausüben könnte. Er nahm uns ohne weiteres mit und wollte uns kaum unser weniges Handgepäck tragen lassen. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Aus dem Zeitalter der Minne und des Herrn Alfred Hennequin fühlte ich mich um ein Jahrhundert zurückversetzt. Diese treuherzige, urgermanische Gemüthlichkeit! Ohne Paß, ohne Papiere, ohne eine Empfehlung, als die paar Worte des Capitäns! So ganz mittelalterlich, wie in den Tagen des Königs Erich oder der hl. Brigitta!

Durch schönen Birkenbusch und über einige wohlbestellte Felder gelangten wir vom See an das Haus des freundlichen Alten, das von prächtigen



Kirche von Frösön.

Bäumen umschattet war. Es war zweistödig und sah mehr wie ein behäbiges Bürgerhaus als wie ein Bauernhaus darein. Eine breite Stein-
treppe führte zur Hauptthüre und Hausflur. Da rief unser neuer Freund gleich Sohn und Tochter herbei. Der Sohn war ein stattlicher junger Herr mit Vollbart und Amtskappe, der wie ein Oberförster ausah. Er war Jurist und bereits als Länsmann, d. i. etwa Kreispolizei-Inspector, angestellt. Die Tochter Hilda, ein freundliches, bescheidenes Kind von etwa 17 Jahren, wurde sofort beauftragt, für zwei Zimmer zu sorgen. Denn die zwei Herren aus Deutschland würden hier übernachtet bleiben.

Wir hatten hierbon gar nicht gesprochen, sondern brachten sofort wieder die Lappen-Frage aufs Tapet. Und das war gut. Denn der Länsmann war der Mann, sie endlich zu lösen, und zwar auf deutsch; er sprach es besser, als wir schwedisch. Die Schweden haben den großen Vortheil, es schon auf der Schule zu lernen, wie wir etwa das Französische, während uns die skandinavischen Sprachen meist ganz fremd bleiben, wenn nicht der Zufall jemand in den Norden führt.

Es stellte sich nun heraus, daß in den Wäldern westlich vom See wirklich Lappen hausten — ein eigentliches Lager, mit Zelten, Renthiereu und allem Zubehör, unter Gottes freiem Himmel. „Sie können es,“ sagte der Länsmann, „wenn Sie gut reiten, in etwa zehn Stunden erreichen; aber Sie müssen einen Führer nehmen. Denn einen Weg gibt es nicht. Sie müssen sich denselben selbst bahnen über Stock und Stein, durch völlig unbewohntes Land, meistens Wälder.“ Die Frage war damit erledigt. Denn wir waren weder mit Kleidung noch mit Beschuhung zu einem solchen Abenteuer ausgerüstet. Dazu hätten wir das Billet nach Stockholm preisgeben müssen. Von einem Tag auf den andern war in den Bergen Schneefall zu gewärtigen, und ganz sicher war es dabei nicht einmal, ob wir die Lappen noch an ihrem gewöhnlichen Lagerort treffen würden. Der Lappenbesuch mußte also aufgegeben werden, und ich bedauerte es im Grunde nicht sehr.

An einer Entschädigung sollte es aber nicht fehlen. In Ovitén — nur zwei Stunden weit — war eben Jahrmart, und der Länsmann meinte, wenn die Lappen noch in der Nähe seien, so würden wir ganz sicher einige derselben dort treffen. Sie brächten Felle dahin und holten sich dafür allerlei Kram. Wir machten uns gleich auf den Weg.

Als nicht sehr einladende Herolde begegneten uns zwei Betrunkene, die uns nach dem ängbåt, d. h. Dampfschiff, fragten. Obwohl wir ihnen erklärten, es sei längst angekommen und wieder weiter gefahren, trollten sie dankend dem Strande zu. Der Weg ging erst sanft die erste Hügelreihe empor, welche mit dem See parallel läuft, dann in ein Thal und eine höhere Hügelreihe hinauf, meist durch Wald. An ein eigentliches Dorf kamen wir nicht, sondern nur an zerstreute Höfe, zwischen denen, oben an dem ersten Hügel, die Kirche (kyrka) und der Pfarrhof (prestegård) hervorstachen. Die Kirche war schwerfällig, schmucklos, aber glänzend geweißt, der Glockenthurm daneben aus starkem dunkelbraunen Gebälk. Die Hauptbalken waren mit einer geschnitzten schuppenartigen Decoration geziert; der untere Theil des geschindelten Helmes war ein abgestumpfter Kegel, der einen achteckigen Aufsatz trug, über dessen achteckige Calotte endlich eine vierseitige Spitze pfeilartig aufschoss. Um den obern Theil des Glockenstuhls ging eine Holzgalerie, zwischen deren Geländer die Glocken hervorlugten. Diese Glockenthürme haben etwas seltsam Feierliches, die Kirchen dagegen sind sehr prosaisch. Zwischen der Kirche und dem Pfarrhof, dem stattlichsten aller Höfe

Ein Jahrmarkt in Nordschweden.

weit und breit, lagen am Wege eine ganze Flucht offener, einfacher Ställe, in denen je für ein Pferd Platz war. Das gehört hier gleichsam mit zum Kirchenritus. Denn die Schweden gehen nicht, sondern fahren in Wagen oder Schlitten zum Gottesdienst, wie überhaupt in Skandinavien weit mehr gefahren wird, als bei uns. Hinter dem Pfarrhof schieden sich zwei Wege, und von dem Markte war noch nichts zu sehen. Wir klopfen deshalb an einem Hause, vor dem eine große Brezel die Wohnung eines Bäckers verkündigte. Die Frau, welche als Kopfsuß ein zum Turban geschlungenes rothes Tuch trug, wies uns den Weg, der erst zu einem Bach hinabführte, dann sich steil an dessen anderem waldigen Ufer emporwand. Hier kam uns bald eine ganze Karawane von Wagen in Saus und Braus entgegengerollt, so daß man kaum wußte, wohin ausweichen. Da jagten nun alle vier Jahreszeiten des Bauernlebens in bunter Tracht an uns vorüber, Knaben und Mädchen in engen Wägelchen mit Vater und Mutter zusammengedrängt, dann der lustige Bauernbursch mit seiner Erwählten in einfacher Karriole, dann der ältere Bauer mit seiner handfesten Ehehälfte in neuangestrichenem stattlichen Styds und endlich der Greis und seine liebe Alte in bequemer gepolsterter Stokljaerre, dazwischen auch wohl ein Trio lediger Bursche in Lumpazi-Vagabundi-Stimmung und ein ganzes Wägelchen voll Mädchen im Sonntagsstaat mit den Jemtländer Turbanen, buntem Nieder und schillernden Halsgehängen, jede mit Paketen von Einkäufen auf dem Schoß und schwägend wie ein fahrendes Eiskernest. Es war ein fröhlicher Spektakel. Bald wurden auch oben am Hügelrücken die Marktzelte sichtbar, und unsere Besorgniß, zu spät zu kommen, erwies sich als grundlos. Es wimmelte oben noch von Marktleuten, alt und jung. Ein eigentliches Dorf war aber auch da nicht, sondern nur ein größerer Hof, in dessen Nähe zwei Reihen Buden aufgeschlagen waren. Wir streiften sie alle ab. Da waren ungefähr dieselben Herrlichkeiten ausgebaut wie auf einem kleinen Dorfjahrmarkt in Deutschland: kurze Waaren von allen Sorten, Tücher und Kleider, Schuhe und Nägel, wohlfeiler Luxusstram und häusliche Alltagswerkzeuge, Kinderspielzeug und Berge von Kuchen und Gebäcken aller Art. Bloße Schau-buden, Panorama, Affen- und Hundetheater fehlten, dagegen luden zwei Schießstände zum Treffen ein.

Es muß einst eine wahre Pracht gewesen sein, als noch von den Lappendistricten des Nordens bis herab nach Schonen jede der alten Landschaften Schwedens ihre eigenen bunten Volkstrachten besaß und der Kunstfleiß der Frauen vielerorts auch das Innere der Häuser mit schönemusterten, vielfarbigen Geweben aller Art verzierte. Am meisten thaten sich in diesem Fach die Frauen von Ståne (Schonen) und Halland hervor: aber auch die Bewohnerinnen von Småland, Södermanland, Helsingland u. s. w. hatten ihren eigenartigen Kopfsuß, Hauben, Spitzen und Bänder, reichgestickte Nieder, bunte Röcke und noch buntere Schürzen, zum Theil recht geschmack-

voll in Zeichnung und Farbe, zum Theil aber auch drosslig oder wunderbarlich überladen, wie die phantastischen Brautkronen, die meist denjenigen in Norwegen gleichen. Am besten haben sich alte Tracht und Sitten noch in „Dalarne“ erhalten, der Provinz, die man im Deutschen nicht ganz richtiger Weise Dalekarlien nennt. Die „Dalkarlarne“ (d. h. eigentlich die Kerle oder Männer vom Thale, in den lateinischen Urkunden des Mittelalters heißen sie Vallenses), meist prächtige, hochgewachsene Leute, äußerst geschickt zu allen Arten mechanischer Arbeit, tragen einen schwarzen Filzhut, einen blauen kurzen Rock ohne Kragen, ein weiß-rothes Halstuch, gelbe leberne Kniehosen, weiße oder blaue Wollstrümpfe, derbe, kräftige Schuhe. Im Winter wird über das Wams noch ein weißer Ueberrock aus Schafspelz gezogen mit den Haaren nach innen. Die „Dalkullorna“, d. h. die Frauen und Mädchen von Dalarne, tragen gewöhnlich ein rothes Nieder, von dem die weißen Hemdärmel lebhaft abstechen, einen schwarzen Rock, unten mit gelbem Rand, eine Schürze mit vielen bunten Querstreifen, weiße oder rothe Wollstrümpfe. Im Winter ziehen sie gleich den Männern eine weiße Pelzjude über, deren Haare nach innen gedreht sind. Die Zöpfe, von weißen oder rothen Bändern umwunden, werden wie ein Diadem um den Kopf geschlungen. Darüber tragen die Bäuerinnen dann aber noch ein hellfarbiges Kattuntuch. Während die Männer von Mora sich auf Uhrmacherei und die verschiedensten mechanischen Künste verstehen, verfertigen die Frauen und Mädchen zierliche Geflechte aus Haar und Bast. Wie viele Thalbewohner aus der Schweiz und aus Tirol, ziehen sie weit in die Fremde, kommen aber immer gern wieder heim und hängen an ihrer Tracht, wie an ihrer Heimat überhaupt. Viele Dalkullor nehmen Dienst in den Städten und auf dem Lande; Händler aus Dalarne findet man da und dort, und so begegnete uns die schöne, fleidsame Tracht auch an den Ufern des Storjö¹.

Die Lappen aus den nächsten Bergen hatten tags zuvor den Markt besucht, heute waren sie nicht mehr erschienen. Dagegen wimmelte es um alle Buden und Zelte noch von schwedischem Landvolke, das sich all die Pracht besah, kaufte und schacherte, aß und schwächte, herumlief und herumspazierte, während andere schon einspannen ließen oder abfuhrten. Die Männer waren meist in dunkles vadmäl (Wollzeug) gekleidet, trugen schon Pelzkappen, warme Wämser und hohe Stiefel bis ans Knie; die Bäuerinnen trugen wie allüberall meist bunte Röcke, Schürzen und Halstücher, einige den schon erwähnten kleinen Turban, der recht artig aussieht. In dem großen Bauernhof war fast jede Stube zur Schenkstube geworden. Musik wurde nicht gemacht und darum natürlich auch nicht getanzt. Dagegen wurde gewaltig viel Kuchen vertilgt, Bier und Kaffee getrunken. Als wir uns auch etwas Kaffee bestellten, wurde uns derselbe von einer flicka,

¹ Vgl. das Titelbild.

d. i. Mädchen, in feinberänderten Geburtstagskränzen servirt. Ein alter Bauer mit scharlachrother Weste setzte sich zu uns und fragte, woher wir wären. Als ich ihm sagte, ich sei aus der Schweiz, da konnte er sich von seinem Staunen kaum erholen. „Från Schweiz? är det möjligt?“ Er wollte wissen, womit wir denn handelten? Wir stiegen noch in seiner Gunst, als wir ihm erklärten, daß wir lediglich Reisende seien und Schweden sehen wollten. Er fragte uns nun ganz köstlich naiv über die Schweiz aus, was Anlaß gab, allerlei Parallelen zu ziehen. Ich ermangelte auch nicht, ihm zu sagen, daß nach einer alten Sage ein Theil der Schweiz von eingewanderten Schweden und Norwegern bevölkert worden sei, von den Brüdern Switer und Sven, von denen der Name Schweiz stamme, und daß wir also vermuthlich alle Stammesbettern wären. Das alles erbaute ihn sehr. Es wurde dazu Tabak geraucht, geschnupft und gekaut. Die Schweden sind hierin ebenso vielseitig, wie ihre Stammesbrüder in Island und Norwegen. Nicht ohne einige Mühe gelang es uns, für den Rückweg ein kleines Wägelchen zu miethen. Der Wirth machte allerlei Ausflüchte, um uns über Nacht zu halten. Andere Gäste aber halfen uns, als wir sagten, wir würden unten auf dem Hofe Dillne erwartet, dessen Besitzer augenscheinlich hohe Achtung genoß. So bekamen wir denn ein Stjubs und einen flinken Jungen, genau wie in Norwegen. Den steilen Weg, den wir vorher leuchtend emporgekommen, jagten wir nun im Sturm hinunter, obwohl es in dem Wald schon so dunkel war, daß man die Straße kaum auf einige Schritte noch unterscheiden konnte. Es war kalt, fast etwas winterlich.

In Dillne harrten Vater und Sohn schon unserer Ankunft. In dem größern der zwei Zimmer, die uns angewiesen, brannte ein mächtiges Herdfeuer, während eine schöne Petroleumlampe auf dem runden Tische strahlte. Damit wir ja nicht fröden, waren die Linnen, die Kissen und Decken der Betten auf verschiedenen Stühlen um das Herdfeuer ausgehängt, alles davon schön angewärmt. Als wir erschienen, wurde damit aufgeräumt, und wir setzten uns selbst nach altnormännischer Sitte um das Feuer. Das Saga-Erzählen begann. Nachdem dann der Tisch gedeckt, wurden wir zu einer schlichten, aber ganz vorzüglichen Abendmahlzeit eingeladen — treffliche Fische aus dem Storsjö, geräucherter Lachs, die gewohnten Käsorten, Rettiche und Butterbrode, dazu erst Bier und dann Thee. Der Länsmann speiste mit, der Alte leistete uns nur Gesellschaft, die Tochter bediente uns mit der geschäftigen Sorglichkeit eines braven Hausmütterchens, ohne sich an unserer Unterhaltung zu betheiligen. Aus den Tischgesprächen ging hervor, daß unser Gastfreund nicht bloß ansehnlichen Grundbesitz und Viehstand besaß, sondern auch den Fischfang im großen betrieb und daraus ansehnlichen Gewinn zog. Besonders reich ist der Storsjö an Lachs und Seeforellen. Zentland gehört auch zu den Landstrichen von Schweden, wo es noch am meisten Jagd und darum auch die besten Schützen gibt. Auf dem Dampfsschiff hatte mir der

Capitän einen großen, stämmigen Mann gezeigt, von dem er erzählte, er habe schon 17 Bären geschossen. Ich war nicht recht gläubig, aber der Länsmann erkannte aus meiner Beschreibung gleich den Mann und bestätigte, daß derselbe als Bärenjäger in der ganzen Umgebung berühmt sei. In den Wäldern nach der norwegischen Grenze hin ist der Polarbär (*Ursus arctos*) noch ziemlich häufig und richtet jedes Jahr unter den Vieh- und Schafherden noch Verwüstungen an. An Größe und Stärke gibt er dem grauen Bären in den Felsengebirgen (*Ursus horribilis*) nicht viel nach. In jenen



Runenstein an der Brücke von Frösön.

ungeheuern Fels- und Waldrevieren haufen auch noch Vielfraße und Wölfe, das wilde Renthier und das Elenthier. Sehr häufig ist noch der Auerhahn, das Birkhuhn, Haselhuhn, Schneehuhn, der Regenpfeifer, die Schnepfe, die wilde Ente und wilde Gans. Die Jagd ist aber wie die Fischerei auf den Seen durch strenge Gesetze eingeschränkt, besonders jene auf Elenthiere und Hirsche. Der Biber ist fast ganz ausgestorben und die Jagd auf die wenigen noch erhaltenen darum völlig untersagt. Von der Jagd kamen wir auf Jagdabenteuer und Reiseabenteuer zu sprechen, und so plauderten wir noch tief in die Nacht hinein.

Als wir am andern Morgen eine Andeutung fallen ließen, ob wir nicht für die Bewirtung eine Vergütung anbieten dürften, wurde das fast wie etwas Verlehnendes zurückgewiesen. „Nein, nein!“ hieß

es, „Sie haben uns mit Ihrem Besuche so viel Ehre und Freude erwiesen. Wir sehen hier so selten Fremde. Es ist uns eine Wohlthat, nach alter Sitte Gastfreundschaft zu üben. Sie müssen nur recht bald wieder kommen und länger bleiben.“ In Wort und Ausdruck lag so viel Herzensgüte, daß es mich wirklich rührte. Der Länsmann ließ es sich nicht nehmen, uns noch ans Schiff zu begleiten, obschon es stark regnete.

Schon fürchtete ich, der Regen würde uns unbarmherzig unsere poetischen Eindrücke wieder wegschwemmen. Doch in der Kajüte des Schiffes war eine ganz gemüthliche Gesellschaft beisammen. Als ich zufällig einem

der Passagiere eine Prije anbot, wollten alle, auch die Frauen, ebenfalls mitschnupfen. Es gab sofort eine allgemeine Nieserei und darüber eine solche Heiterkeit, daß wir uns bis Östersund trefflich unterhielten.

Hier angekommen, machten wir uns gleich wieder auf den Weg, um noch die Insel Frösön zu durchwandern, von der man die beste Aussicht über den Storjö hat. Zum Glück ließ der Regen nach und verwandelte sich in ein leichtes Nebelrieseln, das ein guter Ueberrock unschädlich machen konnte.

Die Insel Frösön ist die bedeutendste der fünf Inseln, welche den See in seiner Mitte unterbrechen. Sie erhebt sich nach der Südseite ziemlich steil über den Wasserpiegel. Bis zu der Pfarrkirche, die ungefähr in der Mitte ihres südlichen Höhenzuges steht, hatten wir etwa anderthalb Stunden zu gehen. Zuerst muß man über die Brücke, die fast einen halben Kilometer lang ist. Am Ende der Brücke steht ein Runenstein, der ein Kreuz in der Mitte trägt, während ein Band mit Runen den Stein umschlingt und unten in einer phantastischen Schlinge endet.

Eine Menge Runensteine, die ich in verschiedenen Museen gesehen, hatten meine Aufmerksamkeit nicht sonderlich gefesselt, da diese schon von den mannigfaltigsten anderen Gegenständen in Anspruch genommen war; aber dieser seltsame Stein, noch an seinem ursprünglichen Standorte, bei einer der nördlichsten Städte Schwedens, machte einen ganz eigenartigen Eindruck auf mich. Ich notirte mir die Runen genau, soweit sie nicht durch Risse des Steins oder Verwitterung unkenntlich geworden. Ueber die Hälfte der Inschrift ist noch ganz leserlich; die ganze lautete, nach früheren Angaben, folgendermaßen:

AVSTMOþR · GVþFASTARS · SVN · LIT · RAISA · STAIN · þISA · AVK · KIRVA · BRV · þIS · AVK · HAN · LIT · KRISTNA · IAMTALANT · OSþIVRN · KIRþI · BRV · ÖRIVN · RAISTI · RVNAR · þISAR.

(Austmodur, Gudfasts Sohn, ließ setzen diesen Stein, und machen diese Brücke, und er ließ Christen Jemtland. Osþjörn machte die Brücke. Ötjun richte diese Runen.)

Zur Vergleichung seien die Inschriften einiger anderen Runensteine herbeigezogen. Ein Stein in der Pfarre Bälunge (Forkarleby) hat die Inschrift:

SIHATR · AVK · KARL · LITV · RAISA · STAIN · AFTIR · HALFTAN · FAþVR · SIN.

(Sighvatr und Karl ließen setzen den Stein für [zur Erinnerung an] ihren Vater.)

Ein Stein in der Pfarre Täby (Uppland) meldet:

IARLABAKI · LIT · RAISA · STAIN · þISA · AT · SIK · KVIKVAN · AVK · BRV · þISA · KARþI · FVR · ONT · SINA · AVK · AIN · ATI · ALAN · TABY · KVþ · HIALBI · ONT · HANS.

(Jarlabaki ließ setzen diesen Stein, zu seinen Lebzeiten, und machte diese Brücke, für seine Seele [d. h. um seiner Seele Seligkeit willen], und er allein besah ganz Täby. Gott helfe seiner Seele!)

Wieder ein anderer Stein, in der Pfarre Ytterselö in Södermanland, ist von einer Wittwe ihrem verstorbenen Gatten gesetzt. Die Inschrift lautet:

SI(K)RID . LIT . RESA . STAN . þINA . AT . SVEN . SIN .
 BVNTA . HAN . VFT . SIKLT . TIL . SIMKALA . TYRVM .
 KNARI . VM . TVMISNIS.

(Sigrid ließ setzen diesen Stein dem Sven, ihrem Mann; er ost segelte bis Semgallen [Kurland], auf theurem Rauffschiff, um Domesnäs herum.)

In ganz Schweden sind etwa 2000 solcher Runensteine erhalten. Sie bilden die älteste Bibliothek des Landes; denn ihr Alter reicht über das der ältesten Pergamenthandschriften hinaus, zum Theil noch in die heidnische Zeit, zum Theil in jene der ersten Glaubensboten und der frühesten christlichen Zeit.

Auf einem Goldbracteaten, der bei Vadstena gefunden wurde und den die Forscher in das fünfte Jahrhundert n. Chr. versetzen, findet sich eine ältere Runenreihe von 23 Zeichen, die aber in vielen wesentlichen Stücken mit der spätern übereinstimmt. Diese jüngere Runenreihe hat nur 16 Zeichen mit zwei Varianten für O und A. Es sind die folgenden.

Das jüngere Runenalphabet:

ƿ	ᚢ	ᚦ	ᚨ	ᚱ	ᚳ	ᚷ	ᚹ	ᚻ	ᚾ	ᚿ	ᚰ	ᚱ	ᚲ	ᚴ	ᚵ	ᚷ	ᚹ	ᚻ	ᚾ	ᚿ	
F	V	Th	O	R	K	H	N	I	A	S	T	B	L	M	Ö, E,						[R finale.

Spätere Zeichen:

ᚰ	ᚱ	ᚲ	ᚴ	ᚵ	ᚷ
Y	G	E	D	P	

Mit dem Raume ging man sparjam um. Fing ein Wort mit demselben Buchstaben an, mit dem das vorige aufhörte, so setzte man denselben nur einmal. Trennungszeichen zwischen den Worten sind Punkte oder Kreuze. Die Vokale wurden oft verwechselt, nicht selten einzelne Zeichen ausgelassen¹.

Das altnordische Wort rún (Pl. rúnar) entspricht dem gotischen runa, das Wphilas gebraucht, um die griechischen Ausdrücke μυστήριον und βουλή (Geheimniß und Rathschluß) wiederzugeben. Es hängt mit unserem Worte „raunen“ zusammen und wird von den altnordischen Skalden und Sagschreibern vorzüglich für magische Zeichen gebraucht. Von den alten Zauber-

¹ Den vollen Text der Inschrift von Frösön danke ich der Güte des Herrn Miksantiqvar Dr. Hildebrand in Stockholm; der von mir selbst an Ort und Stelle notirte Theil der Inschrift ist (S. 301) durch fettere Schrift hervorgehoben.

formeln wurde es dann auf die Schrift überhaupt übertragen, welche wahrscheinlich zuerst durch griechische und römische Münzen zu den Scandinaviern drang und daher mit der griechischen und römischen Buchstabenschrift sprechende

Schwedische Runenschriften.

1. Inschrift an der Brücke zu Frösön.

1 N 4 T Y F B R Y N D P T 4 T 1 L 4 N T * N I T R 1 I 4 (T 4 T T I T)
 P I T T T N Y I R N I B R N D I 4 I N Y * T N I T Y R I 4 T T F I T T T
 T F T T : F 4 B I N R T Y I R D I B R N * F R I N T R T I 4 T T
 N Y T 4 T I T R N T F L P I 4 T L

2. Bälinge socken. Forkarleby. Uppland.

H I * T T R * T N Y * Y T R I * N I T N * R T I 4 T * 4 T T I T *
 T Y T L * T * T Y T T * Y T D N R * 4 I T *

3. Täby socken. Täby tä. Uppland.

I T R T B T Y I * N I T * R T I 4 T * 4 T T I T * D I 4 T * T T * 4 I Y
 Y N I Y N T T * T N Y * B R N * D I 4 T * Y T R D I * Y N R * F T T
 4 I T T * T N Y * T I T * T T I * T T T T * T T B N * Y N D *
 * I T T B I * F T T * * T T 4 *

4. Ytterselö socken. Mervalla hage. Södermanland.

H I R I D * N I T * R T 4 T * 4 T T T * P I T T * T T * 4 N T T *
 4 I T * B N T T T * * T T * N Y T * 4 I Y T T * T I * 4 I Y Y T T T *
 T A R N Y * Y T T R I * N Y * T N Y I 4 T I 4 *

Verwandtschaft aufweist. Von der ältern Runenschrift sind nur wenige Denkmale erhalten, die meisten Inschriften sind in der jüngern Runenreihe aufgezeichnet, die vom 10. Jahrhundert weit ins Mittelalter hineinreicht.

Man brachte solche Inschriften nicht nur auf Denksteinen an, sondern auch geschnitten an Thürpfosten, Bänken, Stühlen, Becken, Löffeln und anderem Hausgeräth, dann an Kirchenthüren, Grabsteinen, Taufsteinen und Kirchengeräth.

Von den Runensteinen sind wohl die meisten Grabsteine; so die zwei angeführten von Välinge und Mterfelö. Wie Sigröd von ihrem Mann erzählt, daß er auf seinem kostbaren Rauffschiffe (knörr) um Domesnäs (die äußerste Spitze von Kurland herum) nach Semgallen gesegelt, so melden andere Inschriften in Granit von kühnen Normannen, die in fernen Landen gekämpft: so von Thorstain, der in seiner Jugend gen England fuhr; von Havalb, Ingvars Bruder, der zu Rusa im Saracenenlande (Särkaland) seinen Tod fand; von Austain, der nach Turfala zog; von Björn, der als Anführer der Varinger in Griechenland gekritten, auf der Rückkehr im Vongobardenland starb; von Ragnvalb, der Kriegsführer in Griechenland gewesen.

Für die Culturgeschichte nicht weniger interessant sind aber jene Runensteine, welche aus der ersten christlichen Zeit stammen und welche man als steinerne Stiftungsbriefe der christlichen Caritas bezeichnen könnte. So erzählt ein Stein bei Sundby, in der Nähe von Uppsala, daß Ture nach dem Tode seiner Frau ein Saeluhús, d. h. ein Hospiz, erbaut habe. Als Werk der Barmherzigkeit galt aber auch die Errichtung von Brücken, durch welche die getrennten und vereinzelt Landesbewohner einander, sowie ihren Priestern näher gerückt wurden. Weil um der „Seligkeit“ willen gestiftet, hießen die Hospize saeluhús (Seligkeithaus), die Fährschiffe an Flüssen saeluskip, die Brücken saelubru, wie eine gestiftete Messe für die Verstorbenen saelusöngr (Gesang um der Seligkeit willen) hieß, saeludagar die Quatembertage. Daher auf dem Stein von Täby der Ausdruck, daß Jarlabaki „zum Heile seiner Seele“ diese Brücke gebaut habe. Von den Nachkommen ersehnte er sich nicht Ruhm und Ehre, sondern dankbare Fürbitte bei dem gemeinsamen Vater, indem die Inschrift selbst dem Wanderer das Gebet auf die Lippen legte: God hialpi ont hans. Gott helfe seiner Seele!

Noch rührender aber ist die Inschrift von Frösön, welche uns unmittelbar in die erste christliche Zeit zurückführt. Austmodr hat nicht nur diese Brücke gegründet, die seit acht Jahrhunderten die Insel Frösön mit dem Ostufer des Sees verbindet, er hat seinen Landsleuten die größte aller Wohlthaten erwiesen, indem er Jemtland zu den Segnungen des Christenthums verhalf. Und da steht noch der Stein seit den Kämpfen und Umwälzungen von acht Jahrhunderten, an der Stelle, wo der mächtige Häuptling oft gestanden haben mag, als er die Brücke bauen ließ und als er den ersten Priester nach Frösön geleitete, und deutlich ist noch das Wort kristna zu lesen und das Kreuz zu sehen, das Licht und Heil in die wilden, düsteren Kämpfe der nordischen Welt trug.

Eine Weile zieht sich der Weg nach Frösön das Seegeflade entlang, mit schöner Sicht auf die Stadt, dann wendet er sich nach dem Innern

der Insel, wo schöne Wald- und Felspartien den See dem Blicke entziehen. Die letzte Strecke geht ziemlich steil bergauf. Auf der höchsten Höhe, gleich einer Hochwarte, steht die alte Kirche — der Glodenthurm (Klockstapel), wie in Åre und Osviken, getrennt. Die Kirche gilt als die älteste oder wenigstens als eine der ältesten von Nordschweden. Die Mauern sind an einigen Stellen 3 m dick, an anderen nur um wenigstens dünner. Der Altar war im Zopfstil mit einem Ecce-Homo-Bild und einer „Geburt Christi“. Der Taufstein, welcher etwas älter schien, trug nebst der Jahreszahl 1637 die schöne Inschrift:

Per baptismam mihi pueros adducite vestros,
His Ego coelorum regna beata dabo.

Durch die Taufe zu mir herbei bringt euere Kinder,
Ihnen geb' ich dafür ewig das himmlische Reich.

Nabe an der Kirchthüre war noch ein Grabstein aus dem Mittelalter, mit der Jahreszahl des Todes M.CCCI und dem Namen Udo, also ein Zeitgenosse Dante's; das übrige vermochte ich nicht zu enträthseln.

Der erste Apostel Schwedens war, wie bekannt, der hl. Ansgar, welcher um das Jahr 830, mit kaiserlichen und päpstlichen Vollmachten versehen, zunächst die dänische Mission begründete und dann mit seinem Genossen Witmar den schwedischen König Björn besuchte und den mächtigen Häuptling Hergerr bekehrte. Vizingerzüge unterbrachen sein friedliches Bekehrungswerk und verheerten all die Kirchen und Gemeinden, die er gegründet. Zwischen den Jahren 848 und 854, bereits zum Erzbischof von Bremen und Hamburg erhoben, besuchte Ansgar Schweden zum zweiten Male, mit Grimbert, dem Neffen des Bischofs Gauzbert von Osnabrück. Nicht ohne mannigfache Schwierigkeit gelang es auch diesmal, dem Christenthum Eingang zu verschaffen. Als die Mission gesichert schien, kehrte Ansgar nach Dänemark zurück. Grimbert dagegen blieb in Schweden und wurde später von anderen Missionären, dem Dänen Ansfried, dem Deutschen Ragenbert und dem Dänen Rimbert, abgelöst. Letzterer wurde nach dem Tode des hl. Ansgar (865) dessen Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Hamburg und förderte gleich seinem Meister die schwedische Mission. Nach seinem Tode wurde dieselbe jedoch vernachlässigt und endlich ganz verwahrlost, bis Erzbischof Unni (918—936) das Werk Ansgars wieder aufnahm. Er selbst besuchte den schwedischen Handelsplatz Birka — jetzt Björkö — im Mälarsee, wo der hl. Ansgar gewirkt hatte, errichtete die Mission von neuem, starb auf der Heimfahrt und wurde in Schweden begraben. Die Gewaltmaßregeln, mit welchen um diese Zeit König Olaf Tryggvason in Norwegen die Annahme des Christenthums durchzusetzen suchte, erweckte in Schweden eine mächtige Gegenbewegung. Auf einem „Thing allra Swia“ (Landsgemeinde aller Schweden) zu Upsala erneuerten die heidnischen Schweden unter ihrem Befehlssprecher Thorgny den sogenannten „Friggäfrid“ und zugleich ein Gesetz,

daß der bisherige Götzendienst in Geltung bleiben sollte. König Olaf Schötkönig, welcher von der Wahrheit des Christenthums überzeugt war, wagte, wie es scheint, keinen offenen Kampf gegen den ihm hiermit auferlegten Gewissenszwang, verlegte aber, um die Macht der heidnischen Ueberlieferungen zu brechen, seinen Königssitz von Alt-Upsala, der berühmtesten Opferstätte des Landes, nach Stara, am Südufer des Wenersees, wo das Christenthum ungehindert sich ausbreitete. Die Hauptstütze desselben ward um den Anfang des 11. Jahrhunderts ein englischer Missionsbischof Siegfried (von den norwegisch-isländischen Berichten Sigurdr genannt), über den aber die geschichtlichen Nachrichten und Legenden sehr auseinandergehen. Allgemein wird ihm jedoch der Name eines Heiligen beigelegt und die Verkündigung des Christenthums in Nordschweden zugeschrieben. Drei junge Männer, die ihn begleiteten, Winaman, Unaman und Sunaman, fielen unter dem Schwerte der Heiden und wurden später als Martyrer verehrt. „Sanct Siegfried hatte“, so erzählt die Legende, „in seiner Gestalt etwas Majestätisches und Ehrfurchtgebietendes, was dem Volke Zurückhaltung einflößte und ihn bei den damaligen Verfolgungen und Aufständen gegen das Christenthum beschützte. Während seiner Wanderung von Östrabo nach Stara, wo nunmehr der Hauptsitz des Königs war, predigte Siegfried überall, wo er hinkam, das Evangelium und taufte viele. Als er aber die Grenze von Vester götland überschritt, zog ihm das Volk mit großem Jubel entgegen, da es mit dem christlichen Glauben schon bekannt war und nun bloß noch nach dem Geschenke der heiligen Taufe verlangte.“ Er war der erste, der sich Mühe gab, die Sklaverei abzuschaffen, indem er Geschenke des Königs nur dazu verwandte, Hörige freizukaufen. Er durchwanderte einen großen Theil von Schweden selbst, bis in den Norden hinauf; seine Begleiter und Freunde aber, Walfried, St. Eskil, St. David, St. Stephan, sämmtlich Engländer, setzten das Werk fort und gewannen Södermanland, Nerike, Westmanland, Helsingland und andere Landschaften bleibend für das Christenthum. Da lebte die Erinnerung an sie, namentlich an die hl. Siegfried und Stephan, auch nach der Reformation noch im Volke fort. Das Fest des erstern, „Siffermessan“, am 15. Februar blieb noch lange ein heiliger Tag, nach dem die Bauern rechneten.

Vom hl. Stephan aber erzählten sie sich noch, er sei einst gen Jemtland geritten bis an die norwegische Grenze und habe da einen Runenstein errichtet mit der folgenden Prophezeiung über Schwedens einstige Verwüstung:

Wenn die Schweden annehmen russischen Brauch,
Und des Landes Ehre geht auf in Rauch:
Dann steht noch der Stein im Grünen Thal.

Wenn die Kirchen werden zu Kerlern gemacht,
Kein freundlich Licht mehr zur Messe lacht:
Dann steht noch der Stein im Grünen Thal.

Aussicht von der Kirche zu Frösön.

Wenn Schälke und Buben gedeih'n,
Ehrliche Leute verbannt werden sein:
Dann steht noch der Stein im Grünen Thal.

Wenn die Priester keinen Dienst mehr feiern,
Die Bauern werden zu Ungeheuern:
Dann liegt kopfüber der Stein im Grünen Thal.

Der lutherische Pastor, den wir besuchten, wußte uns leider weder über diese alten Volksüberlieferungen, noch über die Gräber und Inschriften der Kirche nähern Aufschluß zu geben. Er erwartete eben einen Reiseprediger, der für eine Mission collectiren wollte, und lud uns ein, der Predigt beizuwohnen. Wir dankten. Während ein abgerissenes Geläute aus dem Glockstapel hervor die Ankunft des Predigers verkündete, genossen wir noch einige Zeit die unergleichen Aussicht über den See. Da lag er in seiner ganzen Breite da, mit seinen weit in die Ferne sich dehrenden Armen, mit den dunkeln, waldgekrönten Inseln, den schimmernden Inselstraßen dazwischen, den ineinander sich wirrenden Vorgebirgen und Buchten. Die nächsten Waldufer spiegelten sich mit ihren freundlichen Höfen in der schimmernden Fläche; dahinter breiteten sich weite Felder, auf denen die Ernte schon gehalten war, grünende Wiesen und düstere Wälder, die in weiter Ferne mit den bläulichen Hügeln zusammenfloßen. Etwa zwölf Ortschaften mit ihren Kirchen ließen sich deutlich erkennen. Nach Westen und Nordwesten dehnte sich das schwedisch-norwegische Hochland in dunkeln, langgestreckten Bergzügen, zum Theil mit Schnee bedeckt und von Wolken eingehüllt. Die Kuppe des Areskutan war nicht genau zu unterscheiden.

Das gesammte Bild hatte schon das Melancholische einer Herbstlandschaft. So erhaben wie die Bergscenerie an den großen norwegischen Fjorden kann es auch am schönsten Sommertag nicht sein; aber es hat immerhin etwas Großartiges, wie man es in Südschweden nicht mehr trifft. Tegnér hat es in einem „Sang für Jemtlands Fjeldjäger“ gefeiert, welches offenbar „Lützow's wilder, verwegener Jagd“ nachgedichtet ist.

Es rührt sich, es raschelt im Waldesdicht,
Es brauset wie rauschende Wogen,
Die Flinten blißen im Laube so licht,
Es grinset der Tod mit grimmem Gesicht,
Er hat seine Kette gezogen;
Von Posten zu Posten es knackt und knacht:
Das sind die Schweden, das ist Jemtlands Jagd!

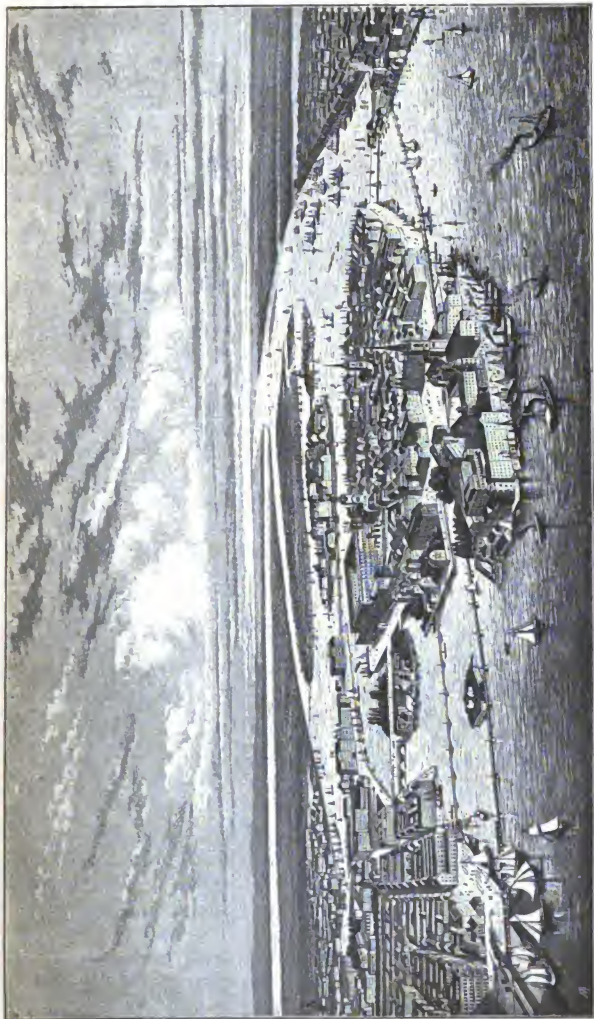
Wir jagen, wie Bären im Norden kalt,
Wie die Löwen jagen im Süden.
Doch ihre Jagd ist vergessen bald,
Unser Wildpret ist des Frevlers Gestalt,
Der gesündigt an Schwedens Frieden.
Für Schwedens Ehre, für Schwedens Macht
Ueber Berg und Thal schallt Jemtlands Jagd!

Schweden im Winterkleid.

Spar dir das Fliehen! Falle mit Muth,
Du Feind von Ost und von Süden!
Der Schneeschuh trägt die Eilenden gut,
Im Ziel bald die sichere Kugel ruht, —
Du wirst umsonst dich ermüden!
Denn keinem länger die Sonne tagt,
Der auf Schußweit' naht der Jemtlands-Jagd!

Ruht friedlich, ihr Hütten, im nächtlichen Grund,
Ihr Berge, ihr weißen und grauen;
Bekrönt vom schimmernden Sternenrund,
Blick freudig zum Himmel, du lieblicher Sund,
Storjjö, mit dem Auge, dem blauen.
Für der Väter Gräber, für euch hält Wacht
Der wadere Schwede, Jemtlands Jagd!

Als wir aber des andern Morgens zur Station gingen, war über Nacht Östersund und das ganze Gestade des Storjjö eingeschneit, und in dichten Flocken wirbelte der Schnee weiter den ganzen lieben Tag. Zwölf Stunden lang fuhren wir durch das weite ebene Schneefeld, nur da und dort von langgestreckten dunkeln Nadelwäldern und melancholischen Seen begrenzt. Es war der vollständigste Winter — und doch hatte der October kaum begonnen



Stockholm.

ALBINO
UNIVERSITY
LIBRARY

18. Stockholm.

Wie die Westküste, so ist auch die Ostküste der skandinavischen Halbinsel von einem Kranze zahlloser Inseln umgürtet, welche theils in dichten Schaaren ihre Fjorde und Buchten umlagern, theils in langen Ketten längs des Ufers laufen, bei den Ålandsinseln aber nahezu eine Inselbrücke nach Finnland hinüber schlagen. Etwas südlich von dieser Stelle, dem Eingang des Finnischen Meerbusens gegenüber, drängt sich eine tiefere Bucht der Ostsee ins Land hinein und berührt bei einer Felsinsel einen der größten Seen von Schweden, den Mälarsee, welcher, sich vielarmig nach Westen hinstreckend, die Wasserstraße bis in das Herz des Landes hinein fortsetzt und über 1200 Inseln auf seiner Spiegelfläche trägt. An dem Punkt, wo die beiden Inselssysteme sich treffen, liegt Stockholm. Es ist nicht ins Wasser selbst gebaut, wie Venedig; es ruht nicht auf Dünen sand, wie Amsterdam; es entwickelt sich nicht an einem großen Strom, wie London und Petersburg; es ist auch keine bloße Meerstadt, wie Lissabon, Genua und Neapel. Zwischen Meer und Binnensee, zwischen Tausenden von Eilanden erhebt es sich auf Inseln und Vorgebirgen, auf granitnem Felsengrunde, von der Natur selbst mit dem Zauber einer Inselstadt ausgezeichnet und als Warte für Meer, See und Land hingestellt. Das Meer ist in seiner Nähe schon zum ruhigen, breiten Strom geworden, der See erweitert sich bald zum vielarmigen, inselreichen Fjord. Waldgekrönte Felsbühl umsäumen das malerische Labyrinth der hundert sich kreuzenden Wasserstraßen, und an dem engsten Kreuzungspunkte hat menschlicher Fleiß eine Stadt hingebaut, die durch den Glanz ihrer Paläste und Denkmäler mit den prächtigsten Städten der Neuzeit sich messen kann.

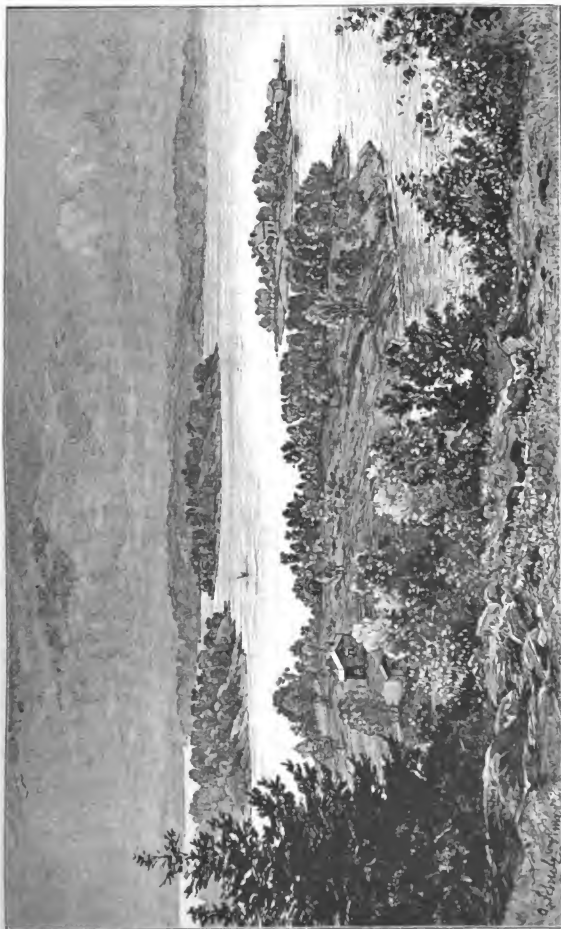
Den Kern der Stadt bildet die Insel Staden, 700 m lang und 600 m breit. Westlich von ihr, nur durch eine enge Bracht getrennt, liegt eine kleinere eiförmige Insel, Riddarholm; nördlich eine ähnliche, Helgeandsholm (Heilig-Geist-Insel), nach einem frühern Hospital so genannt. Wieder nur eine schmale Straße, Norrström, scheidet diese von dem Gestade des Festlandes, an dem sich der schönere Theil der neuern Stadt, Norrmalm, entwickelt. Die weitere Ausbreitung derselben nach Osten hin wird Ladugårdsland genannt, diejenige nach Westen Kungsholm, während die Mitte des nördlichen Stadttheils den Namen Norrmalm bewahrt.

Ein nicht viel breiterer Wasserarm scheidet die Insel Staden aber auch von einem südlichen Theil des Festlandes, und hier hat sich gewissermaßen eine dritte Stadt gebildet — Södermalm, die Südstadt, weit ausgebehnter als die beiden übrigen, aber lange nicht so reich und schön, bis auf eine geringe Strecke wieder von Wasserstraßen umgeben, fast einer größern Insel gleich.

Wo Norrmalm, die Heilig-Geist-Insel, Staden und Södermalm am nächsten zusammentreffen, nur durch drei schmale Kanäle getheilt, da ist die Grenze des Mälarsees gegen die Saltjö oder das Meer, so daß der westliche Theil der Stadt den Mälarsee umrahmt, der östliche einen Arm der See. In beiden liegen aber schon ganz nahe Inseln, die noch zur Stadt gehören: im Mälarsee die größeren Inseln Kungsholm und Långholm, in der Saltjö die kleineren Inseln Steppsholm und Kastellholm, die hinwieder nur durch eine schmale Meerstraße von einem größern Eiland getrennt sind, dem großen Vergnügungspflanze der Stadt, dem königlichen Djurgården (Thiergarten). Nach Osten wie nach Westen folgt dann ein Gewirr von Inseln, Kanälen, Buchten und Vorgebirgen, das dem Blicke unererschöpflichen Genuß gewährt, das sich aber nicht mehr beschreiben läßt. Von welcher Seite die Ansicht eine schönere ist, das ist schwer zu sagen.

Einen bedeutsamen Mittelpunkt erhält das Stadtbild übrigens nach allen Seiten hin an dem königlichen Schlosse, einem imposanten, weitläufigen Palaste, der von der Höhe der Insel Staden aus, also ungefähr im wirklichen Centrum der gesammten Stadt, majestätisch auf das Labyrinth von Häusern und Straßen, Inseln und Kanälen, Wagen und Schiffen, Bäumen und Felsen und auf das noch buntere Menschengewimmel herniedererschaut. Denn die Stadt heherbergt etwa 235 000 Einwohner. Während des Sommers aber ist nicht bloß viel Fremdenzug, ein großer Theil der Bevölkerung, der Reichen wie auch der weniger Bemittelten, bezieht dann Landhäuser auf den umliegenden Inseln, und während Handel und Schifffahrt im großen Stile blühen, durchfurchen zugleich unzählige kleine Dampfer, Boote und Rähne die Wasser des Mälars und der Salzsee, um die eigentliche Stadt mit ihrem erweiterten Umkreise in Verbindung zu setzen. Der Vergnügungen im Thiergarten ist dann kein Ende; Lustfahrt reiht sich an Lustfahrt, und die langen hellen Abende, die fast die Nacht verdrängen, verleihen der Landschaft einen Zauber, den man im Süden nicht kennt.

Der Genuß dieses Schauspiels schien uns vollständig versagt zu sein, als wir, im Schnee und beständig von neuem Schnee umweht, aus den Bergen von Jemtland nach Bollnäs fuhren, wo der Zug abends 8½ Uhr hielt, um erst am andern Morgen gegen 7 Uhr wieder weiter zu fahren. Es war böslig Winter, und ich versuchte mich darum mit dem Gedanken zu verjöhnen, daß eigentlich auch eine Winterfahrt im Norden ihr eigenthümliches Interesse habe. Schon am andern Morgen kehrte indes der Herbst zurück. Der erste Schnee war bei warmem Wind während der Nacht ge-



#Hälsfr.

schmolzen. Bei hellem Sonnenschein fuhren wir weiter nach Storbil. Ansehnliche Felder grünteu schon von der weitgediehenen Winterjaat, auf anderen wurde noch Hafer geerntet. Die Birken waren schon gelblich, aber noch bei vollem Laub; prächtige Wiesen, lange Fichten- und Föhrenwälder gaben der Landschaft ein noch fast sommerliches Ansehen. Unser Waggon war mit Bauern besetzt, meist kräftigen, stämmigen Leuten, die den ganzen Weg lustig plauderten und sangen, aßen und tranken. Sie hatten unerschöpfliche Vorräthe bei sich und einen ebenso unerschöpflichen Appetit. Ein Jude, der mit im Coupé war, nahm ein Köfferchen hervor, das mit Uhren und Uhrketten gefüllt war, nestelte darin herum, packte ein und aus, verglich die Uhrketten mit Kennerblick, notirte und hatte mit diesen kleinen Künsten bald die Bauern auf seinem Markt. Der eine tauschte eine schwere, solide Silberuhrkette gegen eine leichtere, elegantere ein und gab noch Aufgeld, obgleich mir die seine von besserem Stoff zu sein schien. Der andere kaufte sich eine Uhr, und wieder andere markteten und feilschten wenigstens mit dem Juden herum. Allüberall an den Stationen herrschte reges Leben. Bei Storbil erreicht man dann das große Eisenbahnhetz, das Südschweden nach allen Richtungen hin durchkreuzt. Nach dem Vottnischen Busen, der mehrere Monate des Jahres wegen des Eises unbefahrbar ist, gehen bis jetzt sechs Nebenlinien von der großen Nordbahn ab, nach Hernösand, nach Sundsvall, nach Hudiksvall, nach Söderhamn und zwei nach Gefle. Die Hauptbahn nähert sich dem Vottnischen Meer bis auf einige 30 km und durchschneidet ein zwar ziemlich einförmiges, aber theilweise recht fruchtbares Flachland. In Sala, das durch Silber- und Bleibergwerke berühmt ist, wurde Mittag gehalten. Etwas nach 3 Uhr erreichten wir Upsala, und um 5 Uhr trafen wir in Stockholm ein.

So spät es schon im Jahre war, so befriedigte die Stadt doch nicht bloß die Erwartungen, welche ich von ihr hegte, sondern übertraf sie noch in mancher Hinsicht. Durch die Lage selbst ist für Abwechslung gesorgt, und man kann bei jedem Spaziergang leicht wieder eine neue, überraschende Aussicht gewinnen.

Eine sehr alte Stadt ist Stockholm eigentlich nicht. Die erste schwedische Dynastie hauste in Upsala, in einem der Haupt- und Stammsitze des nordischen Heidenthums. In den „Hochfälen“ seiner Tempel — das bedeutet der Name Upsala — lokalifirte sich die altnordische Mythologie. Da thronte Odin, dann Riord, dann Frey, dessen Sohn, mit einem andern Namen auch Yngve genannt, der Stammvater der Ynglinger, des ältesten schwedischen Königsgeschlechtes. Da gingen die Sagen des alten Götterstaates in jene der ältesten Königsherrschaft über. Als König Olaf Erikson das Christenthum annahm, zog er nach Stara hinüber und legte dann Sigtuna an, das zwischen Upsala und Stockholm liegt und sich bald zu einer der prächtigsten Städte des Landes entwickelte. Erst als 1187 Sigtuna von finnischen Seeräubern zerstört

worden war, wurde die kleine Insel Staden, welche heute den Kern von Stockholm ausmacht, zum Schutze gegen ähnliche räuberische Ueberfälle befestigt. Die älteste Reimchronik, welche sieben Städte am Mälarsee aufzählt, bezeichnet Stockholm als das Schloß (lås) desselben. Die Einfälle der Finnen waren so häufig und fürchtbar, daß noch 1259 eine päpstliche Bulle Alexanders IV. zum Kreuzzug wider sie aufforderte. Auf einem solchen Kreuzzug war es, daß nach dem Tode des Königs Erich Erichson (1250) Waldemar, der zehnjährige Sohn des mächtigen Jarls Birger, vom Heere zum König ausgerufen wurde und mit ihm ein neues Königsgeschlecht, die Folkunger, den Thron bestieg. Thatsächlich führte nun der Jarl Birger selbst, der angesehenste Mann, das Scepter in Schweden, bis zu seinem Tode im Jahre 1266. Er befestigte Stockholm 1260 von neuem gegen die Finnen, erbaute dajelbst einen 75 Ellen hohen Thurm und erwählte ihn zur Königsburg. Birger Jarl gilt darum als der eigentliche Begründer der Königsstadt und hat als solcher auf Riddarholm ein sehr schönes, geschmackvolles Denkmal erhalten. Die Bürgerschaft hat es ihm gesetzt.

Da, mitten auf der Insel, thront er in Bronze auf hohem Postament, zwischen den stattlichen Gebäuden des Reichstages, des Hofgerichtes, des Reichsarchivs und der Riddarholmskirche, dem Grabmausoleum der schwedischen Herrscher. Wie anderswo, so ruht auch hier die Macht und Herrlichkeit der Stadt auf der Thatkraft, dem Rittersinn und dem Unternehmungsgeist des Mittelalters. Birger Jarl hat drüben auf Staden den Finnen seinen gewaltigen Thurm entgegengestellt und diese mächtige Warte zur königlichen Burg gemacht. Ein Geschlecht um das andere hat diese Burg erweitert, verschönert und nach schweren Unglücksfällen erneuert, bis sie schließlich zu dem prächtigen Palaste ward. Wo jetzt der schwedische Reichstag seine Sitzungen hält, stand früher ein Franziskanerkloster, und die Riddarholmskirche, wo die Könige begraben sind, war die Kirche der Grauen Brüder. Kirche und Kloster sind von einem der tüchtigsten alten Könige gestiftet, einem Sohn Birgers, Magnus, der den seltsamen Beinamen „Scheunenschloß“ führt. Er machte es nämlich nicht, wie so viele andere Fürsten jener Zeit, welche den Bauern die Scheunen erbrachen oder durch Schatzung plünderten: er sorgte durch seine friedliche, weise Verwaltung, daß die Scheunen geschlossen blieben und sich füllten. „Und ist dieser Name Ladulås“, sagt darum der schwedische Chronist Olaus Petri, „ein ehrlicher Name, und hat König Magnus mehr Ehre und Preis davon, als wenn er Römischer Kaiser genannt würde. Denn es gibt nicht viele in der Welt, die man ‚Scheunenschloß‘ nennen kann; die ‚Scheunentreter‘ sind in der Welt allzeit allgemeiner verbreitet gewesen.“ Fünf Klöster stiftete der wadere König, den auch die protestantische Geschichtschreibung als eine Zierde des schwedischen Thrones gelten läßt. In einem der Klöster, in der Gruft von Riddarholm, wählte er sich selbst seine letzte Ruhestätte, mit dem Wunsche: att hans

minne ej måtte förgä med klockljudet öfver hans graf (daß sein Andenken nicht vergehen möchte mit dem Glockengeläute über seinem Grab).

Sein Wunsch ist nicht unerfüllt geblieben. Von dem Jahre 1290, wo König Magnus Ladulås starb, haben die Franziskaner sein Grab treu in Ehren gehalten, bis der Sturm der Glaubensstrennung die Betenden davon vertrieb. Noch vor Ende des 16. Jahrhunderts erneuerte König Johann III. sein Andenken durch ein neues Ehrengabmal am Hochaltar, wie auch das des Königs Karl VIII. Knutson, der von 1448—1470 in Schweden regierte. König Johann selbst und Gustav Wasa wurden im Dome zu Upsala bestattet. Dagegen erhielten die folgenden Könige von Gustav Adolf an ihre letzte Ruhestätte in den Grabkapellen der Riddarholmskirche. Man hat hier einigermaßen die ganze neuere Geschichte Schwedens beisammen, und wem es um einen historischen Spaziergang zu thun ist, der wird solchen am besten von den Grabkapellen von Riddarholm aus beginnen.

In dem sogen. Gustavianska Grafkoret ruht zunächst Gustavus Adolphus Magnus, wie die Inschrift lautet, von dem einst protestantische Dichter erwarteten, er werde als ein zweiter Alexander Magnus eine evangelische Weltmonarchie über den Trümmern des Papstthums errichten, der das nun zwar nicht zu Stande brachte, aber doch ein ansehnliches Stück Deutschland zertreten und ausgeraubt hat und seither mit seinem Namen herhalten mußte, um einen unverföhnlichen Kleinrieg gegen die katholische Kirche bis auf den heutigen Tag zu nähren, anzufachen und zu verherrlichen. In der untern Gruft dieser Kapelle ruht seine Gemahlin Eleonora von Brandenburg, ferner die Könige Adolf Frederik († 1771), Gustav III. († 1792), Karl XIII. († 1818).

Dieser Grabkapelle gegenüber liegt die karolinische (Karolinska Grafkoret), deren Hauptheld, der romantische, heldenhafte Karl XII., für uns Katholiken keine so unangenehmen Erinnerungen hinterlassen hat. Seine Heldenthaten, die ich zuerst in der Schule kennen lernte und von dem Französischen ins Deutsche übersetzen mußte, sind mir allerdings oft sauer genug geworden; doch gefiel mir der unbändige, wilde Rede, der in dem Alter, in welchem man allenfalls für die Universität reis erklärt wird, schon Könige, Czaren und Sultane, ja halb Europa in Aufruhr brachte und sich in einem gewöhnlichen Haus tollkühn gegen die ganze türkische Armee vertheidigte. Eine messingene Löwenhaut mit Krone, Scepter und Schwert schmückt den schwarzen Marmorstein, unter dem er ruht. Polnische, dänische und russische Fahnen hängen darüber. Neben ihm ist seine Schwester Ulrike Eleonora und deren Gemahl Frederik I. begraben, in der Gruft darunter die Könige Karl X. Gustav († 1660) und Karl XI. († 1697) mit deren Gattinnen.

Eine dritte Grabkapelle (Bernadotteska Grafkoret), neben derjenigen Gustav Adolfs, umfängt die Herrscher und Herrscherinnen aus dem Hause Bernadotte. In einem gewaltigen Porphyrarge ruht hier der schlachten-

gewaltige und ebenso staatskluge französische Marschall Joh. Bapt. Julius Bernadotte, den Napoleon 1806 nach der Schlacht von Austerlitz zum Fürsten von Pontecorvo ernannte und den die französische Partei in Schweden dann 1810 zum schwedischen Kronprinzen erwählte, von 1818 an bis 1844 König von Schweden und Norwegen. Neben ihm ist Desideria Clerj beflattet, jene Kaufmannstochter aus Marseille, durch welche er einst der Schwager Joseph Bonaparte's ward, während er sie zur Fürstin und Königin erhob. Da ruht ferner ihr Sohn König Oskar I. (1844—1859) und dessen katholische Gemahlin Josephine von Leuchtenberg; endlich deren Sohn, der letztverlebte König Karl XV. (1859—1871), Maler und Dichter, der Begründer der heutigen Repräsentativ-Verfassung und der Vorkämpfer der skandinavischen Union, deren Gedanke schon unter seinem Vorgänger viele Gemüther lebhaft beschäftigt hatte, dem aber der größere Theil des Landes aus wohl zu rechtfertigenden Gründen abhold blieb.

Die Könige schlummern aber hier nicht allein, auch im Tode noch sind sie von ihrem Adel umgeben: die gräflichen Familien der Lewenhaupt und Wasaborg, der Wachtmeister Fersen und Torstenson haben in den Seitenschiffen der Kirche ihre Gruft gefunden; da ruht auch der Verwüster Deutschlands, der Feldmarschall Johann Banér, und die Wappen der Ritter des Seraphinenordens, welche rings die Wände schmücken, ergänzen die Königsgeschichte noch mit mancher merkwürdigen Erinnerung.

Eine seltsame Versammlung ist es schon: der kühne Schlachtenlöwe Karl XII. und der friedliche Dichter Karl XV., der Klostergründer Magnus Ladulås und der Klosterstürmer Gustav Adolf, der aus der Aufklärung zur Reaction einlenkende Gustav III. und der aus der Revolution zur Monarchie emporgestiegene Marschall Bernadotte, der in Deutschland für den Protestantismus kämpfende „Pfalzgraf“ Karl X. Adolf und die katholische Königin Josephine, durch deren Einfluß sich die alte Kirche wieder in Schweden zu regen begann.

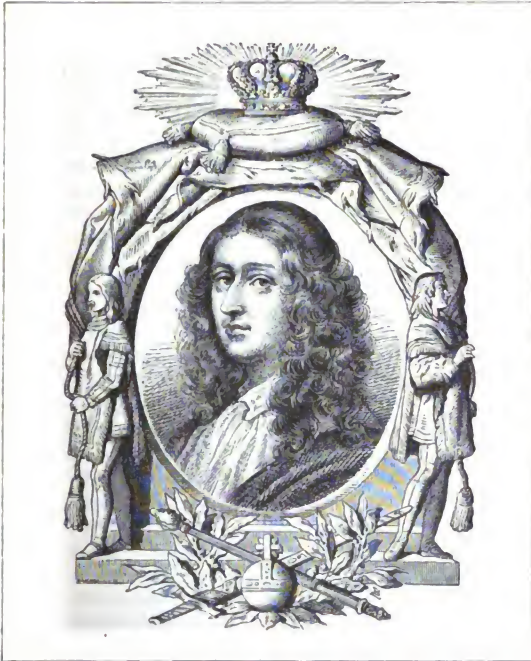
Zwei merkwürdige Häupter fehlen: Christine, welche dem Throne und Reiche ihrer Väter entsagte, um in den Schoß der katholischen Kirche zurückzutreten, und welche nun im Petersdome zu Rom ruht, und der unglückliche König Gustav IV. Adolf, welcher durch die meuchlerische Kugel Antarkströms noch als Knabe seines Vaters beraubt ward, als junger Regent in die Kämpfe der Revolutionszeit hineingerissen, in wenig Jahren Wismar, Pommern und Finnland verlor, von einer Soldatenverschwörung gefangen genommen und von den Ständen abgesetzt, als armer, verschollener Fremdling (1837) in St. Gallen starb, während Marschall Bernadotte auf dem Throne Gustav Adolfs waltete. Einer der bedeutendsten Dichter Schwedens, W. Bötticher, der Uebersetzer Dante's, Tasso's und Uhlands, hat dem „Fremdling in St. Gallen“ folgende Elegie geweiht, welche zwar von den wirklichen Umständen der Geschichte sehr sonderbar abgeht, aber als versöhnende Stimme über einen unglücklichen Fürsten etwas Schönes und Rührendes hat.

Der letzte König aus dem Hause Wasa.

Bei St. Gallen still im Garten an der Goldach hellem Dach
Ruht ein Wanderer, schwach zum Tode, unter grünem Lindendach.

Müde sinkt sein Scheitel nieder, sterbensfahl die Wange bleicht,
Und sein Blick, erlöschend, traurig um die nahen Hügel schleicht.

Keinen Freund hat er gefunden auf der Irrfahrt langem Flug,
Raum ein Dach, sich zu verstecken — er, der einst die Krone trug.



Königin Christina von Schweden.

Städte nennt' er fein und Reiche, jetzt nicht mal dies kleine Haus:
Den verstoßen, armen Fremdling spottet selbst sein Hauswirth aus.

Schwarze Schatten ihn umjagen, Stockholms Schloß gespenstergrau,
Wechselnd mit holdsel'gen Bildern, sieht wie Gold und Himmelsblau.

Estrahlt ihm dieser Glanz vor Augen, dann umnachtet sich sein Sinn,
Und die hohe Stirne brühtet stumm in wildem Schmerze hin.

Das königliche Schloß zu Stockholm.

Lange ist er schon gewandert, bergend sich in engem Raum,
Keiner kennt ihn mehr als König; ach! er kennt sich selber kaum.

Nur Natur mit klarem Auge ehrt den einst'gen Fürsten noch.
Er, der wie ein Bettler lebte, soll als König sterben doch.

Aus den dichten grünen Aesten Blütenzier die Linde streut,
Die sich um die dünnen Voden wie zur Strahlenkrone reiht.

Auf den Wanderstab, den treuen, scheint die Abendsonne hold,
Hei! als Königszepter blüht er da von reinem, echtem Gold.

Königspurpur um die Schultern ihm die Abendröthe schlingt,
Schau, Welt! es ist ein König, der hier mit dem Tode ringt.

Alpen schimmern, wie dem Knaben Heimathügel einst so froh,
Und der Goldbach Wogen rauschen wie der Mälar bei Norrbro.

In der Sonne letzten Strahlen schaut er noch ein Spiegelbild:
Eine Burg, bewacht von Löwen; drei Goldkronen trägt der Schild.

Rings die Abendglocken tönen. Er entschlummert sanft und leis,
Wie ein echter Nordlandskönig, mit dem Blick auf Schnee und Eis.

Ball war an demselben Abend in dem Schlosse zu Stockholm,
Und die Wache hörte dreimal klopfen an zu Riddarholm.

Während die Kirche von Riddarholm die schwedische Königsgeschichte mit dem düstern Ernste des Grabes umgibt, tritt uns dieselbe auf Staden und besonders in dem majestätischen Schlosse noch mit dem Vollglanz des Lebens entgegen. Von dem alten Thurm, der zu Waldemars Zeit schon 75 Ellen hoch war, von Gustav Wasa um 55 Ellen und von Johann III. noch um 15 erhöht wurde, ist allerdings nichts mehr vorhanden. Kärnan, das Faß, hieß er seiner Gestalt wegen, Tre Kronor von dem Wappenschilde, den er trug. Nachdem er vier Jahrhunderte der Stadt Hort und Zier gewesen, niemals erstürmt, sondern nur durch Umzingelung und Aus-hungerung von Feinden ertrozt, stürzte er 1697 bei dem Brande des neuen Schloßes ein, das Karl XI. daran hatte bauen lassen. Das Schloß mußte darum neu aufgeführt werden und wurde zwar von dem trefflichen Bau-meister Mikodemus Tessin sofort wieder begonnen, aber wegen Kriegsnöthen und anderer Schwierigkeiten erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vollendet. Es ruht jetzt auf einem Felsbügel, der nach der Nordseite ziemlich steil abfällt, nach der Südseite dagegen noch dem ansehnlichen Schloßplatz (Stottsbaden) Raum gewährt. Seine vier Flügel bilden ein Rechteck, dessen Süd- und Nordflügel 124 m, Ost- und Westflügel dagegen 116 m lang sind. Es hat außer dem hohen Erdgeschoß und dem Zwischengeschö ß zwei große Hauptstockwerke, von einer niedrigen Balustrade mit flachem Dache gekrönt. Der bauliche Schmuck, im italienischen Renaissancestil, ist sehr knapp gehalten. Manchen gefällt das, wie auch das flache Dach und der Mangel an Thürmen, nicht; aber unläugbar macht der ganze Bau einen

imposanten, wahrhaft königlichen Eindruck, besonders von der Nordseite her, wo breite Terrassen, mit zwei Bronze-Löwen geschmückt, den Felskügel, der deshalb der Löwenhügel heißt (Lejonbacken), hinaufführen. Gerade auf die Mitte des Schlosses hin mündet von dem Gustav-Adolfs-Platz der Nordstadt her die prachtvolle Norrbro, von der wieder große Steintreppen zu dem Strömparterre, einem reizenden Restaurant-Garten, hinabführen. Von der Brücke breitet sich eine der schönsten Ansichten der Stadt aus. Unmittelbar vor sich hat man den gewaltigen Königspalast; westwärts öffnet sich der Mälarsee und ragt über stattlichen Gebäuden der spitze Thurm der Riddarholmskirche empor. Am Gustav-Adolfs-Platz steht das Palais des Erbprinzen und ihm gegenüber das große königliche Theater, in welchem Gustav III. von Ankarström erschossen wurde. Weiter ostwärts zeigt sich an der Saltjö das ungeheure neue Centralhotel, das prächtige Nationalmuseum und die Insel Steppsholm, auf welcher zwischen Kasernen die Karl-Johann-Kyrka sich zeigt. Das herrliche Stadtbild hat schon Tegnéer entzückt, und er hat es kurz in einem Stammbuchblatt an C. A. Hagberg gezeichnet:

Steig' auf Norrbro! Sieh deiner Jugend Bild:
 Den Norrström, der die frischen Wogen mischt
 Mit Meeresalz, wie deine Jugend knüpft
 Der Kindheit Spiel schon mit des Mannes Sorgen.
 Wie prächtig spiegelt nicht im Strom sich ab
 Thurm, Heldenbilder, Schloß und Sängertempel
 Und in der Glut des Abends Riddarholm,
 Wo Schwedens Ehre unter Marmor schlummert! —
 Doch an dem Strand wohnt der Verführung Reiz.
 Und wie er weiter segelt, immer weiter,
 Der Sturmwind wächst, die Wogen höher geh'n;
 Wie sehnt sich nicht der Müde rasch zurück
 Zu stillen Buchten, grünen Mälar-Inseln,
 Zur Friedensrast am tanngekrönten Strand!
 Doch das ist unnütz. Denn er muß voraus,
 Er muß die Bitterkeit des Meeres kosten —
 Steig' auf Norrbro! Sieh deiner Jugend Bild!

Da die königliche Familie in Stockholm anwesend war, so konnten wir im Innern des Schlosses nur die sogen. Festivitetsväning ansehen, d. h. die prächtigen Säle, welche früher Karl XIV. Johann bewohnte und die jetzt nur zur Repräsentation und zu Festen, auch gelegentlich zum Empfang hoher fürstlicher Gäste dienen. Es entfaltet hier sich eine wahrhaft königliche Pracht. Den Glanzpunkt bildet der große Festsaal, von seinem weißen Stuccaturschmuck das Weiße Meer, Hvita Hafvet genannt, 41 m lang und 35 m breit; dann der rothe Salon mit Deckengemälden, die sich auf Karl XII. beziehen, und die große Galerie, die zum Weißen Meere führt. Auch der Leibtrabanten-saal, der Concertsaal und das große Audienz-zimmer haben ihr

Interesse. Am merkwürdigsten aber war mir das Arbeits- und Sterbezimmer Karl Johanns, wie man sagt, im selben Zustande und mit derselben Ausstattung, wie er es 1844 verließ. Das Arbeitszimmer war für die damalige Zeit vornehm und elegant — gegenwärtig ist ja der Comfort ins Unendliche gesteigert —, aber es zeigte mit seinen Schreibtischen, Bücher-schränken, Karten, Büchern und Broschüren den unermüdlischen Krieger und Politiker, der mit ganzer Seele seinem hohen Berufe sich widmete und es wohl verdient hat, daß die Schweden ihn wie einen Sohn ihres Landes liebten und verehrten.

Von den Sälen im untern Stock durften wir den Staatsraths-Saal, den Reichssaal, in welchem die Eröffnung der Kammern stattfindet, und den Seraphinensaal, den Kapitelsaal des höchsten schwedischen Ordens, sehen. Der letztere veranlaßte mich beinahe, unser Incognito zu brechen. Denn alle vier Wände trugen auf weißem Grunde unzähligemal den goldenen Namenszug des Erlösers, wie ihn die Gesellschaft Jesu als Siegel führt. „Das ist ja unser Saal!“ hätte ich beinahe gerufen, besann mich aber doch noch und freute mich dann im stillen, daß der höchste Orden Schwedens wenigstens dieses ehrwürdige Zeichen des Jesuitismus an sich gerissen und bewahrt hat. Es ist, auch rein menschlich betrachtet, doch der erhabenste Namenszug, den die Menschheit aufzuweisen hat, und alle Aufklärerei der letzten zwei Jahrhunderte hat nicht vermocht, ihn auch nur aus dem profanen Leben zu entfernen.

An Kirchen besitzt Stockholm nichts, was sich mit den Domen von Thronbjem, Upsala und Lund vergleichen ließe. Diese drei Städte waren eben einst die großen kirchlichen Mittelpunkte der Halbinsel, Stockholm nur königliche Residenz. Das schönste kirchliche Bauwerk ist noch die gotische Riddarholm-Kyrka mit ihrem 90 m hohen Thurm, den ein durchbrochener, gußeiserner Helm krönt; sie wird aber nicht mehr zum Gottesdienst gebraucht. Die Hauptkirche der Altstadt, die sogen. Storkyrka auf dem Slottsbaden, nördlich vom Schloß, wurde zwar schon 1264 von Birger Jarl gestiftet, ist aber im vorigen Jahrhundert völlig neu umgebaut worden und hat dabei zu ihren fünf Schiffen einen nichts weniger als schönen Thurm erhalten. Die Deutsche Kirche (Tyska Kyrka), eine Stiftung deutscher Kaufleute, die ebenfalls auf Staden liegt, stammt aus dem 17. Jahrhundert und wurde, da sie kürzlich von einem Brande beschädigt worden war, eben restaurirt. Ganz unbedeutend ist die Finska Kyrka auf Staden, ein recht hübscher Renaissancebau dagegen die Katharinenkirche der Südstadt. Die Adolfs-Frederiks-Kirche, in welcher anfänglich Cartesius begraben war und noch jetzt ein Grabmal hat, die Klarakirche, in welcher der Dichter Bellmann seine letzte Ruhestätte gefunden, die Hedwig-Eleonora-Kirche, die St.-Johannis- und die St.-Jakobs-Kirche, sämmtlich in der Nordstadt, sowie die Ulrike-Eleonora-Kirche auf Kungsholm und die Marienkirche der Südstadt sind zwar nicht besonders schön oder groß, haben aber wenigstens den Vortheil,

mitten in freundlichen Squares oder an baumbepflanzten freien Plätzen zu stehen und so die sonst einförmigen Häuserreihen angenehm zu unterbrechen. Sehr malerisch nimmt sich die Karl-Johann-Kirche auf der Insel Steppsholm aus, die Blasieholm-Kirche dagegen in dem gleichnamigen Stadttheil ist von anderen Gebäuden verdeckt. Alle diese Kirchen sind gut gehalten, gefällig, bequem eingerichtet und besitzen mancherlei Schmuck an Altar, Kanzel, Gemälden, Orgel, Decorationen. Wie der Lutheranismus noch einen Rest der alten Liturgie mit sich aus dem Vaterhause genommen, so gewährt er auch der kirchlichen Kunst noch einigen, wenn auch sehr beschränkten Raum. Ein rechtes, freudiges Leben pulst darin freilich nicht. Schwedens beste Künstler — die Maler und Bildhauer wie die Architekten — haben sich fast ausnahmslos dem Weltlichen zugewandt, und die Götter des Olymp und der Edda, die vaterländischen Helden und Könige, ja selbst das moderne Genre erfreuen sich größerer Beliebtheit und zahlreicherer Huldigungen, als die alt- und neutestamentliche Geschichte.

Eine englische und eine russische Kirche befinden sich am östlichen Ende der Nordstadt, eine kleine katholische dagegen ziemlich im Kerne der Stadt, an der Norra Smedjegatan, nicht so fern von dem Gustav-Adolfs-Torg, wo das mächtige Reiterstandbild des vielgefeierten Schlachtenhelden, unten umgeben von den Medaillons der Feldherren Torstenson, Wrangel, Banér und Königsmark, der katholischen Kirche für immer den Eintritt in sein Reich zu verbieten schien. Es wurde 1777 gegossen, 1796 aufgestellt. Doch gerade um jene Zeit begann die Revolution schon an all den Bollwerken zu rütteln, hinter denen die alte protestantische Orthodoxie sich sowohl gegen die Fortschritte des menschlichen Geistes wie gegen den milden und wohlthätigen Einfluß der katholischen Kirche abgesperrt hatte. Auch für Schweden dämmerte der Tag heran, wo man nicht mehr jeden Katholiken für ein Monstrum und jeden Priester für eine Reichsgefahr ansah. Freilich mußte Marschall Bernadotte, ehe Karl XIII. ihn als schwedischen Kronprinzen adoptiren durfte, am 19. October 1810 zu Helsingör förmlich zum Lutheranismus übertreten; als indes zwölf Jahre später sein Sohn Oskar sich mit der katholischen Herzogin Josephine von Leuchtenberg vermählen wollte, wurde eine solche Bedingung nicht mehr gestellt. Die neue Kronprinzessin und künftige Königin durfte katholisch bleiben, ja sogar einen katholischen Priester und Beichtvater mit nach Stockholm bringen. Ihre gewinnende Erscheinung verjöhnte jung und alt, und selbst Bischof Tegnér bewillkommnete das kronprinzliche Paar 1823 mit den herzlichsten Segenswünschen:

O Gott, zu dem sich unsre Väter wandten,
In dem sie unsres Nordens Rettung fanden,
Halt segnend deine Hand ob Stadt und Landen!
Heil sei dem König, Glück dem Land gewährt,
Der Sturm von uns gebannt, der um die Erde fährt!

König Oskar I. und Königin Josephine.

Der Thron der Karolinger, Odins Erbe,
In Oskars Namen neuen Glanz erwerbe.
Und Glück, das nimmer wankt, nimmer sterbe!
Dem Wunderstrahl der Mittnachtssonne gleich
Daß leuchten seine Stirn', die Krone und sein Reich

Daß Rosen mit den Glanz der Krone heben,
Vergißmeinnicht den Lorbeer traute umweben,
Eint sich mit Oskars Josephine's Leben;
Blauäugig, licht und rosig schwebt sie hin,
Gleichwie im Mondenglanz die Elfenkönigin.

In Schwedens Sälen walte Licht und Frieden,
Glück sei den ärmsten Hütten auch beschieden!
Und naht der Kampf, den zögernd wir gemieden,
Umbrausen seine Wogen unsern Strand,
Dann breite Gott um Fürst und Volk die treue Hand!

Noch als Kronprinzessin in den Jahren 1836 und 1837 erwirkte Josephine den Bau einer katholischen Kirche in Stockholm, der ersten, welche seit der Glaubensstrennung in Schweden gebaut wurde, und trug zu derselben mit fürstlicher Freigebigkeit bei. Einen Thurm erhielt das Gotteshaus nicht. Es macht sich auch im Aeußern sonst kaum als Kirche bemerklich. Wahrscheinlich wollte man die nicht völlig überwundenen Vorurtheile der Lutheraner schonen. Denn König Oskar war zwar beim Volke seiner freisinnigen Ansichten wegen sehr beliebt, aber bei der lutherischen Geistlichkeit eben deswegen nicht sonderlich gut angeschrieben. Das Innere der Kirche aber ist in seinem Renaissancestil überaus reich und geschmackvoll decorirt. Das Altarblatt des Hauptaltars ist eine treffliche Copie von Rafaels „Verkündigung“, in der Größe des Originals von einer schwedischen Malerin ausgeführt, von Sophie Adlersparre, die in Rom convertirte und hier in Stockholm starb. Der eine Seitenaltar ist mit einer schönen „Mariä Verkündigung“ von Heß geschmückt, der andere mit einem hl. Joseph nach Franceschini. In der Vorhalle der Kirche erinnerten mehrere steinerne Denktafeln an die edle Königin, welche bis zu ihrem Tode nicht aufhörte, die katholische Mission in Stockholm aufs freigebigste zu unterstützen, sowie an andere hervorragende Wohltäter der kleinen Kirchengemeinde. Eine davon interessirte mich besonders; sie war dem Neubegründer der schwedischen Mission gewidmet: Lorenz Studach, Bischof von Orthosia i. p. i., apostolischem Vikar von Schweden und Numonier der Königin Josephine.

In diesem Manne verehrte ich nicht bloß einen der verdienstvollsten Pioniere der nordischen Mission und einen sehr vielseitigen Gelehrten, sondern auch den ältesten Jugendfreund und Spielgenossen meines Vaters. Wie oft hat er mir von ihm erzählt, wenn ihn auf einsamen Spaziergängen mein jugendliches Geplauder an seine eigene Jugend erinnerte! Nur um ein Jahr

im Alter verschieden, waren sie miteinander aufgewachsen, hatten zusammen Messe gebient und gespielt, hatten zusammen schon in den Kinderjahren von einem ehrwürdigen emigrierten Priester Französisch und Latein gelernt, waren dann zusammen ans Gymnasium gekommen und an die Universität von Wien gezogen. Da erst gingen die Wege auseinander. Mein Vater widmete sich dem Recht und der Politik. Studach dagegen wandte sich von der Medicin, die er eine Zeitlang studirte, unter dem Einfluß Zacharias Werners bald der Theologie zu, siedelte 1817 nach Landshut über und fand daselbst an Joseph Michael Sailer einen wahrhaft väterlichen Lehrer und Freund. Auf



Koren; Studach, Bischof von Orhosa i. p. i.,
Apost. Vikar von Schweden.

seine Empfehlung wurde er für einige Zeit Hauslehrer in der Familie Friedrich Leopolds von Stolberg, setzte dann aber die theologischen Studien in Landshut fort und wurde 1820 zum Priester geweiht. Wahrscheinlich wieder durch Sailer's Vermittlung erhielt er eine Anstellung als Hausgeistlicher bei dem Herzog Eugen von Leuchtenberg, und als dessen Tochter Josephine 1823 als Gemahlin des Kronprinzen Oskar nach Stockholm zog, folgte er ihrer Einladung, sie als Numonier zu begleiten. Da brachte er denn sein ganzes übriges Leben zu und ward der Neubegründer katholischen Lebens in Schweden und Norwegen.

Nachdem die Gründung einer katholischen Gemeinde in Stockholm gelungen war, baute Studach, von Gregor XVI. zum Hausprälaten und Protonotar ernannt, auch die ersten katholischen Kirchen in Christiania und Göteborg und errichtete Missionsstationen in Malmö und Gesele. Von Christiania aus wurden dann weitere Missionsposten in Bergen, Throndhjem, Tromsø und Hammerfest gegründet, und der seeleneifrige Prälat erlebte es noch, daß Norwegen als eigene Praefectur von der schwedischen Mission abgezweigt werden konnte. Während es Karl XIV. Johann nicht dazu brachte, fertig Schwedisch zu lernen, eignete sich Studach nicht bloß diese Sprache, sondern auch das Norwegische und Altnordische an, übersezte einen ansehnlichen Theil der ältern Edda ins Deutsche und versah seine Uebersetzung mit einem trefflichen Commentar, übertrug auch andere interessante Denkmale der skandinavischen

Literatur, und machte in seinem gelehrten Werke „Das Uralphabet“ den Versuch, das Runenalphabet durch symbolisch-mythologische Deutung mit den ältesten indogermanischen Völkersagen in Beziehung zu bringen: ein Werk, das von ungewöhnlichen Sprachkenntnissen und der vielseitigsten Erudition zeugt. Wegen dieses ausgedehnten Wissens, seiner feinen Bildung und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit genoß er nicht nur das Vertrauen der Königin, sondern stand auch am Hofe überhaupt in hoher Achtung. Auch die Prinzen, der vorige und der noch regierende König unterhielten sich gerne mit ihm. Im Juni 1862 besuchte er Rom, ward von Pius IX. zum Bischof ernannt, empfing in Rom selbst die bischöfliche Weihe und nahm an der großen Canonisationsfeier theil, welche am Pfingstfeste 300 Bischöfe um den Statthalter Christi versammelte.

Als ich ihm im Jahre 1869 den Tod meines Vaters meldete, antwortete er mir überaus liebevoll und freundlich, aber doch wie einer, der selbst schon gefaßt, ja sehnüchtig dem Ende der irdischen Pilgerfahrt entgegenharrt. Obwohl es gerade seine Stellung am Hofe gewesen war, die es ihm ermöglicht hatte, so viel für die Neubelebung der katholischen Kirche in Scandinavien zu wirken, so war es eben diese Stellung hinwieder, die ihn zu großer Vorsicht und Zurückhaltung nöthigte. Jede Linie breit der Freiheit für die Katholiken mußte mit schwerer Mühe erkämpft und errungen werden, und selbst die unerschöpfliche Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit der edlen Königin vermochte nicht, all die altererbten Vorurtheile zu zerstreuen, welche sich kampflustig in dem Namen Gustav Adolfs verkörperten. Seine Thätigkeit war indes keine vergebliche, und die Katholiken des Nordens werden immer mit Dank und Liebe des ehrwürdigen Bischofs gedenken, der am 13. Mai 1873 seine irdische Laufbahn beschloß.

Von den größeren Sammlungen der Stadt sind es besonders vier, welche den Fremden aufs angenehmste unterhalten und ihm einigermaßen in der Hauptstadt selbst das ganze Reich mit seiner Natur, Wissenschaft, Geschichte und Kunst vergegenwärtigen können. In dem Museum der königlichen Akademie der Wissenschaften, deren erster Director Karl von Linné war, hoch oben in der Drottninggatan, der längsten Straße der Stadt — nahe bei der Adolf-Frederiks-Kyrka und dem Grabe des Cartesius —, findet er die Gesteine und Mineralien, die Flora und Fauna Schwedens in einer trefflich geordneten Sammlung vereinigt. Aufern davon, in mehreren getrennten Gebäuden derselben großen, stets belebten Straße, ist das Nordische Museum, das in künstlerisch ausgeführten Gruppen Trachten, Wohnung und Lebensweise der sämmtlichen Provinzen vor Augen führt: Lappen und Helsingländer, Stäninger und Halländer, Jemtländer und Ängermanländer, Östergösländer, Södermanländer, Smäländer und wie die Provinzen alle heißen, von den ältesten Zeiten bis in unsere moderne Welt hinein. Auch Norwegen, Dänemark, Finnland, Island und Grönland sind, wie zu Kopenhagen, in dieser Samm-

lung vertreten. Was aber doch entschieden in den Vordergrund tritt, das ist der Kunstfleiß und, wenn ich so sagen darf, die industrielle Poesie des frühern Volkslebens und die bunte Farbenherrlichkeit der Volkstrachten und des zugehörigen Schmuckes. Man staunt über die reizende Mannigfaltigkeit, welche leider heutzutage schon fast überall vor der nüchternen Prosa moderner Moden gewichen ist.

Der prächtige Palast der neuen Rits-Bibliothek im Humlegården (Hopfengarten) umschließt etwa 200 000 Bücher und 8000 Handschriften. Er steht an wissenschaftlicher Bedeutung hinter der Bibliothek von Upsala zurück; doch weist der Schau- und Karitätensaal in seinen Glasschränken eine ganze Reihe merkwürdiger Handschriften auf, welche neben vielem Fremden wenigstens andeutungsweise einige Hauptlinien schwedischer Cultur- und Litterärsgeschichte bezeichnen: so ein isländisches Homilienbuch aus dem 12. Jahrhundert auf Seehundsfell; die Saga Olafs des Heiligen (13. Jahrhundert); die Sverris- und Hákonar-Saga (13. Jahrhundert); Vestgötalagen, schwedisches Gesetzbuch aus dem 13. Jahrhundert; Östgötalagen, schwedisches Gesetzbuch aus dem 14. Jahrhundert; Annales fratrum minorum Wisbyensium (1300 bis 1400); Maria klagan, schwedische Handschrift in Runen; Rulla öfver själammessor förmodlig i Vadstena Kloster (1400—1500); Vadstena Klosterreglar von 1451 mit Sigill in Wachs und der Approbation des Bischofs Rits von Linköping; Acten des Canonisationsprocesses der seligen Katharina (Tochter der hl. Birgitta); Brüderbuch der St.-Gertruds-Gilde in Stockholm (1419—1484); Jungfru Marias örtagård (1510), Gesang- und Gebetbuch aus Vadstena mit schönen Miniaturen; Verzeichniß der Stockholmer Maurergilde von 1487; Verzeichniß der Stockholmer Schneiderzunft von 1517 u. s. w.

Die schönste, reichste und mannigfaltigste Sammlung jedoch ist das Nationalmuseum an der äußersten Spitze von Blasieholm gegen Skeppsholm hin, ein herrlicher venetianischer Palast, dessen Pracht das gegenüberliegende Königsschloß nicht herabzudrücken vermag. Ein ansehnliches historisches Museum ist hier mit Glyptothek und Pinakothek vereinigt. Von den Sälen der historischen Sammlung sind zwei der Steinzeit, einer der Bronze- und Eisenzeit gewidmet; zwei andere bringen dann die kirchliche Kunst des Mittelalters zum Ausdruck. Hohe Anerkennung verdient es, daß man es nicht dabei bewenden ließ, der katholischen Kunst so viel Raum zu gewähren, sondern den einen dieser Säle sogar zu einer dreischiffigen, romanischen Kirche gestaltete, so daß man die ehrwürdigen Ueberreste mittelalterlicher Frömmigkeit, Altäre, Heiligenbilder, Altarschmuck, Taufsteine, Kirchenszier, gleichsam wie in einem geweihten, ihrer Würde entsprechenden Raum versammelt glaubt. Sie machen so entschieden mehr Eindruck, und man kann die herrlichen Flügelaltäre, von denen manche deutschen Künstlern zu verdanken sind, kaum ansehen, ohne von dem Zauber dieser echt christlichen, aus dem innigsten Glaubensleben hervorgegangenen Kunst ergriffen zu werden. Wie in Nor-

wegen, so war auch hier dieselbe in die entlegensten Gauen und Landschaften gedrungen und umgab als Kleinkunst nicht bloß den Gottesdienst, sondern auch das Alltagsleben mit Weiße und Schönheit. Ansehnliche Flügelaltäre finden sich aus den verschiedensten Theilen des Landes, so von Vosta, Ed, Österaker, Tortuna, Kniffia, Å, Kumla, Vesterås u. s. w. Im Nordischen Museum kann man beobachten, wie die Kunst sich zwar nicht ganz verlor, auch noch einen gewissen religiösen Anhauch beibehielt, aber doch nur mehr dem Alltagsleben diente.

Der erste Mäcenas der neuern schwedischen Kunst war der aufgeklärte König Gustav III. Er hat in Rom 1784 jenen schlummernden Endymion angekauft, der damals eben in der Villa Hadrians zu Tiboli ausgegraben worden war und nun die Hauptzierde der Sculpturenammlung zu Stockholm bildet, ein echtes Meisterwerk antiker Bildnerei. Er hat um dasselbe eine Menge anderer griechischer und römischer Sculpturen versammelt und damit einer neuen schwedischen Renaissance Anregung und Vorbilder gegeben. Noch vor Canova und Thorwaldsen versuchte es der ausgezeichnete Bildhauer Tobias Sergel, von dem französischen Modegeschmack zur echten Antike zurückzukehren, was ihm jedoch, wie Canova, nicht völlig gelungen ist. Ihm folgten dann Byström, Fogelberg, Quarnström, Molin, Börjeson, hochbegabte Künstler, deren Hauptwerke einen andern Saal füllen. Keiner derselben hat indes die Einfachheit, ruhige Größe und Würde erreicht, die Thorwaldsen den antiken Vorbildern abzulauschen wußte. Schon in der Wahl der Stoffe spricht sich vielfach ein weicher, üppiger Geist aus. Die Stimmung des Amor- und Psyche-Romans beherrscht auch die Auffassung der eddischen Götter und Helden, und wenn diese Künstler in das Reich der christlichen Ideen hinüberzugreifen versuchen, wie Byström mit seinem „Christus“, mit „Glaube, Hoffnung und Liebe“, so werden sie dabei ebenso kalt, steif und förmlich, als sie die Gestalten des alten Olymp mit verführerischer Anmuth und Lebendigkeit darzustellen wissen.

Die Gemäldegalerie, welche über 1300 Bilder enthält, ist sehr reich an niederländischen und französischen Werken, arm an spanischen, italienischen und deutschen. Unter den Scandinaviern begegnet man wieder Tidemand, dem poesievollen Darsteller norwegischen Volkslebens, und den norwegischen Landschaftsmalern Gude und Munthe. Aber auch Schweden selbst liefert hier sein Contingent: König Karl XV., Wahlberg, Widenberg, J. Ed. Bergh, Fahlcranz, Hödert, Holm, Rybberg mit höchst ansprechenden Landschaften, Cederström, Nordenberg, d'Unter, Hödert, Fagerlin, Fernberg, Agnes Börjeson mit geistreichen, feingezeichneten und coloristisch bedeutenden Genrebildern aus dem Volksleben, G. von Rosen mit Historien und Portraits, Malmström mit gemüthlichen Genrebildern und prächtigen Historienbildern aus der nordischen Sage. Wie indes Tegnérs Frithjofsage nur einen einzigen Zweig bezeichnet, der an dem gewaltigen Riesenbaum der altnordischen Götter-

und Heldenbüchse wieder lebendig geworden ist, so hat auch die schwedische Malerei aus der unabsehbaren Fülle von Stoffen, welche ihr dieselbe bot, nur wenig bis jetzt bemeistert. Auch die nicht weniger reiche Geschichte Schwedens mit ihren zahllosen merkwürdigen, poetischen Heldengestalten hat bis dahin nur einzelne Künstler gefunden, die sich ihrer bemächtigten. Wie die Poesie, so ist auch die bildende Kunst vielfach zum Genre herabgesunken. Da ist nun allerdings Treffliches geleistet worden, an dem man sich, der Geschäfte müde, ergötzen, erheitern, zerstreuen mag. Aber wenn ich an die *Böluspá*, an die *Thrymskvíða*, an die *Gudrun-* und *Brunhildlieder*, an *Snorri's* *Ynglingasaga* und spätere Königsbücher, an die Gestalten eines hl. Erich, eines Birger Jarl, einer hl. Birgitta, eines Gustav Wasa, Gustav Adolf, Karl XII. und einer Königin Christina denke, da scheint mir doch, daß der Kunst in Schweden und besonders der Historienmalerei noch eine große Aufgabe zu lösen bleibt. Man wird auf diesen Gedanken auch durch die Waffensammlung hingelenkt, welche eine große Halle und vier Säle des Museums füllt. Da ist, ähnlich wie in der *Riddarholmskirche*, ein großer Theil schwedischer Geschichte auf engen Raum zusammengedrängt, aber nicht in Särgen, Denkmälern und Trophäen, sondern in den Rüstungen und Kleidungen der merkwürdigsten geschichtlichen Persönlichkeiten. Da sind z. B. die Rüstungen des blutigen Tyrannen Christian II. von Dänemark, der sich einst durch Massenhinrichtungen auf dem „Großen Markt“ den Besitz Schwedens zu sichern wähnte, Gustav Wasa's und seiner Söhne, Johanns III. und Karls IX., die Waffen und Kleider, die Gustav Adolf auf dem Schlachtfelde von Lützen trug, die herrlichen Krönungsanzüge Karls X. und Karls XI., die grobe Uniform, in der Karl XII. vor der Festung *Frederikshall* erschossen wurde, das Mäntelkleid, in welchem Gustav III. die Kugel des Hauptmanns *Antarström* traf, und so noch eine Menge der seltsamsten Auentken, von denen ein einzelnes oft schon eine ganze Tragödie in sich schließt. Welch ein Bild erweckt nicht der blaue Soldatenrock, den der sterbende Karl XII. trug, oder die Pelzmütze von *Otterfell*, in welcher er bei *Vender* der ganzen türkischen Armee trogte!

König Karl, der junge Redde,
 Er stand im Dampf der Schlacht.
 Er zog das Schwert vom Gürtel,
 Er stürmt' hinaus mit Macht.
 „Wie Schwedenklingen heißen,
 Das sollt ihr Russen seh'n,
 Wollt meinen blauen Jungen
 Ihr aus dem Weg nicht geh'n!“

Und Einen gegen Zehne
 Der Sohn des Wasa stellt —
 Ein Kampf war's nur zur Probe —
 Es flüchtet, wer nicht fällt.

Drei Königen zusammen
 Ein Knabe bietet Spott —
 Steht gegen ganz Europa,
 Bartlos, ein Donnergott!

Grauhaar'ge Staatskunst wähnet,
 Ihr Neß unfehlbar sei,
 Da spricht ein Wort der Jüngling
 Und reißt es jäh entzwei.
 Hochbrüstig, schlank, goldhaarig
 Ein' neu' Aurora kam:
 Doch vor dem Zwanzigjäh'rigen
 Sie gleich den Rückzug nahm.

So groß, so kühn ein Herze
 Schlag in der jungen Brust,
 Das hat in Freud' und Schmerz
 Am Rechten nur sein' Lust.
 Ob hold das Glück, ob feindlich,
 Es zwingt ihn nimmermehr,
 Er konnte nicht ihm weichen,
 Nur fallen konnte er.

Die Maskenkleidung Gustavs III. aber charakterisirt ein ganzes Kapitel schwedischer Cultur- und Kunstgeschichte. Wenn die Schweden sich heute rühmen, die Franzosen des Nordens zu sein, so danken sie es diesem freigeistigen, prachtliebenden, lebenslustigen und kunstfönnigen König. Er war es, der das Land nach langer Zerrüttung wieder nach innen und außen hob, ihm eine gesunde Verfassung gab, die Uebermacht des ewig ruhestörerischen Adels brach, die Tortur aufhob, Preßfreiheit einföhrte, dem Handel und der Industrie freiere Entwicklung verschaffte und dann jene Blüte der Literatur und Kunst begründete, auf der noch heute das Geistesleben Schwedens fußt.

Der Bildhauer Sergel, wie die Dichter Kellgren, Leopold und Bellmann erfreuten sich seiner persönlichen Freundschaft. Er hat die Bühne von Stockholm auf den Rang der ersten Hauptstädte Europa's erhoben, und das große Theater, das er gebaut und in dem er seinen tragischen Tod fand, ist noch heute ein sehr ansehnliches, trefflich eingerichtetes und sehr geschmackvoll decorirtes Schauspielhaus. Es wird gegenwärtig nur für die Oper gebraucht, heißt aber noch immer Stora Teatern, das große Theater. Sein Denkmal hat der König nicht in dessen Nähe erhalten, sondern dem Nationalmuseum gegenüber, mitten auf den Quais des Hafens, wo die großen Meerschiffe vor Anker liegen. Die Gestalt des Königs lehnt sich auf ein Schiffsteuer, zum Andenken an die Seekämpfe, die er geführt. Sein Haupttrium wird aber immer Kunst und Literatur bleiben. Das hat schon Tegnéer in einem seiner „Zeitbilder“ entwickelt:

Gustav III. und seine Zeit.

Am Ufer stand ich unterm Königsschlosse,
Vorüber war des Tages Lärmgewühl,
Die Straßen leer vom lauten, bunten Trosse,
Auf König Gustav still das Mondlicht fiel.
Fest sah er drein, so freundlich ohne Zagen,
Gleichwie ein Friedenthäl im Donnerhall,
Ein Siegestranz von Blütenzier getragen,
Ein Heldenbild, gemilbert von Behagen,
Der Blick halb der des Mars, halb der der Nachtigall.

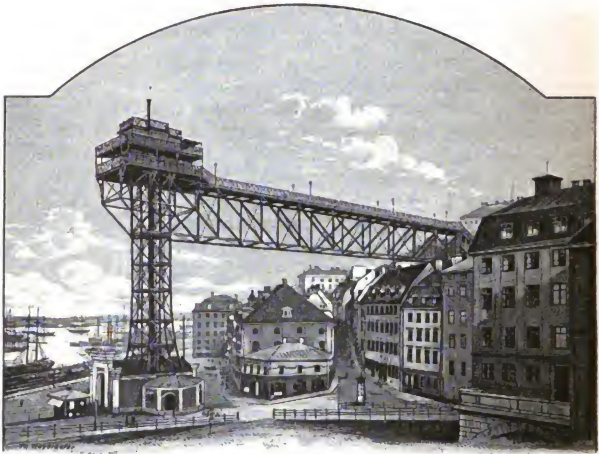
O Wundermacht, die nur dem Künstler eigen!
Dies schlagsgewalt'ge, fangesfrohe Herz!
Im Bilde sich des Königs Thaten zeigen,
Ein Gustavslieb steht lebend hier in Erz!
Ja, so war er, wenn heim er kam vom Streiten,
Wenn er dem Volk einflößte seinen Hauch, —
Des Friedens Künste lieblich ihn geleiten;
Denn große Geister formen ihre Zeiten,
Und Gustavs Zeit trägt darum Gustavs Züge auch.

Kind war ich, als er stand im Sonnenglanze,
Ich den! der Zeit noch wohl, so jugendschön
Mit ihren Liebern, ihrem Hoffnungsranze,
Dem neuen Leben, das wir sah'n ersteh'n.
Dem Lenze gleich sie, wenn der linde Regen
Aus blauem Himmel löst des Winters Zwang,
Es grünt und sproßt und jauchzt an allen Wegen,
Die Wangen blüh'n, die Herzen froh sich regen,
Und ringsum waltet Lust und Muth und Vogelsang.

In Purpur saß der Zaub'rer auf dem Throne,
Sein Wunderscepter schuf von Stund' zu Stund'
Die Herzen um im weiten Ring der Krone,
Weckt' neue Blüten aus dem Felsengrund.
Der alte Traum von Kriegsrühm, Schlachtgedränge
Verwandelt sich in holde Friedenstracht,
Vorbeer und Eichen blüh'n im Festgepränge,
Es lehren Licht und Sitte milde Sänge,
Die Kraft schon ihren Bart, und das Geseß ward Macht.

— — — — —
Es lag ein Schimmer über Gustavs Tagen,
Phantastisch, fremd und eitel — nun, so sei's —
Doch voll von Sonnenschein, und willst du klagen,
Was heut' wir sind, wir sind's um ihren Preis.
Unfrei wird jeder Grund, wo Bildung spricht,
Nur Barbarei war einstens Väterbrauch,
Jetzt blüht das Recht, die Sprache milder fließet,
In hellem Sang sich Licht und Lust ergießet,
Und was Gustavisch war, das ist heut' Schwedisch auch.

Seitdem Tegnéer diese Verse geschrieben, hat sich natürlich in Stockholm, wie in Schweden überhaupt, gar manches geändert. Schon unter Gustav III. machte sich neben der Aufklärung und dem französischen Kunstgeschmack auch urwüchsiges Volksthum geltend; denn bei aller Niedlichkeit haben Bellmanns Lieder und Improvisationen etwas echt Volksthümliches und Gemüthliches, es sind Stimmungsbilder der ledigen, unverwüthlichen Lebenslust, die an den Ufern des Mälars waltete und noch heute keineswegs versiegt ist. Es kamen dann die von deutscher Philosophie angewehnten Phosphoristen, welche im Wirthshaus die Geister flüsternd hörten und im Nachtgassenschlag Metaphysik witterten. Es kamen Tegnéer und Geijer und die



Stockholm. Der Elevator.

übrigen tüchtigen Romantiker der gotischen Schule, die tapfer zurück in die alte Sage und Geschichte griffen und damit Kunst und Poesie lebendig erneuerten. Aber im katholischen Mittelalter wagten sie sich nicht einheimisch zu machen, und so griff denn eine neue Aufklärung um sich, realistischer und materialistischer als die alte. Das Ausland übte auf das Geistesleben einen tiefgehenden Einfluß aus, Frankreich mehr als ein anderes Land. Wie die Mode, so schloß sich auch Roman und Theater hauptsächlich an Pariser Muster an. Doch ertönten dazwischen auch altlutherische Psalmen in neuer Fassung, und Swedenborgianer streuten ihre mystischen Tractätchen aus; tüchtige Talente haben sowohl das Nationale in der Dichtkunst weiter ge-

pfllegt, als auch Meisterwerke fremder Literatur der schwedischen eingegliedert. Der jetzige König selbst ist ein tüchtiger Dyrker und hat Göthe's Lasso und Herders Eid meisterlich übersezt.

Bei all dem ist Stockholm gewachsen von Jahr zu Jahr, und auch in seinen Bauten, Brücken, Pläzen eine prächtige moderne Stadt geworden. Zu dem Mosebaden oder Mofeshügel, dem schönsten Aussichtspunkt, auf dem man die Stadt mit dem Mälar und der Saltjö zugleich überschauen kann, wird man jezt auf einem hohen Elevator emporgeschnekt. Da sieht man im Hafen unten Seeschiffe aller Nationen und dazwischen die hundert kleinen Fahrzeuge, Boote und Rachen, welche unaufhörlich zwischen den einzelnen Theilen der Inselstadt hin und her fliegen. Und welches Gewimmel an den breiten Quais, in den langen Straßen, auf den stattlichen Pläzen! Freundliche Gärten, Anlagen, Alleen unterbrechen an zahlreichen Punkten das weite Häusermeer, das sich stets erweitert und verschönert. Es ist eine wahrhaft herrliche Stadt!

Obschon bereits verlassen, prangte der Djurgård noch im schönsten Laubschmud des Herbstes, ein Park, der in seiner Abwechslung und malerischen Schönheit seinesgleichen sucht. Zwischen den lieblichsten Fels- und Waldpartien, stets mit neuen Ausichten auf das Meer, drängt sich da ein Vergnügungsort an den andern. Wundervoll ist vor allem die Aussicht von dem hohen Belvedere, wo das Stadtbild von Wald, Fels, Meer und Inseln wie von einem Märchentraum umkränzt erscheint.

19. Upsala.

Die hochberühmte schwedische Universitätsstadt kann man von Stockholm aus sowohl zu Lande als zu Wasser erreichen. Der letztere Weg ist unbedingt der schönere. Er führt von Riddarholm hinaus auf den mit Hunderten von Inseln und Inselchen bedeckten Mälarsee, entwidelt sich erst zum stattlichen Wasserspiegel, verengt sich wieder zum engen Sund, breitet sich wieder aus und verengt sich abermals, läßt in reizender Abwechslung Fels und Wald, Villen und Gehöfte, Gärten und Parke, ernste Natureinsamkeit und belebte Landschaft am Ufer vorüberziehen und krönt das bunte Schauspiel mit dem Anblick einiger höchst bedeutsamen Stätten. Da wird Drottningholm sichtbar, die „Königin-Insel“, so genannt nach Johannis III. Gemahlin, welche den Grund zu dem Schlosse gelegt, das aber später unter Hedwig Eleonora, der Wittwe Karls X. Gustav, völlig umgebaut und zu dem jetzigen Sommerpalaste gestaltet wurde. Später zeigen sich der Platz und einige Reste der sogen. Erichsburg, welche Nicolaus Ragvaldi, dem Erzbischof von Upsala, zur Wohnung diente, 1517 aber von Sten Sture dem Jüngern im Kampfe mit Bischof Trolle eingenommen und zerstört wurde. Weit merkwürdiger noch sind die Ueberbleibsel von Sigtuna, das einst eine der prächtigsten Städte Schwedens war. Doch schon 1187 wurde es von den Esthen zerstört und gelangte niemals mehr zur frühern Bedeutung, da Macht, Handel und Geld nach Stockholm hinüberzogen. Nur etwa 500 Einwohner leben zwischen den Trümmern seiner altherwürdigen Kirchen, welche durch ihre Namen (Petrus — Laurentius — Nicolaus — Olaf) noch an das katholische Mittelalter erinnern. Wo der Mälarsee sich zum Erichsfunde erweitert, steht das stattliche Slogkloster, d. h. „Waldkloster“ (jetzt gewöhnlich „Stokloster“ geschrieben), dessen vier Flügel, von schönen Eckthürmen begrenzt, je 43 m lang, einen viereckigen Hof einschließen. Es wurde einst von Dominikanern, später von Cistercienserinnen bewohnt, zur Zeit der Kirchentrennung aber von Gustav Wasa aufgehoben. Gustav Adolf schenkte es dem Feldmarschall Hermann Wrangel, der es nach dem Vorbilde des Schlosses von Achaffenburg umbauen ließ und es mit der reichen, glänzenden Siegesbeute ausschmückte, die er „um des reinen Evangeliums willen“ während des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland zusammengelesen hatte. An Gemäcker von königlicher Pracht reiht sich eine Bibliothek von 30 000 Bänden

und eine sehr reiche Waffensammlung mit allerhand Curiositäten. Es wird unter diesen Reliquien auch das Schwert des böhmischen Revolutionshelden Žižka gezeigt und ein Schild, der Kaiser Karl V. zugehört haben soll und der früher dem ausgezeichneten Eisiseur Benvenuto Cellini zugeschrieben wurde.

Weniger um dieser „Reliquien“, als um der herrlichen Naturscenerien willen, welche dieser Weg bietet, wünschte ich sehr, diese Fahrt zu machen. Ein Herr aus Finnland, der in China und Japan gewesen und jetzt eben wieder auf dem Weg über Paris nach Oberägypten war, empfahl sie mir aufs wärmste und wußte namentlich das Stogkloster nicht genug zu rühmen. Allein leider bin ich schon viel zu tief in den Herbst hineingerathen. Der Mälär ist nicht mehr wie im Hochsommer von Hunderten von Schiffen und Booten belebt. Die zahllosen Landhäuser und Landhäuschen an seinen Ufern sind öde und verlassen. Die Birke steht falb und trauernd zwischen dem dunkel ernsten Tannenbusch. Das Moos an den Felsen ist abgeblaßt. Ein scharfer Nordost scheucht die gelben Blätter vor sich her und macht eine stundenlange Seefahrt zu einem sehr zweifelhaften Vergnügen. Da ich den Mälärsee schon vorher etwas kennen gelernt, zog ich es vor, den Schnellzug nach Upsala zu nehmen. Er geht von der Centralstation aus und erreicht Upsala in einer Stunde und 25 Minuten.

Von Stockholm bekommt man beim Hinausfahren nicht viel zu Gesicht. Rasch eilt der Zug von der Centralstation durch die Geleise der Nordstation, am Fuße des Sabbathberges vorbei zur Nordstadt hinaus. Links liegt das Schloß Karlsberg, das seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts als Cadettenschule dient, rechts sieht man ein Stück der ausgebehnten Friedhöfe, in deren dunklem Schoße alles Leben der nordischen Königsstadt seinen Abschluß findet. Sie sind sehr weit von der Stadt weg und machen das Begraben zu einer sehr kostspieligen Sache. Ein Wagen hinaus ist unter 5 Kronen nicht zu haben — und eine eigene Ruhestätte kommt auf wenigstens 200. Der Besuch der Gräber erfordert einen langen Spaziergang oder eine Spazierfahrt und dürfte darum weniger häufig sein, als in anderen Städten, wo die Lebendigen den Ueberresten ihrer Todten noch näher sind.

Mit diesen Kirchhöfen beginnt einförmige, flache Landschaft, zum Theil gut bebaut, aber in ihrem herbstlichen Gewande ziemlich öde. Eine Zeitlang kommt rechts ein Stück Meeresarm in Sicht und der See Norrviden. Den reizenden Ufern des Mälär entrückt sich die Bahn vollständig; selbst das Schloß Rosersberg, dem eine eigene Station gewidmet ist, bleibt dem Vorübereilenden entzogen. Für den Touristen mag das ein Nachtheil sein; geschäftlich und technisch wird diese Lage der Bahn wohl ihre guten Gründe haben. Unschön war die Gegend nicht. Dabei dauert die Fahrt nur kurz. Ich war am Ziel, ehe ich mich dessen versah, und traf auf dem Perron einen Führer bereit, wie ich keinen lebenswürdigen hätte treffen können.

Es war Herr Doctor N., wie ihn wenigstens die Leute nannten. Er selbst nannte sich noch cand. phil. und schien, nach seinen Gesprächen zu urtheilen, obwohl ein tüchtiger philosophischer Fachmann, seine akademischen Studien noch nicht abgeschlossen zu haben. Ich hatte ihn bei der Rückfahrt von Island auf dem Schiffe kennen und schätzen gelernt, und er war so freundlich, mich schon damals einzuladen, ihn in Upsala zu besuchen, falls der Weg mich einmal dahin führen sollte. Mit der Zuverlässigkeit eines Freundes kam er selbst an die Bahn, um mich abzuholen und mir Upsala zu zeigen. Ich überließ mich seiner freundlichen Führung.

Die Stationsgebäude sind ansehnlich, comfortabel und geschmackvoll gebaut, am Westende der Stadt, aber ziemlich weit ab vom Mittelpunkte des akademischen Lebens. Ein weiter Platz trennt sie von der nächsten Häuserreihe und setzt sich nach beiden Seiten fort; ein Theil desselben ist mit Parkanlagen geschmückt und umgibt die „Vauxhall“ (Vauxhall), eine „Schweizeri“ oder Kaffeehaus, und das Stadttheater. Letzteres hat kein ständiges Personal, sondern wird nur zeitweilig von wandernden Truppen besorgt und von Zeit zu Zeit durch Gastspiel bedeutender Stockholmer Künstler unterstützt.

Auf einem nichts weniger als glatten Straßenpflaster gelangten wir von dem eleganten Bahnhofplatz in die Südstadt hinein, welche sich in Form eines Rechtecks an dem kleinen Flusse Nyrså dahinzieht, während die Nordstadt sich ungefähr in Gestalt eines Dreiecks daran lagert, dessen längste Seite dem Flusse folgt. Durch ein paar Straßen kreuz und quer gelangten wir bald in die Drottning Gatan, welche in gerader Linie bergauf zu der berühmten Bibliothek „Carolina Rediviva“ führt. Den Dom sahen wir erst seitwärts durch eine Straße und dann oben von dem Bibliothekplatz seiner ganzen Länge nach, als Hauptmonument und Mittelpunkt der Stadt. Es freute mich, daß mein Führer, als ob er meine Gedanken errathen hätte, auf dem geradesten und kürzesten Wege auf dasjenige losmarschirte, was mir schon in früher Jugend zuerst von Upsala bekannt geworden war, d. h. zur Bibliothek und zu dem berühmten Codex argenteus.

Es ist eine ehrwürdige Urkunde, diese Uebersetzung der Evangelien in gotische Sprache, das älteste Literaturdenkmal des Bundes, den die germanische Welt mit dem Christenthum einging, um durch dasselbe zur blühendsten Culturentwicklung und zur gewaltigsten Weltstellung zu gelangen. Der massive Silbereinband war an einem solchen Denkmal nicht verschwendet, das mit solchen Erinnerungen in die Stürme der Völkerwanderung hinaufreicht. Martig und kräftig, dem Charakter des gewaltigen Wandervolkes entsprechend, hebt sich die gotische Schrift in Gold und Silber von dem rothfarbenen, ursprünglich wohl purpurrothen Pergamentgrunde ab. Die kostbare Handschrift, am Schluß des Dreißigjährigen Krieges aus Prag entführt, von der Königin Christine dem Holländer Vossius geschenkt, später

von dem Universitätskanzler de la Gardie um 400 Riksdaler für die Bibliothek erworben, wird heute sehr sorgfältig in einem brandfesten Eisenschrein aufbewahrt, in den sie nach jedem Gelehrten- oder Touristenbesuche wieder zurückwandert. Ueber die Conjectur, daß der Coder nicht geschrieben, sondern mit beweglichen Lettern gedruckt sei, ist mir kein Urtheil specieller Sachkenner bekannt. Mir ist auf den paar Wättern, die uns gezeigt wurden, keine Gleichheit der Lettern aufgefallen, welche mich zu einer solchen Conjectur veranlaßt hätte.

Unter den anderen Schätzen, welche den Fremden gezeigt zu werden pflegen, sind zwei Incunabeln, wahrscheinlich die ältesten Druckwerke, welche in Schweden zu Stande kamen. Das eine Buch ist eine Vita S. Catharinae, das Leben der hl. Katharina, einer Tochter der hl. Birgitta. Es soll um das Jahr 1475 in Stockholm gedruckt worden sein. Das andere, mit ziemlich rohen Holzschnitten illustriert, ist der Dyalogus creaturarum moralizatus und ging aus der Officin eines gewissen Johann Snell hervor, der von Deutschland oder Dänemark nach Schweden herüberkam. Neben Autographen verschiedener schwedischer Könige und großer Männer lag in dem Schaufasten auch die Handschrift von Tegnérs Frithjofs saga und eine Menge anderer Curiositäten.

Die Säle der Bibliothek sind hoch und geräumig, dabei sehr hell und freundlich. Das Gebäude selbst stammt aus der Zeit Karls XIV. Johann (Bernadotte), der den Grundstein legte und 30000 Riksdaler zum Baue schenkte. Unter Leitung des Architekten Sundvall wurde derselbe 1819 begonnen und 1826 vollendet. Seine Hauptzier ist das schöne Treppenhaus in der Mitte, sehr acustisch angelegt und deshalb nicht selten zu Gesangsproductionen benutzt.

Wie manche anderen Bibliotheken Europa's ist auch die Upsalenser ihrer Entwicklungsgeichte nach ursprünglich kein Bienenstock, den stiller Fleiß unmerklich von Jahr zu Jahr erweitert und mit den köstlichsten Schätzen bereichert hat. Die Gründung der Universität fällt erst in das späteste Mittelalter, und dieselbe hatte nicht die Zeit, vor den Stürmen der Glaubensspaltung noch so viel Bücherreichtum zusammenzubringen, als ihn manches Kloster im Laufe der Jahrhunderte aufgespeichert hatte. Erst als Gustav Adolf ihr seine eigene Bücherei schenkte, gelangte sie zu einem ansehnlichen Grundstock. Derselbe wuchs rasch an, einerseits wie die Bibliotheca Vittorio-Emmanuele in Rom durch Einverleibung annectirter Klosterbibliotheken, anderseits durch literarische Siegesbeute, welche der königliche Feldherr während des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland zusammenraffte. Die gelehrte Christine sowie Karl X. verschafften der Bibliothek weitem Zuwachs. Spätere Schenkungen und in neuerer Zeit eine wohlgeordnete Verwaltung thaten das übrige, so daß sie heute — außer ihrem Handschriftenschatz von 7000 Nummern — auf etwa 230000 gedruckte Bände geschätzt wird. Der Zuwachs in

den letzten Jahren soll jährlich ungefähr 2000 Bände betragen haben. Was der gewaltthätige Arm des Eroberers stürmisch erbeutet, das mehrt und verwerthet jetzt der geduldige Fleiß der Gelehrten in stiller Thätigkeit.

Im obern Geschoße des Baues zieht sich ein großer Saal die ganze Länge der Front entlang, dessen obere Galerien ebenfalls noch Bücherschränke enthalten. Eine untere Galerie aber ist mit der Sculptursammlung der Universität geschmückt, während der Saal selbst, weit und hell, als Aula für Universitätsfeierlichkeiten dient, wenigstens noch vorläufig; denn ein neues Universitätsgebäude mit einer viel glänzenderen und größeren Aula ist im Bau begriffen (seit her glücklich vollendet und eingeweiht).

Aus den mittleren Fenstern der alten Aula genießen wir eine vorzügliche Aussicht über die ganze Stadt. Wenn man von Stockholm kommt, ist es allerdings schwer, dabei in Entzückung zu gerathen. Keine malerischen Buchten trennen da die vornehmen großen Häusercomplexe, kein lebendiger Seeverkehr dringt da hinein in das bunte Gewühl der unruhigen Straßen, kein Königs- schloß krönt in stiller Majestät das malerische Stadtbild. Statt der 235 000 Einwohner von Stockholm zählt Upsala deren nur 21 000. Der Mälar liegt schon zu weit, um die Stadt zu umrahmen, der kleine Fluß verschwindet zwischen den meist niedrigen Häuserreihen, Leben und Verkehr sind sehr gering gegen das bunte Treiben der Großstadt. Aber während über den Mastenwald und das Häusermeer von Stockholm kein einziges Denkmal emporragt, das in bedeutsamer Großartigkeit den Gemeinfinn und die religiöse Lebenskraft des Mittelalters verewigte, gruppirt sich Upsala heute noch in echt mittelalterlicher Weise um seinen altersgrauen Dom. Das materielle Leben der Stadt, Handel, Gewerbe und Verkehr, ordnet sich ihrer intellectuellen Bedeutung als Universitätsstadt unter; die Universität verräth sich deutlich genug als eine Schöpfung der katholischen Kirche. Als lebendiger Mittelpunkt ragt zwischen ihren Collegien und Stiftungen, Nationshäusern und Studirsälen, Bibliothek, Sternwarte, Laboratorium, Klinik, Spital der alt- ehrwürdige Dom empor, der Metropolitanisiz der Kirche von Schweden, und am Hochaltare im Dome ruhen noch in kostbarem Silberschrein die Gebeine König Erichs des Heiligen — Schwedens ehrwürdigste Wallfahrtsstätte und das monumentale Zeugniß, daß die christliche Cultur und ihre weltbeglückenden Segnungen hier wie überall dem fruchtbaren Saatkorn des Martyriums, der verwirklichten Lehre des Kreuzes, entsprossen. Wie der Kölner Dom, ist auch der von Upsala zugleich ein Denkmal der freundlichen Liebe und Verbrüderung, welche die katholische Kirche zwischen den getrennten Nationen Europa's ins Leben rief. Wäre es auch nicht bekannt, daß ein Franzose, Stephan v. Bonneuil, ihn gebaut, so würde doch seine ganze Anlage und Durchführung bezeugen, daß er mit den nordfranzösischen Kathedralen in innigster Verwandtschaft steht, und daß derselbe religiös-künstlerische Geist diese edeln und erhabenen Formen gestaltet hat.

Der erzbischöfliche Dom.

In seiner vollen innern und äußern Harmonie hat sich das Bild allerdings nicht bewahrt. Wiederholte Brände, besonders einer im Jahre 1702, haben ansehnliche Theile der Kathedrale zerstört. Die Strebepfeiler sind ihres einstigen Schmuckes entkleidet, die Strebebogen, welche dieselben mit dem Mittelschiff verbanden, fehlen. Der Thurm, der sich an der Kreuzung des Lang- und Querhauses erhob, ist nicht wieder aufgebaut. Die beiden Thürme der Westfaçade sind nicht wieder stilgemäß erneuert worden, sondern enden ihre lartgeschmückten Mauern in einem höchst profaischen Kupferhut. Doch ist von den drei Schiffen, dem Chor und den Chorkapellen genug erhalten, um die ursprüngliche Großartigkeit des Baues beherrschend über die ganze Stadt hervortreten zu lassen. Kein anderes Gebäude kommt der alten Ka-



Der Dom von Uppsala.

thedrale gleich, in ihrer imposanten Länge, in ihrer festen und edeln Höhenentwicklung, in ihrer feinen symmetrischen Gliederung. Ohne Herrschsucht strebt sie dominierend über die flachere Gegenwart empor, wie der Gedanke, der sie geschaffen, über die wogenden Meinungen und Strömungen des Tages.

Ganz nahe am Dome steht eine kleinere gotische Kirche, der heiligen Dreifaltigkeit geweiht, in ihrem Aeußern wenig bedeutend, doch immerhin ein sprechendes Zeugniß des einstigen Glaubenslebens, das an dieser Stätte blühte. Zwischen ihr und dem Dom steht das „Seminarium“, westlich vom Dom das „Gustavianum“, nördlich das „Consistorium“, lauter Bauten aus nachreformatorischer Zeit, südwestlich an einem Hügel das neue im Bau begriffene Universitätsgebäude. An diese Gebäude schließen sich allerwärts

andere Universitäts- und Privathäuser. Jenseits des Flusses aber entwickeln sich rechts und links die Quartiere der bürgerlichen und industriellen Stadt. In einiger Entfernung nach Norden ragen die drei Hügel von Alt-Uppsala (Gamla Uppsala) auf, noch mehr markirt durch eine thurmlose Kirche mit sehr hohem und steilem Dach.

Hier sind unzweifelhaft die ältesten, heidnischen Anfänge von Uppsala zu suchen. Wie Johann Genberg in seiner alten Beschreibung Uppsala's (1704) meint, hat Rudbeck sogar bewiesen, daß der Tempel, der an Stelle der jetzigen St.-Lars- (Laurentius-) Kirche stand, ganz genau der zweitälteste der gesammten Welt war. Nicht übel! Jedenfalls werden die drei Hügel nach den drei Hauptgestalten der nordischen Mythologie benannt: Odin, Thor und Freyr, und neuere archäologische Untersuchungen haben wenigstens Funde erzielt, welche in die letzten Zeiten Altroms und vielleicht noch höher hinaufreichen. In dem östlichen der drei Königshügel fand man in den Jahren 1846 und 1847 ungefähr in der Mitte einen großen Steinhäufen, und in diesem hinwieder eine Menge Steinwaffen, welche ein fest zusammengepreßtes Lager von Asche, Kohlen und verbranntem Torf bedeckte. In der Masse befanden sich Schmucksachen von sehr fein gearbeiteten Goldbracteaten, nach Ansicht von Archäologen wahrscheinlich orientalischen Ursprungs. Unter diesem Lager war auch eine Urne, 0,18 m hoch und 0,22 m weit und bis zum Rande mit verbrannten Knochen gefüllt. In dem westlichsten der drei Hügel dagegen fanden sich unter einer Thonschicht, eingehüllt in einen Steinhäufen, nicht nur Gegenstände aus Golddraht, die sehr von Feuer beschädigt waren, sondern auch ein Relief von spätrömischer Arbeit, das einen ins Horn blasenden Amor darstellte, sowie Veinstücke mit altnordischen Schlangenfiguren.

Der älteste Name von Uppsala war Aros oder Åros, was Flußmündung bedeutet, d. h. im gegebenen Fall die frühere Mündung der Fyriså in den Mälarsee. Der isländische Geschichtschreiber Snorri Sturluson erwähnt den Platz anlässlich der politischen Streitigkeiten zwischen dem norwegischen König Olaf dem Heiligen (Haraldson) und dem Schwedenkönig Olaf Erichson, welcher letzterer, an dem mit Norwegen eingegangenen Vertrag bundesbrüchig, es für rätzlich fand, sich von Uppsala (d. h. Alt-Uppsala) nach Åros und von da auf seine Schiffe zurückzuziehen, bis es seinen Rathgebern gelänge, den ihn drohenden Schlag abzuwenden. Alt-Uppsala bildet als „Uppsalir“ schon den Hauptschauplatz der Ynglinga Saga. Später wurde Åros im Gegensatz zu Vesterås „Östra Aros“ genannt und nahm beständig zu, während Vesterås an Bedeutung sank. Zur geheiligten und hochverehrten Stätte ward es aber erst durch den König Erich den Heiligen, der daselbst wohnte und 1160 auch von dem dänischen Prinzen Magnus Hentrikson überfallen und getödtet wurde. Schon vier Jahre später wurde Uppsala als Metropolitanisitz errichtet und ihm die Bisthümer von Skara, Linköping, Strengnäs und Vesterås zugetheilt. Nachdem bereits 1243 der letzte König

aus dem Stamm des hl. Erich seine Hochzeit in dem heutigen Upsala gehalten, kam der Erzbischof um das Jahr 1250 beim Papst um die Bewilligung ein, den Metropolitanstiz von Alt-Upsala nach Östra-Åros, dem heutigen Upsala, zu verlegen. 1258 genehmigte Papst Alexander IV., 1270 König Waldemar den Vorschlag, und bald darauf ward er ausgeführt. Gegen Ende des Jahrhunderts (1289) wurde der Bau der jetzigen Kathedrale begonnen, um dieselbe Zeit oder schon früher eine Domschule errichtet. Während der Dom 1435 zur Vollendung gelangte, dauerte es aber noch mehrere Jahrzehnte länger, bis die Metropole von Schweden zugleich Universitätsstadt ward. Die Gründung der Universität war das Werk des katholischen Erzbischofs Jakob Ulfsson, der von 1470 bis 1515 die schwedische Kirche regierte. Ein einfaches Denkmal hinter dem Hochaltar des Domes ehrt sein Andenken.

Den Dom abgerechnet, hat die Stadt Upsala von den Eigenthümlichkeiten der vorausgegangenen Jahrhunderte in ihrer Physiognomie so gut wie nichts bewahrt. Da sind keine hochromantischen, zigeunerhaften Winkelgassen, keine halbverfallenen Spelunken und Bierkneipen, keine Erker für den „letzten Troubadour“ und keine Schwibbögen für Landsknechte oder Bravi. Es laufen da weder Helme mit Visieren, noch federgeschmückte Barette herum, auch keine Magister mit Perrücken, noch Bedelle mit feierlicher Livree und Amtsstock. Es ist alles modern —, fein, artig, sonnig hell.

Der moderne Mann überläßt alle Farbenpracht den Vögeln und den Damen. Ihm genügt ein frischgewaschener Hemdtragen, wohlgenichste Stiefel, ein tadelloser schwarzer Anzug von neuestem Schnitt.

Die Schweden nennen sich gern die „Franzosen“ des Nordens. Nicht mit Unrecht. In Bezug auf Eleganz der Kleidung, Höflichkeit, feinen Anstand, edle Umgangsformen, geschmackvollen Comfort sind sie der Franzosen gelehrige Schüler. Auch das Freundliche, Gesellige, Leichtlebige des Franzosenthums fehlt nicht.

Der schwedische Student trägt weder Bierzipfel noch Cerevizmütze. Er läuft weder in großen Reittiefeln herum, noch führt er ein Rapier; das Duell ist verpönt. Daher ist das jugendliche Antlitz von keinen Schmissen oder Schrammen entstellt, sondern prangt in seiner ursprünglichen Artigkeit. Der ärmere Student trägt sich proper und bescheiden, der reichere elegant als junger Cavalier, eher in Gefahr, ein Dandy, als ein Bärenhäuter zu werden. Schweres Bier wird nur wenig getrunken, um so mehr des süßen Punsch's. Eine sachmäßige Kneiperei wird übrigens nicht getrieben, wohl ohne Nachtheil des sonstigen Fachstudiums. Doch will ich weder dem schwedischen noch dem deutschen Studententleben durch kritizirende Vergleiche nahe treten.

Was mich in Upsala am meisten anzog, das waren wie anderswo die katholischen Erinnerungen und Beziehungen, welche die mehr oder weniger

prosaische Gegenwart noch mit der Vergangenheit verknüpfen und die man eigentlich katholische Familienbeziehungen nennen könnte. Nur die katholische Kirche hat solche durch die ganze Welt und durch alle Zeiten hinauf, die große Zeitgenossin des Neuen und werdenden, wie des Entschwundenen und Alten.

Erst wenige Jahre sind verflossen, daß die Universität (1877) ihr vierhundertjähriges Stiftungsjubiläum feierte. In deutschen Berichten wurde damals — ich weiß nicht, auf welche Beglaubigung hin — der Reichsverweser Sten Sture zum Stifter der Universität ernannt, und Alles sorgfältig übermalt, was an die Verdienste der katholischen Kirche um die Wissenschaft in Schweden erinnern konnte. Die Schweden selbst dachten indes nicht so. Der Oberbibliothekar und Reichshistoriograph Claes Annerstedt, welcher zum Feste den ersten Band einer quellenmäßigen Universitätsgeschichte veröffentlichte, sammelte nicht bloß sorgfältig alle Urkunden, welche den kirchlichen Charakter der Anstalt außer Zweifel setzen, und alle Ueberreste scholastischer Schriften, welche die erste theologische und philosophische Thätigkeit der Universität beleuchten konnten, sondern erklärte in der Einleitung seines Wertes geradezu: „Es ist eines der schönsten Ergebnisse der neuern Forschung, daß man endlich der weltgeschichtlichen Wirksamkeit der römischen Kirche Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, indem man ihre Verdienste für die Bewahrung und Ausbreitung der Civilisation nachwies.“

Noch weiter ging der lutherische Erzbischof A. R. Sundberg, der Kanzler der Universität. Mit einer Liebe, wie wir sie bei deutschen Forschern in ähnlichem Falle selten zu finden gewohnt sind, hob er aus dem Zeitbild der Gründungsperiode seinen Vorgänger, den katholischen Erzbischof Jakob Ulfsson hervor, und wies mit unanfechtbaren Zeugnissen nach, daß dieser Mann, der Gründer der Universität, entschieden der bedeutendste, verdienstvollste und allseitigste schwedische Patriot seiner Zeit war, in manchen Stücken ein zweiter Cusa, d. h. ein Mann des echten Fortschritts auf kirchlicher Grundlage, ein unermüdlicher Förderer der Wissenschaft und Kunst, ein begeisterter Vorkämpfer der nationalen Interessen, ein geistig hoch über seiner Zeit stehender Mann, welcher, fern von den Anmaßungen eines Revolutionärs, das kirchliche Leben aus den eigenen Gnadenschätzen und Lebensquellen der Kirche heraus zu erneuern suchte.

Nach allem, was noch kürzlich über Ablaß, Predigt u. s. w. gegen Janßen vorgebracht wurde, um am Vorabend der „Reformation“ den „Heilssegens des Evangeliums“ nöthig zu machen, erregten die Ausführungen des schwedischen Primas mein höchstes Interesse. Ich kann nicht umhin, etwas davon mitzutheilen. Nachdem er Ulfssons kirchenpolitische Thätigkeit gezeichnet, fährt er also fort:

„Es war indes nicht die Bewachung reglementarischer Statuten und Gerechtigame, von der Jakob Ulfsson in höherem Sinn der Kirche Wohlfahrt

erwartete. Er wußte, daß das kirchliche Leben in ihrem Schoße durch viel wirksamere Mittel befördert wird, und von diesen eben machte er Gebrauch. Kein Zeitgenosse zeigte sich eifriger für gottesdienstliche Stiftungen und deren Erhaltung. Schon beim Antritt seines Amtes führte er ein neues Doppel- fest zu Ehren der hl. Birgitta ein; früher oder später schrieb er besondere Messen zu Gunsten des finnischen Krieges vor; in Upsala's Domkirche und in Stockholms ‚Stadtkirche‘, ebenso anderwärts im Lande, wurden theils von ihm, theils von anderen mit seiner Bestätigung nicht wenige Altäre gestiftet und mit dem nöthigen Eigenthum versehen; auch manche besondere Verordnungen über Fasten, Ablässe und anderes, wodurch nach katholischer Anschauungsweise Erbauung und Sittlichkeit gefördert werden sollten, wurden durch ihn ausgeführt. Nun kann man vom protestantischen Standpunkt gewiß mit Recht bemerken, daß die Quantität des Gottesdienstes ein kleiner Ersatz für dessen geringe Qualität war, und daß nicht das mechanische Messelesen, wie es damals im allgemeinen war, viel weniger noch der Ablass zu einem wahren und lebendigen Christenthum sonderlich beitragen konnte; aber jede Zeit muß doch mit ihrem eigenen Maße gemessen werden, nicht mit einem fremden, und überdies dürften die Wirkungen wenigstens weit bessere gewesen sein, als man anzunehmen geneigt ist. Selbst der katholische Ablass, wie wenig er auch an sich vertheidigt werden kann, war ganz sorgfältig berechnet, durch evangelische Gelübde Sünder zur Besserung und Bekehrung zu vermögen. Zu welchem Mißbrauch er auch ausartete, so war der Sinn desselben doch durchaus nicht, ohne weitere Umstände im Namen der Kirche die Gaben der Gnade auszuthemen. Der Ablass (indulgentia) setzte die Buße (poenitentia) voraus, und wurde auch letztere weniger tief aufgefaßt, so wurde sie doch wohl selten dahin mißverstanden, daß man nicht gewisse gröbere Sünden und Laster ablegen müsse. Anders dachte sich Jakob Ulfsson die Sache nicht. Es ist übrigens ein großer Mißgriff, wenn man sich vorstellt, daß er sich bei den Priestern mit einer mechanischen Erfüllung ihrer Schuldigkeiten beim Gottesdienst begnügt hätte. Seine wahrhaft warm begeisterten und beredten Worte im Vorwort zum Brevier von Upsala sind hierzu eine glänzende Widerlegung. ‚Die Priester‘, sagt er da, ‚müssen in Heiligkeit und Herzensandacht die Laien übertreffen, und dennoch trifft man Priester in verabscheuungswürdige Sünden und Uebertretungen verwickelt. Die Folge davon ist, daß Gottes Tempel von der Gemeinde verachtet, Gottes Sacramente unwürdig behandelt, die Andachtsübungen vermindert, und das Priesteramt, das früher in Ehren stand und sowohl ein königliches Amt genannt wurde, als auch war, jetzt gering geworden und immer mehr im Ansehen sinkt, ja sogar von manchen verabscheut wird, um der vielen Sünden der Priester willen.‘ Wer deshalb, so meint er, an der Besserung anderer arbeiten will, der muß mit seiner eigenen anfangen und darum Buße thun, seine Sünden bekennen und beten. Auch

ein anderer Beweis ähnlichen Charakters ist erhalten. Ein Buch von einem unbekanntem Verfasser war unter dem Titel *Lavacrum conscientiae* erschienen, welches eine Anleitung zur Gewissensprüfung enthalten zu haben scheint. Das 18. Kapitel dieses Buches, das jedem Beichtvater Anweisung gab, wie er sein eigenes Gewissen prüfen sollte, um recht Beicht hören und die Messe feiern zu können, fand Erzbischof Jakob so wichtig, daß er es in Form einer Tafel abdrucken ließ und allen Priestern seines Stiftes empfahl, es in der Sacristei aufzuhängen und stets mit Aufmerksamkeit zu lesen.

„Wie er sich so bemühte, den Priestern die erste aller pastoralen Weisheitsregeln einzuschärfen; nämlich bei sich selbst Herz und Leben mit dem Heiligen in Harmonie zu bringen, das sie zu verwalten hatten, so suchte er auch durch Predigten in der Muttersprache bei den Gemeinden dem Hängenbleiben an toden Formen entgegenzuwirken und den Gottesdienst wirklich erbaulich zu machen. Predigten gehörten, wie bekannt, nicht eigentlich zum Cult des Mittelalters, und die Messe wurde auf Latein gehalten, nur mit der Ausnahme, daß zufolge eines Synodalbeschlusses hier zu Lande an allen Sonn- und Festtagen das Vaterunser, der Englische Gruß (*Ave Maria*) und das Glaubensbekenntniß von den Pfarrgeistlichen für die Gemeinde in der Muttersprache vorgebetet werden sollten. Daß Predigten gleichwohl in dieser Zeit gehalten wurden, und zwar nicht bloß von Dominikanermönchen, welche um dieser Wirksamkeit willen Predigerbrüder genannt wurden, sondern auch von (Welt-) Priestern, die dazu das Vermögen besaßen, leidet keinen Zweifel. Das war nun das Erbauungsmittel, welches Erzbischof Jakob besonders zu fördern trachtete. Ob er selbst ein großer Kanzeltreber war, ist unbekannt; aber soweit man nach dem klaren und innigen Stil seiner Schriften urtheilen kann, muß er es gewesen sein. Gewiß ist sowohl, daß er Andachtsbücher drucken ließ, die für seine Zeit gut waren, als auch, daß er besonders bei solchen Festgelegenheiten, wo viel Volk zusammenströmte, Prediger ersten Ranges auftreten ließ. So führte er zu dem Canonisationsfest der hl. Katharina in Vadstena (1. Juni 1489), wobei auch Sten Sture zugegen war, den Theologieprofessor Dr. Jakob Gislonis mit sich, der eine schwedische Predigt in der Kirche hielt, während gleichzeitig von Conventsbrüdern auf dem Kirchhof, sowohl nördlich als südlich von der Kirche, Predigten gehalten wurden, so daß die zu Tausenden Herbeiströmenden gleichzeitig hören konnten, was ihre Herzen erfreute. Der genannte Gislonis sprach, wie der Bericht meldet, fast zwei Stunden ‚sehr göttlich‘ (*mycket gudeligen*), so daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen, über der Welt Ursprung, des Menschen Fall, die Religion der Patriarchen, Moses und Christus, Apostel, Lehrer und Heilige, von Ansgarius bis Virgitta, so niederleitend zu deren Tochter, deren Ehre das Fest galt. Ungefähr in derselben Weise scheint es bei einer Translation von Heiligern zwei oder vier Jahre vor Jakob Ulfssöns Tod zugegangen zu haben, wobei

„einige auf Schwedisch, andere auf Lateinisch predigten“. Und liest man weitere Beschreibungen über den festlichen Act, durch welchen das Banner Erichs des Heiligen im Jahre 1495 von dem Erzbischof an Sten Sture übergeben wurde zum Kriege wider die Russen, so muß man bemerken, daß auch bei dieser Gelegenheit das gleiche Verfahren beobachtet wurde. Das Volk war da versammelt ‚dicht wie ein Wald‘, und die Rührung unter den Massen so groß, daß die Thränen sowohl der Männer als der Weiber flossen, feufzend: ‚Gott im Himmel, sei allen Schweden gnädig‘. Ohne einen sowohl verständlichen als ergreifenden geistlichen Vortrag wäre wohl eine so mächtige Rührung schwerlich hervorgerufen worden.“

In einer Zeit neuer Lutherverehrung war es mir höchst merkwürdig, von einem lutherischen Erzbischof solche Dinge zu vernehmen. Es ist wahr, er sucht sich seinen protestantischen Standpunkt durch diese und jene kleine Klausel zu wahren; aber er erkennt doch klar und deutlich an, daß das ausgehende Mittelalter keineswegs eine Zeit des religiösen Verfalls war. Der Abfall war keine bloße „Geldspeculation“, wie so manche Protestanten behaupten, sondern ein wirksames Erbauungsmittel; das Predigtamt war durchaus nicht in „Mönchsinteressen“ und „Mönchsgeiz“ verkommen, sondern den höchsten religiösen und vaterländischen Zwecken geweiht; der katholische Gottesdienst¹ war nicht ein starres, sinnloses Ceremonienwesen, sondern die höchste kirchliche Autorität in Schweden selbst setzte alle Kraft ein, denselben durch ein wahres religiöses Leben bei Clerus und Volk sittlich wirksam und fruchtbar zu machen. Kurz, das Bild, das Erzbischof Sundberg von den religiösen Zuständen des ausgehenden Mittelalters gibt, entspricht völlig demjenigen, welches Janssen von denen in Deutschland entworfen. Auch in Schweden war ein katholischer Erzbischof der Hauptförderer der Buchdruckerkunst und der Begründer einer neuen wissenschaftlichen Blütezeit; auch in Schweden ruht die neuere Bildung noch auf den Grundsteinen, welche die vielverlästerte und vielgeschmähte katholische Kirche gelegt, und die glänzenden Namen eines Berzelius, Linné,

¹ Auch über die Heiligen- und Reliquienverehrung spricht sich Erzbischof Sundberg mit einer Milde, religiösen Pietät und Freundlichkeit aus, die man bei Protestanten selten zu finden gewohnt ist: „Außer dem gewöhnlichen Gottesdienst durch Wort und Sacrament fand man für die Andacht jener Zeit noch ein anderes Mittel in der Heiligen- und Reliquienverehrung. Jede Landeskirche sah es nicht bloß für eine besondere Ehre, sondern auch für einen unschätzbaren geistlichen Vortheil an, eine möglichst große Anzahl ihrer dahingegangenen Mitglieder unter denjenigen zu zählen, welche canonisirt, d. h. würdig erklärt wurden, in den Kreis der Heiligen aufgenommen zu werden. Je mehr Heilige, desto mehr Fürbitter beim himmlischen Vater und desto mehr theure Mittelglieder zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart und zwischen dieser und der Zukunft. Gegenstand einer ähnlichen Verehrung wurden die Reliquien, und festlich baute man eine Kirche, ohne sich mit dem einen oder andern Schätze dieser Art zu versehen. Ueber jeden neuen Erwerb fühlte man sich natürlicherweise sehr glücklich.“

Geijer, Rudberg führen schließlich zu Jakob Ulfsson hinauf, den die Universität Upsala als ihren Stifter anerkennt.

„Wohl hatte die Erfindung der Buchdruckerkunst“, so berichtet Sundberg weiter, „eine bedeutende Veränderung sowohl in Bezug auf Zugänglichkeit als Preis literarischer Arbeiten herbeigeführt, allein auch die gedruckten Bücher waren noch immer zu theuer, als daß sie allgemeine Verbreitung hätten gewinnen können. Im Jahre 1478 bezahlte man ein gedrucktes Buch in Folio (Leonardi de Utino Sermones) nach einer angegebenen Rechnung mit ungefähr 50 Kronor, und der Buchdrucker, der 1508 das Missale Upsalense drucken sollte, hatte sich 200 Kronor für jedes Exemplar auf Pergament, 100 für jedes auf Papier ausbedungen. Da nun hierzu noch die Frachtkosten u. s. w. hinzukamen, so ist leicht einzusehen, mit welchen Opfern der Kauf von Büchern verbunden war. Dessenungeachtet fanden sich im Lande ganz bedeutende Bücherammlungen, die theils Kirchen und Klöstern, theils den Bischöfen, theils auch einem oder dem andern hervorragenden Weltmann gehörten. Aber eine der Hauptbedingungen für leichtern Zugang zu diesem Bildungsmittel und überdies zum Fortkommen einer einheimischen Literatur war doch, daß im Lande selbst Buchdruckereien angelegt wurden. Erzbischof Jakob erfaßte mit seinem gewohnten hellen Blick diese Nothwendigkeit, und sein warmes Interesse für alles Vaterländische brachte rasch den Gedanken zur Verwirklichung. Durch seine Bemühungen, sagt ein Schriftsteller, erhielt Schwedens Hauptstadt eine Druckerei 6 Jahre vor Portugal, 10 Jahre vor Dänemark, 13 Jahre vor Spanien und 31 Jahre vor Sachsen.

„Das erste schwedische Buch wurde in Stockholm um das Jahr 1475 gedruckt, mit dem Titel Vita S. Catherinae, und schilderte somit das Leben der Frau, für deren Canonisation Jakob Ulfsson lange und gelegentlich arbeitete. Schon daraus dürfte man ziemlich sicher schließen, wer der Verleger, vielleicht auch der Verfasser war. Das zweite Buch: *Dyalogus creaturarum moralizatus*, wurde 1483 von einem gewissen Johann Snell gedruckt, der von Deutschland oder Dänemark nach Schweden herübergekommen zu sein scheint und sich daselbst in Verbindung mit dem Erzbischof setzte. Ohne Zweifel war die Druckerei dieses Snell leicht transportabel und sehr anspruchslos. Eine andere, auf festerem Fuß und in größerem Maßstab, dürfte die des Johannes Fabri gewesen sein. Da wurden 1495 zwei Schriften gedruckt: das *Breviarium Strengnense* (von Strengnäs) und die Uebersetzung des Erich Olai, eines *Canonicus* von Upsala, von Gersons Buch über die Versuchungen des Teufels, welche letztere Arbeit zugeeignet ist ‚dem würdigsten Vater in Gott und dem Herren Herrn Jop (Jakob), mit Gottes Gnade Erzbischof in Upsala‘. In derselben Werkstätte bei Fabri wurde überdies um 1496 das *Breviarium secundum ritum ecclesiae Upsalensis* gedruckt, offenbar auf Veranstaltung von Jakob Ulfsson, der das Buch mit einem Vorwort verjah und dessen Anfangsbuchstaben auf

dem Titelblatt vermerkt sind. Nach 1498 scheint diese Stockholmer Druckerei vorläufig geruht zu haben. Dagegen findet sich eine neue von Paulus Grijs in Upsala errichtet, der 1510 in domo doctoris Ragvaldi archidiaconi und Dño Jacobo regni Sueciae primatum et Upsalensem ecclesiae presulatum felicissime gubernante das Psalterium Davidis druckte, das mit des Erzbischofs Wappen (einem Adlersfuß) geschmückt ist und dessen ascetisch-praktische Auslegungen wahrscheinlich von ihm selbst verfaßt sind. Uebrigens kam in derselben Officin in den nächstfolgenden Jahren eine revidirte Auflage des Donatus, der beim ersten Lateinunterricht allgemein gebräuchlichen Grammatik, heraus, außer fünf oder sechs anderen Arbeiten und darunter des Erich Nicolai Uebersetzung von Gersons Ars moriendi. Ueber das letztere Buch, das ebenfalls mit dem erzbischoflichen Wappen ausgestattet ist, wird im Vorwort angegeben, daß es von Erzbischof Jakob zum geistlichen Nutzen der Einwohner des Reiches und zu der Seelen Seligkeit 'umbesorgt' (d. h. übersezt) wurde, und daß seine eigene väterliche Güte einige merklche Stücke hinzugesetzt habe, ganz nützlich und ungemein zum Troste der Sterbenden. Wer der erste, die schwedische Buchdruckerei leitende und aufmunternde Geist war, kann somit nicht zweifelhaft sein. Vor der Reformation waren auch Stockholm und Upsala die einzigen Städte im Reich, wo diese Kunst ausgeübt wurde; denn eine in Wadstena errichtete Druckerei wurde durch Brand zerstört, bevor sie irgend eine Arbeit ausgegeben hatte, und eine andere in Söderköping trat erst 1523 in Wirksamkeit. Daß zwischen der edle Mäcenas kein uneingeschränktes Vertrauen auf die Geschicklichkeit seiner Schützlinge besaß, beweist die Thatfache, daß er ihnen nicht das prachtvolle Missale Upsalense anzuvertrauen wagte, das er herauszugeben im Sinne hatte, sondern über den Druck desselben mit einem Lübecker einen Contract einging, welcher gegen den oben angeführten theuern Preis die Arbeit übernahm, obgleich er sie wohl niemals vollendete. Gerne muß zugegeben werden, daß, abgesehen von der an den Tag gelegten Kunstfertigkeit, die ganze Literatur, welche Schwedens Mittelalter im Druck herauszugeben im Stande war, sehr klein ist, da sie hauptsächlich aus religiösen Erbauungsschriften sammt den für den Gottesdienst nöthigen Handbüchern und Evangelienbüchern bestand; aber dieser Mangel eignete ja gleichfalls der Zeit, nicht dem Manne, der mit einer allzeit großartigen Freigebigkeit ihm abzuhelfen suchte und der überdies schon im Anfang seines Werkes hoch von der Zukunft dachte, welche in Fortsetzung desselben seine kühnsten Hoffnungen weit übertreffen sollte.

„Und läßt sich daselbe nicht auch von Jakob Ulfsons anderer und größter Schöpfung sagen, von der Universität von Upsala? Es ist mehr als merkwürdig, daß der Gedanke an eine solche Anstalt nicht bloß so frühe aufsteigen, sondern auch ausgeführt werden konnte, wie das in unserem abgelegenen, armen und durch innere Fehden äußerst verarmten Heimatland

der Fall war. Selbst in den südlichen Theilen Deutschlands finden sich nur wenige Universitäten, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet wurden, und in den nördlichen Theilen desselben Landes während der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nur zwei, oder wenn man will, drei, nämlich Leipzig 1409, Rostock 1419 und Greifswald 1456. Wie weit ging doch in dieser Zeit Deutschlands Cultur derjenigen Schwedens voraus! Nichtsdestoweniger soll, nach einer Angabe des Messenius, schon auf einer Kirchenversammlung zu Arboga 1417 der Vorschlag gemacht worden sein, Ausländer zu berufen, um Vorlesungen zu halten. Obwohl hierdurch keine wirkliche Maßregel erfolgte, so wurde doch 20 Jahre später durch Rathsbefehl vom 18. October 1438, welchen nachher 1444 König Christoph bestätigte, festgesetzt, daß der Zehnte, der früher dem Hospiz von Enköping zugefallen war, fürder an einen Magister Andreas Bondonis solle verwendet werden, wogegen er an Upsala's Domkirche ein Jahr lang Lesung halte, wie ein Magister in studiis privilegiatis zu thun pflegt, und daß, falls er nicht vermag oder beliebt, vorgenannte Arbeit zu leisten, soll der vorgenannte Zehnte einem andern Magister in derselben Stadt zukommen, der dazu taugt, und dieselbige Lesung soll aufrecht gehalten werden auf ewige Zeit'. Unbekannt ist, wie lange dieser Unterricht fortbauerte. Inzwischen hatte die Kirchenversammlung zu Söderköping 1441 den Reichsbischöfen aufgetragen, für eine ordentliche Universität zu sorgen, oder, wie das damals genannt wurde, ein Studium generale oder privilegiatum, aber widrige Vorfälle bewirkten wohl, daß dieser Auftrag unausgeführt blieb. Erst nach einer neuen Kirchenversammlung (die 1475 zu Arboga gehalten wurde) ward unter Jakob Ulfsons Leitung derselbe Wunsch abermals ausgesprochen und Doctor Ragwaldus Ingemundi nach Rom gesandt mit einer im Namen der Kirche und des Reichsrathes abgefaßten Schrift, in welcher die Genehmigung des Papstes zur Stiftung einer Hochschule erbeten wurde. Daß die Sache ohne weitem Aufschub zu Stande kam, beruhte zweifelsohne vorzüglich auf folgenden drei Umständen: Der junge Erzbischof liebte die Wissenschaften ebenso sehr als die Künste und war übrigens nicht der Mann, der die Ausführung seiner Lieblingsideen aufzuschieben pflegte; Schweden hatte nach dem Schlag auf dem Brunkeberg seine lang vermißte Selbständigkeit wieder gewonnen, und seine leitenden Männer konnten mithin ungestörter ihre Aufmerksamkeit auf friedliche Angelegenheiten verwenden, und — was schließlich vielleicht nicht der geringste Antrieb war — die dänische Regierung hatte mit dem Papste über ein Studium generale in Kopenhagen Unterhandlungen eröffnet, welches Verhalten die um ihre eigene Selbständigkeit ängstlich besorgten Schweden doppelt antrieb, sobald als möglich sich eine eigene höhere Bildungsanstalt zu verschaffen; genug, schon im Sommer 1477 war der abgeschickte Sendbote zurück, mit der päpstlichen Bestätigungsbulle, die von Sixtus IV. den 27. Februar desselben Jahres geschicket ist.

„Durch dieſe Bulle wurde nicht bloß die begehrte Erlaubniß zur Gründung eines Studium generale bewilligt, ſondern auch verfügt, daß die neue Schule nach dem Muſter der Univerſität von Bologna eingerichtet werden ſolle, mit denſelben Vorrechten, Privilegien und Freiheiten wie dieſe; daß Unterricht ertheilt werden ſolle ſowohl in Theologie als in canonischem und bürgerlichem Recht, Medicin, Philoſophie und jeglicher andern Wiſſenſchaft; daß der Erzbischof von Uppsala allzeit Kanzler der Univerſität ſein und die Baccalaureats-, Licentiat-, Doctor- und Magiſtergrade auszutheilen haben ſolle; ſowie daß deren Lehrer und Schüler dieſelben Vorrechte genießen ſollen, wie ihresgleichen in Bologna, und daß der Erzbischof genau darüber zu wachen habe, daß hieraus keine Kränkung erwachſe. Sobald die Bulle nach Schweden gelangte, fertigten Erzbischof Jakob und ſeine ſechs Suffragane, der Reichsvorſtand Sten Sture und 23 weltliche Reichsräthe von Strengnäs unter dem 2. Juli den förmlichen Privilegienbrief für die neue Univerſität aus, deren Stiftung der Heilige Vater ihnen auf ihre demüthigen Bitten verſtattet hatte, ‚Gott zu Lob, Preis und Ehre, wie dem gemeinen Reiche Schweden zu Beſtand, Troſt und Freude.‘“

Das iſt kurz die Entwicklungsgeschichte der Univerſität, wie ſie Erzbischof Sundberg beſchreibt. Mit Recht ſchließt er ſeine Schrift mit der Bemerkung, daß Ulſſſon neben dem beſcheidenen Grabmal im Chor des Domes ein viel anſehnlicheres Denkmal beſitzt, und daß man jedem Beſucher, der nach Ulſſſon fragt, ſagen kann: *Si monumentum quaeris, circumspice.* Sein Monument iſt die ganze Univerſität.

Ein Katholik kann ſich deſhalb in der ſchwediſchen Univerſitäts- und Biſchofsſtadt ebenſo wenig ganz fremd fühlen, wie in Oxford oder Canterbury. Waß die ſpättere Zeit, auch vielfach im Kampfe gegen die Kirche, errichtet, gegründet und weiter geſtaltet, ruht noch immer auf altem katholiſchen Unterbau, und kein neueres Denkmal vermag den ehrwürdigen Dom in den Schatten zu ſtellen, in dem einſt die erſten Profeſſoren und Schüler den Segen ihres Primas und Metropolitens Jakob Ulſſſon erhielten.

Von der Carolina rediviva gelangten wir durch eine angenehme, mit Bäumen bepflanzte Promenade, „Odinslund“ genannt, zu der ſchon erwähnten kleinern Dreifaltigkeitskirche, deren ſchlichter, einfacher Bau nichts Beſonderes aufweiſt, die aber ſchon unter König Ederfer I. angelegt worden ſein ſoll. Etwas weiter trafen wir einen Obeliſken, von König Karl XIV. Johann Bernadotte dem Andenken Guſtav Adolfs „des Großen“ gewidmet, eine für uns Katholiken weniger angenehme Erinnerung, aber doch nicht ſo ſchlimm, daß man darüber in Harniſch zu gerathen braucht. Daß Guſtav Adolf mehr politiſcher Eroberer als Religionsheld war, wird heute ſchon von ſehr vielen einſichtigeren ſchwediſchen Patrioten anerkannt. Für die einmal proteſtantiſch gewordene Univerſität hat er ſehr viel gethan, wie unmittelbar hinter dem Obeliſken das von ihm gebaute „Guſtavianum“ noch

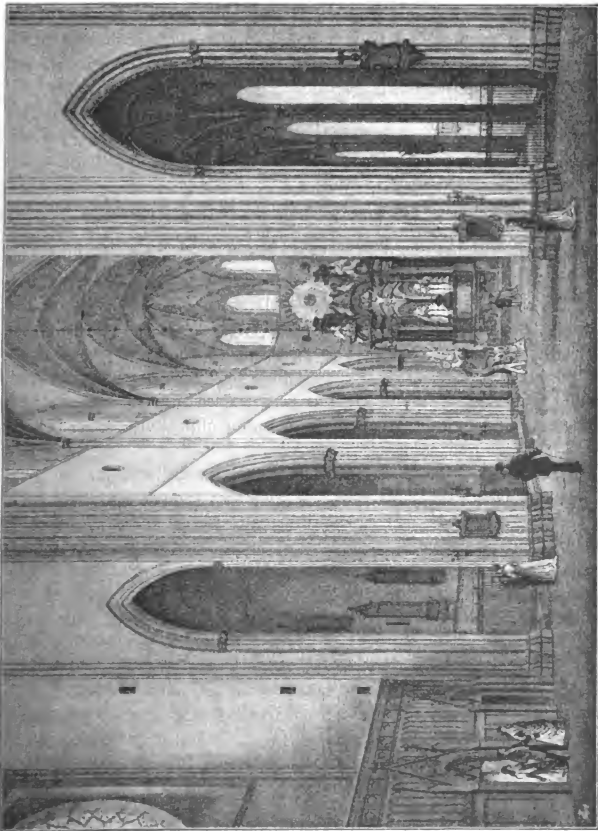
bezeugt, eines der stattlichen älteren Universitätsgebäude. Er erneuerte schon 1612 die Privilegien der sehr gesunkenen Universität, und die Zahl der Studirenden, die von 1615—1619 durchschnittlich bloß 52 betragen hatte, stieg unter ihm 1625 bis auf 302, eine Zahl, die sich indes schon in den folgenden Jahren wieder verminderte.

Der Dom, welchem wir uns nun näherten, ist bei weitem das bedeutendste gotische Bauwerk Schwedens, 110 m lang, 51 m breit (äußere Länge und Breite) und erreicht im Mittelschiffe eine Höhe von $34\frac{1}{2}$ m. Er ist, mit Ausnahme von Fenstereinfassungen, Portalen, Gesimsen, Stab- und Rosenwerk, die aus Hausstein und zum Theil noch mit Sculpturen verziert sind, vollständig aus Backstein aufgeführt. Den zwei Seitenschiffen entlang laufen je sieben Kapellen, um den Chorumgang acht, von denen die hinter dem Hochaltar eine größere Länge und Breite hat. Der erste Anblick des Innern erfreut durch dessen ruhige, einfache Größe und Symmetrie. Ungemein schlank und gefällig steigen die Säulen am Eingang des Chores und Mittelschiffes zu der vollen Höhe der Kirche empor, während die niedrigeren Bogen zwischen Mittelschiff und Seitenschiff, nur durch sehr einfache Profilierung gegliedert, eine ruhige feierliche Perspektive gewähren. Da indes das Innere, sogar die Marmorsäulen im Chor, mit größter Gewissenhaftigkeit ausgeweißt sind, so ist der Anblick auf die Dauer doch kein ganz befriedigender: namentlich nehmen sich die breiten Mauerflächen zwischen den Bogen und Fenstern des Mittelschiffes und Chores in ihrer völligen Schmucklosigkeit etwas kahl aus. Der im Barockstil erbaute Hauptaltar gleicht demjenigen des hl. Ignatius in der Kirche al Gesù zu Rom, steht indes in ungünstigem Contrast zu dem ganzen Gebäude. Nahe bei der Evangelienseite ruht unter massivem Eisengitter der Reliquienschrein des heiligen Königs Erich, den, trotz allen Zornausfällen Luthers gegen Heilige und Reliquien, die patriotisch-royalistische Ehrfurcht der Schweden für einen ihrer gefeiertsten Könige vor Zerstörung und Profanirung bewahrt hat.

Der Martyrtdes des Heiligen ereignete sich nicht in dem Dome, sondern in der Kirche von Gamla Upsala. Dort verrichtete er eben seine Andacht, als man ihm die Ankunft seiner Feinde und deren Landung in Fyrisvall meldete. „Laßt mich in Frieden,“ erwiderte er, „bis der Gottesdienst verrichtet ist. Ich hoffe auf Gott, dessen Dienst wir jetzt nur unvollkommen erfüllen, daß er uns denselben bald an höherer Stelle vollenden lassen wird.“ Unterdeß ward er von seinen Feinden umringt, nach kurzem tapfern Widerstand überwunden und enthauptet. Das war im Jahre 1161. Die Verehrung, welche dem frommen König schon unmittelbar nach dem Tode zu Theil ward, steigerte und verbreitete sich rasch; doch wurde er erst um die Mitte des folgenden Jahrhunderts förmlich den Heiligen beigezählt und seine Gebeine 1257 feierlich aus dem bisherigen Grabe hervorgenommen und in kostbarem Schreine beigelegt. Als der erzbischöfliche Sitz 1271 von Alt-

Der Schrein des hl. Erich.

Upsala nach dem heutigen Upsala verlegt wurde, wurde auch Sanct Erichs Schrein als Palladium des Reiches unter großer Feierlichkeit dahin übertragen. König Waldemar selbst und die Großen des Reiches wohnten der



Chor des Domes von Upsala.

Feier an. Die Gebeine des Heiligen ruhen in einer innen und außen mit Seide bekleideten Holzkrone, diese in einem kostbaren Silberschrein. An der Identität des Hauptes wird gezweifelt, der übrige Leib soll dagegen echt

und noch ziemlich vollständig vorhanden sein, mit Ausnahme von kleinen und größeren Partikeln, die noch in katholischer Zeit an andere Kirchen verschenkt wurden. Der Silberschrein, bei weitem nicht so prachtvoll wie die herrlichen Reliquienschrine in Köln, Aachen und Maastricht, ist immerhin von sehr schöner Arbeit und war einst reich an Schmuck. Es war etwas boshaft, den freundlichen Küster zu fragen, warum wohl die fehlenden Edelsteine und Perlen abhanden gekommen seien. Er wußte sich indes so gut aus der Sache zu ziehen, als ob er bei Sybel Geschichte studirt hätte. Er sagte, das wäre wohl bei den Wallfahrten in der alten katholischen Zeit geschehen: als ob nicht damals die Pilger den Schrein des Heiligen mit stets neuen Weihgaben bereichert hätten. Stiftete doch der gewaltige Staatsmann und Reichsverweser Sten Sture noch im selben Jahre, als die Universität gegründet wurde (1477), an den Ericksaltar einen Kronleuchter, der Tag und Nacht brennen sollte, dazu sieben Wachslichter für Sonn- und Festtage, mit der Verpflichtung, daß für ihn, Frau und Kind allwöchentlich eine heilige Messe an dem Altar gelesen werden sollte. Der Schrein selbst, schon 1359 verändert, 1405 von dem Goldschmied Lambert um 534 Ångelska Nobler neu vergoldet, wurde 1577 unter König Johann III. auf dessen Kosten abermals restaurirt, während des Neubaus des durch Feuersbrunst beschädigten Chores von 1729 an einige Zeit in einer Seitenskapelle aufbewahrt, dann aber pietätzvoll wieder an seine frühere Stelle gebracht und mit dem erwähnten vergoldeten Eisengitter sowohl gegen allzu große Verehrung als etwaige Verunehrung geschützt.

Die Kapellen um das Chor und die beiden Seitenschiffe, einst mit Altären geschmückt und mit besonderen Präbenden verbunden, bilden heute, wie die Kapellen der Westminster-Abtei, eine Art von historischem Mausoleum, das für einen Freund der Geschichte nicht ohne Interesse ist. Die ansehnlichste dieser Kapellen ist die ehemalige Liebfrauen-Kapelle hinter dem Hochaltar, jetzt das Gustavianska Grafkorset genannt. Alles, was an den einstigen Zweck derselben erinnern könnte, ist daraus entfernt. An Stelle der Himmelskönigin, in welcher das Mittelalter zugleich seine höchste Schutzherrin und das erhabenste Ideal der Vollkommenheit verehrte, ist Gustav Wasa hier eingezogen, der erste in der Reihe der „evangelischen“ Könige. Tüchtige Fresken, 1831—1838 von dem Maler Sandberg gemalt, führen uns in lebhafter dramatischer Composition die Hauptzüge seines Lebens vor. Hier schlägt er sich als tapferer Reitermann in dem Kampfe bei Brännkyrka (1518); da steht er als Hilfesuchender vor den gestrengen und edeln Rathsherren im Rathhause zu Lübeck (1519). In bunter Bauertracht tritt er auf dem folgenden Bild in die dalekarlische Hütte zu Ranthütte, während ein Hund ihn höchst skeptisch beriecht, als wollte er sagen: „Du bist doch kein rechter Dalekarl.“ Als echter Agitator spricht er auf der nächsten Darstellung zu den bei Mora kyrka versammelten Dalkarlar, eine Illustration zu dem Volkslied:

Gustav Wasa's Leben in Fresken.

Kung Gösta ist ritten nach Dalarna,
Hält Rath mit den Dalkarlar sein;
Kung Christian, der liegt bei Södermalm,
Er trinket beides, Meth und Wein.

„Ach, hört, ihr meine Dalkarlar,
Wozu ich biet' euch auf:
Wollt ihr mir folgen nach Stockholm
Und hauen den Jäten drauf?“

Es schworen da die Dalkarlar,
Es schwor ein jeder für sich:
„Der Schlag, der stand auf Charfreitag,
Des denken wir sicherlich.“

Es schwur darauf der Kung Gustav,
Schwur für sich diesen Eid:
„Wir bitten zu Gott im Himmelreich,
Des muß uns werden Freud'!“

Da schworen ihm die Dalkarlar,
Sie schworen alldieweil:
„Ach, führ uns an als Hauptmann du,
Nach Stockholm! Auf, in Eil!“ —

„Ach, gerne will ich sein euer Hauptmann,“
Der König Gustav schwur;
„Wollt ihr bleiben hold und treu
Meiner blauen Fahne nur?“

Da schworen ihm die Dalkarlar,
Sie schworen wie ein Mann:
„Wir wagen Blut und Leben
Gen einen so grimmen Tyrann.“

Auf dem fünften Bilde überreicht Claus Petri dem König die erste schwedische Bibel (1541). Von zwei größeren und figurenreicheren Frescobildern stellt das eine den Einzug des Königs in Stockholm dar (1528), das andere den Abschied des Königs von seinen Ständen (1560). Es würde zu weit führen, den ethischen und historischen Werth des Königs und seiner Popularität auf ihren Goldgehalt zu prüfen; genug, der Bilderchluß vergegenwärtigt in lebendigster Weise die Volksthümlichkeit, deren er als Reformationskönig und Volkskönig durch die letzten Jahrhunderte genoß, und zwischen den bunten Gemälden steht sein gewaltiges Grabmal aus Marmor, mit den Wappen der schwedischen Landestheile geziert. Da liegt er in voller Lebensgröße zwischen den Figuren seiner zwei ersten Gattinnen, Königin Christina von Sachsen-Lauenburg und Königin Margaretha Lejonhufvud, der Tochter des Reichsrathes Eric Abrahamson, die er seine „Herzallerliebste“ zu nennen pflegte. Auch die dritte seiner Frauen, Katharina Stenbock, ist in derselben Kapelle begraben, hat aber auf dem Monument keinen Platz mehr gefunden.

Von den anderen Grabmälern dürfte wohl das bedeutsamste das des Königs Johann III. sein. Er ist liegend dargestellt in voller Rüstung.

Seine Figur wie die zum Denkmal gehörigen Genien sind von sehr feiner und tüchtiger Arbeit, doch nicht in ihrer ursprünglichen Zusammengehörigkeit aufgestellt, sondern mit anderem Ballast vermischt. Weniger ansprechend ist das Grab der Gemahlin Johannis, Katharina Jagellonica, der zu Ehren die Grabkapelle gestiftet wurde, welche noch jetzt die Jagellonische genannt wird. In den übrigen Kapellen hat der Tod gar verschiedenartige Leute zusammengeführt, Sprößlinge alter Adelsgeschlechter, Feldherren und Reichsräthe, den lutherischen Erzbischof Menander, den großen Botaniker Linné (Botanicorum principi lautet die Inschrift), den Lehrer Gustav Adolfs und Universitätsrektor Johann Skytte mit Weib und Kind und aus katholischer Zeit noch die Eltern der hl. Birgitta: Birger Pedersson, den Lagman von Uppland, und dessen Frau.

Die Erinnerungen, welche dies letztere Grab hervorruft, werden mächtig belebt durch die alten Paramente, die in Glaskästen sehr sorgfältig auf einer Galerie des Domes aufbewahrt sind. Es sind überaus reiche Messgewänder darunter, auf deren Gold- und Purpurgrund emsige Frauenhand bald die Hauptgeheimnisse des Evangeliums, bald die beliebtesten Schutzheiligen in leuchtendem Farbenschmud hervorgezaubert hat. Neben diesen künstlerisch anziehenden Zeugnissen des eucharistischen Glaubens erinnern Infuln, Rauchmäntel und andere Paramente neuerer Zeit an die Thatfache, daß sich die Idee der „Kirche“ in Schweden wie in England viel kräftiger und umfassender erhalten hat, als bei den demokratisirenden Bekenntnissen der protestantischen Lehre. Der Domschatz enthält viel Merkwürdiges. Durch die Pracht seiner Juwelen setzt ein Kelch in Staunen, der im Dreißigjährigen Krieg aus Prag hierher gelangt ist; durch ihre künstlerische Ausführung erfreuen zwei Reliquiarien aus dem 9. oder 10. Jahrhundert. Ein von Papst Alexander III. geschenktes Crucifix erhält das Andenken an jenes vielverlästerte Papstthum, das einst die Völker des Nordens mit jenen des Südens zu einer großen Gottesfamilie vereinigte und ohne dessen civilisatorisch-wissenschaftlichen Einfluß die Universität nicht gegründet worden wäre. Ein mit feiner Emaille geschmückter Kelch nebst Patene kündigte sich als freiwillige Schenkung eines frommen Schweden aus katholischer Zeit an. Als Inschrift war das ganze Ave Maria verwendet mit dem Zusatz: Dominus Odhinus Upsalae dedit me. Auf dem Kelche stand: De vera vite fert hoc vas poeula vitae.

Von der wahren Rebe

Trägt dies Gefäß den Kelch des Lebens!

Mit diesem schönen Gruß des einstigen Glaubens und katholischer Freigebigkeit und Liebe wollen wir von dem Upsala der Vorzeit Abschied nehmen. Wenn die Gegenwart denselben auch einige Pietät schenkt, so lebt und webt sie doch in einem ganz andern Gedankenkreise.

20. Malmö. Lund.

Die alten Norweger begnügten sich nicht, von Norden her in Schweden einzufallen, sie versuchten es auch von Osten und Süden. Das darf man nicht unterlassen, wenn man Schweden etwas näher kennen lernen will. Denn wie im Norden das landschaftliche Interesse, so wiegt im Süden das geschichtliche vor. Hier berührt sich die Entwicklung Skandinaviens mit jener der übrigen europäischen Länder; von hier ist die christliche Civilisation, kirchliche und politische Gestaltung immer weiter nordwärts gedrungen.

Malmö liegt nicht so außer unserer gewohnten Hendschel- und Bäderwelt, wie die norwegischen Thäler oder die Seen von Jemtland und Dalekarlien. Man ist von Kopenhagen in zwei Stündchen an Ort und Stelle. Die Entfernung beträgt nur etwa 22 km, die Fahrt dauert darum nicht viel länger als eine über den Bodensee, und man ist in Schweden, wenigstens im neuern Schweden. Denn früher gehörte diese Südspitze der Halbinsel Jahrhunderte lang zu Dänemark. Jetzt kann man aber schon vom Schiff nach Schweden hinüberschauen, Schwedisch hören und Schwedisch reden, Schwedisch denken und Schwedisch zahlen, an den schwedischen Smörgåstisch treten, um sich den Appetit zu reizen und eine neue skandinavische Union erträumen, unter deutschem Patronat natürlich! Ist das Wetter einigermaßen schön, so genießt man die prächtige Aussicht auf Kopenhagen und den Sund, die, oft gesehen, nie ermüdet. Ist der Himmel umwölkt, so erhält man ein ernstes skandinavisches Meerbild, grau in grau, etwas düster, aber doch nicht drückend — ein Stück Landschaft, wie es ganz wesentlich zu Skandinavien gehört, wenn man sich nicht wegen einiger Sommertage darüber täuschen will. Denn da oben tanzen nicht bloß die Mücken, die in Lappland sogar zur Landplage werden, sondern auch die Schneeflocken, dieselben schönen weißen Schneeflocken, ohne die eine Weihnacht keine rechte Weihnacht ist. Auch an einem dunkeln Novembertag hat mich dieses Meer- und Küstenbild keineswegs abgestoßen; im August war es herrlich, und Dänen und Deutsche, Engländer und Amerikaner bevölkerten das stattliche Dampfschiff.

An der großen Post- und Telegraphenlinie, welche Stockholm mit Paris und den übrigen continentalen Großstädten verbindet, selbst eine rasch emporblühende Handels- und Industriestadt, besitzt Malmö alle Einrichtungen moderner Cultur: Hafen, Quais, Werften und Magazine, Telephon, Telegraph,

Gas, Fabriken, Schulen, Hotels, Gefängnisse und was sonst zur Bildung gehört. Es ist die dritte Stadt Schwedens, von 36 600 Einwohnern im Jahre 1880 auf 46 200 im Jahre 1888 angewachsen und noch stets sich erweiternd.

In der „deutschen Kirche“ kann man ein lebensgroßes Bild Luthers schauen, mit dem bekannten Vers:

Pestis eram vivens, moriens tua mors ero, papa!

Papst! Ich war dir zur Pest im Leben, ich tödte im Tode dich!

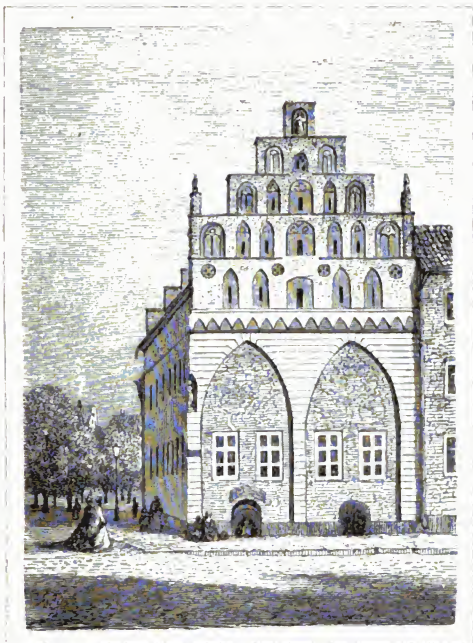
Ein sehr liebenswürdiger Vers, der aber das Papstthum nicht abgehalten hat, fortzubestehen bis auf den heutigen Tag, ja sogar in Malmö, und zwar am Gustav-Adolfs-Platz, wieder ein kleines frommes Kirchlein einzurichten und ein Klosterchen, wo ein paar Schwestern sich der Krankenpflege widmen und arme Kinder unterrichten. Die katholische Gemeinde ist allerdings noch sehr klein; aber der Evangelische Bund mag den Pelion auf den Ossa thürmen: es wird ihm nicht gelingen, die Hunderte und Tausende von kleinen Gemeinden zu zerstören, welche in den verschiedensten protestantischen Ländern katholische Glaubenskraft, Liebe und Mildthätigkeit gegründet hat. Laminen und Ueberschwemmung mögen gewaltige Zerstörungen anrichten; aber die still waltenden Kräfte des Lebens vermögen sie nicht hinwegzuräumen. Ueber den Trümmern sprießt langsam neue Blüte und Frucht empor.

Außer seinen Neubauten hat Malmö einige Bauwerke, die noch an die ältere Geschichte der Stadt erinnern. Die St.-Peters-Kirche, nächst der Kathedrale von Lund die größte Kirche von Südschweden, reicht mit ihrer Grundsteinlegung in das Jahr 1309, also noch in die Zeit Dante's hinein. Es ist ein schöner gotischer Bau, in sehr reinem Stile gehalten, nur der nicht ausgebaute Thurm hat in späterer Zeit einen plumpen, häßlichen Helm erhalten. Sehr schön steht der treppenartige Giebel dem ältesten Bürgerhause der Stadt, das man im ersten Augenblick fast für das Rathhaus ansehen möchte. Dieses „Kokum'sche Haus“ wurde um 1430 aufgeführt. Der untere Theil der Fassade ist durch zwei gewaltige Spitzbogen gegliedert, unter welchen sich kleine Thore und darüber je zwei Fenster befinden; der Giebel dagegen steigt in fünf immer kleineren Stockwerken empor, deren letztes mit einer Statue geziert ist. Der architektonische Schmuck ist leider theilweise zerstört oder verwittert. In diesem Hause wohnten zwei der berühmtesten Bürger der Stadt: zur Zeit Christians III. der mächtige und einflußreiche Bürgermeister Jürgen Kochs, der im Einverständniß mit den hanseatischen Städten diesem König lange gewaltigen Widerstand entgegensetzte, aber durch die Politik der Bürgerschaft endlich gezwungen wurde, sich zu unterwerfen; am Ende des 18. Jahrhunderts aber der unternehmende Franz Suell, der durch Anlegung des Hafens dem Handel und Wohlstand der Stadt einen neuen Aufschwung gab.

Das Rathhaus an „Stortorg“ (Großen Markt) stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, ein vornehmer und in seiner Art sehr geschmackvoller

Die Stolsbröder der Knudsgilde.

Renaiſſancebau, der die ſtädtiſche Macht und Selbſtregierung wie die Pracht-
liebe jener Zeit in würdigſter Weiſe repräſentirt. In den Giebeln herrſchen
ähnliche Formen, wie am Roſenbergſlot und an der Börſe von Kopenhagen,
ſie ſind aber maßvoller und ruhiger angewandt. Die Hauptzier dieſes
ſtädtiſchen Palaſtes aber iſt der Knudsſaal, d. h. der große Saal der Knuds-
gilde, der mächtigſten Gilde, welche von dem ausgehenden Mittelalter noch



Das Kokum'sche Haus in Malmö.

mit bedeutendem Einfluß in die Neuzeit übertrat und in der ſtädtiſchen
Politik das große Wort führte. Das Zeugniß eines Stolsbröder dieſer
Gilde galt vor jedem Gericht ſo viel als die Ausſage von ſechs anderen
Zeugen. Heute tagen in dem prächtig mit Marmorſtuck und Arabesken
verzierten Saale keine Stolsbröder mehr; er dient nur mehr für einen Ball,
bei dem die elegante Welt von Malmö ſich zuſammenfindet. „Malmöhus

Slott“, im Westen der Stadt, eine griesgrämige alte Festung mit Wall und Graben, an der von den Zeiten Christians III., des Reformationkönigs (1537—1559), bis in diejenigen Karls XII. (1697—1718) gebaut und geflickt wurde, ist zu einer Strafanstalt herabgesunken. Die Sträflinge haben die tröstliche Geschichtserinnerung, daß dieselben Mauern einst den dritten Gemahl Maria Stuarts, den Gewaltmenschen Bothwell beherbergten, der vor der übrigen adeligen Räuberbande, die Religion und Heimat an England verrathen, nach den Orkneys und dann nach Dänemark entfloh, wo er aber erst zu Malmö, dann in einem andern Gefängniß bis zu seinem Tode in Haft gehalten wurde.

Eigenartig ist die neue lutherische St.-Pauli-Kirche, die decorativ recht gefällig wirkt und die wohl auch darauf hauptsächlich berechnet war; ein sechseckiger Centralbau mit spitzem Mittelthurm, aber romanischen Fenstern. An allen sechs Ecken streben spitze feine Giebelthürmchen auf, wieder im Sechseck mit Rundbogenfenster. Von jeder Seite des Laternenartigen Mittelbaues tritt ein Pavillon vor, der wieder mit Rundbogen decorirt ist. An den Ecken aber sind diese Pavillons mit zwölfeckigen Thürmchen verbunden, deren jedes wieder ins Sechseck ausläuft. Verhältnisse und Zeichnung des Baues nehmen sich ganz artig aus. Aber eine Idee hineinzulegen ist nicht leicht. Man mag sich allenfalls denken, Handel und Industrie verkörpertem sich in diesen Thürmchen und Pavillons, um aus ihrem Ueberfluß die Gemeinde zu stützen und mit ihr das „Wort“, das, zierlich für die Neuzeit zugespitzt, an die Stelle des Opfers getreten ist.

Weit merkwürdiger, obwohl lange nicht so volkreich und wohlhabend als Malmö, ist Lund. Eine halbstündige Fahrt bringt uns dahin. Das Land ringsum ist wie ein Garten. Die Stadt hat außer ihren 800 Universitätsstudenten noch ungefähr 13 000 andere Einwohner. Die Studenten sind aber, wie in Jena, die Hauptsache. Während der Ferien ist es sehr still und kleinstädtisch. Am sprechendsten verkörpert sich diese spießbürgerliche Gemüthlichkeit in dem kleinen Haus, das der Dichter Esajas Tegnér in den Jahren 1813—1826 bewohnte und das man in seiner ursprünglichen Einfachheit belassen hat. Das ist alles noch viel schlichter und anspruchsloser, als das Wielandshaus und Schillerhaus zu Weimar, obwohl mir das letztere seiner Zeit fast ärmlich vorkam. Das Genie braucht eben keine Damascenerteppiche und Seidentapeten, keine Lustres und Marmorvasen, um etwas Großes und Herrliches zu gestalten. In einem schlichten, getäfelten Zimmer zu ebener Erde, an einer Seitengasse in dem kleinen Lund hat der große schwedische Romantiker die alte Frithjofsaga in den berühmten Balladencyclus umgewandelt, der die Wanderung um die ganze Erde gemacht hat und den die Schweden für eine der auserlesensten Blüten ihrer Literatur halten.

Auch die Hauptstraße, welche vom Bahnhof ins Herz der Stadt führt, ist nicht sonderlich vornehm, obwohl Anflüge von modernem Wesen die alten

Das schwedische London (Londinum Gothorum).

Bohnhäuser und Läden schon theilweise verdrängt haben. Wie staunt man aber, wenn die Straße auf einen weiten Platz ausmündet und eine romanische Domkirche vor dem Blicke steht, die an Schönheit und Würde mit den Kathedralen von Throndhjem und Upsala wetteifert, seit ihrer Restauration ein wahres Juwel der Baukunst, außen wie innen.

Was soll aber der Dom in der unansehnlichen Provinzialstadt? Das ist es eben. Lund ist nicht immer Provinzialstadt gewesen. Es ist als Metropolitanitz älter als Throndhjem und Upsala, als eigentliche Stadt älter denn Kopenhagen. König Knud der Große gedachte es gleich London, mit dem es den Namen theilte (Londinum Gothorum), zu einer Stadt ersten Ranges, zum Mittelpunkt der drei vereinigten nordischen Reiche zu erheben, wozu es am günstigsten gelegen war. Mag auch die Angabe übertrieben



Das Rathhaus in Alalmö.

sein, daß es einst 200 000 Einwohner gezählt, so entsprach seine Bedeutung doch einer solchen Zahl, und an den 21 Kirchen, die seine Ringmauern umschlossen haben sollen, wird wohl kaum zu zweifeln sein.

Ganz hat sich Knuds Plan nicht verwirklicht. Lund konnte nicht zum gemeinsamen Centralpunkt des politischen, geistigen und kirchlichen Lebens werden, schon weil die drei Reiche nicht in eines verschmolzen. Die dänischen Könige blieben einstweilen in Roskilde und siedelten dann nach Kopenhagen über; die schwedischen Herrscher wohnten in Upsala und Skara, die norwegischen in Throndhjem, Bergen, Oslo oder Kongshelle. Durch den Martyrtod des heiligen Königs Knud, welcher 1086 in der St.-Albans-Kirche zu Odense, am Altare, unter den Streichen seiner aufrührerischen heidnischen Untertanen fiel, erhielt auch Dänemark einen nationalen Schutzheiligen, der in manchen

Zügen dem hl. Olaf gleich. Erlangte er auch nicht eine so allgemeine Volkstümlichkeit wie dieser, so fand sein Officium dafür Aufnahme in das römische Brevier, und im dänischen Reiche ward er ebenso sehr verehrt, wie St. Olaf in Norwegen. Wo der Danebrog, die dänische Flagge, wehte, da wurden auch ihm Altäre und Kirchen geweiht, und die mächtigsten Gilden, wie die schon erwähnte Gilde in Malmö, eine nicht weniger angefehene im benachbarten Landskrona (Schonen)¹, trugen seinen Namen und ehrten ihn als Patron. Obwohl nach seiner Beisezung zu Odense (1101) diese Stadt ein Anrecht auf Bevorzugung zu haben schien, wurde doch nicht sie, auch nicht die Königsstadt Roskilde 1103 zum erzbischöflichen Sitze für Dänemark und die anderen zwei nordischen Reiche ausersehen, sondern Lund, 272 Jahre nachdem Papp Gregor IV. (831) den großen Apostel des Nordens, den hl. Ansgar, zum ersten Erzbischof von Hamburg und zu seinem Legaten für Dänemark, Schweden und den übrigen Norden ernannt hatte.

Ebler, pietätsvoller Sinn hat dem ehrwürdigen Metropolitcn mitten im heutigen Hamburg ein, wenn auch nicht prächtiges, so doch sinniges Denkmal errichtet. Ein noch würdigeres hat er in der St.-Ansgars-Kirche zu Kopenhagen erhalten. Aber auch in Lund, in Schweden überhaupt gebührte dem Mönch von Corvey ähnliche Ehre. Wohl haben schon der Erzbischof Ebbo von Rheims und der Bischof Halitgar von Cambrai die Verkündigung des Evangeliums im skandinavischen Norden begonnen. Unter dem Einflusse Ludwigs des Frommen empfing dann der erste nordische Fürst, der Kleinkönig Harald aus Jütland, 826 zu Mainz die heilige Taufe. Die eigentlichen Fundamente der Kirche im Norden zu legen, war aber dem hl. Ansgar vorbehalten. Die Seelengröße dieses Mannes hat auch bei Nichtkatholiken Hochachtung und Begeisterung wachgerufen.

„Wir stehen hier vor dem merkwürdigen Mann,“ sagt Jürgensen, „der für alle Zeiten den Namen eines ‚Apostels des Nordens‘ tragen wird: ein Mönch, der mit der ganzen Innerlichkeit seiner Seele sich den Gedanken und Bestrebungen eines einsamen, entsagenden Lebens hingeeben hatte; — ein Priester, der, in Schmerz und Trauer herangereift, die frohe Botschaft der Erlösung den noch Unbekehrten mit hinreißender Wohltredeneit verkündete; — ein Bischof, der mit der Gewalt eines überlegenen Geistes die Grundlage einer großen nationalen Kirche legte. Ansgar war von fränkischer Abkunft; er gehörte also dem Stamme an, der, nachdem er alle seine Verwandten auf dem Festlande sich unterworfen hatte, gleich den Sachsen, Langobarden und Goten es für eine Ehre hielt, seinen Ursprung auf die Nordmänner zurückzuführen; indem er dem Berufe seines Lebens folgte, kam er als Verwandter zu seinem Stammesvolk, als Bruder zu seinen Brüdern.“

¹ Von der letztern ist ein prächtiges Siegel erhalten, das für den Kunstsinu der Gildebrüder ein sprechendes Zeugniß ablegt.

Der hl. Ansgar, der Apostel des Nordens.

Man darf dieses nationale Element nicht allzusehr betonen oder begrenzen. Ansgar wurde 801 in der Nähe von Amiens geboren, aus einer Familie, die dem Kaiserhause der Karolinger nahe stand. Seine Erziehung erhielt er im Kloster Alt-Corvey in der Picardie, das, schon unter Königin Bathilde gestiftet, die Grundlagen des Ordenslebens durch Mönche aus Luxeuil bekommen hatte, mithin ebenso wie das Kloster St. Gallen aus der Schule des hl. Columban hervorgegangen war. Im Jahre 814, dem Todesjahre Karls des Großen, nahm Ansgar das Ordenskleid des hl. Benedikt.



Sigillum · fraternitatis · Sancti · Kanuti · Landskrone · in · Scania.
Sigill der Knudsgilde in Landskrone (Schonen).

Vier Jahre später wurde er Lehrer an derselben Klosterschule, an der er seine wissenschaftliche Bildung empfangen hatte. Als aber 822 auf das Betreiben Ludwigs des Frommen das alte Corvey eine Anzahl Mönche entsandte, um ein neues Corvey bei Hörter zu gründen, da begleitete der junge Ansgar den Abt Wala von den Ufern der Somme an jene der Weser, wurde Scholasticus, d. h. Vorsteher der neuen Klosterschule, und, nachdem er die Priesterweihe erhalten, auch Seelsorger an der Stiftskirche im Sachsenland. Er gehört also ebenso gut dem heutigen Frankreich als dem heutigen

Deutschland an, weit mehr aber jenem Hauptstamme des Benediktinerordens, der von Rom aus in Irland Wurzel faßte, von hier aus seine gewaltigen Nester nach Frankreich und Deutschland ausbreitete, Deutschland selbst in den Schulen von Neu-Corvey, Fulda und St. Gallen die ehrwürdigsten Pflanzstätten christlicher Bildung gab.

Zu Corvey war es, wo 826 an den jugendlichen Priester der Ruf erging, der Verkünder der frohen Botschaft bei den gefürchteten Dänen zu werden. Niemand wollte mit ihm ziehen; nur aus alter Liebe und Freundschaft schloß sich der Mönch Autbert aus Alt-Corvey ihm an. Es gelang aber Ansgar nicht bloß, in Dänemark festen Fuß zu fassen: obwohl unterwegs von Vikingern ausgeplündert, drang er mit seinem neuen Gefährten Witmar nach Schweden vor und gründete auf der Inselstadt Björkö im Mälarsee die erste Christengemeinde unter den Schweden. Bei einer zweiten Reise nach Schweden im Jahre 853 erlangte er die Vollmacht, das Evangelium frei im Lande predigen zu lassen. Als er, aufgerieben von unzähligen Mühsalen des Apostolats, am 3. Februar 865 in Bremen starb, besaß der Norden in dem Erzbisthum Hamburg einen festen kirchlichen Stützpunkt; in Dänemark war das Christenthum durch blühende Christengemeinden zu Hadsdeby (Schleswig), Ribe und an anderen Orten gesichert; in Schweden hatte es sich zwar noch nicht weit ausgebreitet, aber wenigstens festen Fuß gefaßt.

Die Entwicklung des weiten Missionsgebietes zu geordneten und festen kirchlichen Verhältnissen war eine sehr langsame. Wie der hl. Ansgar es selber erlebte, daß die Viker (im Jahre 840) seine bischöfliche Stadt „Hamburg“ verheerten, so daß Kirche, Kloster, Bibliothek, kurz alle seine Gründungen daselbst in Brand und Plünderung ausgingen, er selbst nur mit genauer Noth sein eigenes Leben und die Reliquiensätze seiner Kirche rettete: so durchkreuzten fernere Züge der Viker, politische Wirren und Kriege weit über ein Jahrhundert lang die Missionsthätigkeit seiner Nachfolger.

Erzbischof Uuni von Hamburg fand seinen Tod als Glaubensbote 936 in Schweden.

Liasdag, der erste Bischof von Ribe, starb 950 den Märtyrertod. Von Arhus wird im Jahre 951 ein Bischof Poppo genannt, dann aber keiner mehr bis 1065. Eine einigermaßen fortlaufende Bischofsreihe hat nur Schleswig von 948 an. Erst im 11. Jahrhundert erhalten die Inseln Fünen und Seeland die bleibenden Bischofsitze Roeskilde (1010) und Odense (1012), während in Schweden, nachdem mehrere Glaubensboten daselbst das Martyrium erlitten, endlich das Bisthum Skara (1014) gegründet wurde.

Eine entschiedenere Wendung nahm die Sache des Christenthums im ganzen Norden durch die norwegischen Könige Olaf Tryggvason und Olaf den Heiligen. Höchst merkwürdig ist, daß das ferne Island (1000) in der Annahme des Glaubens seinem Stammland Norwegen zuborkam, wo erst (1030) der Märtyrertod des hl. Olaf die volle Entscheidung brachte. Auch

in Dänemark kam das Christenthum nicht zu voller Blüte, bis der heilige König Anud (1068) dasselbe mit seinem Blute besiegelte.

Jetzt erstanden die Bisthümer Throndhjem (1032), Lund (1048) und Stålholt (1055); es folgten in Dänemark Aalborg (1062), Viborg (1065), in Schweden Uppsala (1068) und sogar ein eigenes Bisthum für die Färder (1068), endlich für Norwegen Oslo (um 1100), für Schweden Vinköping (ebenfalls 1100).

So ward das Senförnlein, das der hl. Ansgar gepflanzt, zum gewaltigen Baume, der den ganzen Norden beschattete. Das Erzbisthum Hamburg-Bremen reichte von der Elbemündung an das Baltische Meer und von da über Norwegen auf die Färder und an den Fuß der Hella. Eine glänzendere und ruhmreichere Stellung hat die Ålsterstadt nie mehr eingenommen, selbst nicht in der Blütezeit des hanseatischen Bundes.

Es lag indes in der Natur der Verhältnisse, daß diese Stellung am Anfang des 12. Jahrhunderts an Lund überging. Die drei großen nordischen Länder hatten sich zu selbständigen christlichen Reichen ausgestaltet; eine zahlreiche Priesterschaft, aus den drei Völkern selbst hervorgegangen, konnte den Fortbau des Werkes übernehmen, das der Eifer fremder, hauptsächlich deutscher und englischer Glaubensboten begründet hatte. Die Stunde war gekommen, wo der Norden sich ohne Nachtheil von der Hamburger Mutterkirche abzweigen konnte, um fürder als eigene Kirchenprovinz unter skandinavischen Hirten sich weiter zu entfalten.

Die Zeit, in welcher Lund an der Spitze der ganzen nordischen Kirche stand, war kurz. Sie reicht nur von 1103—1152. Es war indes eine Zeit freudigen Schaffens, vielversprechenden Wachstums, ein wahrer Frühling für das kirchliche Leben. Nur wenige Jahre nachdem Ålster (auch Öjurr genannt), der Sprosse einer mächtigen Högdingsfamilie, von Papst Paschalis II. das Pallium erlangt, erhielt Island bereits seinen zweiten Bischofsstift Hólar (1106), und Grönland trat (1112) als eigenes Bisthum in die großartige hierarchische Gliederung der katholischen Kirche. Schweden bekam ein neues Bisthum in Södermanland mit dem Sitze Strengnäs (1131) an den Ufern des Mälarsees, die Westküste von Norwegen das Bisthum Stavanger (1130), während das ältere Bisthum Selja, um die Mitte des 11. Jahrhunderts nach Bergen verpflanzt, auch dann noch in großes Dunkel gehüllt, von 1139 an seine feste Bischofsreihe und eine sichere Geschichte aufzuweisen hat.

Als im Jahre 1152 der Cardinal Nicolaus Brekspær, der spätere Adrian IV., in Norwegen erschien, hatte die Zahl der Bisthümer, Pfarreien und Geistlichen so zugenommen, daß der Papst dem Wunsche der drei norwegischen Königsbrüder Sigurd, Ingi und Eysteinn entsprechen konnte, Norwegen mit den von ihm aus bevölkerten Färdern, Island und Grönland zu einer eigenen Kirchenprovinz zu gestalten, und Nidaros oder Throndhjem,

am Grabe des Märtyrerkönigs Olaf, zur Metropolitanstadt zu erheben. Zu den bisherigen norwegischen Bistümern trat bei dieser Gelegenheit (1152) noch ein neues, Hamar, hinzu. Cardinal Nicolaus besuchte von Norwegen aus Schweden und trug sich mit dem Plane, auch für dieses Reich eine eigene kirchliche Organisation anzubahnen. Verwirklicht sollte dieser Plan indes erst werden, nachdem auch Schweden im Jahre 1160 durch den Märtyrertod des hl. Erich seinen königlichen Schutzheiligen erhalten hatte. Schon einige Jahre darauf (1163) wurde Upsala zum erzbischöflichen Sitz mit den Suffraganbistümern Skara, Linköping und Strengnäs erhoben, zu denen sich bald drei weitere Bistümer: Vesterås (1165) in Westmansland, Werjö (1183) in Südschweden und Åbo in Finnland gesellten.

So besaß der skandinavische Norden, erst im Beginn des 11. Jahrhunderts christlich geworden, am Schluß des folgenden bereits seine abgeschlossene kirchliche Organisation:

Das Erzbisthum Throndhjem mit den Bistümern Bergen, Stavanger, Oslo, Hamar, Stálholt (Island), Hólar (Island), Kirkjubæjar (Faröer), Gardar (Grönland);

das Erzbisthum Upsala mit den Bistümern Skara, Linköping, Strengnäs, Vesterås, Werjö und Åbo;

das Erzbisthum Lund mit den Bistümern Schleswig, Ribe, Aarhus, Roskilde, Viborg, Aalborg und Odense.

Auch in dieser Abgrenzung blieb Lund bis zum Jahre 1536 ein bedeutamer und angesehenener Mittelpunkt für das kirchliche Leben des Nordens. Seine Glanzzeit liegt aber entschieden im Beginn des 12. Jahrhunderts, wo es Primatialstadt für den ganzen Norden war, Öjurr, der erste Erzbischof, hier Bischöfe für Dänemark, Island und Grönland weihte, an der Abfassung des isländischen Kirchenrechts mitarbeitete, von den dänischen und norwegischen Herrschern als ihr geistliches Haupt geehrt wurde und durch den heiligen Bischof Otto von Bamberg auch von deutscher Seite die ausdrücklichste Anerkennung als Archiepiscopus Danorum fand, indem dieser glaubenseifrige Verkündiger des Evangeliums nicht auf dänischem Boden predigen wollte ohne Öjurs vorherige Genehmigung. In diese Zeit, in das Jahr 1123, fällt die Weihe des Hauptaltars der merkwürdigen Krypta, die sich unter dem Chore und dem Querschiffe hinreckt.

Die feierliche Einweihung des Domes fand erst unter dem nächsten Erzbischof, Eskill, am 1. September 1145, in Gegenwart der dänischen Prinzen Svend Erikson und Knud Magnusen und vieler Prälaten und hoher Herren statt. Öjurr wie Eskill waren Kirchenfürsten von hervorragendem Talent und Verdienst. Die religiöse Klugheit und die kluge Religiosität des erstern fand die volle Anerkennung des hl. Anselm von Canterbury. Gratias agimus Deo, so gratulirte er ihm, qui in regno Danorum vestram religiosam prudentiam et prudentem religionem ad archiepiscopatum

sublimavit. Eskill, an der Schule zu Hildesheim gebildet, erwarb sich durch kirchliche Geseßgebung und Gründung von Klöstern die größten Verdienste. Sein Nachfolger Abfalon baute die erste Burg zu Kopenhagen und legte damit den Grund zu der heutigen dänischen Königsstadt. Anders Suneson, der folgende Erzbischof, ist durch seine Dichtung über das Hexameron bekannt, eine der merkwürdigsten lateinischen Schuldichtungen jener Zeit. Dieselbe ist wesentlich Lehrgedicht; doch bezeugt sie nicht bloß Vertrautheit mit der scholastischen Theologie und mit der altclassischen Literatur, sondern auch dichterische Anlage. So sagt er z. B. von dem „Glauben ohne Werke“:

Vana fides, acinum sine vino, flos sine fructu,
Spica carens granis, argento nuda moneta,
Pauper amurca manens olei viduata valore.

Der Sohn eines mächtigen Hófdings auf Seeland, hatte er seine Studien in Paris, Bologna und Orford gemacht, wurde Dompropst und königlicher Kanzler und endlich Erzbischof von Lund. Als solcher begleitete er ein dänisches Kreuzheer nach Estland und arbeitete daselbst an der Christianisierung des Volkes und an der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse. Nachdem er von 1201—1223 den großen Erzstrengeß verwaltet, legte er mit päpstlicher Bewilligung seine Würde nieder und zog sich auf eine einsame Insel zurück, wo er am 24. Juni 1228 starb. Er wurde vom Volke als ein heiliger Mann betrachtet, und seine Dichtung athmet einen Geist, der eines solchen Mannes nicht unwürdig war, der Christus und sein Kreuz mit inniger Liebe umsing:

In cruce pendere docuit nos, quando pependit,
Quo caput ascendit, si scandere membra velimus.
Non crux exigitur a nobis mortis amarae,
Quamvis mors capitis nos mortem cogat amare;
Crux tamen exigitur levior, crux dulcis amoris,
Quamvis hic expers cruciatus non queat esse.

Das Grab dieses Erzbischofs wurde 1833 wieder aufgefunden und unterjucht. Es befand sich am nördlichen Seitenchor, in der frühern Kapelle der hl. Martha. Ein Theil der Gebeine, Ueberreste einer Mitra, eines Krummstabes und der bischöflichen Gewänder waren erhalten. Die Inschrift des Grabes war verlegt, doch ließen die noch leserlichen Buchstaben den Namen mit genügender Sicherheit erkennen.

Von den späteren Erzbischofen, Alfso, Jakob Erlandsen u. a., ward der weitere Ausbau und die Ausschmückung des Domes fortgesetzt. Die Zahl der Altäre stieg allmählich über sechzig. Der glänzendste war der Hauptaltar, gestiftet von Frau Ida Petersdotter in Gladfax, geschmückt mit zwei großen Statuen der allerseeligsten Jungfrau und des Patrons der Kirche, des hl. Laurentius, und mit 40 kleinen Heiligenbildern unter ebenso

vielen zierlichen gotischen Baldachinen. Die Flügel des Altars trugen Malereien auf Goldgrund. Noch Erzbischof Birger Sunnarsson machte (1497) reiche Stiftungen an den Dom, für welche im Chor der Krypta „auf ewige Zeiten“ die Tagzeiten der allerheiligsten Jungfrau Maria täglich gesungen werden sollten. Meister Adam van Duren (Düren), ein Niederländer, leitete die Ausführung der kostbaren Thüren und andern Schmuckes in den Jahren 1513—1527. Wie in anderen Städten wagte man auch hier dem Volke nicht gleich die herrlichen Kunstschätze zu rauben. Erst im Jahre 1561 beschloß eine Predigerversammlung, die Bilder aus dem Dome zu entfernen, und um 1585 war ziemlich alles bis auf die leeren Bänke ausgelegt. Nicht einmal der Bau wurde im Stand erhalten.

„Nach van Duren“, so bemerkt ein protestantischer Berichterstatter¹, „wurden an der Kirche im Laufe von mehr als 200 Jahren keine größeren baulichen Ausbesserungen mehr vorgenommen. Sie war deshalb im Anfang des 18. Jahrhunderts sehr verfallen.“ „Nirgends“, so äußert sich ein anderer², „trat der Mangel an Ehrfurcht für die Denkmäler des Mittelalters greller hervor, als hier; denn wo ein oder der andere Theil des Gebäudes so bruchfällig war, daß er einzustürzen drohte, ließ man ihn ohne weiteres niederreißen und suchte nur mit möglichst geringen Unkosten die entstandene Lücke gegen Wind und Wetter zu schließen. Namentlich waren die Jahre von 1765—1812 traurig für Askers einst so stolzen Bau.“ Den Thürmen setzte man statt ihrer schönen Giebel unförmliche Laternenkappen auf. Das Hochchor und die Kreuzflügel erhielten häßliche Mansardendächer. Die herrliche Apsis, eines der schönsten Werke nordischer Architektur, drohte den Einsturz, und 1782 dachte man ernstlich daran, sie dem Erdboden gleichzumachen; nur der energische Protest des Bischofs Celsius verhinderte diesen Vandalismus und brachte soviel zu Stande, daß die Außenwand ummauert und die Halbkuppel erneuert wurde. Die Krypta war so mit Schmutz und verfallenen Särgen angefüllt, daß man nicht mehr hineinkommen konnte, und mehrere Säulen waren bedeutend eingesunken. Im Jahre 1805 wurde das Kapitelhaus an der Ostseite abgetragen und 1811 die Kapellen der hl. Georg und Dionysius abgerissen.

Erst 1833 regte E. G. Brunius, Professor des Griechischen an der Universität, den Gedanken an, das prachtvolle Baudenkmal zu retten und neu herzustellen, vertiefte sich selbst in dessen Studium und leitete die ersten Restaurationsarbeiten. Der tüchtige Architekt Helgo Zettervall setzte dieselben fort. Nach mehr als fünfzigjährigen Bemühungen war das verdienstvolle Werk in seiner Hauptsache ungefähr vollendet. Der Dom steht jetzt in seiner alten Schönheit und Würde da, eine Zierde des ganzen Reiches.

¹ E. W. Berling. Lund 1859.

² Löffler, Udfigt over Danmarks Kirkebygninger. Kjöbenhavn 1833.

Der restaurirte Dom.

Er hat nicht die gewaltigen Verhältnisse der Dome zu Mainz, Speier und Worms, der Kathedralen von Upsala und Thronhjem¹; aber die ein-



Der Dom von Lund.

heitliche Durcharbeitung im Sinn und Geist des ursprünglichen Planes bringt im Innern wie im Außern einen überaus weihedvollen Eindruck hervor. Die

¹ Er ist nur 80 m lang; der Dom von Speier 131, Mainz 130, Worms 130, Notre Dame zu Paris 126, Köln 119, Upsala 110, Thronhjem 102, Linköping 100, Roskilde 83, Wiborg 64, die Kirche von Laach 66.

Grundform ist diejenige einer dreischiffigen Basilika. Je neun Pfeiler trennen das Mittelschiff von den beiden Seitenschiffen. Die Querschiffe und das Hochchor liegen, wegen der darunter befindlichen Krypta, bedeutend höher, so daß man 17 Stufen zum Querschiff, wieder zwei zum Chor und noch drei zum Hochaltar hinaufzusteigen hat, für feierliche Ceremonien eine überaus günstige Anlage. Die Westfront schließen zwei imposante Thürme; dagegen ist über der Kreuzung kein Thurm angebracht, so daß die Seitenfronten sich allzusehr, ohne Unterbrechung, in die Länge dehnen. Die Apfiss am Chorschluß ist in ihrer ganzen frühern Pracht wieder hergestellt. Die Gewölbe im Innern sind sehr geschmackvoll ausgemalt, mit Darstellungen aus beiden Testamenten auf reichem Goldgrund. Von herrlicher Arbeit ist das noch theilweise erhaltene Chorgefühl mit dem bischöflichen Thron. Eine Fülle von sinnreichen humoristischen Neckereien symbolisiren in dem Schnitzwerk die Fehler der Geistlichen beim Chorgebet.

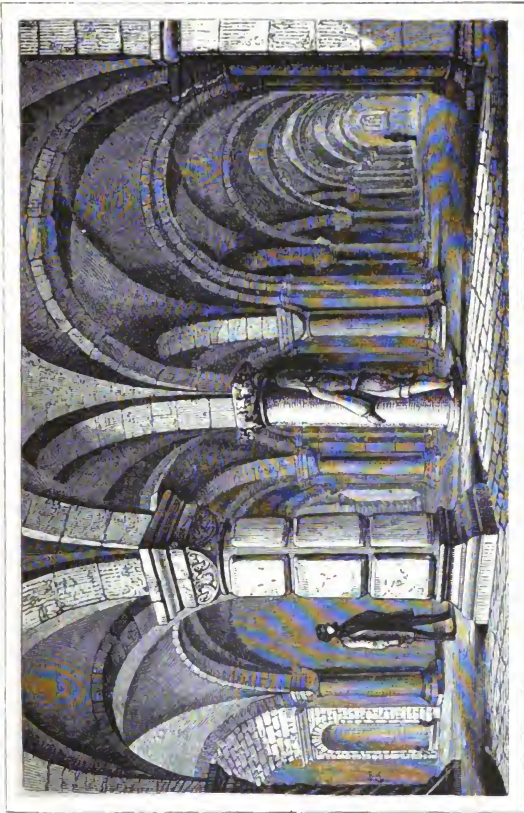
Die Krypta, zu welcher man von den beiden Seitenschiffen hinabsteigt, ist eine der größten, die es gibt (37 m lang, 10 m breit und 4 m hoch), mit ihren 24 Pfeilern eine stattliche, feierliche Kirche, in welcher sich etwa eine Koratennesse oder ein Trauergottesdienst wunderbar schön ausnehmen würde, welche aber jetzt nur als architektonische Merkwürdigkeit dient. Von älteren Gräbern ist noch das des vorletzten Erzbischofs Birger († 1519) erhalten. Eine andere Sehenswürdigkeit ist ein Brunnen, den der Meister Adam van Duren mit phantasiereicher Bildhauerei geschmückt. Von den Kapitälern sind nur wenige reicher ornamentirt. Das Hauptschaustück für die Touristen bilden die wunderlichen Gestalten des Riesen Finn und seiner Frau, eine Spielerei, welche noch aus mittelalterlicher Zeit herrührt und ein Stück Volkslegende verkörpert.

Der hl. Laurentius, so lautet die Sage, ging durch Berg und Wald und sann darüber, wie er dem Herrn zu Ehren eine recht schöne, würdige Kirche erbauen möchte. Da trat aus einem Berge ein ungeheurer Riese hervor und versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen, bedingte sich aber als Arbeitslohn Sonne und Mond und St. Lars' (Laurentius) beide Augen aus, wenn ihm dieser nicht, nach vollendetem Werk, seinen Namen sagen könnte. Den wußte der Heilige nicht und konnte ihn auch kaum erfahren. Denn die ausbedungene Frist war so kurz, daß es unmöglich schien, in derselben eine Kirche zu bauen oder den Namen des Riesen auszufundschaften. Mit unbeschreiblicher Schnelligkeit erhob sich der Bau, und der Tag nahte schon, wo der Unhold kommen sollte, um seinen Lohn zu holen. Da wanderte St. Lars betrübt durch Berg und Thal und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. Plötzlich aber hörte er ein Kind weinen, und die Mutter sang:

Still, still, Kleiner, Söhnchen mein!
Morgen kommt Finn, dein Vater, heim,
Der bringt dir Sonne und Mondenschein
Und Sanct Lars' beide Augen.

St. Lars und der Riese Finn.

Run wußte St. Lars des Riesen Namen und hatte Macht über ihn. Als aber der Unhold das merkte, kam er mit seiner Frau in die Halle der vollendeten Kirche und faßte einen Pfeiler und seine Frau auch, und sie wollten



Die Krypta im Dome von Lund.

den Pfeiler einreißen und so die ganze Kirche zerstören. Aber im selben Augenblick machte St. Lars das Kreuzzeichen über sie und rief: „Hier sollt ihr versteinert bleiben bis zum jüngsten Tag!“ Und so geschah es. So

wie sie dastanden, wurden sie in Stein verwandelt: an dem einen Pfeiler der Riese und an dem andern die Riesenfrau mit dem Kind auf dem Arm.

Tegnér hat die Sage in einem Gedicht balladenartig behandelt, das aber nur als Prolog zu einer Epopöe dienen sollte, in welcher er dem berühmten Erzbischof Absalon, dem Gründer Kopenhagens, eine Liebesgeschichte andichten und zugleich Abälard und Heloise zu verherrlichen beabsichtigte. Es kam von dieser Epopöe, „glücklicherweise“, darf man sagen, nur ein Gesang zu Stande. Wiederholt setzte er an, blieb aber immer stecken. „Gerda“, eine Tochter des Riesen Finn, sollte die Jugendliebe Absalons werden; allein wenn der Dichter sich in die altnordische Mythologie hinein versenkte, fand er keine Brücke mehr in dem Walten und Wirken eines Bischofs, der schon ganz der beglaubigten Geschichte angehört, und indem er Absalons kirchlicher Bedeutung nachträumte, kam er in einen katholischen Ideenkreis hinein, den er nicht weiter zu verfolgen wagte. Wie viele seiner Zeitgenossen wandte er sich unbefriedigt von der sogen. „Philosophie“ und Aufklärerei des 18. Jahrhunderts ab, die alles Christliche, alles Uebernatürliche, allen Glauben zerstörte; aber ebensosehr war er von Vorurtheil gegen die katholische Kirche erfüllt, die er als Feindin jedes freien Gedankens betrachtete, und wandte sich deshalb in der Poesie vorzugsweise dem veripäteten nordischen Heidenthum des Mittelalters zu; in der Religion aber wollte er die philosophische Entwicklung des Protestantismus nicht gelten lassen, sondern zu Luthers einfältigem Bibelglauben zurückkehren.

„Das 18. Jahrhundert“, sagt er in seiner merkwürdigen Jubelrede auf das Reformationsfest von 1817, „faßte im allgemeinen nur das eine Element der Reformation auf, die Denkfreiheit, und erhob sie, auf Kosten des Glaubens, als einzige rechtmäßige Herrscherin auf den Thron. Manche sahen deshalb diesen Zeitraum als die eigentliche Vollendung dessen an, was Luther begonnen, als den echten Protestantismus, der wider alles protestirte, was man ehemals für heilig und göttlich ansah. Aber in Wahrheit war das nicht der Sieg des Protestantismus, sondern dessen Caricatur; das war nicht Luthers Geist, sondern derjenige einer einseitigen Verirrung. Die vermächtige Religion rächte sich selbst, und der Gedanke, seines Himmels beraubt, kroch mit erlahmten Schwingen auf der Erde.“

Mit den Romantikern ist er aber auch nicht zufrieden.

„Beherrschte uns zuvor der nüchterne Verstand, so ist nun hinweg die Phantasie losgekommen, das leichte, rosenumwobene Götterkind, das mit feinen Flügeln in der Sonne schwebt. Im Gefühl seiner neu eroberten Freiheit äugelt es überall hinein, auch wo es eigentlich nicht hingehört. Es theilt seinen warmen Odem der Zeit mit, und darum hüpfen ihre Pulse stärker und unregelmäßiger als zuvor. Wir leben gleichsam im Thauwetter. Die Fluten brausen gewaltig; aber daran ist die Frühlingssonne schuld, welche schmelzt und befreit. Man spricht von Zeichen der Zeit im Süden, man

fürchtet sich oder scheint sich wenigstens vor Jesuitismus und Papstgewalt zu fürchten, man verheißt uns eitle Finsterniß und Barbarei für die Zukunft. Ich liebe diesen Nachtwächterruf am hellen Tage nicht. Woher sollte denn eigentlich die Papstgewalt kommen? Sie ist todt, sie ist schon lange todt gewesen, und in ihrer balsamirten Mumie, die noch dasteht, lebt kein Geist. Den Todten weckt keiner mehr auf bis zum jüngsten Gericht. Die lächerlichen Versuche, dieses Gespenst aufzubeschwören, die man da und dort noch im Ernste macht, müssen eher unser Mitleid als unsere Besorgniß erwecken. Die Zeit ist ein- für allemal der Papstgewalt entwachsen. Die Bäume, die man in unseren Tagen fällt, taugen nicht zu Religionsfächerhaufen. Das Holz ist zu grün, und die Flammen zünden nicht. Es ist einfältig, nicht einsehen zu können, daß das Mittelalter, das man uns wieder prophezeit, offenbar eine Zeit ganz anderer Richtung, von einer ganz andern Bedeutung war, als die gegenwärtige. Es ist einfältig, nicht einsehen zu können, daß das ganze gegenwärtige europäische Bildungssystem der gerade Gegensatz des hierarchischen ist. Die Hierarchie kann nicht wiederkommen. Die Ursachen, welche dieselbe nothwendig machten, machten sie zu ihrer Zeit auch möglich; aber diese finden sich nicht mehr vor, sie haben sich schon lange nicht mehr vorgefunden. Die Denkart, welche sie voraussetzte, ist längst verdrängt. Sie ist ein Kronprätendent, der wie der englische Prätendent (der Cardinal Stuart) ins Kloster gegangen. Die katholische Kirche steht freilich noch, aber es wohnt von selbst ein ganz anderer Geist in ihr. Von dem alten papistischen Spuk hat Europa ebenso wenig zu fürchten, als die Insurgenten in Amerika den todtten hl. Ignatius zu fürchten brauchen, welchen ein gewisser katholischer König neulich zu seinem Feldmarschall ernannt haben soll.“

So dachte der gefeiertste der schwedischen Dichter über die katholische Kirche, da er noch als Professor der Aesthetik und des Griechischen an der Universität Lund wirkte, träumte und dichtete. Weitauß die größte Anzahl seiner protestantischen Landsleute mochten damals mehr oder minder diese Anschauungen theilen, und viele mögen sie heute noch theilen. Siebenzig Jahre indes, nachdem Legnér das Papstthum in so starken Ausdrücken für todt und begraben erklärt hatte, tauchte auch in Schweden Zweifel über diese Erklärung auf. Als das Priesterjubiläum Leo's XIII. alle Fürsten und Völker der Welt um den Thron des Papstes versammelte, da konnte sich auch ein sonst gut protestantisches Blatt dem Gedanken nicht verschließen, daß das Papstthum noch lebe.

„Den 7. Februar 1878“, so hieß es da¹, „starb Pius IX. nach einer fast 28jährigen Regierung. Obwohl er kein großer Mann war (?), so ist doch sein Pontificat eines der merkwürdigsten, das die Geschichte der katholischen Kirche aufzuweisen hat. Unter seiner Regierung hörte der Papst zwar

¹ Hjemvännen. Stockholm. Nr. 2. 15. Jan. 1889.

auf, ein weltlicher Regent zu sein, aber obwohl das geschah, hat Pius IX. doch unter seiner Regierung den Kaisern, Königen, Fürsten und Völkern gezeigt, daß die katholische Kirche eine Weltmacht ist, und zwar eine stärkere und mächtigere, als irgend eine andere Gesellschaft in der Welt." Den größten moralischen Triumph der Kirche erblickte der Verfasser in der Beendigung des deutschen Kulturkampfes: „Der Ausgang desselben hat doch den Staatsmännern und Völkern des 19. Jahrhunderts eine nützliche Lehre gegeben. Er hat nämlich den Menschen dieses realistischen Jahrhunderts gezeigt, daß die geistliche Macht, ja selbst die verachtete Kirche, immer noch eine Großmacht ist, und zwar eine solche erster Ordnung.“ Nach einem höchst anerkennenden Rückblick auf das Pontificat Leo's XIII. und einer glänzenden Schilderung seines Jubelfestes folgt dann das Geständniß:

„Die römische Kirche ist die älteste von allen Monarchien der Welt, und sie kommt noch dazu, alle Monarchien und Republiken zu überleben. So alt sie ist, so ist sie doch nicht abgelebt. Hier in unserem Land — fern von Europa's großem politischen Leben — mag man soviel man will darüber reden, wie veraltet und ungereimt sie sei, in ihrem Zustand wie in ihrer Lehre: Thatsache bleibt es doch, daß sie stärker und lebenskräftiger ist als je. . . Den Socialismus fürchtet sie so wenig, daß sie sich sogar mit dessen Führern auseinanderzusetzen gewagt hat. . . Vermag auch keine andere Macht den Socialismus und die Anarchie zu überwinden, so wird es die Kirche von Rom vermögen. Die Wellenschläge unseres Jahrhunderts, welche so manches staatliche und sociale Gebäude, das für Jahrtausende errichtet schien, längst fortgeschwemmt haben, brechen und fangen sich am Fuße des Thrones, von welchem herab der Nachfolger des hl. Petrus über die Welt ausschaut und seiner Zeit gebietet. Die Verwicklungen des letzten Jahrzehnts, vor allem aber der siegreiche Kampf der Papstkirche gegen das neue deutsche Kaiserreich, bekräftigen Lord Macaulay's berühmte Prophezeiung, daß die katholische Kirche noch in unverminderter Macht bestehen wird, wenn einst ein Reisender aus Neu-Seeland, mitten unter Trümmern, von einem gebrochenen Bogen der Londoner Brücke müßig auf die Ruinen der Paulskirche hinblickt.“

Lund selbst ist geeignet, derlei Gedanken zu erwecken. Nach 300 Jahren des Verfalls ist sein Dom das Schönste und Herrlichste, was es hat, und was ist er anders als ein Werk der alten Kirche, ein Ausdruck der erhabenen kirchlichen Gemeinschaft, in welcher es einst mit Rom stand?

Nordwärts von dem prächtigen Bau öffnet sich ein ansehnlicher Platz, theilweise ganz frei, theilweise mit Anlagen geschmückt. Da erhebt sich das alte Universitätsgebäude, an Stelle der Curia Lundensis, der einstigen Wohnung der Erzbischöfe. Eine umfangreiche historische Sammlung und eine Bibliothek von mehr als 100 000 Bänden ist darin untergebracht, unter den letzten mehr als ein freundliches Andenken, das sich die Schweden während

Die Universität von Lund.

des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland holtten, ohne es zu bezahlen. Als das merkwürdigste derselben gilt eine Virgilhandschrift auf Pergament, die Feldmarschall Banér gekapert hat. Es ist das auch so eine Art von



Elias Tegnér.

Förderung der Wissenschaft, an welche der Gustav-Adolfs-Verein denken sollte, wenn er über die finsternen Mönche des Mittelalters herfällt.

Schloßähnlich nimmt sich mit seinen Zinnen das große Gebäude der Akademiska Föreningen aus, eines Vereins, dem sämtliche Studenten

angehören, und der seinen Mitgliedern schöne Versammlungslokale, Bibliothek und Leseräume bietet. Weit eleganter aber ist das neue Universitätsgebäude, ein prächtiger Renaissancepalast von feinsten Zeichnung und Ausführung. Der freie Platz nordöstlich vom Dom trägt den Namen Tegnér's und ist mit seinem Standbilde geschmückt, um welches alljährlich sein Geburtstag (der 13. November 1782) mit Aufzügen und Reden der Studenten gefeiert wird.

Der Dichter ist übrigens nicht in der Nähe von Lund geboren, sondern in Wermland, zu Kyrlerud, am westlichen Ufer des Wenersees, wo sein Vater als Hilfsgeistlicher eine kleine Landfiliale pastorigte. Dieser starb früh, und schon mit neun Jahren war der Knabe theils an die Wohlthätigkeit fremder Leute, theils an die eigene Lernbegier gewiesen. Nachdem er mit den Kindern einer begüterten Familie eine Zeitlang Hausunterricht genossen, konnte er mit 16 Jahren sich bereits selbst als Hauslehrer weiter helfen. „Diesen Sommer“, so schrieb er in diesem Alter (1798) an seinen Pflegevater, „gedenke ich auf die Lesung der griechischen und römischen Autoren zu verwenden. Das ist eine lecture, die, nothwendig für alle Wissenszweige, überdies den Geschmack veredelt, den Verstand bildet, uns Gefühl und jugement für das Schöne gibt, uns eine richtige Würdigung für den echten Geist des Alterthums verleiht und so nicht weniger Nutzen als Vergnügen bringt.“ Und dieser Entschluß wurde gehalten. In sieben Monaten las er die Ilias dreimal, die Odyssee zweimal, obwohl er nur eine alte Folioausgabe des Homer ohne alle philologischen Hilfsmittel zur Verfügung hatte und sich autodidaktisch durch die homerischen Formen hindurcharbeiten mußte, und dazu noch Virgil, Horaz und Ovid's Metamorphosen. Im Alter von 19 Jahren promovirte er als Doctor der Philosophie zu Lund, ward bald Professor der Aesthetik, dann 1812 Professor der griechischen Literatur daselbst und endlich 1824 Bischof von Werjö. Als solcher starb er 1846, nachdem ihn einige Jahre zuvor eine Gemüthskrankheit zeitweilig arbeitsunfähig gemacht hatte. Durch theologische Leistungen hat er sich nicht hervorgethan, aber seine geistlichen Reden und Schulreden sind Musterstücke der schönsten rednerischen Prosa, die Schweden besitzt.

Als Dichter ist Tegnér eine überaus freundliche Erscheinung. Die schwedische Poesie unmittelbar vor ihm lehnte sich in Ideen und Form vorzugsweise an die Geschmacksrichtung der Aufklärungsperiode. Voltaire, Pope, Locke waren die Geister, zu denen man bewundernd aufsaß; französische Clafficität und Bildung galt als leitende Norm. Nach französischem Muster gründete Gustav III. 1773 sein königliches Operntheater und 1786 die schwedische Akademie. Geistreichigkeit, Formgewandtheit, höfische Feinheit zeichnete die Dichter aus, die er an sich zog und mit denen er wohl selbst dramatische Pläne entwarf, wie Kellgren und Leopold. Graf Oxenstierna übersezte Tasso und Milton in mustergiltiger Form. Adlerbeth übertrug Virgil, Horaz, Ovid in schwedische Verse. Daneben dichtete ganz vor

eigenen und Volksgnaden der von Lebenslust überschäumende Improvisator und Volkspoet Wellmann von Liebe, Wein und Frühling, gelegentlich auch von der Vergänglichkeit alles Irdischen — eine Prater-Poesie, die sich als Echo der kurzen nordischen Sommerfreuden bis auf den heutigen Tag in der höchsten Volksgunst erhalten hat. Zwischen den bezopften Akademikern, die an klassischen Tragödien, Opern und Balletten ciselirten, und dem lustigen Wicknidsänger, der am Mälär lachend und scherzend mitten unter dem ausgelassenen jungen Volk sein Punschglas schwang, tauchte nun mit dem Beginne des Jahrhunderts eine kleine Schaar neuer Leute auf, frisch von der Universität, noch in des Lebens Mai, die aber weder der einen noch der andern Richtung huldigten. Durch Steffens und Ohlenschläger war die deutsche Romantik in sie gefahren. Sie wollten nichts mehr von Paris, von Boileau und Voltaire wissen, und bloß Punsch zu trinken, war ihnen auch nicht poetisch genug. In der mittelalterlichen Vorzeit des Nordens, die seit zwei Jahrhunderten kaum noch einige trockene Alterthumsforscher beschäftigt hatte, ging ihnen urplötzlich eine neue, farbenglühende, lebensprühende Welt auf. Es war nicht das spätere Mittelalter: das vermochten sie mit ihren protestantischen Anschauungen nicht recht in Einklang zu bringen; aber die Götter der Edda, die Helden der Wikingerzeit, die Kämpfe des alten Scandinaviens, das alte Volkslied und der Glanz des Ritterthums erwachte für sie zu neuem Leben. Ein jugendliches nationales Selbstgefühl begeisterte sie. Für die Poesie kam ein neuer Frühlingstag, wie ihn Schweden seither nicht wieder erlebt hat.

In diese Zeit freudigen Wiedererwachens fallen Tegnér's erste Gedichte, die allgemeine Bewunderung erregten: sein „Kriegslied an die Landwehr von Schonen“ (1808) und sein patriotischer Kampfesruf „Svea“ (1811). Sie waren aus der allgemeinen Stimmung hervorgequollen und fanden darum in allen Herzen freudigen Wiederhall. Der Dichter ließ sich indes von dem ersten glänzenden Erfolg nicht zu der Einseitigkeit hinreißen, in welche ein Theil seiner romantischen Freunde versiel, indem sie den bisherigen Literaturgeschmack aufs Messer bekämpften. Sich selbst schulend an den höchsten Vorbildern des klassischen Alterthums, gab er sich nicht der ersten wilden Begeisterung hin, sondern ließ seine der Vorzeit und dem Volksleben entnommenen Stoffe mit zartem Künstlerfleiß zur abgerundeten Form heranreifen. Erst 1820 erschien sein erstes größeres Werk „Die Nachtmahlskinder“, ein liebliches religiöses Volksidyll, dann 1822 „Arel“, eine kleine Liebes- und Kampfes-Epopöe, die in den Zeiten Karls XII. spielt, und endlich 1825 seine Frithjofs-Saga, der berühmteste Versuch, die alte Saga-Poesie des Nordens neu aufleben zu lassen, und das schönste Werk der schwedischen Literatur, in Deutschland ebenso volksthümlich geworden wie in seinem Heimatland. „Die Nachtmahlskinder“ hat Longfellow in die neuere anglo-amerikanische Literatur eingebürgert. „Arel“ hat kein Geringerer als der

Sänger von „Dreizehnlinden“ ins Deutsche übertragen, und diese gefeierte Dichtung selbst weist in manchen Zügen auf den Einfluß Legnérs hin.

Wenig gekannt sind dagegen außerhalb Schwedens Legnérs kleinere Gedichte, seine prächtigen Oden, Hymnen, Lieder, seine gedankenreichen und weihewollen Festgesänge, seine anmuthigen, melodischen Gelegenheitsgedichte. Alles ist längst übersetzt, aber es ist den Uebersetzern nicht gelungen, die klangvolle Musik der schwedischen Sprache in das Deutsche hinüberzuzaubern. Nur die Schönheit der Bilder, die Kraft und Anmuth des Gedankens läßt sich annähernd wiedergeben, und auch das ist noch schwer, weil das Schwedische wie das Englische eine Menge einsilbiger Stammwörter hat, wo uns nur zwei- und dreisilbige Worte zu Gebote stehen. Es wird dadurch oft unmöglich, einen schwedischen Vers voll gleichwerthig mit derselben Silbenzahl in einen deutschen zu drängen. Nur als matten Wiederhall wage ich es, eines seiner schönsten Gedichte, seinen Gesang an die Sonne, wenigstens im selben Rhythmus wiederzugeben:

Dig jag sjunger en sång,
du högstrålände sol!
Kring din konungastol,
djupt i blånande natt,
har du världarna satt
som vasaller. Du ser
på de bedjande ner;
men i ljus är din gång.

Se, naturen är död.
Natten, vålnaders vän,
på dess bleknade prakt
har sitt bärtäcke lagt.
Mången nattlampa ser
uti sorghuset ner.
Men du stiger igen
utur östern i glöd.
Som en ros ur sin knopp
växer skapelsen opp.
Den får lif, den får färg,
men du nedblickar glad
på de guistrande blad,
på de flammans berg.
Lifvets riunande flod,
som var frusen och stod,
un framsorlar han mild
med din vaggande bild,
tills du nedblickar sval
mot den vestliga sal,
der för anande hopp,
der för uttröttad dygd
till de saligas bygd
springa portarna opp.

Dir, Sonne, mein Saug,
Hochstrahlend Gestirn!
Um den fürstlichen Thron
Tief in dämmernder Nacht
Hast du Welten bestellt
Als Vasallen. Und blickst
Auf ihr Flehen herab;
Doch in Licht ist dein Gang.

Sieh, todt ist Natur.
Gespenstlich die Nacht
Auf verblichene Pracht
Ihre Sargdecke legt;
Aus traurigem Heim
Rauch Lämpchen erglimmt.
Doch du steigst, und in Stut
Der Osten schwimmt
Gleich der Rose entknospt
Die Schöpfung aufs neu',
Und sie lebt und sie glüht.
Froh blickst du herab
Auf das schimmernde Blatt,
Auf den flammenden Berg.
Und die Lebensgewalt,
Die erfroren und starr,
Luißt mächtig und mild,
Gold wiegend dein Bild,
Bis ermattend du schauft
Nach dem westlichen Saal,
Wo dem hoffenden Blick,
Wo dem ringenden Herz
Zu der Seligkeit Land
Weit sich öffnet das Thor.

O du himmelens son,
 hvadan komer du från?
 Var du med, var du med,
 då den Evige satt
 och i ljusnande natt
 sadde flammande säd?
 Eller stod du kanske
 vid hans osedda tron
 (öfver världen står hon)
 att som ängel tillbe;
 tills du stolt ej fördrog
 hvad från tronen befalls
 och han vredgad dig tog
 öfver strålände hals
 och dig haf med förakt
 som en boll i det blå,
 att förkunna ändå
 hans förnekade magt?
 Derfor iler du än
 så orolig, so snar;
 ingen tröstande vän
 bjuder vandraren kvar.
 Derfor ännu ibland
 drar du skyarnas dok
 öfver kindernas brand.
 Ty du sörjer den dag,
 da dig lämnaren vrok
 ur sitt heliga lag,
 och du föll från hans knän
 uti åknarna hän.

Säg mig, blir du ej trött
 på din ensliga gång?
 Blir ej vägen dig lang,
 som so ofta du nött?
 I mångtusende år
 har du kommit igen;
 och dok gråna ej än
 dina gullgula hår?
 Som en hjelte går du
 på din glänsande stig,
 dina lärar ännu
 hvälfa trygge kring dig.
 Men det kommer en stund,
 da din gyllene rund
 springer sönder: dess knall
 manar världen till fall.
 Och som ramlande hus
 störta skapelsens hörn
 efter dig uti grus:

O du Himmelssohn,
 Sprich, wo kommst du her?
 Warst du selber dabei,
 Als der Ewige saß
 Und in leuchtende Nacht
 Warf die flammende Saat?
 Oder standst du vielleicht
 An unsichtbaren Thron
 Hoch über der Welt
 Als Engel zu Dienst,
 Bis du stolz nicht ertrugst,
 Was vom Thron er befahl,
 Und er zürnend dich nahm
 An dem strahlenden Hals
 Und verächtlich dich warf
 Ins Blaue als Ball,
 Zu verkünden fortan'
 Die verläugnete Macht?
 Drum eilst du voran
 So unruhig, so schnell;
 Und kein tröstender Freund
 Weut dem Wanderer Raft.
 Drum noch gläht dir die Wang',
 Und heute noch hülfst
 Du in Wolken sie ein.
 Du betrauerst den Tag,
 Du der Rächer dich warf
 Aus dem heiligen Kreis,
 Und weit von ihm weg
 In die Wüste du sanftst.

Sag, wirst du nicht müd'
 Auf dem einsamen Gang?
 Wird der Weg dir nicht lang,
 Den so oftmals du ziehst?
 Du kommst schon daher
 Das vieltausendste Jahr,
 Und graut dir noch nicht
 Das goldstrahlende Haar?
 Wie ein Held ziehst voran
 Du die glänzende Bahn,
 Und dich um dich drängt
 Sich dein zahllos Gefolg'.
 Doch es naht die Stund',
 Da dein goldenes Rund
 Springt entzwei, und sein Knall
 Mahnt den Weltbau zum Fall.
 Wie ein stürzendes Haus
 Sinkt die Schöpfung mit dir
 In des Chaos Graus,

och den flygande tid,
lik en vingskjuten örn,
faller död derbredvid.

Far en ängel då fram
der du fordomdags sam
som en gyllene svan
genom blå ocean,
se, då blickar han stum
kring de ödsliga rum;
men dig finner han ej,
ty din pröfning har slut,
og försonad alltnog
dig den Evige tog
som ett barn på sin arm,
och nu hvilat du ut
invid faderlig barm.

Väl, så rulla dit klot
uti ljus och gå gladt
din förklaring emot!
Efter långvarig natt
skall jag se dig en gång
i ett skönare blå;
jag skall helsa dig då
med en skönare sång.

Und die fliehende Zeit,
Wie ein Adler im Flug
Vom Pfeile durchbohrt,
Fällt todt in den Staub.
Sieht ein Engel dann aus,
Wo du weitestst bereinst,
Wie ein goldener Schwan
Durch das blaue Meer,
Sieh, da blickt er umher
Im verödeten Raum,
Und er findet dich nicht.
Deine Prüfung ist voll,
Und schon lange veröhnt
Dich der Ewige schloß
Wie ein Kind in den Arm,
Und da ruhst du nun aus
Am Vaterherz.

Drum kreife voran
In Licht deine Bahn,
Wo Verklärung dein harrt.
Nach endloser Nacht
Werd' ich wieder dich schau'n
In schönerem Blau,
Und mit schönerem Klang
Wird dich grüßen mein Sang!

Man darf hier nicht theologisch tüfteln und deuteln wollen. Jeder weiß, daß die Sonne nicht Lucifer noch sonst ein gefallener Engel ist, daß die gefallenen Engel nicht begnadigt wurden, und daß Gott die Sonne weder als verklärtes Erdengebilde noch als veröhnten Engel an sein Vaterherz drücken wird. Aber jeder fühlt auch, daß die Sonne, das erhabenste, herrlichste und wohlthätigste aller Naturgebilde, uns unwillkürlich zum Bilde des Göttlichen und Menschlichen wird, daß in ihrer Herrlichkeit die Größe des Schöpfers sich spiegelt, in ihrem Lauf und Wandel Leid und Freude, Furcht und Hoffnung des Menschenherzens. Und wenn mit der Sonne die Pracht der ganzen sichtbaren Schöpfung zusammenstürzt: uns kann der Ewige veröhnt an sein Vaterherz drücken, wenn wir die kurze Spanne des Erdenlebens treu als Prüfung bestanden.

Die tiefsten religiösen, biblischen Anklänge mit dem edelsten Naturgefühl zu verbinden, darin liegt die bezaubernde Gewalt dieser Lyrik, die nicht sucht und schraubt, sondern schaut, fühlt, klingt.

21. Trollhättan und Göteborg.

Trollhättan! Wem brausen nicht schon die Ohren, wenn er an diesen Wasserfall denkt? Er ist nebst dem Rheinfall der berühmteste Europa's. Von alters her gehört er zu einer schwedischen Reise. Da Schweden, seiner größten Ausdehnung nach, ein weites Flachland bildet und selbst an der Westgrenze und im Norden kaum einen Nachklang der Gebirgsherrlichkeit Norwegens besitzt, so hat sich die Reiselust hier mehr den Städten zugewandt. Das beliebteste Wanderziel wurde Stockholm selbst mit dem Mälarsee; von Stockholm aber besuchte man gewöhnlich auf dem sogen. Götakanal den Wetter- und Wenersee, die Trollhättanafälle und fuhr über Göteborg wieder nach Kopenhagen zurück oder allenfalls noch nach Christiania hinüber. Das ist noch heute die lohnendste Fahrt für eine kürzere Reise. Auf die meisten aber wird Schweden einen günstigeren Eindruck machen, wenn sie von Dänemark, als wenn sie aus Norwegen herüberkommen. So freundlich vielfach die Landschaft am Niederrhein und in Holland sein mag, wenn man eben aus den Alpen rheinabwärts herunterkommt, wird man wohl immer etwas vermiffen. So auch hier.

Uns war keine Wahl gestellt. Wir saßen in Christiania und mußten auf irgend einem Wege nach Schweden hinüber. Wir wählten die Westlinie der norwegischen Staatsbahn: Christiania-Fredrikshald. Sie führt durch den südlichsten Theil Norwegens, denjenigen, welcher in den langwierigen Kämpfen zwischen den beiden Brudervölkern am meisten zu leiden gehabt hat. Lange Zeit dehnte sich einst Norwegen noch viel weiter südlich aus. Die Landschaft Bohuslän wurde erst im Frieden von Roskilde (1658) gleichzeitig mit den bis dahin dänischen Landschaften Skonen, Halland und Bleking an Schweden abgetreten, die einzigen Länder, welche Schweden von seinen zahlreichen früheren Eroberungen geliebt sind.

Bis Ejan folgt die Bahn dem Ostufer des Christianiafjords, dann biegt sie weiter ins Land hinein und sendet eine kleine lokale Zweigbahn, „die Andre-Smaalens-Vane“, über den Glommen, welche in Sarpsborg wieder auf die Hauptlinie mündet. Diese berührt den Fjord wieder in Moß und Fredrikstad und zieht sich dann am Unterlauf des Glommen nach Sarpsborg, einem schon im Mittelalter bedeutenden Platz. In Fredrikshald endlich nähert sie sich zum letztenmal dem Meere in dem Iddefjord, der schon zum

Stageraad gehört. Man genießt so einen sehr angenehmen Wechsel von Fjordansichten und Landpartien. Das Schönste ist unbedingt der Rückblick auf die Hauptstadt selbst, die zahlreichen Gärten, die in ihrer Nähe bis in die unwirthlichsten Felsen hinaufklimmen, die Inseln im Fjord und die vielen Landhäuser, die bis nach Ormsund rechts und links das Ufer schmücken.

Moß und Fredriksstad sind freundliche, saubere Städte. Hier wie in Drammen sind Holzhandel und Holzindustrie das Hauptgeschäft. In ausgedehnten Werkstätten wird aber das Material nicht nur zu Brettern und Balken verjagt, sondern schon zu Holzgerüsten, Thüren, Fenstern u. s. w. verarbeitet. Das Holz ist aber ebenso nett und reinlich, als die Kohle schmutzig und düster, und die gemüthlichen Holzhäuser laden zu längerem Verweilen ein. Sarpsborg ist durch den nahen Sarpsföf berühmt, einen der größeren Wasserfälle Norwegens. Der Glommen, Norwegens bedeutendster Fluß, der gleich dem Vjusnaelf, Dalef, Alaraelf und der Gula auf der Mitte des norwegisch-schwedischen Hochplateau entspringt und all die kleineren Flüsse von Hedemarken in sich vereinigt, stürzt sich hier in seiner ganzen Breite (36 m) über eine Felsenterrasse von 23 m herab. Der Sturz ist also bei weitem nicht so breit, doch etwas höher als der des Rheins bei Schaffhausen, das Schauspiel ein immerhin gewaltiges. Eine Eisenbrücke führt die Bahn hart am Sturz über die donnernd hinabdröhnende ungeheure Wassermasse, welche jene der Trollhättafälle übertrifft. Dazu führt der Glommen gleich dem Hønesföf fast beständig Balken und Baumstämme mit sich, die er vom Hochgebirge 100—200 km weit bis ans Meer befördert. Gleich kleinen Spänen in den siedenden und rauchenden Schlund hinabgeschleudert, unten wieder aufstanzend und von der Gegenströmung zurückgejagt, bezeichnen die mächtigen Stämme die ungeheure Kraft, welche mit ihnen spielt, und beleben das an sich schon großartige Bild. Der Sarpsföf hätte wohl eine ähnliche Berühmtheit erlangen können wie die Trollhättafälle, wenn er an einem günstigeren und beliebteren Reisetage gelegen gewesen wäre. Auch bei der Berühmtheit spielen Bequemlichkeit, Nutzen, Reclame, Laune, Mode ihre Rolle, und ich weiß eigentlich nicht, weshalb ich in Sarpsborg nicht ausgestiegen bin, um den prächtigen Wasserfall näher anzusehen, aber sicher war ich, daß mich niemand nach demselben fragen werde, nach den Trollhättafällen jedermann. Der Norweger ist indes mit Recht stolz auf seinen Sarpsföf, und es ist nicht unmöglich, daß ihm auch eines Tages der Tourismus seine Gunst zuwenden wird.

Das benachbarte Fredriksstad mit seiner Festung Fredrikssten ist unbedingt schöner, malerischer, auch geschichtlich interessanter, als irgend eine der Ortschaften in der Nähe der Trollhättafälle. Die Stadt, früher 'Halben' genannt, erst durch König Frederik III. 1665 nach seinem Namen umgetauft, ist gleich Moß und Fredriksstad ein Hauptstapelplatz des norwegischen Holzhandels und genießt aller Vortheile, die dieses Geschäft mit sich bringt. Die

wohlhabende Bevölkerung hat in ihrem Wachsthum das elfte Tausend überstiegen. Die Lage aber ist überaus freundlich. Denn die Stadt liegt gerade da, wo der frische, muntere Tistedalsælf mit dem gleichnamigen Thale in den Iddefjord mündet. Also Wasser in Hülle und Fülle! das klare Wasser eines sprudelnden Bergstroms und das schwere, salzige Wasser des Meers. Dazu Inseln im Fjord und das lieblichste Felsenthal oben am Flusse. Aber auch an Gestein fehlt es nicht. Zwischen geringeren Hügelluppen ragt auf zerklüfteten Granitfelsen die Feste Fredrikssten, das kühne, romantische Denkmal einer Zeit, wo in den Kämpfen der Völker persönliche Tapferkeit und wilde Felsennatur noch den Ausschlag gaben, ein steiler Abhang allen Geschossen trotzte und ein kühner Haudegen alle Berechnungen der Kriegskunst zu nichte machen konnte. Heute senten die Fürsten und Feldherren die Gescheide der Schlacht von ihrem entlegenen Generalstabszelt aus, zu dem kein feindliches Geschöß hinzudringen vermag. Noch am 11. December 1718 aber fiel König Karl XII. hier im Laufgraben von Fredrikssten, von einer Pistolentugel daniedergerect. Ebenso harte Belagerungen wie in den Jahren 1716 und 1718 hatten Stadt und Festung schon 1658 und 1663 auszustehen. Auch in den Kriegsjahren 1807—1814 litten sie sehr, und im letztgenannten Jahre mußten sie sich endlich an die Schweden übergeben. Unten am Strand und auf der Insel Saugö im Fjord, auf dem breiten Weg, der zu den Werken hinaufführt, oben an der Citadelle, hinüber am Eingang des Tistedal, überall gewährt die alte Beste ein anziehendes, malerisches Bild. Eine gußeiserne Pyramide im Kommandantenpark bezeichnet die Stelle, wo der tapfere König Karl, dieser verspätete mittelalterliche Held, fiel; die Inschrift ist der volksthümlichen Ballade entnommen, in welcher Tegnér ihn gezeichnet hat:

I med-och motgång lika
 Sin lyckes öfverman,
 Han kunde icke vika,
 Blott falla kunde han.

Ob hold das Glück, ob feindlich,
 Es zwingt ihn nimmermehr;
 Er konnte nimmer weichen,
 Nur fallen konnte er.

Fredriksfald ist eine der 17 norwegischen Städte, welche eine höhere Unterrichtsanstalt (mit je drei Abtheilungen: Lateingymnasium, Realgymnasium und Mittelschule) besitzen. Vier dieser Anstalten führen noch den Namen „Kathedralschulen“, diejenige zu Throndhjem seit 1152, die zu Christiania (Oslo) und zu Bergen ebenfalls seit der Mitte des 12. Jahrhunderts, die zu Christiansand seit späterer Zeit. Die übrigen heißen einfach „Stole“. Gegen Ende 1886 hatte die Lehranstalt Christiania 383 Schüler, Christiansand 166, Bergen 322, Throndhjem 220, Fredriksfald 173, Hamar 137, Lillehammer 94, Drammen 310, Skien 121, Arendal 210, Stavanger 225,

Malesund 99, Molde 62, Christiansfund 129, Tromsö 113, Kongäberg 56, Laurvit 130. An den meisten dieser Anstalten ist das Realgymnasium und die Mittelschule weit stärker besucht, als das Lateingymnasium.

Nach dem Meere hin bezeichnet Fredrikshald schon die Grenze. Ein kleiner Strich des Amtes Smaalenene zieht sich indes noch weiter südlich in die schwedische Län Elfsborg hinab. Wie zum Abschied entfaltet hier im Tistedal die norwegische Bergesnatur noch einmal ihren schönsten Zauber, vor allem an dem lieblichen Femsjö, der sich stundenweit nordwärts streckt. Wir glauben uns in diesem lieblichen Thale an den Stordalsfelf bei Throndhjem versetzt. Doch das dauert nicht lange. Dann lenkt die Locomotive in eine einsamere Bergregion hinauf, wo uns selten noch ein einsamer Hof begegnet, der Wald nur noch mit einsamer Bergesheide wechselt. Auch da deuten Baumstrünke an, daß sich der Stog, das Waldgebiet, früher noch viel weiter ausgedehnt habe. Weite Holzlager bezeichnen den Reichthum der Gegend, dichter Wald bezeugt uns, daß er noch lange nicht erschöpft ist. Wie bisher sind die wenigen Häuser schlichte Blockhäuser, grell roth bemalt, mit weißen Fenster- und Thürrahmen. Kornsjö heißt die letzte norwegische Station. Der Wald hört hier auf, und in den öden, fahlen Bergeshöhen wird man Schweden nicht gerade in überschwenglicher Stimmung begrüßen.

Aber was soll das heißen? Zollrevision an der schwedischen Grenze? Zollrevision! unter Brudervölkern? Sie haben denselben König und dieselben Gesandten und Consuln, und zu Hause untersuchen sie sich das Felleisen und die Taschen, ob der Herr Bruder nichts Zollpflichtiges mit sich führe! Man müßte dazu nothwendig die skandinavischen Lieder lesen, in welchen sich im Anfang der fünfziger Jahre schwedische und norwegische Poeten mit Bruderküssen überschütteten. Ich muß übrigens gestehen, daß die Revision eine sehr glimpfliche war und uns nicht lange auf der Station Mon aufhielt. Dann rollte der Zug durch eine weite Bergesöde dahin, erst in Ed wurde die Gegend wieder schöner, und zwischen dunklem Walde erschien der Spiegel des Stora Lee, eines schmalen, weit nach Norden sich hinziehenden Sees, der durch den Dalsländskanal mit dem größten Binnengewässer Schwedens, dem Wenersee, in Verbindung steht. Man braucht aber auf dem Kanal ungefähr zwei Tage, um von Fredrikshald nach Wenersborg zu kommen, während die Locomotive diese Strecke in sieben Stunden zurücklegt. Vom Stora Lee an ist diese Strecke freilich nicht sehr anziehend. Die Landschaft ist einförmig und theilweise sumpfig. Der Bahnzug war auch bis Mellerud, in der Nähe des Wenersees, wenig bevölkert, wir blieben in unserm Coupé völlig allein. Dagegen war der Zug der Bergslagarnar jernvägar, der Linie Falun-Göteborg, dergestalt überfüllt, daß wir uns kaum rühren konnten. Etwas nach 4 Uhr nachmittags erlöste uns der Schaffner mit dem Rufe „Trollhättan“! Lebendiger als sonst brausten uns da die Wogen



Eisfall und Toppöfall (Erollhällan).

des berühmten Wasserfalls an die Ohren. Wir hatten bis zum nächsten Zug drei Stunden Zeit, mehr als genug, um uns dieses Weltwunder anzusehen.

Schon in der Station Trollhättan¹ machte sich die internationale Bedeutung des Platzes geltend. Wir hörten an dem Buttertisch Englisch und Französisch, Sächsisch und Wienerisch. Aus der schlichten Bauerngesellschaft, in der wir von Mellerud dahergefahren, sahen wir uns hier in lauter elegante Modegesellschaft versetzt.

Von der Bahnstation zum Dorfe ist es ein Viertelstündchen, aber ein urlangweiliger Weg, ohne Häuser und Schatten. Das ebene, wohlbebaute Feld senkt sich unbedeutend nach dem Götaelf hin, der hier, etwa 12 km nach seinem Ausfluß aus dem Vennersee, nur wenig seinen Lauf beschleunigt. Den Fluß entlang stehen gewöhnliche Arbeiterwohnungen. Endlich erheben sich auch links Häuser, eine Apotheke, ein Postcomptoir und ein Hotel. Da umschwärmt uns auch schon gleich eine Schaar von Jungen, von denen jeder uns den Weg weisen will, obschon man denselben mühelos selbst finden kann.

Eine erste Brücke führt uns über den berühmten Götakanal, der sich hier von dem Götafluß abzweigt, um die Schiffe friedlich und ungefährdet an den tosenden Wasserstürzen vorbei in den weiter unten wieder bernigten Fluß zurückzubringen. Eine zweite Brücke bringt uns von der Hauptstraße der Ortschaft über einen noch ruhigen Flußarm zu einer kleinen Insel hinüber, eine dritte und vierte kleinere zu zwei anderen Inseln, von denen die letzte Espö heißt. Alle drei Inseln sind mit Holz-, Bretter- und Balkenlagern übersät, in deren Mitte eine große Holzschneidemühle arbeitet. Der Anblick könnte prosaischer nicht sein. Nur das zunehmende Getöse des Wasserfalls spannt einigermaßen die Erwartung. Ich muß indes gestehen, daß ich, nach den vielen Wasserfällen von Norwegen, beinahe eine gelinde Enttäuschung befürchtete. Allein da standen wir nun plötzlich auf einer zitternden Holzgalerie, gerade da, wo sich die ungeheure Wassermasse 7 m in die Tiefe stürzt. Das ist eigentlich nicht tief, aber gerade tief genug, um ein Schauspiel und ein Getöse hervorzubringen, daß einem die Augen beben und die Ohren sausen, und man meint, von den Wogen jeden Augenblick verschlungen zu werden. In rasender Wuth schießen sie daher, wie flüssiges Krystall, Garbe an Garbe, in eisiger Glätte sich aneinander drängend und, wie von Feuerzglut geheßt, nicht ruhend, nicht rastend, gleich den Wogen eines empörten Meeres. Nun senkt sich plötzlich ihr bis dahin gleichmäßiges Bett. In tollen Wirbeln stürzen sie hinunter, als wollten sie alles mit sich fortreißen. Da stellt sich ihnen eine Felsinsel mit grünen Tannen gekrönt entgegen. Wüthend schäumen die Wogen an, stürmen zurück, wirbeln in milch-

¹ Man spricht und schreibt sowohl „Trollhätta“, als „Trollhättan“ und „Trollhätte“. Der Name bezeichnet zunächst die berühmten Wasserfälle, dann die daran gelegene Ortschaft und endlich die zugehörige Eisenbahnstation.

weißem Gischt und wogenden Rauchwolken den nachstürmenden Fluten entgegen, ringen mit ihnen in rasendem Tanz und schäumen dann getheilt in zwei Schaumlavinen rechts und links an der Insel Gullö hinunter.

Das sind die Gullöfalle. Man steht dem Wirbeltanz so nahe, daß man mitten darin zu sein glaubt. Das Donnern der Wogen überläßt die Stimme. Ein kleiner Sprung, und die Wuth der Wasser zerschellt uns unten an den Felsmauern, die kaum dem fürchterlichen Anprall widerstehen. Der Zugang zum Rheinfall hat mich weit mehr angesprochen, als ich vom Schloß Laufen erwartungsvoll an den Fuß des gewaltigen Sturzes hinabstieg; aber die Ueberraschung war hier entschieden größer, als ich aus den prosaischen Holzlagern mich plötzlich an diesen tobenden Höllenschlund versetzt sah. Eine einzige dieser Wassergarben wäre hinreichend, uns hinabzuschleudern. Doch da drängen sie sich zu Hunderten, zu Tausenden. Die Wucht des Stromes wird auf nahezu eine Viertel Million Pferdekkräfte geschätzt. Man denke sich ein Reiterheer von 200 000 Centauren, die mit verhängtem Zügel diesen Felsabhang hinunterjagen, und beständig drängt dieser Schaar eine gleiche, ebenso zahlreiche nach. Das ist nur ein Symbol der Kraft, die in diesen riesenhaften Wassermassen thätig ist.

Betäubt gehen wir auf die Straße zurück, bis zu einer Mühle, von der uns ein von Bäumen beschatteter Weg wieder zum Flusse hinabführt, und dann auf zwei kleine Brücken zu der kleinen Felseninsel Toppö. Der Strom hat indes kaum Zeit gehabt, sich von dem ersten Sturze wieder zu erholen, da tost er in fast senkrechtem Katarakt abermals rechts und links an dieser Felseninsel hinab, die von seiner Wuth zu heben scheint. Der Sturz ist hier doppelt so tief wie oben, 13 m. Die Wassermasse aber ist beiderseits auf die Hälfte des Raumes zusammengedrängt und überstürzt sich nun in einer Wuth, die keine Grenzen mehr kennt. Auf der Toppö steht man aber mitten zwischen den zwei rasenden Strudeln; man kann ganz nahe an beiden hinabklettern, daß der Schaumregen uns bespritzt und daß wir jede einzelne Wassergarbe deutlich verfolgen können, bis sie sich selbst in kämpfendem Schaum selbstmörderisch zerwühlt. Die unermüdlche Kaserei spannt alle Nerven. Man wird wie trunken von dem donnernden Brausen und dem blitzenden Schaum, den gegeneinander anstürmenden Wirbeln und dem rauchenden Wasserdampf. Es ist auch keine bloße Einbildung, wenn man sich auf den unstoßen Klippen nicht behaglich fühlt. Die Fluten wühlen fort und fort an der Felseninsel Toppö, und eine weiter oben gelegene Felsenklippe, der Sträddarefint, ist längst von ihnen mit in den Abgrund hinuntergerissen. Wo die beiden Arme des Falles sich wieder vereinigen, da schäumt und zischt eine Brandung wie jene des stürmenden Meeres an einer steil abfallenden Felsenklippe. Nur 200 Schritte weiter oben brausen die Gullöfalle, nur 100 Schritte weiter unten wirft sich der vereinte Strom wieder, in Milchschaum verwandelt, über eine kleinere Terrasse hinab. Dieser dritte Fall heißt der Staupestromfall.

Ein annuthiger Weg führt uns zwischen demselben und der hochgelegenen neuen gotischen Kirche der Ortschaft Trollhätta an den vierten Fall, den „Helvetesfall“, dessen Höhe 9 m beträgt, aber auf mehr als 100 m Länge sich ausdehnt. Obwohl eigentlich bloß eine Stromschnelle, läßt er die anderen Fälle an betäubendem Plutenwirbel und Getöse kaum hinter sich zurück. Die vier Fälle, einer unter dem andern, setzen sich hier zu einem einzigen großartigen Bilde zusammen, einer Niesentreppe von dahinstürmenden Wassern und schäumendem Gischt, eingeschlossen von zerklüfteten Felsen und spärlichen dunkeln Tannen und Gebüsch. Die Sägemühle und das Dorf mit dem schlanken Kirchturm treten hier zurück und vermögen nur wenig das urwüchsige, gewaltige Naturschauspiel zu mildern. Jetzt dehnt sich der wirbelnde Strom in der Bucht Slidehålan aus, dreimal so breit als die vereinigten Fälle, und erst in weiterer Entfernung nimmt er in den Flottbergsströmmen den letzten Anlauf zu einem Katarakt. Die Gesamthöhe der fünf Fälle beträgt 33 m (die des Rheinfalls 21 m, die des Sarpsföf 19,7 m, die des Niagara 48 und 50 m), der Sturz vertheilt sich aber in fünf Absätzen auf eine Länge von 150 m. Der Eindruck wird dadurch getheilt und geschwächt, aber andererseits ist er wieder durchaus eigenartig. Weiter unten ist das steile Ufer sehr malerisch, und da auf dem Spaziergang von einem Fall zum andern das Tosen nie aufhört, so hilft das Ohr dem Auge nach und vereinigt das räumlich Getrennte zu einer mächtigen Gesamtwirkung.

Wie schon der Name sagt, hat die schaffende Volksphtasie diese Wasserfälle mit ihren Träumen umwoben. Denn „Trollhättan“ heißt der „Zauberhut“. In der Gegend nach dem Wenersee hin, zwischen den Felsen des Halleberg und des Hunneberg, wohnten die zwei Riesen Starkoddr und Hergrimr. Beide liebten sie die schöne Zauberin Oge oder Ognä Alsfoster. Starkoddr gewann sie als Braut, Hergrimr aber entführte sie ihn und nicht ohne ihre Beistimmung. Denn nur widerwillig war sie des andern Braut geworden. Es kommt nun zum Zweikampf. Oge versieht Hergrimr mit einem „Zauberhut“, einer Art Tarnkappe, die ihn des Gegners Streichen entziehen sollte. Aber Starkoddr hat ein furchtbares Schwert, dessen Zauberinnen dem Zauberhut überlegen sind. Es spaltet Felsen und Berge. Hergrimr fällt, und um nicht mit dem ungeliebten Starkoddr leben zu müssen, stürzt sich Oge in die dahinbrausenden Wasser.

Eine zweite Sage heftete sich an den längst gestürzten Esträddarekflint, d. h. Schneidersfelsen. Die Sage gehört schon einer spätern Culturperiode an, wo es professionelle Schneider gibt und reiche Bauern mit unbändigem Stolz auf den armen Handwerker herabsehen. Allein die Schneider haben Glück in der Politik wie in der Liebe. Eines reichen Bauern vielumworbene Tochterlein am Trollhättan verliebt sich in einen solchen armen Schneider, und dieser wagt es endlich und hält bei dem Bauer um die Hand der Tochter an. Der Bauer wüthet; aber die Tochter bleibt ihrem Liebsten

treu. „Nun denn, wenn's sein muß, Schneider! dann sollst du auch ein Kunststück liefern. Setz dich draußen auf der Insel Gullö ans Eis, wo die Klippen über den Wasserfall hineinhängen. Wenn du da meiner Tochter Brautkleider fertig nähst, dann magst du selbst mit ihr Hochzeit halten!“ So sprach der stolze Bauer. Es war ein so strenger Winter, daß selbst die Trollhättafälle gefroren waren. Es konnte aber aufthauen in einer Nacht, und dann war der Schneider verloren. Der Schneider ging über das Eis auf die Gullö und nähte und nähte vom Morgen zum Abend zwei Tage lang. Am Morgen des dritten Tages war das Brautkleid fertig, er brauchte nur noch den Fadenschlag herauszuziehen. Am Ufer stand schon die Braut und streckte sehnsüchtig die Arme nach ihm aus. Doch gerade in dem Augenblick, wo der arme Schneider hinüberschreiten will, bricht unter schrecklichem Getöse das Eis. Er vermag den festen Boden nicht mehr zu erreichen; vor Schreden taumelt er und sinkt, mit dem fertigen Brautkleid im Arme, auf den stürzenden Eismassen hinab in die Tiefe. Als die Braut das sah, da erfaßte sie wilde Verzweiflung, und klagend stürzte sie sich ihrem Bräutigam nach in den schäumenden, eisigen Abgrund. Die Klippe, auf welcher der Schneider das Brautkleid genäht, hieß seitdem die Schneidersklippe; es ging ihr indes nicht besser als Braut und Bräutigam, auch sie wurde von dem unbarmherzigen Strom hinabgerissen, es ist nichts mehr von ihr zu sehen.

Etwas weiter unten, an den Loppöfelsen, von welchen der eine Tjuffallet, der Diebsfall heißt, soll früher eine Diebshöhle entdeckt worden sein, eine insignis spelunca latronum, wie sie der gelehrte Claus Magnus nennt. Von diesen Räubern, welche alle Reisenden als ihre Lebensleute und Leib-eigenen betrachteten, wurde einst auch ein Mädchen geraubt und lange in Gewahrsam gehalten. Der schrecklichen Gesellschaft überdrüssig, bat sich das kluge Evasdöchterlein die Gnade aus, auf Weihnachten einen Bund Stroh holen zu dürfen, wie er in Skandinavien an diesem Fest auf einer hohen Stange in den Schnee gesteckt wird. Die Räuber hielten das für harmlos und bewilligten die Bitte, nur verboten sie dem armen Ding unter den furchtbarsten Drohungen, mit irgend jemand zu reden. Das Mädchen versprach das und hielt sein Versprechen; allein auf dem Rückweg ließ es von Zeit zu Zeit einen Halm fallen. Die Leute merkten das und gelangten auf diese Weise an die Räuberhöhle, bemächtigten sich der Unholde und überlieferten sie den Armen der Gerechtigkeit. Von der Höhle ist keine Spur vorhanden, aber der eine Arm des Loppöfalles heißt noch allzeit der Diebsfall.

Der Weg an die letzten Stromschnellen, die „Flottbergströmmen“, heißt Dödens gang, der Todesweg; der Weg, der von da weiter im Flusse hinabführt, Kärlekens stig, der Steig der Liebe. Ob diese Namen von anderen Volksagen herrühren, weiß ich nicht. Die ganze Scenerie ist schon dazu angethan, noch weitere Phantasiespiele zu ersinnen.

Der Götakanal.

Wie immer im Leben, so stößt auch hier wieder die Poesie hart mit der Prosa zusammen. Bei Åkersvåg sehen wir Schiffsmasten über dem Gebüsch aufragen, und Schiffe gleiten den ruhigen Fluß hinab. Es münden hier die Schleusen des Götakanals; an das wunderbare Naturbild grenzt hier ein nicht minder staunenswerthes Werk menschlichen Kunstfleißes, eines der großartigsten, die Schweden hervorgebracht. Es besteht aus einem Kanal- und Schleusensystem, welches die Häfen des Stageracks durch eine schiffbare Straße mit dem Wener-, Wetter-, Voren- und Korensee und endlich mit der Ostsee verbindet, so daß dasselbe Schiff, anstatt Südschweden zu umfahren,



Schleusen bei Trollhättan.

auf dreimal kürzerem Wege nach Stockholm gelangen kann, die inneren Landschaften von Schweden zugleich die bequemste Verbindung mit der Hauptstadt, mit der Ost- und Nordsee erhalten. Es mußten zu diesem Zwecke zuvörderst die Trollhättafälle durch einen Kanal umgangen werden; dann waren vier weitere Kanäle erforderlich zwischen den genannten vier Seen und der Ostsee. Die Gesamtlänge dieser Kanäle beläuft sich auf 88 km, eine Strecke nahezu so lang wie von Köln nach Koblenz. Die höchste Höhe, zu welcher die künstliche Wasserstraße emporsteigt, ist 91 m über dem Meere. Um die Schiffe auf diese Höhe emporzuheben und wieder langsam zum Meeresniveau zurückzubringen, waren 58 Schleusen nöthig, 53 zur Hebung und Sentung,

5 zur allgemeinen Regulirung des Wasserstandes. Sie sind sämmtlich aus behauenen Granit gebaut (36 m lang, 7 m breit); 14 derselben heben die Schiffe von der Ostseebucht Slätbaken in den Rogensee hinauf, 15 weitere zum Vorensee, 5 zum Wettersee, eine zum Viken (einem kleinern See zwischen dem Wetter- und Wenersee); von diesem höchsten Punkt des Kanalsystems steigen die Schiffe dann wieder durch 19 Schleusen zum Slagerrad herab. Die vielen Schleusen verlangsamten natürlich die Fahrt, und so interessant auch die Hebung der Schiffe die ersten Male dem Neuling ist, so wirkt ihre stete Wiederholung doch zuletzt ermüdend. Die Kanaldampfer brauchen von Göteborg nach Stockholm 2 $\frac{1}{2}$ Tag, während ein Schnellzug die Strecke in 12 Stunden fährt. Für den Güterverkehr wie für die Reisenden ist indes der Kanalweg durch die Eisenbahn noch keineswegs überholt und überflüssig gemacht worden. 3000 Schiffe machen durchschnittlich im Jahr den Weg von Göteborg nach Stockholm, und bis zu 8000 fahren jährlich auf dem Kanal an den Trollhättafällen vorbei nach dem Wenersee oder von da zurück nach dem Slagerrad¹.

Das Verdienst, dieses einst von der ganzen Welt angestaunte Werk angeregt zu haben, gebührt nicht einem amerikanischen Ingenieur oder sonst einer modernen Berühmtheit, sondern einem Schweden, und zwar einem katholischen Bischof des ausgehenden Mittelalters, der sein treues Festhalten an der Kirche unfehlbar mit dem Leben gebüßt haben würde, wenn der „evangelische“ Tyrann Gustav Wasa ihn in seine Gewalt bekommen hätte. Das war Johann Braß, der letzte katholische Bischof von Linköping, ein Mann von umfassendster geistlicher und weltlicher Bildung, der sich um Missale, Breviere, Werke italienischer Rechtsgelehrten und Dichter nicht weniger interessirte, als um Glasmalerei. Um die Buchdruckerei zu heben, sah er sich in Italien nach Papierfabrikanten um; ebenso beauftragte er seine Agenten, Apotheker, Kupfer- und Eisen Schmiede für Schweden anzuwerben. „Er war“, wie Geijer sagt, „ohne Vergleich der angesehenste, wie auch der klugste und gelehrteste Mann des alten Schweden; auf seinem Bischofsitz ein aufrichtiger Freund seines Landes, für dessen ökonomischen Wohlstand er Pläne hegte, die später Gustav selbst und nach ihm andere ausgezeichnete Männer aufnahmen; ebenso ein Freund der schwedischen Freiheit, wie er sie nämlich selbst in einem Brief an seinen Freund Lure Jönsson beschreibt, daß des Reiches Freiheit von der Kirche und der Ritterschaft abhängt“; weshalb er auch ein Gegner und Tadler des Sturenregimentes gewesen war.“ Dieser Mann war es, welcher im Jahre 1516 dem schwedischen Reichsvorstand Eten Svantejon Sture (dem Jüngern) und den Reichsständen den Vorschlag machte, den Wettersee durch eine für Boote schiffbare Wasserstraße mit der Ostsee zu verbinden und diese Wasserstraße dann bis Lödöse (dem heutigen Göteborg)

¹ Der ältere Trollhättakanal hat wieder 16 Schleusen, so daß der ganze Wasserweg zwischen Ostsee und Nordsee 74 Schleusen zählt.

auszudehnen. Der Vorschlag fand Billigung, und der unternehmende Bischof legte Hand ans Werk. Nur allzubald sollten indes die begonnenen Arbeiten durch die furchtbaren politischen Wirren gestört werden, welche der blutgierige König Christian über das Reich heraufbeschworen, und noch weit mehr durch die unmittelbar darauf folgende Glaubensstremung. Nachdem Gustav Wasa den Plan gefaßt, in verkappter, heimtückischer Weise Land und Volk von der Kirche loszutrennen, um gleichzeitig die Güter und die Macht der Kirche gewaltjam an sich zu reißen, da blieb dem treuen Kirchenfürsten keine Muße mehr, des Landes Handel und Verkehr durch seinen kühnen Unternehmungsgeist zu fördern; es galt nunmehr, für die höchsten geistigen Güter des Volkes mannhaft einzustehen, und das hat Johann Braek mit bewundernswerther Klugheit, heldenmüthiger Thatkraft bis zum letzten Augenblick gethan. Gleich bei den ersten kirchlichen Umsturzwversuchen Gustav Wasa's im Jahre 1523 forderte er den zum päpstlichen Legaten ernannten Erzbischof von Upsala, Johann Magnus, auf, mit Strenge gegen die Anhänger der neuen Lehre vorzugehen. Im folgenden Jahre verlangte er von Gustav Wasa selbst ein Verbot gegen Luthers Schriften. Als der König dieses Gesuch abwies, ließ er all die Erlasse des Papstes, des Kaisers und des Herzogs Georg von Sachsen und sonstige Schriften gegen Luther übersehen, in seiner Druckerei zu Söderköping drucken und unter dem Volke verbreiten. Nach Rom sandte er genaue Berichte über den Fortschritt der Bewegung; den Erzbischof und seine Mitbischöfe munterte er zu entschiedenem Kampfe gegen dieselbe an. Das Volk blieb fast allenthalben der alten Religion treu, und Gustav Wasa mußte zu der widerwärtigsten Heuchelei seine Zuflucht nehmen, um unter Verbehaltung der äußeren gottesdienstlichen Formen seine Unterthanen um ihren katholischen Glauben zu betrügen. Ein paar neuerungslustige Prediger, Claus und Laurenz Petri, die in Wittenberg bei Luther selbst studirt hatten, aber sich an Wissenschaft und Bildung nicht entfernt mit dem Bischof von Linköping messen konnten, waren des Gewalthabers Helferzähler und konnten sich anfänglich nur unter seinem bewaffneten Schutze Gehör verschaffen. Claus Petri, der die höheren Weihen hatte, war es hauptsächlich darum zu thun, den Eölibat zu brechen; er nahm schon 1525, um die gleiche Zeit mit Luther, zu Stockholm ein Weib und versprach, diesen Schritt dann hinterher aus Gottes Wort zu vertheidigen. Vor allem wüthete der König gegen die Klöster, um sich so bald als möglich ihrer Güter bemächtigen zu können. Als die Landleute von Dal, die wackeren Dalsfarlar, sich klagend und drohend gegen die Gewaltthaten Gustavs erhoben, und keine weiteren Brandschakungen an Kirchen, Klöstern, Priestern, Mönchen und am gemeinen Manne dulden wollten, nahm Gustav diese Widerseßlichkeit als gelegenen Vorwand, Magister Knut, den Dompropst und neuermählten Erzbischof von Upsala, und Petrus Jacobi (genannt Sunnandäder), den neuen Bischof von Westerås, im Februar 1527 als Reichsverräther und Volksaufwiegler

anklagen, festnehmen und in schmachvollster Weise zu Stockholm hinrichten zu lassen. Auf abgerackerten Pferden, mit abgetragenen und zerrissenen Chor-tappen angethan, wurden sie durch die Stadt auf den Richtplatz geführt. Dem Erzbischof wurde eine Mitra von Birkenrinde aufgesetzt, dem Bischof ein Strohkranz und halbnaakte Gaultler sprangen um sie herum und riefen: „Hier kommt ein neuer König, Herr Peter Sunnanväder!“ Zuletzt mußten sie mit dem Büttel Bruderschaft trinken, dann wurden sie als Verbrecher enthauptet. Gegen den Bischof von Linköping wagte der Wütherich noch nicht in so schroffer Weise vorzugehen; der Mann war bei Adel und Volk zu angesehen, ein Handstreich gegen ihn zu gefährlich. Bei dem 1527 in Vesterås einberufenen Reichsrath suchte Gustav abermal wenigstens einen Schein von Recht zu wahren, um die Kirche um so gründlicher zu zerstören. Es erschienen noch die Bischöfe von Linköping, Skara und Strengnäs, ein neuernannter Bischof für Vesterås, 2 Domherren für den erledigten Stuhl von Upsala und 2 als Vertreter für den altersschwachen Bischof von Werö, 15 Reichsräthe, 120 Herren vom Adel, 32 Bürger, 15 Bergleute und 105 Bauern aus allen Theilen des Reiches, Dalarna ausgenommen. In würdigster, maßvollster, aber auch einschneidendster Weise verteidigte Bischof Braak noch einmal die Rechte der Kirche und legte feierlich Verwahrung ein gegen die Gewaltthätigkeit des Königs. Er sei, sagte er, sich wohl der Treue bewußt, die er seinem König schulde, allein in geistlichen Dingen sei er und sein ganzer Stand ebenso dem Papste zum Gehorsam verpflichtet und könne ohne dessen Zustimmung keine Veränderung der Lehre und keine Minderung der Kirche an Recht und Eigenthum genehmigen. Hätten schlechte Priester und Mönche sich mittelst Aberglaubens zu bereichern gesucht, den die Hirten der Kirche selbst mißbilligten, so müßten dieselben gerichtet und bestraft werden.

Die Geldgier und Willkür Gustavs war damit ins Herz getroffen. Lure Jönsson, der Reichshofmeister und das älteste Mitglied des königlichen Rathes, gab dem Bischof vollen Beifall, und hätte das Rechtsgefühl der übrigen Mitglieder zu Worte kommen können, so würde dieser Beifall wohl ein allgemeiner geworden sein. Allein der König brach in einem Wuthausbruch jede weitere Besprechung ab, drohte mit Rücktritt, klagte über den Undank des Volkes, das ihm alle Landplagen zuschreibe, tobte wider die Mönche und Nonnen und päpstliche Creaturen, die sich ihm aufs Haupt setzten, klagte abermals über die Undankbarkeit aller, da ihm für alle seine Arbeiten kein Lohn geworden sei, als daß ein jeder ihm auf den Kopf sitzen wolle. Wer möchte da noch König sein? Nicht der ärmste Tropf in der Hölle! Unter einem Strom von Thränen bot Gustav seinen Rücktritt an, mit der Versicherung, gleich abreisen und sein undankbares Vaterland nie mehr sehen zu wollen.

Diese Theater-scene wirkte nicht unmittelbar. Der greise Reichshofmeister sagte: „Mich soll keiner zu einem Heiden, Luther oder Ketzer machen diese

Jahr!“ Niemand war indes auf eine solche Wendung vorbereitet, niemand wagte dem anmaßenden Kirchenräuber, der in seinen Klagen alle beleidigt hatte, einen andern Throncandidate gegenüberzustellen. Gustav war es mit seinen Thränen und seiner Abreise so wenig Ernst, daß er mit seinen Officieren ganz ruhig auf dem Schlosse blieb und sich mit ihnen erlustigte. Unter den Ständen riß indes allgemeine Verwirrung ein. Niemand wußte Rath. Viele der Herren, selbst einer der Bischöfe, der neu erwählte zu Strengnäs, riefen zur Nachgiebigkeit. Und so erreichte denn Gustav ganz und voll seinen Zweck; der Reichstag sandte eine Abordnung an ihn und bat ihn, zu bleiben. Nach echter Tyrannenart wies er sie dreimal ab, bis sie ihm endlich unter Kniefall und Thränen Land, Recht und Kirche auslieferten und ihm sogar die Füße beleckten. Jetzt konnte er thun, was er wollte, und setzte mit eiserner Faust die Ausraubung und Vernichtung der katholischen Kirche durch. Auf keinen der Stände war ein Verlaß mehr. Als der König von den Bischöfen die Herausgabe ihrer Schlösser verlangte, konnte Bischof Brasé wohl Widerspruch einlegen, aber keinen Widerstand leisten. Seines einzigen Zufluchtsortes, des festen Schlosses Munkedoda beraubt, entschloß sich der tiefgebeugte Kirchenfürst, der Gewalt zu weichen. Er floh über die Insel Gotland nach Danzig und wollte von da das nach Mantua einberufene Concil besuchen, als er am Vorabend des St. Clafsfestes in einem polnischen Kloster starb.

Die Kanalarbeiten, welche Bischof Brasé hatte beginnen lassen, verfielen während der traurigen Wirren, welche seine letzte Lebenszeit trübten. Gustav Wasa hatte von dem Plane wohl gehört und hatte im Sinne, ihn theilweise vom Wettersee aus zu verwirklichen. Weder unter ihm noch unter Gustav Adolf kam indes etwas zu stande. Erst unter Karl XII. (1697 bis 1718) wurde der Plan ernstlicher aufgenommen, und zwar auf Veranlassung Swedenborgs, welcher dem Könige 1716 den Brief des Bischofs Brasé vorlegte, worin dieser den Hauptgedanken entwickelte und die großen Vortheile eines solchen Werkes darthat. Der König ging auf diese Anregung ein und beauftragte den gefeiertsten Mechaniker des damaligen Schweden, Christoph Polhem, mit der Ausführung. Es wurde nun wenigstens ein Anfang gemacht, und die erste Schleusenanlage an den Trollhättafällen ist noch jetzt zu sehen und trägt Polhems Namen. Konnte auch der Bau wegen Mangel an Mitteln von ihm nicht fortgeführt werden, und wurden auch seine ersten Bauten durch spätere Fortschritte der Technik weit überholt, so wurde im Laufe des philosophischen Jahrhunderts doch Stückweise weitergebaut, und am 14. August 1800 konnte wenigstens der Kanal eröffnet werden, der um die Trollhättafälle herumführt und den Wenersee mit dem Stagerrack verbindet. Im Verlauf der nächsten Jahre fand sich dann endlich in dem schwedischen Obersten und Freiherrn Baltassar von Platen der Mann, der die große Aufgabe ihrer vollständigen Lösung nahebringen sollte. Im Jahre 1810 brachte eine zu diesem Zweck errichtete Gesellschaft nahezu 5 Millionen

Kronor zusammen; am 23. September 1822 konnte die westliche Kanallinie eröffnet werden. Zehn Jahre später, den 26. September 1832, fand dann die Einweihung des gesammten Kanals statt. Graf Platen erlebte sie nicht mehr, da er schon 1829 starb. Ein Graf Sparre trat an seine Stelle und verwirklichte schließlich den großen Plan, den der katholische Bischof Brasl 300 Jahre zuvor dem schwedischen Reichstag vorgelegt hatte. Man hätte den Kanal mit Fug und Recht den Brasl-Kanal nennen können. Er ist ein sprechendes Denkmal dafür, daß die katholische Kirche nie eine Feindin des materiellen Fortschritts, des socialen Wohlstandes, der mechanischen Künste gewesen ist. Sie zeigt dem für die Ewigkeit geschaffenen Menschen wohl höhere Ziele und begeistert ihn für Unternehmen einer höhern Ordnung; aber die Gnade setzt die Natur voraus, sie schlägt sie nicht todt; und bei der Vielheit und Verschiedenheit der menschlichen Individualitäten hat sie auch den materiellen Bestrebungen allzeit den weitesten Spielraum eröffnet und alles geheiligt und gefördert, was den Gesetzen Gottes nicht zuwider, das allgemeine Wohl hienieden befördern kann. Der berühmte Bischof von Linköping, der die erste Papiermühle in Schweden errichtete, steht nicht allein; Bischof Jön Arason von Hólar hat die Buchdruckerei in das ferne Island verpflanzt. Die Gestalt des großen Nicolaus von Cusa ist jedem bekannt; er ist gewissermaßen der Typus jener zahlreichen Bischöfe, welche, ohne Scheu und Abneigung, die ersten großen Entdeckungen der Neuzeit in den Schutz der Kirche stellten.

Die Stadt, welche aus der Erbauung des Kanals wohl den größten Vortheil zog, ist Göteborg. Obwohl erst von Gustav Adolf um das Jahr 1621 an Stelle des alten Vödsöe angelegt, hat es, außer Stockholm, alle übrigen schwedischen Städte an Einwohnerzahl und materieller Bedeutung hinter sich zurückgelassen und ist mit seinen 99 600 Einwohnern die zweite Stadt von Schweden, die dritte von Skandinavien. Man hat sie oft mit den größeren holländischen Städten verglichen, und bei ihrer ersten Anlage haben wirklich holländische Kolonisten, unter ihnen ein gewisser Abraham Gabeljon, mitgewirkt. Wie das Nj der Stadt Amsterdam, die Maas Rotterdam als Stützpunkt der Entwicklung diente, so erwuchs Göteborg am Südufer des Götaelfs, der sich unmittelbar vor der Stadt zum Fjord erweitert. An den langen Quais landen Schiffe aus aller Herren Länder, und von wo aus man die Stadt betrachten mag, beleben zahlreiche Masten das Bild. Die ältere Stadt umzingelt von Süden zickzackförmig der Wallgraben, der in Holland Singel heißen würde. Mitten durch die Stadt geht der Stora-Hamn-Kanal (von Westen nach Osten); im rechten Winkel dazu durchschneiden noch zwei andere Kanäle die Stadt von Süden nach Norden, der Vestra-Hamn-Kanal und der Östra-Hamn-Kanal. Drei Grachten sind etwas wenig für eine holländische Stadt. Dazu fehlen die Baumreihen, die hohen, schmalen Giebelhäuser und Lagerhäuser, der beständig rege Schiffsverkehr, welche einer



Stora Hamngatan (Stroße Hafenstraße) in Göteborg.

holländischen Bracht erst ihr eigentliches Gepräge geben. Endlich ruht Göteborg auf Felsengrund, hat nach dem Fluß hin mehrere natürliche Erhöhungen und ist nach Norden und Süden von felsigen Hügeln umgeben, zwar nicht

sehr hohen, aber immerhin Hügeln. Man muß deshalb sehr spät in Göteborg eintreffen und folgenden Morgens recht früh wieder abreisen, um an eine holländische Stadt erinnert zu werden. Es ist eine wesentlich moderne Stadt mit drei Kanälen, und eben weil sie so modern ist, hat sie, außer dem Namen, auch nicht viel eigenthümlich Schwedisches. Um den Wallgraben ziehen sich feine Parkanlagen und die Nya-Alleen, ein Boulevard in modernem Stil. Die Vorstädte Ost-, West- und Neu-Haga könnten in jeder beliebigen Stadt Platz finden. Die Häuserzeilen an den drei Kanälen sind recht wohnlich und zum Theil vornehm gebaut, aber so eintönig und ohne alle geschichtliche oder lokale Eigenart, wie nur in einer ganz neuen englischen oder amerikanischen Stadt.

Die Seele Göteborgs ist sein Handel. Seinen Höhepunkt erreichte derselbe zur Zeit der Continentialsperre, als Göteborg der einzige Hafen des Nordens war, wo die Engländer ungestört Handel treiben konnten. Er sank später, ist aber seit den letzten Jahrzehnten in stetigem Aufblühen begriffen. Der Kern der Bürgerschaft besteht aus reichen Kaufherren. Großartige Rhedereien vermitteln den europäischen und überseeischen Verkehr. Auf dem Götaelf wimmelt es beständig von Fahrzeugen aller Art, von dem Stora-Bommens-Hamm, wo die großen Meerdampfer landen, bis hinauf in den Fluß, wo kleinere Dampfschiffe den Trollhättafällen zusteuern, und bis hinab in den Schärenürtel der Küste, wo die Festung Nya Elfsborg auf einer Insel die Einfahrt bewacht. Zwischen den Postdampfern und anderen größeren Fahrzeugen drängen sich unaufhörlich kleinere Lastschiffe mit Kohlen, Steinen, Bauholz, Zimmerholz, Baumwolle und anderen Frachten, während den Strand entlang große Fabrikschlöte ihren Rauch entsenden. Trotz ihrer industriellen Rührigkeit sieht die Stadt übrigens ungemein reinlich, nett und freundlich aus. Die Straßen an den Kanälen, den Hauptverkehrsadern der Altstadt, und noch mehr die Hauptstraßen der neueren Stadttheile sind sehr elegant, und in den zwei größeren Parkanlagen, dem Kungspark und dem Park der Trädgårds-Förening, entwickelt sich die feinste moderne Gartenkunst. Zwischen den beiden Parks ragt das nicht eben verschwenderisch gebaute, aber recht nette Stadttheater über den Bäumen empor. Unfern davon, an der Parkgatan, erhebt sich die schönste Kirche der Stadt, die Hagakirche, nach Vorlagen neuerer englischer Gotik gebaut. Die zwei älteren Hauptkirchen, die Karl-Johans- oder Domkirche und die deutsche oder Christinakirche, bieten nicht viel Bemerkenswerthes. Die erstere mußte wegen eines Brandes im Jahre 1802 ganz neu gebaut werden, die zweite rührt noch aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, wo Göteborg durch Einwanderung aus Holland und Deutschland seinen ersten Aufschwung nahm. Orgel und Kanzel sind die Hauptzier der erstern, das „Praagraaf“ eines Feldmarschalls, wie die Holländer das nennen, die Hauptmerkwürdigkeit der letztern. Rutger von Ascheberg heißt der Tapfere. Er verdiente sich den „Feldmarschall“ in den

Kämpfen Karls XI. mit den Dänen um die Provinz Schonen (1676, 1677) und starb als Generalgouverneur der schwedischen Sübprovinzen zu Göteborg.

Auf dem Hauptplatze der Stadt erhebt sich das Denkmal Gustav Adolfs, ihres Gründers. Es ist hier wohl angebracht. Der gute König hat hier nicht geplündert, noch gefengt, noch gebrannt, sondern Geld ins Land gebracht. Er trägt darum auch nicht die schweren Stülpstiefel, mit welchen er Deutschland zertreten, sondern die leichteren Strümpfe, mit denen er in Schweden lustwandelte. Etwas imperatorisch sieht er drein, aber sein herrlicher Commando-Gestus befiehlt offenbar nur den Bau der Stadt. Fogelberg, einer der tüchtigsten schwedischen Bildhauer, hat die Statue modellirt; gegossen aber wurde sie in München, in dem katholischen Bayern, das einst den gewaltthätigen Abenteurerhorden des fremden Eindringlings den tapfersten Widerstand entgegensetzte. Dem bronzenen König erging es indes wunderbarlich. Als er im Jahre 1854 von Hamburg nach Göteborg gefahren werden sollte, brach ein Sturm aus und legte das Schiff mit sammt dem König sehr unsanft auf die Klippen von Helgoland. Die Helgoländer, denen das Heiligthum nun nach dem Strandrecht gehörte, dachten durchaus nicht daran, wie sie selbst den guten König verehren, sondern wieviel Geld sie aus ihm heraus schlagen könnten, forderten also von den Göteborgern 45 000 schwedische Thaler (50 625 Mark). Unverschämt! meinten die Göteborger, und zogen es vor, die Statue von neuem in München gießen zu lassen, als den armen Helgoländern so viel für ihren König zu zahlen. Um aus ihrem königlichen Gang wenigstens etwas Gewinn zu ziehen, verkauften die Fischer von Helgoland die Statue nach Bremen, wo sie 1856 einen Platz auf der Domsheide fand. Da hat sie jeder Deutsche näher und kann seine Andacht davor halten, wenn er das für patriotisch hält. Auf deutschem Boden, wo der Name des Königs noch immer als wirkungsvoller Kampfruf gilt, kann das Standbild einem Katholiken wenig Freude machen; in Göteborg mag er wohlgemuth die künstlerische Ausführung bewundern. Der Welthandel, der sich zunächst um die Dinge dieser Welt kümmert; der Weltverkehr, der Beförderer aller Religionsgemeinschaften ins Land bringt; der nicht geringe Einfluß angelsächsischer Gentlemans-Humanität, welche nutzlosen Religionshader verschmäht; die Freimaurerei, welche in allen nordischen Reichen das religiöse Leben etwas verflacht hat: alle diese Elemente haben die altprotestantische Bigotterie in Göteborg ziemlich abgeschliffen, und wie die Anglikaner, so haben sich auch die Katholiken in der Stadt Gustav Adolfs ihr nettes Kirchlein gebaut, und die öffentliche Meinung und die Presse haben sich wiederholt ihrer angenommen, wenn etwa einzelne von Hader lebende Prädikanten zur Abwechslung zwischen ihren eigenen häuslichen Zwistigkeiten und im Interesse des „Evangeliums“ einen Lärm gegen sie erheben zu müssen glaubten. Wiederholt hat die Presse anerkannt, daß der katholische Priester mit nachahmungswerthem Eifer sich der Armen, der Verlassenen, der Kranken

und Verwahrlosten annimmt, und zahlreiche Protestanten besuchen, wie in anderen nordischen Städten, häufig den katholischen Gottesdienst, weil sie da ein ebenso mildes als ernstes und überzeugungsvolles Wort über die christlichen Grundwahrheiten zu hören bekommen, ohne Polemik und humanitäres Phrauenthum, schlicht, einfach und von Herzen christlich.

Ein Besuch in der kleinen katholischen Kinderschule, welche von französischen Schwestern geleitet wird, hat mich tief gerührt. Die meisten Kinder waren arme, recht arme Wesen. Dem einen war der Vater schon gleich nach der Geburt durchgebrannt und hatte die Mutter hilflos im Elend sitzen lassen; das andere hatte seinen Vater noch gekannt, war aber mit Mutter und Geschwistern ebenso traurig dem Elend preisgegeben worden; das dritte hatte einen Unglücksmannehen zum Vater, der längst getrennt von der Mutter mit einem andern Weibe lebte; das vierte mißte von frühesten Jahren die Hand einer sorglichen Mutter und wurde von Verwandten nur lärglich erhalten; so geht es ja in diesen Seestädten zu. Nur wenige der Kinder hatten den Trost und die Freuden eines geordneten Familienlebens gekostet, bis die guten Schwestern sich ihrer erbarmten und Mutterstelle an ihnen vertraten und sie nun aufziehen in heiliger Gottesfurcht. Wie froh und glücklich sahen sie nun drein! man hätte ihnen kaum eine Spur ihres traurigen Schicksals am Gesichte ablesen können. Sie lasen und schrieben und sangen uns mit ihren hellen Stimmchen schwedische und französische Lieder vor und sogar ein lateinisches, das sie für den Gottesdienst eingeübt hatten: *O salutaris hostia, quae coeli pandis ostium*. Wie vielen, vielen Armen und Verlassenen öffnet die Opferliebe, die am Altare erglüht, die Thüre des Himmels und läßt wenigstens einen Strahl der Freude und Hoffnung in ihr jammervolles Dasein gleiten.

Außer dem Denkmal Gustav Adolfs schmücken den Hauptplatz der Stadt das Rathhaus und die Börse, letztere im italienischen Palazzostil gehalten. Der Kanal, der daran liegt, die breiten Straßen, die zu beiden Seiten des Kanals laufen, und die bequemen, flachen und eleganten Brücken, welche über denselben führen, verbinden sich zu einem vornehmen, großstädtischen Bild. An anderen ansehnlichen öffentlichen Bauten ist kein Mangel. Eine schöne Uebersicht der Stadt gewinnt man schon von dem Wasserreservoir, das sich auf einem Hügel über der Vorstadt Haga erhebt; eine umfassendere von dem Schloßwaldspark, aus dessen Schattengängen anmuthige Wege zu einem freien Platz hinaufführen. Da tritt die felsige Natur der Gegend in ihrer schroffen Kahlheit hervor. Von den glatten Felsen genießt man aber den reizendsten Fernblick über die gesammte Stadt, die alten Forts Kronan und Lejonet, den Fluß hinab nach Nyh Elfsborg und über die Felskügel hin, die das Flußthal begrenzen.

Als eine Merkwürdigkeit wird an der Stora Hamngatan das Haus gezeigt, in welchem der vielgenannte Geisterseher Swedenborg zu wohnen

pflegte, wenn er in der Stadt war. Hier soll es sich ereignet haben, daß er bei einer zahlreichen fröhlichen Abendgesellschaft sich plötzlich erhob und mittheilte, daß eben in diesem Augenblick eine schreckliche Feuersbrunst in dem Stadttheil Södermalm zu Stockholm wüthe, daß aber sein eigenes Haus, das daselbst lag, von dem Brande verschont bleiben sollte, was sich alles später als vollkommen richtig herausstellte. Merkwürdiger als das scheint mir aber doch, daß von einem Swedenborg dergleichen geglaubt und weiterberichtet und ernsthaft untersucht wird, während dieselben Leute das Wunderbare sofort bezweifeln, belächeln und verschmähen, sobald es im Leben eines Heiligen an sie herantritt, mögen auch die gewissenhaftesten und glaubwürdigsten Zeugen dafür einstehen. Dieser seltsame Widerspruch hat den schwedischen Geschichtschreiber Geijer auf den sonderbaren Gedanken gebracht, Swedenborg mit der hl. Birgitta in Parallele zu stellen. „Die hl. Birgitta“, sagt er, „ist die Seherin des katholischen Schweden, wie man Swedenborg in späterer Zeit den Seher des protestantischen Schweden nennen kann. Beide, ausgezeichnet durch einen tugendhaften Wandel und keinen gewöhnlichen Verstand, berufen sich auf Offenbarungen und Gesichte, welche merkwürdig für die Geschichte der menschlichen Seele sind, und über die wir nur so viel bemerken wollen, daß ihr Vergleich zeigt, wie das Uebersinnliche das Gewand, die Gestalt und den Geist der verschiedenartigen Zeit angenommen, und sich bei diesen seltsamen Menschen anhört, wie ein Widerhall aus ihrer eigenen Brust, mit Beibehaltung ihrer Einschränkungen und Vorurtheile.“ Unzweifelhaft würde ein genau angestellter Vergleich zu ganz anderen Ergebnissen führen. Man muß indes einem protestantischen Historiker immerhin Dank wissen, wenn er das „Uebersinnliche“ nicht gleich von vornherein über Bord wirft und von einer Heiligen wie Birgitta mit Achtung und selbst einer gewissen Ehrfurcht spricht.

Die Göteborger von heute dürften übrigens wenig Zeit haben, sich mit Mystik zu befassen, weder mit der wahren, noch mit der falschen. Handel und Industrie halten den Geist an diese Erde und an ihre greifbaren, kaufbaren, verschiffbaren und verzinsbaren Güter gefesselt. Geld und Waaren bilden das große Triebrad, das diese Tausende von Menschen in steter Bewegung erhält. Doch wird den Einwohnern nachgerühmt, daß sie gleich denjenigen anderer Industriestädte es an werthtätigem Gemeinfinn nicht fehlen lassen, und alle jene Zweige der Geistesbildung pflegen, welche das irdische Dasein fördern, verschönern und erquicken können. Neben neuen Werften, Lagerplätzen, Bazaren, Kaufläden, Fabriken aller Art sind auch neue Spitäler, Armenhäuser, Schulen und Erholungslokale entstanden. In den höheren Kreisen waltet ein feiner Ton von Geselligkeit, der zum Theil an englische Umgangsformen erinnert.

22. Alte Kirchen und Klöster in Schweden.

Politisch wird das heutige Schweden in 25 Amtsbezirke oder Provinzen eingetheilt, die län heißen und von denen jede ihr eigenes „Landsting“ hat. Eine ältere geschichtliche Einteilung aber, der man noch immer auf Schritt und Tritt begegnet, scheidet das Gesamtreich in drei größere Landestheile: Norrland, Svealand und Götaland, und diese drei wieder in 24 Landschaften, deren Bezeichnungen weit ins Mittelalter zurückreichen und die früher durch Dialekt, Sitten, Tracht vielfach verschieden waren.

Das Norrland umfaßt die nördlichen Landschaften: Lappland, Westerbotten, Angermanland, Jemtland, Herjedalen, Medelpad, Hälsingland, Gestrifland.

Svealand umfaßt mit der Hauptstadt Stockholm die mittleren Landschaften: Dalarne (in Deutschland irrigerweise gewöhnlich Dalekarlien genannt), Vermland, Nerike, Westmanland, Upland, Södermanland.

Götaland endlich umfaßt die südlichen Landschaften: Dalsland, Bohuslän, Halland, Westergötland, Östergötland, Småland, Blekinge, Skåne (Schonen) und die Inseln Öland und Gotland.

Von diesen Landschaften standen die zwei nördlichen (Jemtland und Herjedalen) und die südlichen (Halland und Bohuslän) von den ältesten Zeiten in innigem Verband mit Norwegen, zeitweilig schlugen sogar norwegische Herrscher zu Kongelf (Bohuslän) ihren Sitz auf. Die Landschaften Schonen und Blekinge dagegen gehörten längst zu Dänemark, ehe die Kalmarer Union die drei Reiche vereinigte. Alle blieben nach Auflösung der Union geraume Zeit dänisch-norwegisch; erst 1645 unter Christina kamen die zwei nördlichen Landschaften Jemtland und Herjedalen sowie die Insel Gotland durch Eroberung an Schweden, 1658 unter Karl X. Gustav dann auch die südlichsten Theile der Halbinsel Schonen, Halland, Blekinge und Bohuslän.

Während die südlichen Landschaften, in ihrer Natur und deren Producten dem benachbarten Dänemark und den gegenüberliegenden Landstrichen Norddeutschlands verwandt, zum Theil (namentlich Blekinge) ein blühender Garten sind, reicht das Nordland in die arktische Zone hinein und ist weit nach Süden hinab von dieser rauhen Nachbarschaft in Mitleidenschaft gezogen. Svealand und das nördliche Götaland bilden dagegen einen langsamen

Uebergang von dem milden, fruchtreichen Süden zu den einsamen Wäldern und Jagdgebieten von Jemtland und Helsingland.

Die ausgedehnte Entwicklung der buchten- und schärereichen Küste, die großen Seen: Wennersee, Wettersee, Mälarsee, Hjelmarsee, Siljansee, die Hunderte von kleineren Seen, die tausend Flüsse und Bäche, welche vom Innern der Halbinsel der Ostsee und dem Kattegat zufließen und die zahllosen Binnengewässer unter sich verbinden, verleihen Schweden nicht nur den Charakter eines der wasserreichsten Länder, sie bringen auch in landschaftlicher Hinsicht eine unaufhörliche Abwechslung hervor. Fast immer ist man am Wasser. Jede Stunde kommt man an einen neuen Fluß oder See. Raum ist rechts von der Bahnlinie ein einsamer Heidesee entschwunden, so erglänzt links ein neuer Wasserspiegel zwischen dunkeln Wäldern, oder öffnet sich ein weites Seegelände, mit Kornfeldern, Wiesengründen und wohlhabenden Ortschaften bekränzt. Die Hauptelemente bleiben indes meist dieselben, und so macht die Landschaft zuletzt, bei allem Wechsel, den Eindruck der Eintönigkeit, wenn man nicht wie ein Topograph oder Maler nur immer die einzelnen Scenen für sich nimmt und Stadt, Dorf, Schloß, See, Thal als Gegenstand liebevoller Kleinmalerei betrachtet. Dann natürlich zeigen sich wieder zahlreiche kleinere Verschiedenheiten. Doch erreicht das Landschaftsbild nie die erhabene Schönheit der norwegischen Fjorde, noch die liebliche Mannigfaltigkeit der schweizerischen Thäler. Ebene und Niederung herrschen überall vor, und die langgestreckten Hügel vermögen den weiten Thalgründen selten ein eigenartiges Gepräge zu verleihen.

So ist im allgemeinen die Landschaft, die sich nordwärts und südwärts vom Götafanal und den zwei größten Seen ausbreitet. Herrliche Reviere für Jagd und Fischfang wechseln mit Bezirken, wo noch reichlich Eisen gegraben wird, unabherrschbare Wälder mit weiten wohlbestellten Feldern, öde Felsheiden und Gestrüpp mit reizendem Gartenland, aus dessen Bäumen alte, geschichtlich merkwürdige Ortschaften auftauchen. All die verschiedenen Landestheile waren in die bewegten Schicksale des Reiches mitverknüpft, und die Freiheiten, deren die einzelnen genossen, gaben allüberall kühnen und klugen Männern Gelegenheit, sich auszuzeichnen.

Bedeutend für die kirchliche Entwicklung Schwedens war vorab jener Theil von Västergötland, der sich am Süd- und Ostufer des Wennersees hin- streckt und heute zum Amt (län) Skaraborg gehört. Hier erreicht das Ufer des Sees in der Kinekulle, einem felsigen, malerischen Hügelzug, seine ansehnlichste Höhe (279 m über dem Meer, 235 m über dem See). Seine Abhänge prangen im reichsten Pflanzenschmuck, Aepfel- und Kirschbäume gedeihen ohne schützende Pflege. An seinem südlichen Fuße liegt Husaby, der Hauptausgangspunkt der christlichen Civilisation, und noch etwas südlicher Elara, die Hauptstadt des götischen Reiches und Schwedens erste Bischofsstadt. Die Insel Björkö im Mälarsee, wo der hl. Ansgar das Evangelium

predigte, ist mehr als ein vorgeschobener Posten zu betrachten, welcher der friedlichen Eroberung zwar den ersten Halt gab, aber doch wieder zurückgedrängt wurde, um erst durch langsameres Wirken wieder gewonnen zu werden. In Husaby dagegen, wo der hl. Sigfrid um das Jahr 1000 Olaf den „Schoßkönig“ taufte, trat mit dem ersten Schwedenkönig auch ein großer Theil des Volkes in den Schoß der Kirche ein. Der Hof des Königs wurde in eine Kirche umgewandelt und zum vorläufigen Bischofsitz. In der Nähe des atekhrwürdigen Baues, dessen Thürme noch jetzt an seine Umwandlung erinnern, fließt, überschattet von einem Vogelbeerbaum, die St.-Sigfrids-Cuelle, d. h. nach alter Volksüberlieferung die Cuelle, in welcher König Olaf mit seiner Gattin und seinem Hofe das Bad der Wiedergeburt empfing. Sie war durch das ganze Mittelalter hindurch ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Da das Volk auch nach der Glaubensstreuung von dem Besuch derselben nicht ablassen wollte, ließ der „Reformator“ Laurentius Petri sie mit Steinen zuwerfen. Doch wurde sie später wieder freigemacht und strömt noch heute, zwar in spärlichem, aber frischem, hellem Strahl aus dem röthlichen Felsen.

Von Skara aus verbreitete der hl. Sigfrid selbst mit seinem Schüler Walfrid das Christenthum weiter in Westergötland. Ein anderer seiner Schüler und Mitarbeiter, St. Eskill, predigte in Nerike und Södermanland; von ihm hat die Stadt Eskilstuna ihren Namen. Als Sigfrid bereits bei Jahren war, kam ihm sein Landsmann St. David aus England zu Hilfe und trug die frohe Botschaft weiter an die Gestade des Mälarsees, wo in der Nähe von Munktorp, unsern Vesterås, noch der Name der Insel Davö an ihn erinnert. Nach ihm predigte Amund in Westmanland, während St. Stephan das Evangelium zuerst in Jemtland verkündete. Es gelang nicht, das Heidenthum sofort auszurotten; außer den hll. Sigfrid und David starben alle die ersten Verkündiger des Glaubens den Martyrertod. Wie Olaf „Schoßkönig“ sahen sich auch die folgenden Könige genöthigt, das Heidenthum noch als politisch gleichberechtigt neben dem Christenthum fortbestehen zu lassen. Doch erhoben sich nach und nach an den früheren Opferstätten immer zahlreichere christliche Kirchen, christliche Feste verdrängten die heidnischen, auch die alten Folklande gingen endlich zum Christenthum über und wählten in Erich dem Heiligen (1155—1160) einen christlichen König. Isländer und Norweger waren den Schweden in der Bekehrung wie in der kirchlichen Entwicklung lange vorausgeeilt; doch dauerte es nach dem Tode des hl. Erich nur mehr drei Jahre, bis auch Schweden einen erzbischoflichen Sitz und zu den älteren zwei Bistümern, Skara und Linköping, zwei neue, Strengnäs und Vesterås, erhielt.

Der Bau der Kathedrale zu Skara wurde bereits 1020 von dem ersten Bischof Thurgot (dem Namen „Thorgaut“ nach, einem Scandinavier) begonnen, der 1030 in Bremen starb. Seine Nachfolger scheinen noch ein

Jahrhundert lang im Missionszustand gelebt zu haben; erst unter dem achten Bischof Storbarnus († 1131) wurde Skara fester Bischofssitz und unter seinem Nachfolger Ödgrimir 1151 die Unserer Lieben Frau geweihte Kathedrale endlich vollendet. Der atterwürdige Bau, Schwedens älteste Domkirche, ist in romanischem Stil angelegt, doch mit Formen des Uebergangsstils ausgeführt. Er ist im wesentlichen erhalten, aber das Querschiff wurde durch die ungenießbarsten Rococofaçaden greulich entstellt. Von den früheren Thürmen sind nur die zwei der Westfaçade erhalten.

Nur ein paar Stündchen östlich von Skara liegt am Abhang der Hügelfette Billingen eines der ältesten Klöster von Schweden, Varnhem, d. h. Bernhardsheim, wie der Name andeutet, ein Cistercienserkloster. Es wurde unter König Eberker um das Jahr 1150 gebaut, noch zu Lebzeiten des hl. Bernhard, in der ersten Blütezeit des von ihm begründeten Ordens. Mehrere der älteren Herrscher Schwedens wählten hier ihre letzte Ruhestätte: so der kampfesgewaltige Regent Birger Jarl, der Gründer von Stockholm († 1266), dessen Denkmal in der Reichshauptstadt zwischen dem Ständehaus und der Riddarholmskirche steht; dann König Inge (um 1099), der nach dem Bericht der Herbararsaga wegen Bekämpfung des Heidenthums zeitweilig von Thron und Land vertrieben wurde, beides aber wieder erlangte; ferner König Knut Erikson († 1195), der Sohn des hl. Erich, der sich den Thron erst unter schweren Kämpfen erstreiten mußte, dann aber lang und glücklich, im ganzen 23 Jahre regierte; Erich X. (1210—1216) und seine Gemahlin, die dänische Prinzessin Richissa; endlich Erich XI. (1222 bis 1250), unter welchem der Cardinal Wilhelm von Sabina nach Schweden kam, um die kirchlichen Verhältnisse daselbst zu ordnen. Er war der letzte König aus dem Geschlechte Erichs des Heiligen, das ungefähr ein Jahrhundert lang den Thron von Schweden behauptete.

Friedlich ruhten die Gebeine der Herrscher hier in den Kapellen des Chorumgangs bei den Mönchen, welche für sie beteten, bis die Zeit der Glaubensstrennung kam und sie von der ehrwürdigen Stätte vertrieb. Im Jahre 1566 brachen die Dänen in Südschweden ein und brannten Kirche und Kloster nieder. Der berühmte schwedische Reichskanzler Magnus Gardie de la Gardie ließ indes die Kirche wieder neu aufbauen als Grabstätte für sich und seine Familie. Pietätzvoll wurden dabei die Gräber der alten Könige mit ihren Grabkapellen wiederhergestellt. Die Herren de la Gardie begnügten sich mit dem südlichen Kreuzschiff, wo die Gräber der einzelnen in der barocken Zier der damaligen Zeit prunkten. Das Geflügel und Geschnörkel dieser Ornamente paßt wenig zu dem Ernste des atterwürdigen dreischiffigen Gotteshauses, doch verdient der Frommsinn des mächtigen Kanzlergeschlechtes hinwieder Dank und Anerkennung. Er bezeichnet einen gewissen Rückschritt aus dem Vandalismus einer wüsten, zerstörenden Zeit zu einer mildern Würdigung des Großen und Schönen, das die fruchtbare

katholische Vergangenheit geschaffen. Nicht ohne Wehmuth denkt man daran, daß an das prächtige Gotteshaus mit seinen drei stattlichen Thürmen, den kräftigen Strebepfeilern, den merkwürdigen Grabkapellen sich einst ein schönes Kloster angeschlossen, dessen Einwohner nicht bloß das Lob Gottes sangen, sondern weitum in der Runde Gottes Segen verbreiteten. Jetzt bezeichnen nur übergrünte Trümmerhaufen zwischen dem Laubdach herrlicher Bäume diese Stätte echter christlicher Cultur. Einsam und verlassen, ohne Gebet und Chorgesang, steht die Kirche inmitten der reizenden Landschaft, die einst der Fleiß der Mönche zum Garten gestaltet hatte.

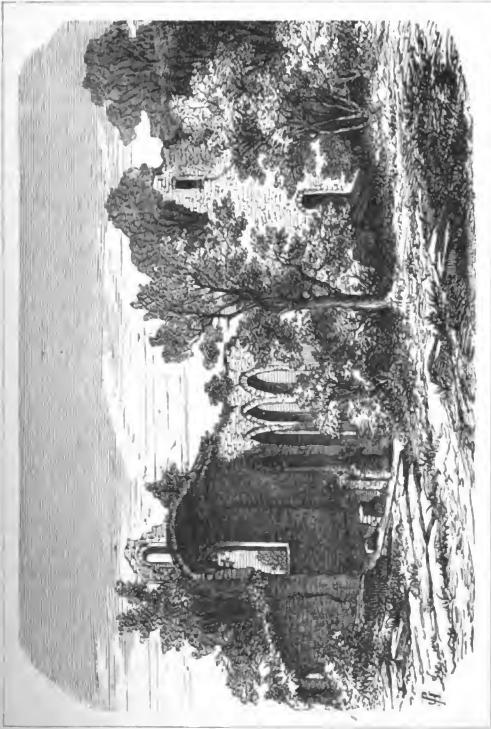
Wie Barnhem, so weist auch ein anderes älteres Kloster, Nydala bei Brigtad, unfern der Hauptbahnlinie Malmo-Stockholm, auf unmittelbaren Einfluß des hl. Bernhard zurück. Erzbischof Eskill von Lund (1138—1182), der Erbauer des dortigen Domes, begab sich nämlich selbst nach Clairvaux, um den hl. Bernhard persönlich kennen zu lernen, und ward von dem gottseligen Leben seiner Schüler so mächtig erbaut und angezogen, daß er das Gelübde that, zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau in den nordischen Landen fünf Klöster dieses Ordens zu stiften. Der Heilige gab ihm einige seiner Schüler mit, und so ward das Kloster Nydala von Mönchen gegründet, welche aus der Schule des hl. Bernhard selbst stammten. Schon im Jahre 1142 weihte der Erzbischof die neue Klosterkirche ein. Gegen Ende seines Lebens wallfahrte er abermals nach Clairvaux und starb am Grabe des Heiligen, den er im Leben so sehr geliebt und verehrt. Von Nydala hat aber die Wuth der Klosterstürmer im 16. Jahrhundert nichts als einige unbedeutende Trümmer übriggelassen, und die Versicherung, das Mönchsthum habe sich mit der katholischen Kirche selbst überlebt, ist ein gar schlechter Trost. Denn die katholische Kirche lebt und blüht noch heute, und der Geist des hl. Bernhard waltet noch wie ehemals in ehrwürdigen Klöstern seines Ordens fort.

Ein drittes Cistercienserkloster, das seine ersten Mönche ebenfalls aus Clairvaux erhielt, liegt an dem Ostufer des Wettersees, an dem Abhang des reizenden Omberg. Die schönen Bemerkungen des Grafen Montalembert über die Naturfreundlichkeit und den unschuldigen Frohsinn der Mönche bewahrheiten sich auch hier. Der Omberg ist der schönste Punkt am ganzen See. Das Kloster trägt den Namen Alvastra, d. i. Adalbertsstadt, und wurde, wie die zwei anderen, um die Mitte des 12. Jahrhunderts von König Everker und seiner Gemahlin gestiftet. Durch königliche Gunst gelangte das Kloster zu ausgedehntem Besitz und großem Ansehen, so daß selbst Könige sich scheuten, sein Ahtrecht zu verletzen. König Everker, der gerne in dem Kloster weilte, wurde daselbst von einem seiner Diener erschlagen. Wie er, fanden auch seine Nachfolger Everker II. und Johann I. hier ihre Ruhestätte. Nachdem Gustav Wasa jedoch das Kloster aufgehoben und ausgeraubt, fand sich hier keine milde Hand, die wenigstens die Kirche vor der Zerstörung bewahrt hätte. Der König selbst und Graf Peter Brahe der

Alvastra und Breta.

Ältere ließen die Steine des entweihten Gotteshauses zum Baue von Schlössern hinwegschleppen, und so ist Alvastra heute nichts mehr, als eine sehr male-
rische, aber traurige Ruine.

Ein ansehnliches Cistercienserinnenkloster, Breta, wurde in der Zeit des
Königs Karl Sverterfon (1160—1168) an den Ufern des Mogenssees, unfern



Ruine des Klosters Alvastra.

der Bischofsstadt Vinköping gestiftet. Von allen Klöstern blieb es am längsten
verschont, weil Ebba Leijonhufvud, die Schwiegermutter Gustav Wasas, sich
in dasselbe zurückzog und, allen Versuchungen zum Abfall trougend, dem
Glauben ihrer Väter treu, in dem Heiligthum der Gottesmutter ausharrte
bis zu ihrem Tode im Jahre 1549. Jetzt erst fiel auch dieses Kloster der

Plünderung anheim und wurde zerstört; nur die stattliche Kirche, in welcher, wie in Alvastra, ebenfalls einige schwedische Könige ruhen, ist noch erhalten.

Sofortiger Untergang traf dagegen gleich im Anfang der „Reformation“ das Stogkloster am Mälarsee, zwischen Upsala und Stockholm, ursprünglich dem Dominikanerorden zugehörig, aber noch im Laufe des 13. Jahrhunderts in ein Kloster für Cistercienserinnen umgewandelt. Gustav Wasa vertrieb die Nonnen und zog ihre Güter ein. Gustav Adolf schenkte das Kloster einem seiner Marschälle, Hermann Wrangel; dessen Sohn Karl Gustav baute an Stelle desselben ein prunkhaftes Schloß nach dem Vorbilde des Schloßes von Aschaffenburg und aus der Beute, die er auf seinen Plünderungszügen durch Deutschland zusammengerafft hatte.

Dürftig erhalten ist noch die gotische Liebfrauenkirche und das Dominikanerkloster zu Sigtuna, unfern vom Stogkloster, ebenfalls am Mälarsee. Sigtuna war in der heidnischen Zeit ein nicht minder bedeutender Platz als Alt-Upsala. Nach der Einführung des Christenthums entwickelte es sich zur blühenden Stadt, die ihr eigenes Stadtrecht besaß. Nachdem es indes 1187 von esthnischen Horden geplündert und zerstört worden war, vermochte es sich nicht mehr zu erholen. Das wohlbefestigte Stockholm trat an seine Stelle. Sigtuna sank zu einem Flecken von 500 Einwohnern herab. Nur die Liebfrauenkirche, die jetzt als Pfarrkirche dient, und die Trümmer von vier anderen Kirchen, die dem hl. Petrus, dem hl. Laurentius, dem hl. Nicolaus und dem hl. Olaf geweiht waren, erinnern noch an die einstige Pracht und Bedeutung der alten Stadt.

Im ganzen führt Wiejelgren (*De claustris Svio-Gothicis*) außer 40 Klöstern, deren Existenz nicht mehr genau ermittelt werden kann, 97 auf, die sich sicher nachweisen lassen. Von diesen kommen 14 auf das Erzbisthum Upsala, 22 auf das Bisthum Linköping, 9 auf Skara, 12 auf Strengnäs, 5 auf Vesterås, 1 auf Verö, 30 auf Lund, 4 (in Bohuslän) zu norwegischen Bisthümern. Die finnischen Klöster sind dabei nicht mitgerechnet.

Nach den verschiedenen Orden vertheilten sich die schwedischen Klöster folgendermaßen: Franziskaner 23, Bernhardiner 22, Dominikaner 19, Benediktiner 4, Prämonstratenser 4, Augustiner 3, Johanniter 3, Antonianer 2, Karthäuser 2, Birgittiner 2, Carmeliten 2, Cluniacenser 1. Die Gründung vieler derselben fällt noch in die letzten 100 Jahre vor der Glaubens-trennung.

Während das Ordensleben in Schweden mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurde, blieb dem neuen lutherischen Kirchenwesen, ähnlich wie in England, der Schein einer hierarchischen Ordnung erhalten. Das Erzbisthum Upsala blieb, abgetrennt von Rom, dem Namen nach fortbestehen; ebenso die Bisthümer Skara, Linköping, Strengnäs, Vesterås, Verö, Lund; ihnen gefolten sich später die neueren Stifte Göteborg, Kalmar, Karlstad, Hernösand und Väby, so daß Schweden heute außer dem Erzbischof noch elf andere

Bischöfe zählt. Wie in England wurde aus den liturgischen Büchern der katholischen Zeit ein officielles Evangelien- und Gebetbuch hergestellt, das viele der schönsten Gebete in die Neuzeit herüberrettete. Ein Theil der Meßliturgie blieb erhalten; die Mitra auf dem Haupte, wenn auch ohne apostolische Gewalt und Sendung, in den alten kostbaren Gewändern, nahmen die Bischöfe von Königs Gnaden die Ordination der Prediger vor, welche das Sacrament der Priesterweihe ersetzen sollte¹.

¹ Ein anglikanischer Geistlicher, A. Nicholson, zeitweilig Kaplan des englischen Consulats in Göteborg, hat in einer 1880 erschienenen Schrift *Apostolical Succession in the Church of Sweden* (London, Rivington) nachzuweisen versucht, daß die heutigen Bischöfe von Schweden noch die apostolische Sendung besäßen. Der um die Katholiken Stockholms hochverdiente Missionär A. Bernhard hat jedoch seine vermeintlichen Beweise gründlich in einer schwedischen Gegenschrift widerlegt (*Om den Apostoliska Successionen inom den Svensk-Lutherska Kyrkan*, Stockholm 1881). Nicholson stützt sich 1. auf einen Brief Gustav Wasas vom 14. September 1523, worin der König in Rom um die Bestätigung der Wahl des „Reformators“ Petrus Magni anhält; 2. auf einen Brief des Apost. Protonotars Zuthheld Wardeberg an den Erzbischof von Thronöhem (März 1524), worin die Bestätigung der Wahl und die Weihe des Petrus Magni zum Bischof in Rom selbst gemeldet wird; 3. auf eine Notiz des Diarium von Vadstena, worin Petrus Magni als Bischof erwähnt wird; 4. auf die Weihe des Laurentius Petri, den Petrus Magni 1531 zum ersten lutherischen Erzbischof von Upsala ordinirte und durch den die Weihewalt dann auf die späteren lutherischen Bischöfe übergegangen sein soll. Dagegen macht Pastor Bernhard folgende Hauptmomente geltend: 1. Die Wahl des Petrus Magni durch das Kapitel von Vesterås war ungiltig, da Gustav Wasa den Bischof Sunnanvåder widerrechtlich abgesetzt hatte. 2. Gustav Wasas Brief, erst in den letzten Tagen des Jahres 1523 abgefaßt, konnte unmöglich auf den Zeitpunkt in Rom eintreffen, auf welchen die Bestätigung und Weihe des Petrus Magni gemeldet wird. 3. Zuthheld Wardebergs Brief, ohne Siegel, entbehrt jedes officiell kirchlichen Charakters und besitzt auch als Privatbrief wenig Glaubwürdigkeit. 4. Die Weihe des Petrus Magni konnte auf die angegebene Zeit unmöglich statthaben; die Annahme derselben verwickelt auch in andere unlösliche Widersprüche (u. A. behauptet Nicholson, Petrus Magni habe zu Rom in hohem Ansehen gestanden, während dieser selbst ausfragt, er habe daselbst als „Apostat“ gegolten; Petrus Magni habe an die päpstliche Kanzlei große Summen für seine Weihe gezahlt, während der König in seinem Brief ausdrücklich um Erlaß aller Gebühren an die Apost. Kammer bittet, und zwar *ex quo ille Ecclesie jam pauperime sunt et omnibus rebus penitus spoliatae* (!) u. s. w.). 5. Weder in den archivalischen Notizen, die der schwedische Forscher E. F. Fredenheim im vaticanischen Archiv gesammelt, noch in diesen Archive selbst hat sich bis jetzt irgend welche authentische Nachricht über die Bestätigung und Weihe des Petrus Magni gefunden. 6. Die wohlunterrichtetsten Autoritäten der nächstliegenden Zeit (wie Paps Gregor XIII., König Johann III. und dessen Unterhändler in Rom, ebenso P. Possevin) hielten den Petrus Magni und dessen Nachfolger nicht für wirkliche Bischöfe. 7. Wäre auch Petrus Magni noch giltig zum Bischof geweiht worden, so hört doch mit dem von ihm zum Erzbischof von Upsala geweihten Laurentius Petri in jedem Fall die apostolische Succession auf, da Petrus Magni selbst in feierlichem Protest die Weihe für ungiltig, kraftlos, null und nichtig (*ogillat, kraftlöst och säkängdt gjordh*) er-

Obwohl in Abhängigkeit und unter steter Oberaufsicht der Königsgewalt, behielten sie einen ansehnlichen Einfluß auf das religiöse Leben und die Schule, so daß noch ein Schulgesetz von 1856 alle Rectoren und Lehrer zu „unbedingtem Gehorsam gegen den Bischof, ihren alleinigen Herrn“, verpflichtete. Während Gesetz und Brauch, äußere gottesdienstliche Pracht und pädagogischer Einfluß das Ansehen der Prälaten aufrecht erhielt, suchte die Krone durch Wahl talentvoller, gelehrter und geistig bedeutender Männer der alten Würde auch bei den höheren Ständen einige Achtung zu sichern, und die schwedische Prälatur hat unter ihren Vertretern viele der größten Gelehrten des Landes zu verzeichnen.

Der Beibehaltung der episkopalen Verfassung ist es zu danken, daß die alten Kathedralen noch sämmtlich erhalten sind: so die herrlichen Metropolitankirchen von Upsala und Lund, der Dom von Skara, so auch die Kathedralen von Linköping, Strengnäs, Vesterås und Vegjö. An künstlerischem Werth ragen die beiden Metropolitankirchen weit über die anderen empor. Am nächsten kommt ihnen der Dom von Linköping, 1150 begonnen, aber erst 1499 vollendet, gleich jenem von Lund in romanischem Stile angelegt, das Chor indes später in gotischem Stile hinzugefügt. An Länge steht er hinter dem Dom von Upsala (110 m) nur um 13 m zurück. Zwei prachtvolle Reihen von je zehn Pfeilern tragen das Gewölbe, reiche Arkaden schmüden in harmonischen Verhältnissen die Wände, durch die von dem talentvollen Architekten H. Zetterval vorgenommene Restauration hat der ganze Bau nahezu seine frühere Schönheit wieder erreicht; nur fehlt die innere Aus-

stätte. Ueberdies steht fest, daß die wesentlichen sacramentalen Riten nicht beobachtet wurden. Die ganze „Weihe“ bestand darin, daß man dem Laurentius Petri, während er sein „evangelisches“ Glaubensbekenntniß ablegte, eine Chorkappe umhing und eine Bischofsmütze aufsetzte, worauf dann der König selbst vortrat und ihm einen Bischofsstab überreichte. Gustav Wasa spielte also selbst zum Theil den Consecrator! Derselbe Laurentius Petri, der 1531 in dieser Art zum Erzbischof geweiht wurde, mußte acht Jahre später seinen eigenen Bruder, Claus Petri, auf Befehl des Königs mit zum Tode verurtheilen. Von 1544 an gab Gustav Wasa nur noch dem Erzbischof den Namen eines Bischofs, den übrigen Bischöfen nur denjenigen von „Ordinari“, und theilte die alten Stifte ganz nach seinem Belieben: Upsala und Linköping in drei, Vesterås und Strengnäs in zwei Bisthümer. Den Leuten in Uppland, die sich seine unbegrenzte Religionsthyrannei nicht wollten gefallen lassen, schrieb er 1540: „Ihr wollt fast bessere Gelehrte sein, als Wir und andere gute Männer, und hängt noch fast mehr an der alten Bischöfe und Papisten mißbräuchlicher Verrätherei, als an des lebendigen Gottes Wort und Evangelium. Nein, nicht so! Wachtet über eure Häuser, Acker und Wiesen, Hausfrauen und Kinder, Vieh und Wohnung, aber setzet uns keine Schranken im Regiment und in der Religion!“ (Bref till allmogon i Distings marknad 1840. — Geijer, Saml. Skrifter. Stockholm 1852. III, 100.) An die Stelle der bischöflichen Weihe- und Regierungsgewalt trat die schrankenlose Willkür des Königs.

Die Dome von Linköping und Vesterås.

stattung im Sinne der ältern Zeit. Das Altarblatt, das Marten van Been (Heemskerk), ein Schüler Schoreels, gemalt und das Johann II. mit 1200 Tonnen Weizen bezahlte, ist an eine der Seitenwände gehängt, auf dem Altar dagegen ist eine von Byström modellirte Gypsgruppe angebracht: eine kolossale Christusstatue, umgeben von Glaube, Hoffnung und Liebe, gut gemeint, aber wenig stimmend zu der Architektur des Domes.



Der Dom von Linköping.

In seinen Raumverhältnissen nur wenig zurückstehend, geschichtlich ebenso interessant ist der gotische Dom zu Vesterås (ursprünglich Vestra Aros, im Gegensatz zu Östra Aros, d. i. Upsala), am nördlichen Ufer des Mälarsees, in Westmanland. Seine Anfänge reichen noch in das 12. Jahrhundert zurück, er wurde indes von Birger Jarl neu gebaut und 1271 eingeweiht. Der Thurm ist 97 m hoch, wovon jedoch ein unverhältnißmäßiger Theil

auf den Spitzen, barock verzierten Helm kommt. In Vesterås wurden elf Reichstage gehalten, darunter der verhängnißvolle des Jahres 1527, auf welchem Gustav Wasa den Widerstand der noch meist katholischen Stände brach und den Sturz der alten Kirche durch die willkürlichsten Beschlüsse mit einem Schein von Recht besiegelte.

Am Südufer des Mälars liegt Strengnäs, der kirchliche Mittelpunkt von Södermanland, Bischofsitz seit 1291. Mit Hilfe von Almosen, die aus Norwegen und selbst von den fernen Orkney-Inseln flossen, wurde der Bau der Kathedrale in eben jenem Jahre vollendet, aber bei der Einweihung selbst entstand ein Brand, der den obern Theil derselben zerstörte. Bei der Wiederherstellung hatte man nicht Mittel genug, die Gewölbe wieder zu der vollen Höhe zu führen, auf welche die mächtigen Pfeiler berechnet waren, und da die Kirche noch mehrmals von Feuer heimgesucht wurde, entsprach auch ihre bedeutende Länge (85 m) immer weniger den übrigen Verhältnissen. Der Reichsverweser Sten Sture der Ältere (1471—1503) hat darin sein Grab gefunden, ebenso mehrere berühmte Männer späterer Zeit. Der an die Kirche stoßende bischöfliche Palast, von dem ausgezeichneten Bischof Konrad Rogge (1480—1501) gebaut, ist gleich den Bauten des Bischofs Brast von Lintöping ein sprechendes Denkmal, daß die Kirche von Schweden sich an der Schwelle der Neuzeit durchaus nicht in einem Zustande des Verfalles befand, sondern in einem Zustande erfreulicher Entwicklung, die nun durch förmlichen Aufruhr und durch brutale Gewalt gestört und vernichtet worden ist.

Die kleinste der älteren Kathedralen ist jene von Verjö, hart an dem gleichnamigen kleinen See gelegen. Sie ist ein gotischer Bau aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, nach mehrfachen Unglücksfällen und Umgestaltungen von dem Architekten Brunius im Sinne des ursprünglichen Planes erneuert. Nach alter Volksüberlieferung ruhten daselbst die Gebeine des hl. Sigfrid, der nach seinen vielen apostolischen Wanderungen hier seine letzte Rast fand.

Nicht gering ist die Zahl anderer merkwürdiger Gotteshäuser, welche in verschiedenen Landschaften noch an die katholische Zeit erinnern: so die Kirchen zu Åspö im Mälarssee, zu Örebro, zu Knutby (Uppland), Österåter (Uppland), Eriksberga (Vestergötland), Norum (Bohuslän), Halmstad (Bohuslän), Rifinge (Östergötland), Hagby und Bardorp (Småland), Åhus (Schonen), Skanör (Schonen), Dalby (Schonen). Der romanische Stil ist dabei ebensowohl, wenn auch nicht so zahlreich, als der gotische vertreten, und die Schönheit der Verhältnisse, die Mannigfaltigkeit der Formen, der Reichtum des Schmuckes sind weit ansehnlicher, als man sie so weit nordwärts vermuthen würde. Eine Menge Altäre, Gemälde, Zierate, Inschriften, Reliquienbehälter, Holzschnitzereien und Paramente sind allerdings längst in das Museum zu Stockholm und andere Museen gewandert. Doch hat noch manche der einsam gelegenen Landkirchen solche ehrwürdigen Ueberreste früherer Kunstthätigkeit aufbewahrt. So besitzt z. B. die Kirche von Eriksberga in Vestergötland einen pracht-

Das Dorfkirchlein von Råda.

vollen Reliquienschein aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, von Holz mit vergoldetem Kupfer überzogen, mit einer Kreuzpartikel und Reliquien des heiligen Apostels Andreas, des hl. Clemens, des hl. Vincenz u. s. w. Von älterer Holzarchitektur finden sich nur vereinzelte Beispiele, wie die Kirche zu Råda im südlichen Vermland. Schon bei der Befehung Schwedens treten überall steinerne Kirchenbauten auf, und der romanische Stil wird verhältnißmäßig rasch durch den gotischen verdrängt.

Höchst reiche und merkwürdige Wand- und Deckenmalereien aus dem Mittelalter sind noch in mehreren Kirchen erhalten: so in den Steinkirchen



Inneres der Kirche von Råda.

zu Björkå (unfern Lund, in Schonen), Kumlå (Vermland), Floda und Torpa (Södermanland), Tegelmora und Solna (Uppland), Råfinge (Östergötland) und Grenna (Småland), sowie in den schlichten Holzkirchen zu Edshult (Småland) und zu Råda (Vermland), die eben erwähnt wurde. Niemand würde unter der Schindelbekleidung dieser ärmlichen Dorfkirchen den Kunstreichthum ahnen, den sie noch aus alter Zeit in sich bergen; aber in beiden ist nicht nur jede Wandfläche, sondern auch jeder Flecken der seitlichen und mittlern Holzwölbung in Chor und Schiff mit staunenswerthem Fleiß, reicher Phantasie und künstlerischem Farbensinn ausgemalt.

Die Malereien im Chor der Kirche von Ráda sind, wie eine Inschrift der Westwand ausweist, aus dem Jahre 1323. Año · Dñi · M.CCC.XX.III. Dño · Ep̄o · Petro · regente · ista · sunt · scripta · (depicta?) de · beata Virgine · Maria. Sie sind also aus der Jugendzeit der hl. Birgitta. Petrus Laurentii wurde als Bischof von Skara 1322 bestätigt und starb 1336.

Die Malereien im Schiff stammen dagegen aus dem Jahre 1494, wie eine Inschrift an der Ostwand bezeugt: Mille post annos a Christi natiuitate post (atque?) quadringentos et quarto post nonaginta sub Brynolfo Scarensi Praesule istud depictum. Bischof Brynjulf III. (geweiht 1478, gest. 1505) war der vorletzte Bischof von Skara; sein Nachfolger Vincentius Bellenad wurde bei dem furchtbaren Blutbad zu Stockholm am 8. November 1520 auf Befehl Christians II., des „Tyrannen“, enthauptet, und Skara erhielt ferner keinen katholischen Bischof mehr.

Das Kirchlein ist ein schlichtes Blockhaus (10,6 m lang, 7,7 m breit, 6,7 m hoch), Dach und Wände von außen mit Schindeln bedeckt. Die Malereien im Innern sind unmittelbar auf den Wandbalken und Brettern der Deckenwölbung angebracht.

Das Chor wie das Schiff bilden je ein längliches Viereck; von der Nord- und Südwand neigt sich die Holzdecke in ziemlich flachem Bogen- gewölbe nach der Mitte hin und vereinigt sich dann in einem höhern, ziemlich halbkreisförmigen Gewölbe. Ost- und Westwand des Schiffes wie des Chores erhalten dadurch nach oben eine Kleeblattgliederung, welche die Maler ebenso wie die Bogensfelder der Decke sehr geschickt benützt haben. Das höhere Mittelgewölbe des Schiffes ist durch schöne Ornamentik in 40 runde Medaillons getheilt, 20 nach jeder Seite, die Seitengewölbe je wieder in 20; die südliche und nördliche Wandfläche aber ist in drei Längsfelder gegliedert, die wieder verschieden, aber symmetrisch getheilt sind. In dem niedrigeren Chor gruppieren sich die Darstellungen von unten auf bis zum Scheitel des Gewölbes in drei Reihen übereinander. So ergibt sich folgende Anordnung:

Chor.

- Ostwand: 1. Die heilige Dreifaltigkeit, rechts und links von ihr knieend Maria und Johannes der Täufer, zu beiden Seiten zwei Engel.
2. Darunter: Mariä Himmelfahrt. Martyrium des hl. Andreas.
- Südwand: 1. David, Moses und drei Propheten;
2. sechs Apostel;
3. St. Hippolyt. St. Laurentius. Eine Martyrerszene.
- Nordwand: 1. Jeremias, Isaias, Habacuc, Ezechiel, Daniel;
2. sechs Apostel;
3. Tod Mariä. Leichenzug Mariä.
- Westwand: 1. Krönung Mariä, rechts und links Engel;
2. St. Dionys. St. Olaf. St. Erich (?). Engel und Heilige.

Schiff.

- Ostwand: 1. Christus als Richter, mit musizirenden Engeln; darunter rechts und links Engel mit Wagschalen und Posaunen. Rechts Petrus mit den Seligen, links Satan mit den Verdammten. In der Mitte: Auferstehung der Todten;
2. St. Thomas. Das letzte Abendmahl. Die Fußwaschung. Rosenkranzbild. Christus am Oelberg. Rechts: ein großes Kreuz, zwischen dessen Armen oben zwei Engel, unten Maria und Johannes;
3. links: St. Anna.
- Südwand: 1. Legende des hl. Placidus (Eustachius) in 20 Darstellungen;
2. u. 3. das Leiden Christi in 12 Darstellungen. St. Georg mit dem Drachen.
- Mittel-
gewölbe:

{	1. u. 2. Erschaffung und Sünden-	}	zehn symbolische Thiergegestalten
	fall (15 Darstellungen)		
{	3. u. 4. Jugendleben Mariä und	}	
	Christi (15 Darstellungen)		
- Nordwand: 1. Parabel vom verlorenen Sohn (in 20 Darstellungen);
2. u. 3. die zwölf Apostel, jeder mit einem Vers aus dem Apostolischen Glaubensbekenntniß und der entsprechenden Darstellung desselben. Rechts: St. Erasmus.
- Westwand: 1. Ritter auf einem Baum, an dem der Tod sägt und auf den der Tod als Schütze zielt. Rings herum dämonisches Gewürm;
2. Jonas mit dem Walfisch. Zwei Ungeheuer. St. Margarethe mit dem Drachen;
3. sieben symbolische Figuren: Pelikan, Salamander, Einhorn, Greif etc. immer neben einer Jungfrau, die eine Krone trägt;
4. sieben symbolische Figuren, von denen nur drei noch einigermaßen kenntlich. (Alle diese Darstellungen der Westwand bedeuten Rettung vom zeitlichen und ewigen Tode.)

So vereinigen sich das Alte und das Neue Testament, Glaubenslehre und Sittenlehre, Bibel und heilige Legende, die Andacht zu Christus und seinem heiligen Leiden, sowie diejenige zu seiner heiligen Mutter, das Andenken an die Schöpfung und an das Weltgericht zu einer Bildergalerie von bezauberndem Reichthum. Köstlich naiv und fromm ist vor allem die Parabel vom verlorenen Sohne durchgeführt und ihr gegenüber die Legende des hl. Placidus. Die zwölf größeren Bilder des Leidens Christi mochten einigermaßen einen Kreuzweg ersetzen, während das Credo in seinen zwölf Darstellungen eine Art Bilderkatechese über die wichtigsten Glaubenswahrheiten bildet. Neben jeder Darstellung steht einer der Apostel als Zeuge, während ein Spruchband darüber den betreffenden Glaubensartikel trägt.

Das jüngste Gericht an der Ostwand¹ ist etwas grotesk gehalten, ebenso die darunter befindliche Auferstehung, die noch zum Siebelfelde gehört. Ueberaus lieblich aber ist das Rosenkranzbild, welches sich mitten im darunterstehenden

¹ Auf der vorstehenden Illustration sind das jüngste Gericht, das Rosenkranzbild und die nächsten Darstellungen der Ostwand des Schiffs erkennbar.

Ein mittelalterliches Rosenkranzbild.

Felde der Wand befindet, während sich links die Fußwaschung, rechts das Gebet im Selgarten anreihet. Von einem grünen Rosenkranz umgeben, thront hier Christus als König; vor ihm steht seine Mutter, während vor beiden ein Betender kniet. Dieser hält eine Korallenschnur zu Maria empor, welche dieselbe, in einen Kranz von weißen Rosen umgewandelt, Christus darreicht. Ein Theil der Inschrift darüber lautet:

Ave ve mutat, vox, ave te, Virgo salutat.
Hoc novitatis ave veteri nos abluit a ve.

Auf den jüngeren Gemälden des Schiffes walten grüne und gelblich-rothe Töne vor; auf den älteren des Chores wechselt dagegen ein kräftig rother und grauer Grund; die Figuren sind fester, strenger und typischer gehalten. Die Kirche war offenbar der seligsten Jungfrau geweiht; alle ihr erwiesene Huldigung weist dieselbe in dem Hauptbilde des Chores, knieend vor der heiligsten Dreifaltigkeit, auf Gott selbst zurück.

Der merkwürdige Bilderschmuck dieser Kirche, weit nördlich von dem Benersee, in einem der einsamen Flußthäler Vermlands, kurz nach Dante's Tode begonnen und erst zu Luther's Lebzeiten vollendet, ist ein rührendes Denkmal jenes religiösen und künstlerischen Geistes, der noch unmittelbar vor der Glaubensstrennung bis weit hinauf in den Norden die freudigste Schaffens-thätigkeit entwickelte. Råda ist keine eigene Pfarre, sondern nur eine Annegemeinde zu der Pfarre Amnehärad. Als die Einwohner von Råda 1855 eine neue Kirche bauen wollten, lenkte der Bischof von Carlstad die Aufmerksamkeit der königlichen Kunstakademie auf das alte Kirchlein, und die Akademie brachte dasselbe künstlich an sich, um es, nunmehr dem Gottesdienst entzogen, dem Interesse der Kunstgeschichte zu erhalten.

So tolerant die Schweden auf ästhetischem Gebiete gegen das katholische Mittelalter geworden sind, so sehr läßt ihre Toleranz auf praktischem Gebiete gegen die katholische Kirche noch zu wünschen übrig. Die alten barbarischen Strafgesetze gegen die Katholiken, Ausgeburten des finstersten Zelotismus und der greulichsten Bigotterie, sind durch die Dissentergesetze von 1860 und 1873 allerdings hinfällig geworden. Kein Schwede wird mehr des Landes verwiesen, wenn er aus der „evangelisch-lutherischen“ Landeskirche austritt, um Calviner oder Anglikaner oder Katholik zu werden, wie das noch bis 1860 der Fall war. Bürgerliche Rechte sind gesetzmäßig, d. h. principieell von dem Glaubensbekenntniß unabhängig, und den protestantischen Secten und der Freidenkerey ist auch factisch der größtmögliche Spielraum zugestanden, aber der katholischen Kirche ist die praktische Gleichberechtigung mit den protestantischen Denominationen noch lange nicht gewährt. Während im freien England neun Katholiken dem Privy Council angehören, ein Katholik (Henry Matthews) Staatsminister (Home Secretary) ist, der katholische Lord Ripon sogar Vicetönig von Indien werden konnte, sind in dem angeblich frei-

finnigen Schweden noch alle Nicht-Lutheraner vom Staatsrath ausgeschlossen. Während im vollen Umfang des britischen Weltreiches die katholischen Orden der freiesten Bewegung und Wirksamkeit genießen, sind in Schweden noch alle Mönchs- und Nonnenorden und Klöster durchaus verpönt. Weitaus das Härteste und Drückendste für die Katholiken ist aber, daß sie in Bezug auf die Ehe factisch der Jurisdiction der lutherischen Prediger unterworfen werden.

Wenn in dem vielverschrieenen katholischen Land Tirol (wo auf 792 023 Katholiken nur 1235 Protestanten kommen) ein protestantisches Brautpaar heiraten will, so braucht es sich um den katholischen Pfarrer nicht im mindesten zu kümmern. Sie gehen zu ihrem protestantischen Prediger; dieser stellt ihnen den Ledigschein und alle zur Verheiratung nöthigen Zeugnisse aus, nimmt das Brautexamen vor, hält die Proclamationen und leistet bei der Hochzeit Assistenz. Auch in Schweden galt zeitweilig nach 1873 für die Katholiken ein ähnliches Verfahren; allein seit einiger Zeit ist das anders geworden. Die Staatsbehörden lassen die Ledigscheine und Zeugnisse der katholischen Geistlichen für katholische Brautleute nicht gelten, sondern sprechen ausschließlich den Geistlichen der lutherischen Landeskirche das Recht zu, solche Zeugnisse auszustellen.

In einer der wichtigsten Gewissensangelegenheiten, wie die Eingehung einer Ehe ist, sind die Katholiken also genöthigt, sich nicht nur an ihren Priester, sondern auch an den lutherischen Prediger zu wenden. Nur von diesem können sie die nöthigen Papiere erhalten, auf welche hin zur Proclamation geschritten werden kann. Mehr noch! Auch das Aufgebot des katholischen Priesters gilt nicht, sondern die katholischen Brautleute müssen das Aufgebot dreimal vom lutherischen Prediger in der lutherischen Kirche vornehmen lassen, in deren Bereich die Braut wohnt, und werden hiermit nicht nur in ihrer religiösen Freiheit verletzt, sondern zugleich den lästigsten Einreden, Plakereien und Ungebühren preisgegeben.

Welch ein Lärm würde durch die ganze Welt hin erschallen, wenn irgendwo „evangelische Brüder und Schwestern“ in einem katholischen Land von ähnlichen Bestimmungen betroffen würden! Aber in katholischen Ländern gibt es solche nicht. Nicht einmal im „heiligen“ Rußland sind unseres Wissens die Katholiken gezwungen, sich an den Popen zu wenden, wenn sie heiraten wollen. Und wenn das auch der Fall wäre, diese Gemeintheit würde Schweden fürwahr nicht zur Ehre gereichen. Ein solcher Gewissenszwang steht im schreiendsten Widerspruch mit dem Freisinn und Fortschritt, auf den sich sonst die Schweden nicht wenig zu gute thun, im Widerspruch mit all den Grundsätzen, aus denen das Dissentergesetz von 1873 hervorgegangen!

23. Vadstena.

Wenn man sich ehemals für schweizerische und schottische Seen begeistert hat und nun eben von den romantischen Fjorden und Bergseen Norwegens herüberkommt, so bereiten die großen Seen von Schweden eine gewisse Enttäuschung. Man erwartet Ähnliches. Aber die Seen sind zu groß, wie man aus folgender Zusammenstellung abnehmen mag:

	Länge.	Größe Breite.	Flächeninhalt.
Wenersee	144 km	70 km	5568 qkm
Wettersee	130 "	28 "	1899 "
Mälarsee	120 "	30 "	1163 "
Hjelmarsee	65 "	20 "	480 "
Mjönsensee	100 "	17,5 "	357 "
Bodensee	62 "	14,5 "	539 "
Genfersee	90 "	15 "	578 "

Schon der Mjönsensee in Norwegen hat keine so hohen Berge in seiner Nachbarschaft wie der Boden- oder gar der Genfersee. Die Rinneulle, der höchste Punkt am Wenersee, ist 279 m über dem Meere, der Omberg am Wettersee 263. Der größte Theil des Seeufers ist fast völlig flach. Größere Ortschaften sind selten und liegen weit auseinander. Das jenseitige Ufer ist kaum mit dem Auge zu erreichen. Mag das Bild unmittelbar vor uns noch so schön sein, es fehlt die Begrenzung. Wir sind an einem Meere, das sich unabsehbar vor uns ausbreitet, dem aber die großartige Wellenbewegung des eigentlichen Meeres abgeht. Nur der Sturm vermag diese weiten Binnengewässer ordentlich aufzurütteln; dann wird aber gewöhnlich auch die Uferlandschaft trübe und traurig, die Fahrt auf dem See entschieden ungemüthlich. Auf dem Wettersee gilt die Fahrt in kleineren Schiffen bei Unwetter sogar als gefährlich, und in wunderlichen Sagen hat das Volk die unheimlichen Kräfte der Wogen personificirt.

An den ausgedehnten Ufern des Wettersees liegen nur sechs Städte in Abständen von 30 bis zu 60 km. Die größte ist Jönköping, in aller Welt berühmt durch seine Säkerhets Tändstickor utan svafvel och fosfor, eine schöne, gewerbreiche Stadt von etwa 19500 Einwohnern, Sitz des „Göta Hofrätt“, d. h. eines der drei schwedischen Gerichte zweiter Instanz. Die anderen Städte: Hjo, Carlsborg, Åkersund, Grenna, haben keine

2000 Einwohner, nur Vadstena zählt etwas über 2500. Geschichtlich ist Vadstena aber viel bedeutender als selbst Jönköping.

Mit dem schwedischen Eisenbahnsystem ist Vadstena durch eine kleine Zweigbahn verbunden, welche in Fogelsta die Nebenbahn Mjölby-Halsberg erreicht; Mjölby aber liegt an der östlichen Hauptlinie Malmö-Stockholm, Halsberg an der westlichen Stammbahn Göteborg-Stockholm. Durch die Dampfschiffe auf dem Wettersee aber ist die Stadt von dem Götakanal aus oder von Jönköping und allen Landungsplätzen des Sees zu erreichen.

Die meisten Reisenden werden es vorziehen, einen Tag länger sich in Stockholm zu erlustigen, als dieses kleine Städtchen zu besuchen, das eigentlich nur von der Vergangenheit zehrt. Mir galt die Reise dahin als eine Art Wallfahrt zu einer der ehrwürdigsten Stätten dieses nordischen Reiches.

Schweden sollte es nicht bloß vergönnt sein, über vier Jahrhunderte an dem Leben der katholischen Kirche theilzunehmen, sondern ihr auch einen religiösen Orden zu schenken, der sich über einen großen Theil der Christenheit ausbreitete, in den nordischen Reichen viel zur Belebung religiösen Geistes gewirkt hat und heute noch in England und Deutschland fortbesteht. Ein Theil seines Stammklosters und dessen Kirche haben die furchtbare Zerstörungswuth des 16. Jahrhunderts überdauert, und nachdem dieselbe ausgetobt, ist eine Zeit angebrochen, welche die Erinnerungen der Vergangenheit zwar nicht gerade mit Pietät, aber wenigstens ohne Haß und Abscheu, mit einem gewissen neugierigen Interesse betrachtet. Unfähig, das Mittelalter zu verstehen, hatte schon Flacius Illyricus, der Vater der protestantischen Geschichtsbaumeisteri, die hl. Birgitta dafür gelobt, daß sie den Papst und das Papstthum getadelt hätte, und aus diesem zweideutigen Lobe entwickelte sich später die Gewohnheit, in der vom Papste canonisirten Heiligen eine Vorläuferin der sogen. Reformation zu erblicken. Was noch an Erinnerungszeichen an sie übrig war, wurde nicht weiter zerstört, sondern theilnehmend aufbewahrt. Protestantische Theologen suchten sich mit ihrem Leben wie mit ihren Offenbarungen in Güte abzufinden. Eine Literaturforschung, die ernstlich und gründlich ins Mittelalter zurückgriff, fand in den Schriften der Heiligen und ihrer Ordensgenossen eines der wichtigsten Sprachdenkmäler der alten Zeit. Eine mehr von realistischem Fleiß als von Vorurtheilen geleitete Geschichtsforschung konnte sich der hohen Bedeutung ihrer Persönlichkeit nicht verschließen. Sie war mit den alten Königsgeschlechtern verwandt; sie war die einzige Fürstin Schwedens, die im Verkehr mit dem höchsten Haupte der Christenheit einen gewissen Einfluß auf die gesammte Weltkirche ausgeübt hat; der Glorienschein ihres gottseligen Lebens und ihrer wunderbaren Geschichte warf ein verklärendes Licht über die wilde, kampfreiche Geschichte ihres Heimatlandes. So hat die Heilige bis zu einem gewissen Grade in protestantischen Kreisen Gnade gefunden. Uns Katholiken gilt sie freilich mehr.

Wenn einzelne Schriftsteller die hl. Birgitta eine Prinzessin nennen, so ist das in weiterem Sinne zu verstehen. Mütterlicherseits stammte sie aus dem königlichen Geschlechte der Folkunger, das hinwieder den heiligen König Kanut (Knud) von Dänemark unter seine Ahnen zählte; von väterlicher Seite soll sie ihre Abkunft von König Sverker I. herleiten, der mit dem heiligen König Erich (IX.) nahe verwandt war. Darum nennt sie Juan



Grabstein des Birger Persson und seiner Gemahlin Ingeborg.

Torquemada, der berühmte Theologe und spätere Cardinal, der ihre Schriften auf dem Concil zu Basel untersuchte, einfach principissa. Ihr Vater, Birger Persson, war aber weder ein eigentlicher Prinz, noch ein Fürst, sondern nur einer der mächtigsten Grundbesitzer, Rechtskenner und Volksbeamten des Landes, von solchem Einfluß, daß bei einer Königswahl sein Geschlecht mit in Betracht kommen konnte. Erbkönigthum und monarchischer Absolutismus gehört in Schweden erst der protestantischen Zeit an. Im Mittelalter hatte jede der Landschaften ihr Ding und ihren vom Volk gewählten Lagman, d. h. Gesetzesprecher, der sowohl innerhalb der Landschaft Recht zu sprechen, als die Volksrechte dem König gegenüber wahrzunehmen hatte. Die Wahl des Königs stand zufolge dem noch 1296 von König Birger Magnusson bestätigten Upplands-Gesetz bei den sogen. drei Fjallanden, Tiundaland, Attundaland und Fjädhrundaland. War die Wahl getroffen, so mußte zuerst der Lagman von Uppland ihn in Upsala zum König erklären, darauf die übrigen Gesetzesprecher von Södermanland, Östergötland, Tiöhärad, Västergötland, Nerike und Westmanland der Reihe nach. Dann hatte der König die Erichsgasse zu reiten, d. h. die einzelnen Landschaften in bestimmt vorgeschriebener Reihenfolge zu besuchen und sich huldbigen zu lassen. Erst hierauf folgte die Krönung durch den Erzbischof und dessen Suffragane im Dome

von Upsala und die Vollberechtigung zur königlichen Amtsführung. „Wird er ein guter König,“ so sagt das alte Grundgesetz, „dann lasse ihn Gott lange leben.“ Virger Person, der Vater der hl. Virgitta, war nun Lagman von Uppland, d. h. der erste Mann der angesehensten und mächtigsten Landschaft, der als solcher im Reichsrathe saß und große Einkünfte bezog. Dazu war er Ritter, persönlicher Freund der Brüder des Königs, der Herzoge Waldemar und Erich, und stand als Rechtskundiger und Staatsmann an der Spitze der Männer, welche das neue Upplands-Gesetz vom Jahre 1296 verfaßten. Sein Bruder war Dompropst zu Upsala, seine Frau Ingeborg war mit den edelsten und mächtigsten Familien verwandt. Wie durch Tüchtigkeit, Macht und Ansehen, zeichnete sich Virger Person aber auch durch aufrichtige Frömmigkeit aus. Er pflegte alle Freitage zu beichten, gab reichliche Almosen, ließ das Skogkloster neu bauen, stiftete mehrere Kirchen und unternahm selbst mit seiner Frau die weite Wallfahrt nach San Jago zu Compostela.

So stand es mit den Eltern der Heiligen. Geboren wurde sie um das Jahr 1302 oder 1303 zu Finstad im Uppland, bei Norrtelge, ostwärts fast gleichweit von Upsala und Stockholm gelegen. Es war um die Zeit, da der siebenunddreißigjährige Dante aus Florenz vertrieben ward, König Albrecht von Oesterreich die päpstliche Anerkennung fand, Bonifaz VIII. die berühmte Bulle Unam sanctam erließ, eine große, gewaltige Zeit, deren Glauben und Sitten, Kämpfe, Streben, Geistesreichtum das Weltgedicht Dante's in erhabenster Weise spiegelt.

Während für Dante jene schmerzvolle Verbannung anfieng, aus deren Herzenleid sein unsterblicher Sang hervorgehen sollte, spielte das schwedische Fürstenkind Virgitta selig und heiter am blumigen Ufer des Bottnischen Meeres, das bei Norrtelge in tiefer Bucht sich ins Land hineinerstreckt. Auf dem Schlosse ihres Vaters lernte sie früh schon den Glanz des ritterlich-höfischen Lebens jener Zeit kennen (gerade damals wurden auf Anregung der Königin Eufemia von Norwegen „Flores och Blanzafloer“ und andere Ritterdichtungen ins Schwedische übersezt), aber auch jene gottesinnige Frömmigkeit und jenen tiefen Glauben, der alle Stände und Verhältnisse durchdrang. Auch Schweden hatte seine Sänger frommer Gottesminne, und manche ihrer Lieber, wie das vom Leiden Christi, vereinigen das innigste Gefühl mit dem lieblichsten Wohlklang:

Jhesu guz son,
 Jhesu gothe,
 blöt mit hjaerta
 maeth thino blothe;
 at thaenkia maeth thakom
 thina pino,
 af allom hugh ok
 hjaerta mino.

Jesus, Gottes Sohn,
 Güter Jesus!
 Erweiche mein Herz
 Mit deinem Blute,
 Zu denken mit Dank
 An deine Pein
 Von ganzer Seele
 Und Herzen mein.

Lied vom Leiden Christi. — Die Taube auf dem Lilienquist.

Jhesu gothe,
maethan thin pina
var min skuld,
for aengha thina;
gif af thinna pino
svara suaerth
thin bla sitha
og blodogh haerth,
naglar ginum
haendar ok fötar
groe ginum mina
hiarta rötar!

Min haerra, thin pina
aer sent tald:
horo sar hon var
ok mangfald!
Thu födes först
a gatum ute
sueptar ok vafthar
ii fatökum klute.

Himirikiz frygh
ok aengla glaethi,
thu graest nykomen
ii var klaethe.

Guter Jesus,
Weil deine Peinen
Waren meine Schuld,
Nicht die deine;
Laß deiner Peinen
Schweres Schwert,
Deine blaue Seite
Und blutige Schulter,
Die Nägel durch
Hände und Füße
Wachsen durch meines
Herzens Wurzeln!

Mein Herr! Deine Leiden
Sind ohne Zahl.
Wie hart waren sie
Und mannigfalt!
Du warst geboren erst
Draußen auf der Straße,
Gewickelt und gewunden
In arme Windeln.

Des Himmelreichs Freude
Und der Engel Lust,
Du weinst neu gekommen
In unserm Kleide.

Zahlreiche Legenden, vor allem das Leben des hl. Erich, wurden in die melodische Volkssprache übertragen, und das religiöse Gefühl drang auch in das schlichte Volkslied ein.

Die Taube sitzt auf dem Lilienquist,
Sie singet so lieblich von Jesu Christ.

Ein reicher Bauer des Liebes nimmt wahr.
„Willst mit mir zum Himmel du dieses Jahr?“

„Ich kann nicht mit dir zum Himmel schon geh'n;
Ich hab' viele Felder zu pflügen und sä'n.“

Ein armer Dörfler des Liebes nimmt wahr.
„Willst mit mir zum Himmel du dieses Jahr?“

„Kann nicht mit zum Himmel dies Jahr schon geh'n,
Viel kleine Kindelein um Brod mich seh'n.“

Eine schöne Jungfrau des Liebes nimmt wahr.
„Willst mit du zum Himmel noch dieses Jahr?“

„Gern will ich zum Himmel dir folgen dies Jahr;
Doch bin ich nicht krank, noch gelegt auf die Wahr'.“

Heim reitet die Jungfrau durchs blumige Feld.
„Lieb' Mutter! halt mir mein Bettlein bestellt.“

Erziehung und Hofleben Birgitta's.

„Lieb' Schwester! kräusle mir schön das Haar.
O Vater lieb'! hol mir die Todtenbah'r.“

„O sprich nicht so, mein Töchterlein traut,
Dies Jahr noch wirst du etne Königsbraut.“

„Wohl stände der Königsmantel mir sein.
Doch besser ist's, Christi Braut zu sein.“

Und die Jungfrau starb und lag auf der Bah'r,
Und die Mägde kämmt'n ihr goldenes Haar.

Sie trugen wehlliegend die Jungfrau zu Grab,
Da kamen lichte Engel und holten sie ab.

Der schwarze Boden nun schließt sie ein;
Doch schimmert ein Kreuz drauf in goldenem Schein,
Im Himmelreich ist große Freude.

Der Ruf zu einem vollkommenern Leben, wie er in dieser Volksballade so rührend gezeichnet ist, erging nicht unmittelbar an die hl. Birgitta. Zwar fühlte sie sich, dem Berichte der Legende zufolge, schon als Kind mächtig dazu hingezogen, allein der Wunsch ihrer Eltern galt ihr als Befehl, und so wurde sie als Mädchen von 13—14 Jahren schon dem achtzehnjährigen Ulf (Wolf) Gudmarsson angetraut, dem Sprößling eines mächtigen und angesehenen Geschlechtes, welcher ausgedehnte Güter in Nerike, auf der Insel Visingsö im Wettersee und in anderen Landschaften besaß. Sein Hauptsitz lag in Ulfåsa am südlichen Ufer des Borensees, unfern den Klöstern Breta, Alvastra und dem Bischofsitz Linköping. Ausgezeichnet durch zarte Frömmigkeit, Mildthätigkeit, Sittenstrenge und alle übrigen christlichen Tugenden, kamen die jungen Eheleute überein, ein volles Jahr in Jungfräulichkeit zuzubringen, und nachdem Gott später ihre Ehe mit acht Kindern (Martha, Karl, Birger, Katharina, Bengt, Gudmar, Ingeborg und Cäcilia) gesegnet, verpflichteten sie sich abermals zu frommer Enthaltbarkeit. Birgitta erwies sich als das Musterbild einer christlichen Hausfrau und zog ihre Kinder in heiliger Gottesfurcht heran. Ulf wurde 1330 zum Gesetzesprecher der Landschaft Nerike ernannt und zwei Jahre später zum Ritter geschlagen. Den Unterricht der Kinder leitete ein ungewöhnlich frommer und begabter Gelehrter, Nicolaus Hermansson, der, später in Orleans Doctor des canonischen Rechts und Bischof von Linköping, nach seinem Tode als Heiliger verehrt wurde. Nachdem König Magnus Erichsson mündig geworden und mit seiner jungen Gemahlin Blanca von Namur 1336 gekrönt worden war, kam Birgitta als Hofmeisterin an das königliche Hoflager und erlangte durch diese Stellung, ihr Beispiel und ihren Rath bald einen Einfluß, der sich weit über den Hof hinaus erstreckte. Sie erklärte sich entschieden gegen ein Enthaltbarkeits-Gelübde, das König und Königin ohne den nöthigen Vorbedacht abgelegt; so begeistert sie sonst für

die Kreuzzüge war, so mahnte sie doch den König von einem Kreuzzug nach dem Gelobten Lande ab, weil sie seine Gegenwart bei den Wirren des Reiches für unerlässlich hielt; sie erinnerte das Königspaar beständig an seine Regentenpflichten, an die Nothwendigkeit der Selbstüberwindung, um den Untertanen in allem Guten voranzuleuchten, an die Einschränkung des Luxus und der üppigen Sitten, an Demuth und Einfachheit, treue Ausübung des Rechts und christliche Mildthätigkeit. Sie selbst und ihr Mann gingen mit dem besten Beispiel voran. Sie liebten strenge Bußwerke, bewirtheten jeden Tag zwölf Arme, wuschen ihnen jeden Donnerstag die Füße. In ihre Spitäler nahm Virgitta schon früh ihre Töchter mit, um sie an die Pflege der Kranken zu gewöhnen; sie leistete den Verlassenen die niedrigsten Dienste und übte dabei die heldenmüthigste Selbstüberwindung aus. Häufig besuchte sie mit Alf die Wallfahrtsorte Schwedens; gemeinschaftlich zogen sie zum Grabe des hl. Olaf in Throndhjem, und als sie endlich ihrem Hofdienste Lebewohl sagen konnte, hüllten sich beide in ein ärmlisches Pilgergewand und machten die weite Fahrt nach San Jago di Compostela. Auf der Rückkehr fiel Alf zu Arras in Frankreich in schwere Krankheit; Virgitta vernahm in einem Gesicht, daß er diesmal mit dem Leben davonkommen würde. Alf selbst aber gelobte, in ein Kloster zu treten, und führte sein Gelübde alsbald nach der Rückkehr aus, indem er in das Kloster Alvastra eintrat. Hier starb er bald eines frommen und seligen Todes im Jahre 1344.

Für die Kinder war gesorgt. Bengt war in die Klosterschule zu Alvastra aufgenommen, Gutmar in eine Schule zu Stockholn, wo er noch in jüngeren Jahren starb; Ingeborg bereitete sich im Kloster Nisberga, Cäcilie im Kloster Skeninge darauf vor, den Schleier zu nehmen. Martha war mit dem keden dänischen Ritter Sigvid Ribbing vermählt; Katharina war, nachdem sie lange an den Eintritt ins Kloster gedacht, die Gattin des jungen Eggert von Kürnen, eines Edelmanns von deutscher Abkunft, geworden. Die beiden älteren Söhne waren bereits angesehene Männer und ebenfalls vermählt, Birger ein schlichter, tüchtiger Ritter im Sinne und Geist seiner Eltern, Karl aber ein wildes, prachtliebendes Weltkind. Zu Alvastra am Wettersee zog sich nun Virgitta ganz vom Weltleben zurück, um sich nur dem Gebete und der allerstrengsten Buße zu widmen. Sie beichtete jeden Tag, empfing jeden Sonntag die heilige Communion und richtete sich bis ins kleinste nach den Anordnungen ihres Beichtvaters. Die wunderbaren Gnadenerweise, deren sie schon früher theilhaftig geworden, mehrten sich jetzt. Ihre Offenbarungen und Visionen erregten bald die Bewunderung und das ehrfurchtsvolle Staunen der Zeitgenossen. Im Auftrage Christi und seiner glorreichen Mutter erhob sie ihr gewaltiges Mahnwort an König und Königin, an die Großen des Reiches, an Klöster und Clerus, an Priester und Bischöfe, zuletzt an die Päpste selbst. Mehr als einmal suchte der König mit leichtfüßigem Scherz

die unwillkommene Mahnstimme von sich zu weisen; die Königin zürnte und ergoß sich in ungefühem Tadel. Aber der Stachel der tiefdringenden Mahnung blieb in der Seele stecken; König und Königin nahen schließlich reuevoll der frommen Büsserin, baten um ihren Rath und empfahlen sich ihren Gebeten. Für Tausende und aber Tausende ward ihr Wort zu einer Leuchte, die sie aus wirrem Getümmel der Leidenschaft und des Verderbens zu Gott zurückrief.

Während neue Thronstreitigkeiten das ganze Reich aus den Fugen zu reißen drohen, der Parteitampf ihre eigene Familie in feindliche Lager theilt, Adel und Volk in unsäglichem Hader sich spalten, Zuchtlosigkeit das Ritterthum und selbst die religiösen Orden ergreift, lebt die seltsame Frau, einst die Zierde des Hofes, jetzt arm wie eine Bettlerin, gleichsam in einer andern Welt, in stetem Umgang mit dem Erlöser und seinen Heiligen, schaut ihre Glorie, vernimmt ihre Stimmen, erhält von ihnen Botschaft an die Mitwelt und theilt sie in Worten mit, welche in ihrer wunderbaren Kraft selbst die stolzesten Geister zu erschüttern vermögen. Die Kirche hat diesen Offenbarungen allerdings nie ein größeres Gewicht beigemessen, als dasjenige von Privatoffenbarungen, die nichts wider Glauben und Sitte enthalten und deshalb vom christlichen Volk mit Nutzen und Erbauung gelesen werden mögen. Im Zusammenhang mit der ganzen Zeitgeschichte ist Birgitta indes eine wunderbar großartige Erscheinung, und selbst ein Ungläubiger und Zweifler wird ihr Charakterbild, ihre schlichten, kindlichen Gebete, ihre Visionen, ihre ergreifenden Mahnworte kaum lesen können, ohne an Hamlets Wort erinnert zu werden:

Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumt.

Feierlich in Christi Namen forderte die schwedische Seherin im Jahre 1348 den Papst Clemens VI. auf, Avignon zu verlassen, Frieden zwischen England und Frankreich zu stiften und für das Jubeljahr 1350 nach Rom zu kommen: „Erhebe dich, bevor deine letzte Zeit kommt. Und zweifelst du, wessen Geist hier spricht, so schlage das Buch deines Gewissens auf und höre, ob ich nicht Wahrheit rede.“ Der Papst kam nicht, schrieb indes das Jubeljahr aus und verließ allen Pilgern die reichsten Ablässe. Birgitta aber griff zum Pilgerstab und wallfahrtete über Köln, Mailand und Genua zeitig in die heilige Stadt. Es begleitete sie ihr Sohn Birger, ihre Tochter Katharina, ihr Beichtvater Peter, der Prior von Abaktra, und mehrere Ritter und fromme Frauen. Während die anderen Pilger nach Verrichtung ihrer Andacht nach Hause zogen, blieb Birgitta mit Katharina zu Rom, ließ sich in einem stillen Hause am Campo di Fiore, gegenüber dem Palast Farnese, nieder, das zum Theil heute noch erhalten ist, und führte hier bis zu ihrem Tode dasselbe klösterliche Leben, wie früher zu Abaktra. Was sie so heiß ersehnt und in Gebet und Buße vom Himmel erfleht hatte, das sollte ihr zu theil werden. Am 16. October 1367 zog Urban V. in Rom ein. Sie konnte sich selbst ihm zu Füßen werfen, ihm ihre Söhne Birger

und Karl vorführen und ihm die Regel des neuen Ordens unterbreiten, mit dessen Gründung sie seit Jahren beschäftigt war. Im folgenden Jahr erschien dann Kaiser Karl IV. in Rom, der Papst krönte (am 1. November) seine Gemahlin als Kaiserin, und so war auch der andere Herzenswunsch der Heiligen erfüllt, Papst und Kaiser versöhnt zu schauen.

Schon nahte sie sich ihrem 70. Lebensjahre, als sie, die fromme Pilgerin, die Sehnsucht erfaßte, die ehrwürdigsten Stätten der Welt, den Schauplatz des Erlösungswerkes und das heilige Grab des Heilandes zu besuchen. Diese letzte große Pilgerfahrt ihres Lebens führte eine Begegnung herbei, welche wie kaum eine andere die gewaltigsten Gegensätze mittelalterlichen Lebens in den grellsten Farben beleuchtet. In Neapel traf die nordische Fürstentochter, die ihr ganzes Leben Gott und seiner Kirche gewidmet hatte, mit einer Fürstin zusammen, deren ganzes Leben nur eine Kette von Sünde und Frevel war, mit der wollüstigen Königin Johanna. Der treuen Mutter blieb sogar der Schmerz nicht erspart, daß Karl, das Kind ihrer Thränen, obwohl schon ein fünfzigjähriger, längst verheirateter Mann, in die tödlichen Netze des leichtfertigen Weibes fiel, das seinen ersten Gatten hatte hinhorden lassen und keinem der folgenden Ehre und Treue hielt. Virgitta klagte ihr Herzeleid Gott und der seligsten Jungfrau, und ihre Bitte um Hilfe ward erhört. Karl, der urkräftige, lebenslustige Ritter, erkrankte und starb in wenigen Tagen dahin. Während die Königin, außer sich vor Schmerz und Trauer, mit lautem Weinen seiner Leiche folgte, gab die Heilige kein Zeichen des Schmerzes von sich. Sie betete für den verlorenen Sohn und hatte den Trost, in einem Gesichte die sichere Kunde zu vernehmen, daß er gerettet sei. Die weitere Reise ging nicht ohne mannigfache Gefahren ab; noch im Hafen von Toppe entgingen die Reisenden kaum dem Schiffbruch. Dem Leiden folgte indes auch hier wieder süßer Trost. Die Geheimnisse des Lebens und Leidens Christi schwebten der Seele Virgitta's wie etwas Gegenwärtiges vor, und mit einer Freude, die sie ihres Alters und aller Beschwerden vergessen ließ, wanderte sie von einer Stätte zur andern, auf der Reise wie bei der Raft unermüdet ins Gebet versunken. In der Grabeskirche selbst empfing ihr anderer Sohn, Birger, den Ritterschlag zum Ritter vom heiligen Grabe. Auf der Heimreise fing sie ernstlich zu kränkeln an, erreichte indes noch Rom, wo sie aber bald, am 23. Juli 1373, selig im Herrn entschlief. Ihre Leiche wurde im Kloster der armen Clarissen beigesetzt, aber schon im folgenden Jahre von ihrer treuen Tochter Katharina in das von ihr begründete Kloster Badstena zurückgebracht. Schon 1391 wurde sie von Papst Bonifatius IX. heilig gesprochen; 1419 erneuerte und bestätigte Martin V. ihre Canonisation.

Mit der Gründung eines neuen Ordens hatte sich Virgitta schon bald nach dem Tode ihres Mannes zu beschäftigen angefangen. Derselbe sollte Ordo Salvatoris, Orden des Erlösers, heißen und zunächst ein weiblicher Orden sein. Virgitta hatte dabei die Töchter der höheren Stände im

Auge, denen sie selbst entsproßt war: sie wollte ihnen eine Freistatt bieten, wo sie, fern den Gefahren der Welt, sich ganz dem Dienste Gottes widmen könnten. Die Zahl der Nonnen war auf 60 festgesetzt. Durchaus eigenartig und von der Einrichtung der großen Orden des spätern Mittelalters grundverschieden, war die von ihr getroffene Bestimmung, daß im Interesse des Gottesdienstes und des religiösen und ästhetischen Unterrichts der Frauenconvent mit einem ihm untergeordneten Männerconvent in Verbindung stehen sollte. In einem völlig abgeordneten Gebäude sollten (zu Ehren der 12 Apostel und des hl. Paulus) 13 Ordenspriester, (zu Ehren der 4 großen Kirchenlehrer) 4 Diakonen und (zu Ehren der Jünger Christi) 8 Laienbrüder nach derselben Regel leben. Die Kirche sollte gemeinschaftlich, aber nach strenger Clausur geschieden sein. Bei Gründung des ersten Klosters in Badstena spendeten König und Königin im Jahre 1346 einen königlichen Hof mit vielen dazugehörigen Liegenschaften und 6000 Mark, die reichste Klosterstiftung, welche der Orden aufzuweisen hat. Birgitta selbst fügte mehrere Höfe zu Ulfåsa hinzu, und so konnte der Bau eines Klosters begonnen werden. Die päpstliche Bestätigung der mehrfach noch abgeänderten Regel zog sich jedoch bis zum Jahre 1370 hinaus, und so ruhte der Bau bald wieder, bis er 1369 mit Hilfe eines allgemeinen Volksalmosens, des sogen. Marienpfennigs, neu aufgenommen werden konnte. Birgitta entwarf selbst den Plan, und als Katharina ihre Ueberreste nach Badstena brachte, war das Kloster bereits von Mönchen und Nonnen bewohnt. Die Heiligensprechung Birgitta's wurde in Rom mit dem größten Glanze gefeiert, in Schweden fand sie den lebhaftesten Wiederhall. Töchter und Söhne der edelsten Familien traten dem Orden bei; durch die besondere Sorge, welche Birgitta für Predigt und religiösen Unterricht getragen, wirkte er mächtig auf das Volk ein. Königin Margaretha ließ sich als soror ab extra in den Verband des Klosters aufnehmen, und ihr Nachfolger, Erich von Pommern, nahm nicht nur daselbe eifrig in Schutz, sondern betrieb auch die kirchliche Guttheißung von Birgitta's Schriften am Concil von Basel.

Schon vom Ende des 14. Jahrhunderts an breitete sich der Orden nach den übrigen Ländern des Nordens aus. Noch kurz vor ihrem Tode (1412) stiftete Königin Margaretha das Kloster Maribo in Laaland (Dänemark). In der Hansestadt Bergen wurde 1434 das verlassene Benedictinerstift Munteliv den Birgittinerinnen übergeben. Unfern Abo in Finnland wurde 1440 das Kloster Gnadenthal gegründet, dessen Erinnerung noch in dem heutigen Städtchen Naantali (finnisch: Raantali) fortlebt.

Fromme Bürger von Reval in Esthland bauten zwischen 1407 und 1412 das Kloster Maria-Thal und erbatn sich dann durch eine Gesandtschaft in Badstena die ersten Mönche und Nonnen. In Lublin (Polen) errichtete König Ladislaus II. das Birgittinerkloster Maria-Triumph, das bis 1837 fortbestand und von dem aus die Klöster in Warsowitsch, Briesz

bei Warschau und Local gegründet wurden. Das Kloster in Lemberg bestand bis 1784, das in Luck bis 1842, das in Grodno bis 1885.

In das Kloster Maria-Brunn zu Danzig zogen die Birgittinerinnen schon 1396 ein; um 1416 entstand das Kloster Maria-Wald bei Lübeck, 1421 Maria-Kron bei Stralsund; 1426 Gnadenberg bei Altorf (Nürnberg); 1450 Maria-Forst bei Köln; 1457 Maria-Baum bei Xanten; 1472 Maria Mayingen bei Nördlingen; 1487 Altomünster bei Michach in Oberbayern; 1606 Maria ad florem in Calcar und das Hospiz Maria ad fructum bei Kaldenkirchen; 1613 das Kloster Sion in Köln. Von allen diesen deutschen Klöstern besteht heute nur noch Altomünster.

Zur Einführung des Ordens in England gab die Ehe Erichs III. mit Philippa, Tochter Heinrichs IV. von England, die Veranlassung. Lord Fitzhuger, Herr von Ravenswater, war von dem klösterlichen Leben in Badstena so erbaut, daß er aus seinem eigenen Vermögen ein ähnliches Kloster bei Canterbury stiften wollte. Dasselbe kam zwar nicht zu Stande, aber dafür stiftete König Heinrich V. (Shakespeare's berühmter Prinz Hal), zum Dank für den glänzenden Sieg bei Azincourt, ein prächtiges Kloster gegenüber seinen eigenen Gärten bei Richmond, neben Badstena wohl das bedeutendste des Ordens. Es hatte nahezu die volle Mitgliederzahl, welche die hl. Birgitta vorgezeichnet hatte (12 Priester, 5 Brüder, 56 Schwestern), besaß eine Bibliothek von 14000 Bänden und stand noch in höchster religiöser Blüte, als Heinrich VIII. 1539 die Stiftung seines großen Vorfahren zerstörte. Der Prior P. Richard Reynolds und vier Mönche wurden grausam hingerichtet, die Nonnen vertrieben. Unter Elisabeth abermals verjagt, fanden sie erst nach langen harten Bedrängnissen einen Zufluchtsort in Lissabon, von wo 12 Schwestern im Jahre 1661 nach England wieder zurückkehren konnten. Ein anderes Kloster des Ordens in Portugal, Marvila, wurde 1859 aufgehoben.

In den Niederlanden bestand das Kloster Maria-Wasser bei Herzogenbusch (seit 1434), später nach Uden verpflanzt, Maria-Stern bei Kempen (seit 1457), Maria-Weingarten bei Utrecht (1461). Zu dem noch fortbestehenden in Uden gesellte sich 1843 noch ein neues in Weert.

In Belgien hatten die Birgittinerinnen Niederlassungen zu Dendermonde (seit 1464), Brüssel (1623), Hoboken bei Antwerpen (1652); in Frankreich zu Lille, Douai, Arras, Valenciennes, Armentières; in Italien zu Florenz (1394), zu Genua (1426), ein zweites zu Genua (1667) und ein Hospiz zu Rom, wo die hl. Birgitta lebte und starb. Die Gesamtzahl der Klöster stieg nach und nach auf siebenzig.

Die rasche und weite Ausbreitung des Ordens im Laufe des 15. Jahrhunderts bezeugt gleich so manch anderen Erscheinungen die Reubelebung und Blüte des religiösen Lebens in dieser letzten, vielgeschmähten Periode des Mittelalters. Mit der religiösen Bildung ging aber die wissenschaftliche

Hand in Hand. Die Klöster der hl. Birgitta wurden leuchtende Mittelpunkte des geistigen Lebens; Vadstena ersetzte vor der Gründung von Upsala einigermaßen eine kleine Universität und verschaffte sich 1490 die erste feste Buchdruckerei in Schweden. Die Bibliothek war überaus reich.

Birgitta selbst legt in ihren Offenbarungen nicht nur eine fromme Gemüthsstiefe an den Tag, welche an die schönsten Blätter der deutschen Mystik erinnert, sondern auch die vielseitigste Kenntniß der Heiligen Schrift, der kirchlichen Ueberlieferung, der Welt und des Menschenlebens. Sie steht mit ihren Anschauungen noch in jenen des Ritterthums, als dessen Haupt sie Christus ansieht und dessen rauhes Kampfesleben um des Glaubens willen sie gelegentlich selbst über das beschauliche Leben im Kloster stellt. Lebendige Vergleiche, die der Jagd, dem Krieg, dem Turnier entnommen, erinnern daran, daß sie eines edlen Ritters Tochter war. Aber sie kennt auch das Leben des Volkes, des Landmannes und Fischers, des Kohlenbrenners und Müllers, des Schiffers und Handelsmannes. Mit innigem Gefühl folgt sie den Erscheinungen der Natur, den großen und gewaltigen wie den lieblichen und kleinen. Sie kennt die stille Einsamkeit des nordischen Waldes, kaum vom Rauschen eines Baches oder Wasserfalles unterbrochen, die weite Ebene, über die der kalte Nord dahinbraust, die vom Nordlicht erhellten Nächte, die mit Binzen überwachsenen Moore, die im Morgenthau strahlenden Wiesen, den duftenden Rosenbusch, den Sang der Nachtigall, den Schrei der Gule im Kirchturm, die weißen Lämmer auf den Wiesen, den Bienenwärmer im hohlen Baum, die Spiele der Schmetterlinge und Vögel, die Möve, die über See und Meer dahinschwebt, den wilden Sturm, der über das Meer dahinfährt, den trüben Herbsttag, an dem die Blätter fallen. Alle diese Bilder finden sich da und dort verstreut, zwischen den gewaltigen Mahnrufen, die sie an die Könige und Völker, an die Päpste und an ihre schlichten Pflegebefohlenen richtet.

„Es gibt Thränen,“ sagt sie, „die gleichen dem strömenden Regen, wenn der Mensch seine zeitliche Noth beweint; andere gleichen dem Schnee oder Hagel, wenn der Mensch nicht aus Liebe zu Gott weint, sondern mit eiskaltem Herzen aus Furcht vor der Hölle, und zufrieden wäre, wenn er nur ein Plätzchen hätte im Himmel oder auf Erden, wo er frei von Pein wäre und ewiglich nach seiner Lust leben könnte. Aber die Thränen, welche die Seele zum Himmel und den Himmel in die Seele tragen, gleichen dem Thau, der auf ein Rosenblatt fällt. Wenn ein Mensch an unseres Herrn Liebe denkt und an seine harte, bittere Pein, da füllt sich das Auge mit Thränen, die lagern sich auf die Seele, wie Thautropfen auf die Blume, und machen sie fruchtbar und schließen Gott in sie ein.“

„Die Welt ist ein Armenhaus; da ist es düster und dumpf, voll von Rauch — das ist die Weltliebe, welche die Seele umdunkelt, und voll von Ruß — das ist die Fleischeslust. Doch du bist eingeführt in die Gesellschaft

hoher Leute, in das Haus, wo Schönheit ist sonder Makel, Wärme sonder Rauch, Süßigkeit sonder Leid.“

„Deine Macht“, so spricht sie zu Gott, „ist gleich dem flammenden Feuer, vor dem das Stärkste nur wie dürres Stroh ist. Deine Weisheit ist wie das Meer, das nie erschöpft werden kann, es flutet über die Thäler dahin und begräbt die Berge. So kann man auch deine Weisheit nicht begreifen, du, der du wunderbar allem Lebenden Leben gibst und nimmst, der du dem Unwissenden Weisheit schenkst und sie dem Hoffärtigen entziehst! Du durchschaust den Menschen, Leib, Gewissen, Herz; wie die Wöde den Fisch sieht und die Tiefen, durch die er schwimmt, und Aht gibt auf Sturm und Wogen, so weißt und siehst du aller Menschen Wege. Deine Kraft ist wie der Sonne Licht, die am Himmel strahlt und die Erde erfüllt: so erfüllt sie alle Dinge. Wie der Magnet, der das Eisen an sich zieht, so ist deine Liebe. Du bist der Unerforschene, der Längste, der Tiefste, der Breiteste, der in allem, außer allem, über allem ist. Und doch begehrt du, der du mit der Ewigkeit angethan bist, in deiner Liebe, von den Menschen bekleidet zu werden; du, der du der Engel und Menschen Brod bist, von den Menschen gespeist zu werden; du, der du des Friedens Schöpfer und Erneuerer bist, bittest die Menschekinder um Frieden.“

Mit derselben ergreifenden Innigkeit schildert Birgitta das Leben und Leiden des Erlösers. Ihre Bildersprache ist uner schöpfl ich reich und schön.

Peter Olai, Prior von Alvastra, schrieb die Offenbarungen der Heiligen nieder und übersezte sie dann ins Lateinische; doch sind noch Bruchstücke davon in ihrer eigenen Handschrift erhalten. Sie wurden schon 1475 in Rom gedruckt und dann wiederholt neu aufgelegt. Magister Matthias, Birgitta's zeitweiliger Beichtvater, der 1350 als Canonicus zu Linköping starb, unternahm die erste schwedische Bibelübersetzung und vollendete selbst die fünf Bücher Moses'. Die Bücher Judith, Esther, Ruth und die Bücher der Maccabäer übersezte dann der Birgittinermönch Johann Budde in Gnaden thal bei Åbo um 1484. Das Buch Josue wurde von dem Klosterbeichtvater Nicolaus Ragvaldi in Vadstena übersezt, der 1514 starb. Wer dann die Bücher der Richter und die Apocalypse übertrug, ist nicht bekannt, aber sehr wahrscheinlich ging diese Uebersetzung aus demselben Kreise hervor. An diese Uebersetzungen der heiligen Bücher reihen sich zahlreiche Erbauungsschriften, Legenden, Predigten, theils unmittelbar schwedisch geschrieben, theils aus dem Lateinischen übertragen: so der „Seelentrost“ (Siällinna tröst), der lange der hl. Katharina, Birgitta's Tochter, zugeschrieben wurde, das Leben der hl. Birgitta (von Erzbischof Birger Gregorsson), der erste Theil des Diarium von Vadstena, die Homiliensammlung des Priesters Johannes, der als ein „zweiter Chrysostomus“ galt. Zwei Nonnen, Karin Jonsdotter und Kirstin Hansdotter, übersezten Suso's Horologium aeternae sapientiae unter dem Titel „Gudelika Snillid Väckiare“. Die Aestifinn

Margaretha Klausdatter schrieb Virgitta's Leben auf Schwedisch. Der schon genannte Mönch Jens Budde übersezte eine Menge geistlicher Schriften aus dem Lateinischen. Nächst den alten Gesetzbüchern bilden diese religiösen Werke die älteste Grundlage der eigentlichen schwedischen Literatur. In den Klöstern hat die Sprache ihr ernstes Gepräge, ihre wissenschaftliche Ausbildung und den Grundstod ihres Reichthums erhalten. Als die Glaubensstrennung hereinbrach, war die wichtigste Arbeit schon gethan. Die Fundamente der Bildung waren tief und breit gelegt, eine ansehnliche weltliche Literatur hatte sich bereits an der religiösen herangebildet, und der kirchliche Verkehr mit Rom, wie der lebendige Verkehr Pabstena's mit den Klöstern anderer Länder, hätten eine weitere Entwicklung des literarischen Geisteslebens ungemain begünstigt.

In Schweden selbst war Pabstena wegen seiner Verdienste um Religion und Wissenschaft so angesehen, daß Gustav Wasa lange nicht gewaltfame Hand daran zu legen wagte, sondern alles aufbot, erst Mönche und Nonnen zu der neuen Lehre herüberzuziehen. Ein hervorragender Mönch, Peder Månsson, erlag der Versuchung und ward zum Lohn seines Abfalles zum lutherischen Bischof von Vesterås ernannt. Ein anderer, Nicolaus Ericksön, der sich auf den Rath des Königs ein Weib genommen, erhielt dafür die Pfarrstelle in Pabstena. Einen Theil der Mönche verbannte Gustav nach dem Norden, unter dem Vorwand, daß sie dort die Lappen bekehren sollten. Zu den in Pabstena Zurückgebliebenen sandte er zwei Commissare, welchen es zwar nicht gelang, dieselben zur Annahme des neuen Glaubens zu überreden, aber welche es mit Drohung eines grausamen Todes doch so weit brachten, daß sie sich wenigstens zum Scheine dazu bekannten. Eine heldenmüthige Standhaftigkeit bewährten die Nonnen unter ihrer müthigen Aebtissin Katharina Bengtsdotter. Alle Lockungen und Drohungen des Königs prallten an ihrer unbefleglichen Entschlossenheit und Geduld wirkungslos ab. Als sie keinen Beichtvater mehr hatten, beichteten die Sterbenden in ihrer schlichten Demuth und Herzensseinfalt der Aebtissin, um über ihre Sehnucht nach dem heiligen Sacrament, das ihnen entzogen war, und über ihre reuige Bußgesinnung keinen Zweifel übrig zu lassen. Acht Schwestern starben so dahin. Die Quälereien, welche sie zu erdulden hatten, waren unsäglich. Mit den Steinen des aufgehobenen Klosters Alvastra ließ der König in ihrer Nähe sich ein großes Schloß bauen. Da hauste sein halbwasfnissiger Sohn Herzog Magnus, schon mit 17 Jahren ein verworfener Wüstling und Unmensch, der an einigen der wehrlosen Nonnen die schändlichsten Frevel eines Nero verübte. Nach 42 Jahren eines fast beständigen Martyriums wohnten mit der heldenhaften Aebtissin noch 18 Nonnen in Pabstena. Johann III., der 1569 zur Regierung gelangte, bot alles auf, das Kloster in seinem frühern Glanze wieder herzustellen, und so bestand es noch bis fast zum Ende des Jahrhunderts fort. Erst unter Karl IX. kam der Protestantismus

endlich zum vollständigen Sieg und wurde durch den Reichstag von Söderköping (1595) die gänzliche Ausrottung der katholischen Religion beschlossen. Vadstena wurde aufgehoben, und die wenigen übriggebliebenen Nonnen fanden eine Zufluchtsstätte in Danzig. Gustav Adolf, der gefeierte Glaubensheld der deutschen Protestanten, verwandelte das leerstehende Kloster dann in eine Invalidentascherne, welche Bestimmung es aber nur bis 1784 behielt. Nachdem es abermals längere Zeit verödet gestanden, wurde es 1816 in ein Correctionshaus verwandelt, und nachdem dieses 1826 nach Stockholm verlegt worden war, benützte man die meist umgebauten und erweiterten Räume für die weibliche Abtheilung einer großen Irrenanstalt. Das aus den Trümmern des Klosters Alvastra gebaute königliche Schloß aber wurde 1738 in ein adeliges Fräuleinstift, 1753 in eine Tuchfabrik, 1830 in ein Getreidemagazin verwandelt. Seit 1876 steht es leer.

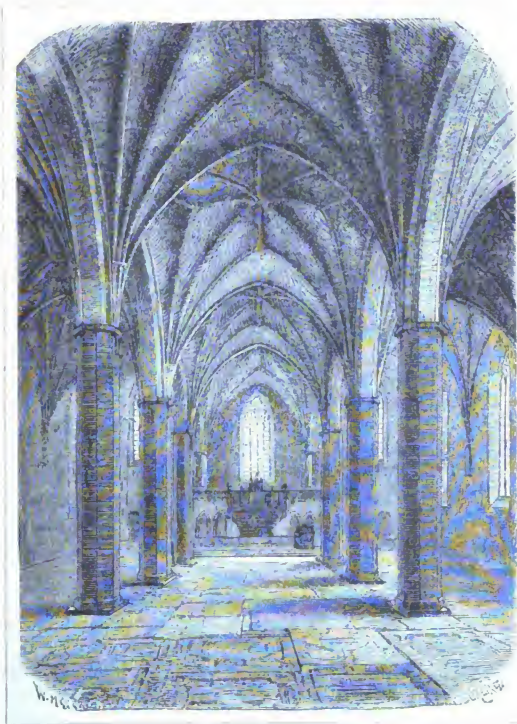
Aus ganz Schweden strömten einst fromme Pilger zum Grabe der hl. Birgitta. Manche setzten viele Tage, andere mehrere Wochen ein, an dieser ehrwürdigen Stätte zu beten. Diese Wallfahrten dauerten noch bis ans Ende des 16. Jahrhunderts fort. Dann erlosch das Licht, das diese Stätte zwei Jahrhunderte lang ausgestrahlt.

Der Bahnzug, der uns von Fogelsta nach Vadstena brachte, hatte außer uns kaum ein paar andere Passagiere. Die Gegend ist überaus einförmig: große Hafer- und Gerstenfelder, dazwischen weite, fast ebene Weiden. Den See bekommt man nur zuletzt für kurze Zeit in Sicht; das Städtchen aber stellt sich von weitem ansehnlicher dar, als es ist.

Die Station liegt in einem kleinen Park, der bis an den See reicht, ganz nahe am Schloß. Wir mußten nahezu durch das ganze Städtchen laufen, um den Glöckner aufzusuchen, ein artiges, sauberes Städtchen. Die alte Pfarrkirche ist abgebrochen bis auf ihren stattlichen Thurm, neben dem sich jetzt ein kleiner Schulpalast erhebt: Allmänna läroverket. Von da gelangten wir zu der wohlerhaltenen Klosterkirche, die aber seit 1809 des Thurmes entbehrt und deshalb nur den halben Eindruck macht, den sonst der schöne Bau hervorbringen müßte. Er ist dreischiffig mit reichem Netzgewölbe, von 18 schlanken gotischen Fenstern erhellt, 68 m lang auf 31 m Breite und 16 m Höhe, aus blaugrauem Kalkstein gebaut und darum die „blaue Kirche“ (blåkyrkan) genannt, im Gegensatz zu der frühern Stadtkirche, welche als Ziegelbau die „rothe Kirche“ hieß. Das herrliche, andächtige Gotteshaus ruft unwillkürlich die schönen Erinnerungen wach, welche sich daran knüpfen. Zahlreiche Grabmale kommen denselben zu Hilfe. Hier ruht Königin Philippa, die Tochter Heinrichs IV. von England und die Gemahlin Erichs von Pommern, gest. 1430; Königin Katharina, die zweite Gattin des Königs Karl II. Knutsön, der Ritter Birger Ulfsson, der älteste Sohn der hl. Birgitta, und mit ihm eine Menge von Rittern, Rathsherren, Würdeträgern des alten Schweden, die sämmtlich Wohlthäter des

Die Klosterkirche von Vadstena.

Klosters gewesen waren und sich dafür ihre letzte Ruhestätte in denselben ausbedungen hatten. Neben all diesen guten und frommen Leuten ruht hier aber auch der Wütherich und Kirchenschänder Herzog Magnus, der Lieblingssohn Gustav Wasa's, in hohem, prunkhaftem Sarkophag mit 14 Säulen



Innere der Kirche von Vadstena.

aus carrarischem Marmor; doch die Pracht desselben vermag die Schwach nicht auszulöschen, die an seinem Namen klebt. Er hat in elender Raserei zerstört, was eine ganze Reihe seiner Ahnen in großmüthiger Liebe zu Gott und Menschen aufgebaut. Sein Denkmal drückt dem sonst so freundlichen Gotteshaus den Stempel der Entweihung auf.

Traurig wendet sich der Blick dem Hochaltar zu, einem prächtigen, geschnitzten und vergoldeten Flügelaltar aus der letzten Zeit des Mittelalters. Er ist auffallend gut erhalten und dient heute für den lutherischen Gottesdienst. Die 30 Felder sind folgendermaßen verteilt:

Der glorreiche Christus.

St. Ambrosius.			Krönung Maria.		St. Georg.		
Eine heil. Jungfrau.	Ein Martyrer vor dem Richter.	Reinheit zu Stana.	Erweckung des Lazarus.	Verurs auf dem Meere.	Die eberne Schlange.	St. Cäcilia.	St. Sebastian.
Eine heil. Jungfrau.	Kreuzigung eines Martyrers.	Die heilige Anna mit Christus und Maria.	Tod Maria.	Maria eine Schwär Mädchen segnend.	St. Katharina.	Ein heil. Martyrer.	
Christus in Jerusalem.	Christus säubert den Tempel.	Der Auferstandene vor den Aposteln.	Das letzte Abendmahl.	Christus im Gefgarten.	Gefangennahme Christi.	Urtheil des Pilatus.	
St. Ambrosius.	St. Gregorius.	Christus.	St. Hieronymus.	St. Augustin.			

Die Lieblingsandachten der hl. Virgitta und ihres Ordens sind in dieser reichen Tafel aufs sinnigste vereint und zu harmonischem Ausdruck gebracht. Den Mittelplatz zunächst am Altartisch hat Christus, dessen blutiges Opfer die heilige Messe unblutigerweise erneuert. Zwei Engel tragen seine Leidenswerkzeuge. Die vier großen lateinischen Kirchenväter, welche St. Virgitta in besonderer Weise verehrte, gemahnen in ihren Spruchbändern an den blutigen Opfertod Christi, das Grundgeheimniß der Erlösung.

St. Ambrosius: Noli tantum amittere beneficium.

St. Gregor d. Gr.: Passio Christi ad memoriam revocetur.

St. Hieronymus: Passio tua, Domine, singulariter est remedium.

St. Augustinus: Inspice vultum redemptoris.

„Laß eine solche Wohlthat nicht an dir verloren gehen!“ „Rufe dir das Leiden Christi in deine Erinnerung zurück!“ „Dein Leiden, o Herr, ist ganz besonders ein Heilmittel!“ „Schau in des Erlösers Angesicht!“ Unmittelbar darüber entfaltet sich in sieben Hauptscenen die Passion, vom Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung, das heilige Abendmahl sinnig in der Mitte.

Der Orden der hl. Virgitta war aber speciell auch unter den Schutz Maria's gestellt, und so tritt denn in den oberen Mittelfeldern der Tod und die Krönung Maria's als Hauptmoment hervor; das Annabild verbindet diese Darstellung mit der Genealogie des Alten Bundes, das liebliche Totivbild gegenüber zeichnet den Segen, der fort und fort noch diesem Geheimnisse entströmt.

Bild und Handschrift der hl. Birgitta.

Darüber heben einige kleinere Bilder noch ein paar bedeutsame Momente aus dem Leben Christi hervor, während rechts und links die vorzüglichsten Schutzheiligen von Vadsena den Bilderkreis umrahmen. Oben schließt endlich die glorreiche Gestalt des triumphirenden Heilandes das Ganze ab. Alles geht vom Welterlöser aus und führt zu ihm zurück. Seine Glorie im Himmel krönt siegreich und selig das Opferleben hienieden.



Die hl. Birgitta.

fyuft vil iac pik sighthuru pik
dru andelik understandelse 8ftru

Handschrift der hl. Birgitta (Facsimile).

fyurst vil iac pik sighthuru pik aeru andelik understandilse gifin.

Zuerst will ich dir sagen, wie dir wird geistliches Verständniß gegeben.

(Anfang der „Offenbarungen“, nach Birgitta's eigenem Entwurf in schwedischer Sprache.)

Auf einem andern Flügelaltar im nördlichen Seitenschiff nimmt das Bild der hl. Birgitta den Mittelraum ein, umgeben von Darstellungen aus ihrem Leben und ihren Offenbarungen. In der Sacristei zeigte man uns ein altes Messgewand mit fein gestickten Figuren, ein Ueberrest der frommen Kunstthätigkeit, die einst hier geübt worden sein mag. Es hängt hier auch ein Bild der Heiligen, nach einem in Rom befindlichen Original. Sie

trägt auf demselben nicht die Tracht des von ihr gestifteten Ordens, sondern eine schlichte Wittwentracht.

All das ist nur ein schwacher Ueberrest des Schmuckes, den die Kirche einst besaß. Nach Ausweis des Diariums hatte sie außer dem Hochaltar noch einen Liebfrauenaltar, einen St.-Michaels-Altar, einen Altar des heiligen Johannes Baptist, 12 Altäre zu Ehren der 12 Apostel, eine St.-Anna-Kapelle und eine St.-Virgitta-Kapelle, beide mit schönen Altären ausgestattet.

Genau, wie es im Bädeler und auch in schwedischen Reisebüchern zu lesen ist, wurden uns in der Sacristei „die Gebeine der hl. Virgitta und ihrer ebenfalls heilig gesprochenen Tochter Katharina in einem mit rothem Sammt überzogenen Schrein“ vorgezeigt. Der Schrein war mit vergoldeten Ornamenten geziert, unter anderem mit einem Wappen, das einen Eberkopf und ein Hirschgeweih führte. Um das Hirschgeweih stand der Spruch: Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum. In dem Schrein lagen ohne jedwede Fassung oder Zier zwei Schädel und einige Gebeine. Die Angabe der Reisehandbücher ist schon insofern unrichtig, als Katharina, die Tochter der hl. Virgitta, wohl vom Volk als Heilige verehrt, aber nie vom Papst förmlich „heilig gesprochen“ worden ist. Was aber die Echtheit der Gebeine betrifft, so flößte mir alles die größten Bedenken ein. Einmal wird das Haupt der hl. Virgitta in Frankreich verehrt. Nach einem französischen Bericht hat Gaspard Coignet de la Thuilerie, Gesandter am schwedischen Hofe, es 1653 (also 58 Jahre nach dem völligen Untergang des Klosters) selbst aus ihrem Grabe erhoben, (tiré par lui du sépulchre de la dite Sainte en l'abbaye de son nom de la ville de Vadstena). Da er aber bald nach seiner Rückkehr starb, übergab sein Sohn die Reliquie der Pfarrkirche zu Courson bei Auxerre, und der Diöcesanbischof Pierre de Broc gestattete, nach vorgängiger Prüfung ihrer Echtheit, die Verehrung derselben. Schon im Jahre 1806 aber veröffentlichte ein schwedischer Prediger, M. Pehr Rylander, einen kurzen „Bericht über St. Virgitta und St. Katharina wie auch über ihre in und nach der päpstlichen Zeit in Vadstena aufbewahrten Gebeine“, der nicht erlaubt, an die Echtheit der in der Sacristei vorgezeigten zu glauben.

Die Gebeine der hl. Virgitta, 1374 durch ihre Tochter von Rom nach Vadstena gebracht, wurden 1393 feierlich auf den Altar erhoben und 1412 in einen kostbaren Silberschrein eingeschlossen. Die Ueberreste ihrer Tochter Katharina, die 1381 starb, wurden ebenfalls in einen prächtigen Reliquien-schrein gefaßt: serico, argento et auro gemmisque fabrefactum. Beide Heiligthümer fanden bei dem ersten Klostersturm durch Gustav Wasa noch Schonung. Nachdem jedoch der Reichstag von Söderköping 1595 die völlige Ausrottung des Katholicismus beschloß, ließ der lutherische „Erzbischof“ Angermann 1596 bei einer Visitation die Gräber und Denkmale der hl. Virgitta, Katharina und Ingridis zerstören. Wo die kostbaren Schreine mit

ihrem Inhalt hingekommen, darüber ist keine sichere Spur mehr vorhanden. Nach einer Ueberlieferung hätten die Ortseingewohner die Reliquien selbst verborgen, so daß König Sigismund nur die leeren Schreine zu sehen bekam, nach einer andern hätte Herzog Karl (IX.) die Gebeine 1599 an anderer Stätte anständig begraben lassen, nach einer dritten wären die Schreine mit den Reliquien nach Polen gerettet worden. Die zeitgenössischen Geschichtsquellen (so das *Inventarium Ecclesiae Suevogothicae* von Bazins 1643, die Geschichte der Könige Sigismund und Karl IX. von Werwing, die Kirchenbücher von Badstena) schweigen darüber. Dagegen vermerkt das Kircheninventar von 1695 „eine große Lade“, mit der Randbemerkung: „daraus wurde eine Beinlade gemacht“; im Inventar von 1711 aber ist „eine Schublade für Gebeine“ aufgeführt. Rylander folgert hieraus:

„Es scheint demnach außer Zweifel zu stehen, daß diese Ueberbleibsel aus dem Papstthum (die wirklichen Reliquien) im Jahre 1598 oder 1599 vollständig verschwunden, und daß die jetzt in Badstena befindlichen sogen. St.-Virgitta- und St.-Katharina-Gebeine etwa gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts in dem Beinhaufe oder anderswo zusammengelesen wurden, zu dem Zwecke, den Reisenden in dem von den katholischen Zeiten her so berühmten Badstena Ueberbleibsel aus dem Papstthum vorzeigen zu können.“

Um in das Innere des einstigen Klosters und jetzigen Irrenhauses zu gelangen, bedurfte es der Erlaubniß des Oberarztes Dr. Göthling, welcher selbige nicht nur bereitwillig erteilte, sondern mit größter Zuborkommenheit selbst mitkam, um uns die ganze Anstalt zu zeigen. Sie ist nicht so ausgedehnt noch so glänzend, wie das wahrhaft fürstliche Irrenhaus Konradsberg bei Stockholm, aber ungemein zweckmäßig und schön eingerichtet. Der größere Theil des Gebäudes ist Neubau, der aber wegen Benutzung der alten Grundmauern etwas Klosterliches bewahrt hat. Die praktische Vertheilung und Ausstattung der Räume, die Sorge für Wohnlichkeit, Reinlichkeit, Lüftung u. s. w. läßt nichts zu wünschen übrig, soweit nicht eben die ursprünglich klösterliche Anlage Licht und Behaglichkeit etwas einschränkte. Von den eigentlichen einstigen Klosterräumen sind aber nur zwei erhalten: der Kapitelsaal und die Zelle der Aebtissin. Der Kapitelsaal ist eine prachtvolle gewölbte gotische Halle, die leider aber sowohl durch einen erhöhten Bretterboden als durch Verschläge von ihrem Gesamteindruck verloren hat. Die Zelle der Aebtissin, eine Treppe höher, ist ebenfalls gewölbt, aber mit Malereien im Stile der Frührenaissance decorirt. Unter den Bildern befinden sich Darstellungen der vier Evangelisten, ein *Ecce-Homo*, eine Verkündigung Mariä, mehrere Scenen aus dem Leben Christi, Bilder der hl. Virgitta und Katharina. Ein Schrein, der hier aufbewahrt wird, soll bei der Uebertragung der Reliquien der hl. Virgitta von Rom gedient haben, was mir indes ziemlich unwahrscheinlich vorkam, da bei der Aufhebung und Plünderung des Klosters eine grimmige Rücksichtslosigkeit waltete. Die Zelle wird gegenwärtig nicht

benützt, dagegen dient der einstige Kapitelsaal als Schlafstube für die armen irren Frauen. Es hat etwas Rührendes, daß die Stiftung der Heiligen wenigstens jetzt noch einem Werke christlicher oder doch menschlicher Barmherzigkeit dient. Aber wenn man die irrsinnigen Frauen mit verstörtem Blick in diesem heiligen Raume lauern sieht, wo die edelsten Töchter Schwedens einst sich an der Lesung der Schrift und der Kirchenväter erbauten, wo die religiöse Bildung und Literatur Schwedens ihre mächtigsten Anregungen empfing, da kann man nur mit Schmerz einer Zeit gedenken, die im wirren Ringen nach sittlicher und religiöser Erneuerung gerade die ehrwürdigste Pflanzstätte religiös-sittlichen Lebens so unbarmherzig zerstörte.

Im Garten steht ein hoher Thurm, in welchem das Wasser aus dem See hinaufgepumpt wird, um es durch einen Filtrirapparat trinkbar zu machen und so die Anstalt reichlich mit frischem Wasser zu versorgen. Hier hinauf geleitete uns der freundliche Oberarzt. Man hat hier die beste Aussicht über die Bucht von Vadstena und den Wettersee. Die Bucht ist recht idyllisch. Aber schon rund um das malerische Städtchen wird die Landschaft einförmig. Der Spiegel des Sees streift ins Unabsehbare, und es bedarf schon der berühmten nordischen Dämmerung oder eines herbstlichen Mondenscheins, um dem eintönigen Bilde wenigstens einen romantischen Farbenzauber zu verleihen.

24. Die Ålandsinseln.

Suomi oder Suomenmaa — so nennen die Finnen ihre Heimat. Es ist kein anziehender Name! Denn Suoma heißt Sumpf und Suomi deshalb Sumpfland. Auf der Karte reißt sich denn auch See an See zum wunderlichsten Neze. Sollten es wirklich Seen oder am Ende Sümpfe sein? Die Ortschaften sind dünn gesäet. Wo der See aufhört, fängt der Wald an. Im Norden läuft das Land nach Lappland aus, nach Westen ist es vom Bottnischen, nach Süden vom Finnischen Meerbusen begrenzt, und beide sind das halbe Jahr hindurch eingefroren. Unserem gewöhnlichen mitteleuropäischen Verkehre ist das Land fast ganz entzückt; in die gemeinsamen Geschichte Europa's hat es niemals eingegriffen. Dazu noch eine Sprache, welche weder mit den germanischen noch mit den romanischen oder slavischen einen nähern Berührungspunkt hat. Yksi, kaksi, kolme, neljä, viisi, kuusi, seitsemän, kahdeksan, yhdeksän, kymmenen — das sind die ersten zehn Cardinalzahlen, und so ist es mit dem ganzen Wortschatz. Alles steht uns völlig fremd.

Kaum 300 Jahre war das Land christlich — es war der späteste Nachzügler der Civilisation im Norden —, da ist es durch den Lutheranismus auch schon von der Kirche losgerissen worden, und nachdem sich weitere drei Jahrhunderte Schweden und Russen darum gestritten, ist es dem Scepter des russischen Allherrschers anheimgefallen. Wer ist da nicht versucht, sich unter dem Namen Finnland ein weit entlegenes, halb barbarisches Land zu denken, das ohne eigenes Recht, ohne eigene Cultur und Literatur unter fremdem Joch schmachtet, von einigen häßlichen Festungen aus mit Kanone und Kanonen regiert wird und von seiner ältern Zeit nichts gerettet hat, als einige schwermüthige Volkslieder und die fünfsaitige Zither oder Kantele, um sie noch schwermüthiger zu begleiten?

Ganz frei war ich von solchen Vorstellungen nicht, als wir Stockholm verließen, um zwischen den Ålandsinseln hindurch nach Finnland hinüberzufahren. Ich war in Stockholm zu sehr mit Schweden und Scandinavien beschäftigt, um mich darüber näher aufzuklären. Um so angenehmer war die Enttäuschung, welche die Fahrt selbst mit sich brachte.

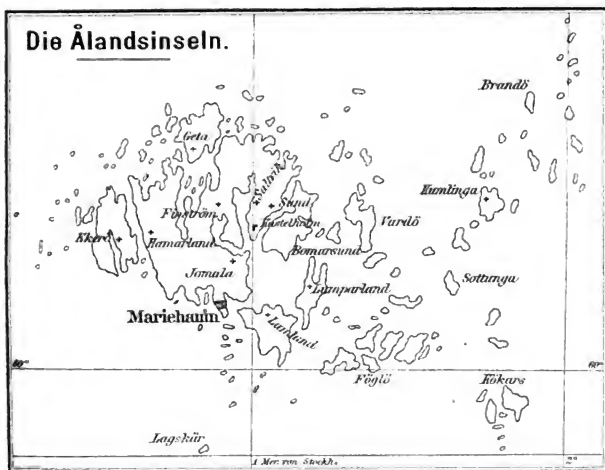
Das Schiff, ein finnischer Dampfer, war ein stattliches, prächtig eingerichtetes Salonschiff, weit schöner und bequemer als die englischen, nor-

wegischen und dänischen Passagierschiffe, in denen ich mich auf der Nordsee hatte schaukeln lassen. Der Capitän, ein richtiger Finnländer, war ein überaus höflicher, zuvorkommender Mann. Das Yksi und Kaksi brauchte man nicht, es wurde in schwedischem Gelde bezahlt. Der Butterbrodtisch verkündete schon beim ersten Mahle die Herrschaft schwedischer Sitte. Man bekam wohl Finnisch und Russisch zu hören, aber die vorherrschende Sprache war das Schwedische, und mehrere Passagiere sprachen auch deutsch, englisch und französisch. Unsere Pässe mußten wir allerdings gleich beim Besteigen des Schiffes dem Capitän überliefern, der sie während der ganzen Fahrt bei sich behielt. Das war aber auch das einzige, was an die Oberhoheit des Czaren erinnerte. Sonst hätte man sich noch vollständig in Schweden glauben können.

Es war Nacht, als das Schiff die Anker lichtete. Alle Hauptlinien der Stadt waren durch Gasflammen bezeichnet, während rundum eine Menge anderer Gasflammen leuchteten, ein wahres Meer von rötlichem Lichte. Denn am Hafen selbst verbreiteten einige elektrische Apparate ihren blendendweißen Schein, so daß auf dem Spiegel der Saltjö helle Streifen und rötliche Reflexe durcheinander flimmerten. Staden mit dem Königsschloß, der Mosebaden und die Nordstadt ließen sich deutlich unterscheiden. Gespensisch schwarz strakten die vielen Dampfer und Segelschiffe mit ihrem Latelwerk in die wundersame Beleuchtung hinein. Der Anblick hatte etwas Magisches. Nicht weniger phantastisch war es, als die Schraube sich endlich in Bewegung setzte, der Dampfer in die düstere Meerstraße hinausfuhr, das Bild der Stadt langsam in einen undeutlichen Lichtschimmer zerfloß und rechts und links von den Gestaden eine Menge vereinzelter Lichter noch herübergrühten, bis auch diese abnahmen und nur noch Signallichter den Pfad hinaus aufs Meer bezeichneten.

Am folgenden Morgen befanden wir uns in den Ålandsinseln; der einzige längere Arm offenen Meeres, der den Bottnischen Busen mit der Ostsee verbindet — das sogen. Ålands- Meer —, war bereits durchfahren. Ich hätte fast geglaubt, noch bei Stockholm, am Mälär oder an dem äußern Schären Gürtel zu sein. Ueber 300 Inseln, Klippen und Schären, davon etwa 80 bewohnte, sind um die Hauptinsel Åland in den verschiedensten Zwischenräumen und Figuren dahingestreut. Der gesammte Flächeninhalt derselben ist nicht so groß wie jener der Faröer. Er beträgt nur 1211 qkm. Nur selten aber wird man durch eine freiere Sicht daran erinnert, daß man sich auf wirklichem Meere befindet. Wie Traumgestalten zogen diese zahllosen Eilande an uns vorüber: jezt kahle Felsriffe, von Wogen und Sturm zerpeitscht, kaum von etwas Moos kümmerlich bekleidet; jezt schwimmende Tannenwälder, nur wenig über den granitnen Boden emporragend; jezt romantische Felsbügel, in unregelmäßigen Terrassen aufsteigend, mit Birken, Eschen und Fichten wie mit zierlichen Parkgebüschern garnirt; jezt größere Eilande mit Wald, Feld und Häusern, dann noch bedeutendere mit Vorgebirgen und Buchten, waldigen Hügeln und stillen Weideplätzen; plötzlich

eine engere Straße, in welcher Fels und Wald sich fast bis an den Dampfer hinandrängt; dann wieder ein weiter, spiegelheller Sund, von fernen, bläulichen Hügeln umfungen: endlich ein kleines Stück offenen Meeres, wo die Wogen stattlicher in den Archipel hineinrauschen, während in der Ferne goldenes Licht auf der weiten, blauen Flut zittert. Dieser Wechsel ist bezaubernd schön. Allerdings fehlen hier die Schlösser, Willen, Ortschaften, welche den Mälar beleben. Die Elemente der Landschaft sind einfacher: immer Fels, Wald, Meer, dazu freundliche Gehöfte, Fischerhütten, Wiesen und kleine Flecke bebauten Landes. Doch der Wechsel der Zeichnung ist herrlich. Ich kann mir keine bessere Stätte denken, um über die wunderliche



Kosmogonie und die endlosen Zaubereien der Kalevala zu träumen, als diese Meeresheide, in welcher ein Stück Urwald und Urgebirge, zerrissen und halb überflutet, sich ins Meer verirrt zu haben scheint.

Auf das weite Meer ward nach der finnischen Götterjagd Ulmar hinabgetrieben, die erste der Frauen, die früheste der Mütter — ensin emä itseloitā — des höchsten Gottes Ulko, des „Alten“, Tochter und Dienerin, die schönste Jungfrau, einsam weilend in dem weiten Reich der Lüfte, als es noch weder Erde noch Sonne, weder Mond noch Sterne, sondern bloß Licht und Wasser gab. Keusch, heilig und jungfräulich, wohnte sie in dem strahlenden Raum. Da empfand sie Ueberdruß an der ewig einsamen Oede. Sie ließ sich herab zum Meer, und es kam der Wind und trieb sie dahin

auf des Meeres dunkeln Wogen. Da ward sie Mutter durch den Wind, aber nur zur namenlosen Qual; denn neun Mannesalter, 700 Jahre, ward sie umhergeschweicht auf dem Meere, ehe ihre Stunde kam; eisige Kälte schüttelte ihre Glieder, und bitter klagte sie sich der Thorheit an, nicht oben im reinen, schönen Reiche der Lüfte geblieben zu sein, anstatt jetzt auf dem Meer umherzuirren. Jetzt schuf sie die Welt; aber umsonst rief ihr Kind Väinämöinen im Mutter Schoße die Sonne, den Mond und den Großen Vären um Befreiung an. Erst lange nachher gebar sie ihr Kind endlich auf dem Meere und langte nach abermaliger langer Irrfahrt mit ihm an einem Urgebirge an.

Nach einem andern der alten Lieder oder „Runen“ befreite Väinämöinen sich selbst, nachdem er 30 Sommer und 30 Winter im Schoße der Mutter gelebt. Er geht zur Schmiede, schmiedet sich einen leichten, erbsenstengelgleichen Hengst, um ins Land Pohjola zu reiten. Die Haine von Väinölä ritt er entlang und die Heiden Kalevala's und dann ans Meer und weiter an dessen Buchten. Da lauerte ihm ein schießäugiger Lappe auf, der alten Groll wider ihn hegte —

An dem Wasserfall voll Feuer,
An des heil'gen Flusses Wirbel,

spannte seinen Bogen und schoß auf ihn. Ihn selbst traf er nicht, aber sein erster Pfeil traf das Himmelsgewölbe, der zweite den Schoß der Erde, der dritte den Hengst, auf dem Väinämöinen ritt und der nun schußlos auf dem Meere trieb. Die erste Welt war verdorben. Es mußte eine neue gezimmert werden. Die finnische Volkspheantasie war darum ebenso wenig verlegen als unsere deutschen Philosophen, obwohl Väinämöinen vom Ich und Nicht-Ich, vom Absoluten, von Welt, Wille und Vorstellung noch nichts wußte.

Hier nun zählt der Mann die Meere,
Uebersieht der Held die Wogen;
Wo er seinen Kopf emporhebt,
Schafft mit Worten er ein Eiland;
Wohin er die Hände wendet,
Da erzeugt er eine Spitze;
Wo der Fuß den Grund berührt,
Gräbt er Gruben für die Fische;
Wo das Land dem Land sich nähert,
Segnet er die Rehzugsstellen;
Wo er auf dem Meere weiset,
Läßt er kleine Klippen wachsen,
Schafft er Riffe in dem Wasser,
Wo die Schiffe oft zersthellen,
Wo der Männer Leben endet¹.

¹ Uebersetzung von A. Schiefner.

Man kann die Scenerie nicht schöner beschreiben. Es müssen wunderbare Zaubermächte gewesen sein, die Festland und Meer so seltsam durcheinander gewürfelt haben. Während Wäinämöinen aber am Inselbauen ist — sieh! da schwingt sich auf mächtigem Fittich ein Adler aus Turja-Land herbei, fliegt ab und zu und kreist in weitem Bogen, um sich einen Platz zum Nisten auszuspähen. Wäinämöinen, der Riese, hebt da sein Knie aus dem Meer, das aussieht wie ein schön begrünter Wiesenhügel. Er gefällt dem Adler; derselbe baut sein Nest darauf, legt sieben Eier und bebrütet sie. Nun wird aber Wäinämöinen das Knie zu warm; er bewegt es; die Eier fallen auf den Meeresgrund und zerschellen. Aber das schadet nichts. Jetzt hat Wäinämöinen das nöthige Baumaterial, um eine neue Welt zu schaffen. Aus den Trümmern der sieben Adlereier gestaltet er Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne und spricht dabei:

Munasen alanen puoli
 Alaseksi maaemäksi!
 Munasen ylänen puoli
 Yläseksi taivoseksi!
 Mi munassi valkiata,
 Se päiväksi paistamahan!
 Mi munassa ruskiata,
 Se kuuski kumottamahan!
 Munasen muruja muita
 Ne tähikoi taivahalle!

Aus des Eies unt'rer Hälfte
 Soll die Erdentödlung werden!
 Aus des Eies ob'rer Hälfte
 Soll entsteh'n der hohe Himmel!
 Was im Ei sich Weißes findet,
 Strahle schön als Sonn' am Himmel!
 Was im Ei sich Gelbes findet,
 Leuchte hold als Mond am Himmel!
 Aus des Eies andern Stücken
 Werden Sterne an dem Himmel!

Und nun beginnt die Ausstattung der Erdentwohnung und die erste Cultur. Ganze Schaaren von Göttern werden aufgeboten zu dem wichtigen Werke: Pellerovinen, um die Erde mit Kräutern und Bäumen zu bepflanzen; Ahto, der Meereskönig, und seine Frau Wellamo, die Wasseralkte, um Gewässer und Fische in Ordnung zu halten; die Wellamo-Zungfrauen, um dem Fischer beizustehen und dem Wanderer über Flüsse und Stromschnellen dahinzuhelfen; Maan Emo, die Erdenmutter, um allen Gewächsen Leben und Triebkraft zu verleihen; Myrkkö, um dem Jäger Eichhörnchen zuzutreiben, Hittavainen, um ihm Hasen zu verschaffen, Käreitär, um ihm Füchse herbeizuholen; dann Tuonetar, die Schutzgöttin der Traubentirpche; Hongatar,

die Patronin der Tanne; Katajatar, die schöne Jungfrau, die Beschützerin des Wacholderbaumes, und Pihljatar, das kleine Mädchen, die Hüterin der Eberesche; vor allem aber der greise Waldgott Tapio, in dessen Lob die Sage unerschöpflich ist, der ehrwürdige Waldgreis mit seinem dunkelbraunen Barte, dem Pelzrock aus graugrünem Moose und der spizen Mütze aus Fichtennadeln, der Hügelgreis, der Waldkönig, der Wirth des Tapiohofes, der Erderhalter, der Gabenspender, der König der Wildniß, von dem es in der Rune heißt:

Dunkelbärt'ger Greis des Waldes,
Goldner König in dem Walde,
Gürte mit dem Schwert die Wälder,
Händ'ge Klingen ein den Hainen;
Kleid' in Leinwand du die Haine,
Du in Tuchgewand die Wälder,
Kleid' in Wolle du die Espen,
Schmücke du mit Gold die Fichten,
Föhren du mit Kupfergürteln,
Schmüd' mit Silbergürteln Tannen,
Birken du mit goldnen Schellen.

Nicht weniger wohlthätig als der Greis Tapio aber ist seine Frau Miellikki oder Wimerkki, die Wirthin des Tapiohofes, die wachsame Herrin, des Waldes honigreiche Mutter, des Waldes liebe Gabenmutter, ein stattliches, herrliches Weib, gut, mild und schön, mit goldenen Spangen an den Händen, goldenen Ringen an den Fingern, goldenen Kränzen auf dem Haupte, goldenen Binden im Haare und Perlen um die Augenbrauen. Ihrem goldenen Schlüssel ist die Schafstammer des Waldes anvertraut und der Honig, das Bier des Waldes, und die zahllose Schaar der durch Wald und Feld irrenden Thiere. Ein ungezähltes Gesinde unterstützt sie dabei, Tapio's Söhne und Tapio's Mädchen, von denen besonders Myrrikki mächtig ist, dem Jäger zu helfen, und die freundlichen Waldeshirtinnen Tellerwo und Tuulikki, die das Wild des Waldes hüten. Quonnottaret heißt die zahllose Schaar der Waldnympfen, um deren Hilfe die Ulmari-Wirthin zu Tapio fleht:

Sende von der Schöpfung Töchtern
Eine, um mein Vieh zu hüten,
Um die Heerde zu beschützen!
Hast der Mädchen ja gar viele,
Hunderte, die dir gehorchen,
In der Liste Räumen leben,
Wunderschöne Schöpfungstöchter.

Wohl im ganzen Bereiche der Weltliteratur ist das stille Leben des Waldes nie so poetisch, reich, anmuthig geschildert worden, als in den Liedern der Kalevala. Aber auch des ersten Ackerbauers ist gar schön gedacht, und

wie in dem Waldhauhalt Tapio's zuletzt alles von einem ehrwürdigen, väterlichen Greise gelenkt wird, so steht hinwieder die gesammte bunte Götterwelt, in der sich die Naturkräfte verkörpern, unter einem gemeinsamen, höchsten Gotte, Ukko, dessen Vorstellung derjenigen einer allgemeinen Vorsehung sich nähert. Nachdem der weise Held Väinämöinen seine Saaten auf der neugegründeten Erde gepflanzt, vermag er nicht, ihnen Gedeihen zu spenden; er muß zu Ukko rufen:

Ukko, du, o Gott dort oben,
 Du, o Vater, in dem Himmel,
 Der du in den Wolken wallest
 Und die Wölklein alle lenkest!
 Halte Rath du in der Wolke,
 Guten Rath du in den Lüften,
 Schick' aus Osten eine Wolke,
 Laß aus Nordost sie erscheinen,
 Sende andre her aus Westen,
 Schneller welche aus dem Süden,
 Segne Regen aus dem Himmel,
 Laß die Wolken Honig tränseln,
 Daß die Saaten munter rauschen.

Paßt auch die Beschreibung des Kalevalalandes am besten zu der südlichen Umgebung des Ladogasees, so gehört doch die Südküste von Finnland nebst den Ålandsinseln mit zu dem Kreise, welchem jene seltsame, phantastische Sagenpoesie entsproßte. Am frühesten aber ward der finnische Volksstamm von den Ålandsinseln verdrängt. Schon unter Erich dem Heiligen wanderten Schweden aus Helsingland ein. Birger Jarl, der Gründer Stockholms, soll dann auch hier den ersten besetzten Platz angelegt haben — das Schloß Castelholm, von dem jetzt noch Ruinen übrig sind. Dester's schlugen hier schwedische Könige ihren Sitz auf. Im Jahre 1507 wurde das Schloß von den Dänen genommen und verbrannt; sobald aber 1521 Gustav Wasa die Herrschaft in Schweden an sich gerissen hatte, sandte er einen seiner tüchtigsten Officiere, Hemming von Brodenhaus, auf die Ålandsinseln, dieselben wieder zu erobern. Um Menschenleben zu schonen, boten er und der dänische Feldoberst Lydr Frisemann sich einen Zweikampf an. Brodenhaus fiel. Die Schweden gaben indes den Kampf nicht auf, und es gelang ihnen, die Dänen für immer zu vertreiben. In den langen Kämpfen, welche Schweden und Rußland um den Besitz Finlands führten, blieben die Inseln in schwedischen Händen. Als die Russen sich derselben im Frühjahr 1808 zum erstenmal bemächtigten, hielten die Inselaner anfänglich jeden Widerstand für unmöglich und ergaben sich in ihr Schicksal. Der General Burghövdén, welcher Südfinnland bereits occupirt hatte, sandte ein Corps von 120 Mann auf die große Insel Åland, ein zweites von 500 Mann auf die Insel Kumlinge und kleinere Posten von Kosaten auf

verschiedene andere Punkte des Archipels. Als indes der General am 3. Mai plötzlich, unter Androhung der Verbannung nach Sibirien, den Befehl erließ, die Einwohner sollten innerhalb 24 Stunden alle größeren Schiffe seetüchtig an einem der Haupthäfen abliefern, da erwachte in den Inselanern der Muth der Verzweiflung. Die Ausführung des Befehls war geradezu unmöglich, weil die Sunde zwischen den Inseln noch zugefroren waren, und nicht daran zu denken war, in so kurzer Zeit überall das Eis zu brechen und die Wasserstraße frei zu machen. Einer der Vorsteher der Inseln, der Länzman Erich Arén, und der Pastor Gummerus beratheten sich, was zu thun. In der Nacht des 7. Mai sandten sie Eilboten an alle Kirchspiele ab und forderten die Bauern zu bewaffnetem Widerstande auf. Die bisherigen Beamten wurden für abgesetzt erklärt, weil sie sich den Russen unterworfen hätten, die Republik wurde ausgerufen und Arén und Gummerus zur provisorischen Regierung ernannt. Der russische Befehlshaber bekam Wind und versuchte zu entkommen. So schlecht die aufständischen Bauern aber bewaffnet waren — die meisten nur mit eisenbeschlagenen Stöcken, Sensen und Knütteln —, so gelang es ihnen doch, die russische Besatzung auf Åland zu überwältigen. Auch der flüchtige Befehlshaber fiel ihnen, nachdem er ein paar Tage umhergeirrt, in die Hände, und Erich Arén hatte die Freude, ihn und seine Leute als Gefangene nach Stockholm zu bringen. Auf der Insel Kumlinge wurden am 10. Mai die Bauern gleichfalls Meister; der russische Officier Quitsch lieferte ihnen seinen Degen ab und ließ sich mit seiner Mannschaft von dem Pastor Gummerus nach Stockholm führen. Die Inseln waren frei; denn die noch übrigen Kosakoposten waren bald überwunden. Leider mußte der König Gustav IV. Adolf den Muth und die Treue dieser wackeren Unterthanen weder gebührend zu schätzen, noch nachzuahmen. Einige Monate später gab er Finnland mit den Ålandsinseln den Russen preis. Diesen entging die strategische Bedeutung der Inseln nicht, welche einerseits den Schlüssel des Bottnischen Meerbusens bilden, andererseits Kronstadt und Sveaborg, die Bollwerke der russischen Hauptstadt, um ein drittes am Eingange des Finnischen Meerbusens vermehrten. Sie legten 1830 in Bomarsund gewaltige Befestigungen an, die fast unbefleglich zu werden versprochen. Während des Krimkrieges erschien jedoch im August 1854 ein französisch-englisches Geschwader unter dem Admiral Charles Napier und dem General Paraguan d'Hilliers und schoß die ungeheuren Bastionen zusammen. Am 16. August capitulirten die Russen, und am folgenden Tage führten die Sieger 2000 Gefangene, Finnen, Russen und Kosaken, mit sich fort. Im Pariser Frieden verpflichtete sich Rußland dann, die Festungswerke zu schleifen und die Ålandsinseln nicht mehr zu besetzen. Die Trümmer der Befestigung wurden vollends zerstört und verkauft, und so ist denn auf den Inseln nichts kriegerisches mehr zu sehen.

Etwa 18000 Einwohner haufen jetzt auf den 80 bewohnbaren größeren und kleineren Eilanden, zum geringern Theil mit Ackerbau und Viehzucht, mehr mit Handel und Schifffahrt, Jagd und Fischerei beschäftigt, ein kräftiges, muthiges, freiheitsliebendes Völklein, an das Meer und dessen Launen gewöhnt, abgehärtete, kühne Seeleute. Nur ein paar der Ortschaften werden von den zwischen Schweden und Finnland fahrenden Dampfschiffen berührt, die anderen sind an Segelschiffe und Ruderboote angewiesen und erfreuen sich deshalb noch patriarchalischer Abgeschiedenheit. Eigentlich große Ortschaften gibt es überhaupt nicht; die einzige, welche Stadtrechte besitzt, Mariehamn,



Ruinen des Schlosses Kastelholm.

an der Südspitze der Hauptinsel, hat nur gegen 500 Einwohner. Sie ist sonderbarerweise ziemlich weit vom Hafen weg angelegt; da nun noch die vermöglicheren Leute ihre Einkäufe in Åbo oder Stockholm machen, so ist wenig Aussicht, daß sie sich sehr stark entwickeln wird. Es ist indes ein überaus artiges Plätzchen, und wenn ich als Infulaner leben sollte, so möchte ich denn doch viel lieber in Mariehamn, als etwa in Thorshavn, Kenkjavik oder auf den Hebriden oder Orkneys zu Hause sein. Åbo ist mit dem Dampfer in einem halben Tage, Stockholm in etwa 18 Stunden zu erreichen. Von dem schönen bequemen Hafen, der von bewaldeten Schären gedeckt ist, führt eine vortreffliche Straße durch malerisches Gehölz in die

Stadt hinein, die zum Theil aus sehr ansehnlichen, wenn auch hölzernen Häusern besteht. Diese liegen weit auseinander, so daß jedem Licht, Luft und für den Sommer auch etwas Schatten belassen ist. Ich hatte ganz den Eindruck eines kleinen Villenstädtchens, wo gemüthliche Leute, fern dem tollen Treiben der modernen Industrie, im behaglichen Frieden sich ihres Lebens freuen. Der weise Väinämöinen würde sich ohne Zweifel sehr wundern, wenn er all den netten Comfort sähe, den sich die Einwohner aus dem Lande Pohjola und aus anderen Ländern zu verschaffen wußten, um sich für Winter und Sommer ganz freundlich einzurichten. Die Zeit der Birkenrindecultur ist vorüber, und die Frauen, welche wie die Holländerinnen wegen ihrer tadellosen Keuschheitsliebe berühmt sind, wissen zwar nichts mehr von den Herereien der Pohjola-Wirthin, aber um so mehr von aller nützlichen und praktischen Hausindustrie der neuern Zeit. Ganz Mariehamn ist noch neu, erst 1859 angelegt; dagegen besitzt die Sundsgemeinde, etwa 20 Werst weiter nach Nordost gelegen, noch eine alte Steinkirche aus katholischer Zeit, deren Altar mit den Bildern des Weltheilands, der allerseligsten Jungfrau und der zwölf Apostel geschmückt ist. Den Glockenturm ließ die Königin Katharina Jagellonica bauen, welche, seit 1562 mit Johann III. vermählt, im Jahre 1583 starb, die eifrigste Beförderin der Wiedervereinigung Schwedens mit der katholischen Kirche, eine der edelsten Frauen, welche je den schwedischen Thron zierten. Ein Stein vor dem alten Gotteshaus wird noch jetzt als „Stein der Königin“ gezeigt, weil sie hier vom Pferde gestiegen sein soll, um zur heiligen Messe zu gehen.

Als wir uns Åbo näherten, wurden die Küsteninseln etwas höher und bedeutender; die Wasserstraße dagegen verengerte sich zu dem Flusse Aura oder Aurajoki. Bald zeigte sich ein großes, weißes Gebäude, das ich anfänglich für eine Kirche hielt. Es war aber das Schloß, ein massiger Bau, aus zwei parallel laufenden Flügeln bestehend, welche an den Enden durch zwei mächtige, viereckige Thürme verbunden sind. Es hat gar keinen Schmuck, nur wenige Fenster, und sieht daher schrecklich finster aus, wie ein grimmiges Castell aus alter Zeit. Den Grund dazu soll schon der hl. Erich gelegt haben. Hinter dem düstern Bau breitete sich die Stadt aus zwischen freundlichem Grün, aber weiterhin von ziemlich kahlen Höhen umgeben. Größere Seeschiffe müssen an der Mündung des Flusses, an dem Sund von Runjala, vor Anker gehen. Wir fuhren weiter den Fluß hinauf, bis nahe an die erste Brücke, welche die beiden Theile der Stadt verbindet. Unterwegs stiegen Zollbeamte ein und revidirten unser Gepäc. Da sie keine Waffen bei mir entdeckten und an Literatur nur eine Tauchnitz-Ausgabe von Dickens' David Copperfield, so ließen sie mich in Frieden. Wir durften ans Land steigen und hatten einen ganzen Nachmittag vor uns, um die Stadt zu besichtigen.

25. Åbo.

Selten hat mich eine Stadt so freudig überrascht, ja gerührt wie diese. Wie kaum je anderswo, glaubte ich hier allen katholischen Erinnerungen entrückt zu sein, und siehe da! nach wenigen Schritten standen wir auf einem großen, freien Plage; vor uns ragt auf einer mit schönen Bäumen bepflanzten Terrasse ein majestätischer Dom empor, und er trägt den Namen eines katholischen Heiligen — Sanct Heinrich —, eines Bischofs von Upsala und des ersten Bischofs von Åbo und von Finnland überhaupt. Martyrerblut hat auch diesen Boden geheiligt, eine bischöfliche Hand hat auch hier das Kreuz gepflanzt, und mit dem Namen des ersten Bischofs ist die Civilisation des Landes für immer verflochten.

Von Geburt ein Engländer, wie der große Bonifatius, regierte der hl. Heinrich von 1152—1157 die Kirche von Upsala, weihte am 15. August 1156 die von dem heiligen König Erich Jedwards-son erbaute Kathedrale daselbst ein und stand diesem ausgezeichneten Fürsten in der Befestigung und Ausbreitung des Christenthums mit Rath und That zur Seite. „Als aber das Volk von Finnland,“ so meldet die Legende, „damals ein blindes und grausames Heidenthüm, den Bewohnern Schwedens schweren Schaden zufügte, da nahm der heilige König Erich den seligen Bischof Heinrich von Upsala mit sich, sammelte ein Heer und zog wider die Feinde des christlichen Namens zu Felde. Mit mächtiger Hand unterwarf er sie dem Glauben und seiner Herrschaft, ließ viele taufen, gründete Kirchen in jenen Gegenden und lehrte dann sieg- und ruhmgekrönt nach Schweden zurück. Der selige Heinrich aber betrachtete sich als den von Gott gesetzten Hüter jenes Weinberges, berufen, die noch zarten Pflänzchen der Neubekehrten mit dem Regen himmlischer Lehre zu befruchten und die Verehrung Gottes in jenen Landstrichen zu befestigen, und blieb deshalb muthvoll zurück. O, welch ein Eifer des Glaubens, welch eine Glut der göttlichen Liebe hatte den goldenen Altar des frommen Bischofs entflammt, daß er auf allen Reichthum und alle Pracht, auf den Trost seiner Freunde und auf den erhabenen Sitz der Kirche von Upsala verzichtete, daß er für die Rettung weniger armer Schäflein sich tausendfachen Tode aussetzte — das Beispiel jenes Hirten nachahmend, der die 99 Schäflein in der Wüste ließ, um dem einen ver-

irren nachzugehen und, nachdem er es gefunden, es auf den eigenen Schultern zur Bürde zurückzutragen!“

Der gute Hirt ließ wirklich sein Leben in Erfüllung seiner Hirtenpflicht. Ein entmenschter Bauer, Lallo mit Namen, über den er wegen seiner Verbrechen schwere Kirchenbuße verhängt hatte, fiel ihn selbst an und mordete ihn grausam hin. Wunder verherrlichten indes alsbald den treuen Martyrer seiner Pflicht. Das Volk widmete ihm die innigste Verehrung; der Glaube, den er mit seinem Blute bezeugte, faßte weithin feste Wurzeln, und Adrian IV. canonisirte Heinrich schon im folgenden Jahre 1158, indem er Åbo zugleich zum Bischofsstuhle erhob. Die neue Kathedrale wurde dem hl. Heinrich geweiht, seine Reliquien feierlich darin ausgestellt und sein Fest am 19. Januar, später am 18. Juni begangen. So ist Åbo die erste Stadt Finnlands, der Ausgangspunkt seiner Cultur und seines Geisteslebens geworden und ist es geblieben bis in dieses Jahrhundert hinein.

Das Bisthum blieb indes ein vorgehobener Posten, stets bekämpft und gefährdet. Wiederholt mußten selbst die Päpste, so Alexander III. und Gregor IX., zum Kreuzzug gegen die noch heidnisch gebliebenen Finnen auffordern, welche nicht nur das Christenthum mit Feuer und Schwert von sich wiesen, sondern noch unaufhörlich die Ruhe des christlich gewordenen Schwedenreiches bedrohten. Stadt und Kathedrale wurden während des 13. Jahrhunderts wiederholt von den Russen erobert und geplündert, bis endlich der Friede von Nöteborg 1323 ruhigere Zeiten herbeiführte und die Stadt ungestört emporblühen konnte.

Von den späteren Bischöfen ragen besonders Hemming (1338—1366), der persönliche Freund der hl. Virgitta, und Magnus Sawast (1412—1450) hervor. Der erstere gründete zu Åbo eine Bibliothek und ordnete durch Statuten die kirchliche Verwaltung, der andere erweiterte den Dom, hob die Domschule, mehrte die Zahl der Landkirchen und machte einen Pilgerzug ins Gelobte Land mit. Gegen das Ende des Mittelalters besaß Finnland sechs Klöster: zwei Dominikanerklöster (in Åbo und Wiborg), drei Franziskanerklöster (in Wiborg, Raumo und Rödär auf den Ålandsinseln) und das Brigittinerkloster Näbdal, das bedeutendste von allen. Jedes der Klöster hatte seine eigene Schule, nebst der Domschule zu Åbo, von der begabtere Jünglinge zu weiterer Ausbildung ins Ausland, besonders nach Prag und Paris, gesandt wurden. Der Bischof Magnus Sawast, dessen Grabmal noch in der Corpus-Christi-Kapelle des Domes zu sehen ist, war in Prag gebildet. Die Städte Åbo und Wiborg hatten Spitäler und zahlreiche Bruderschaften. Viele Dorfkirchen entstanden durch das ganze Land hin, und die kirchliche Kunst des Mittelalters drang bis an die entlegenen Seen und Wälder des innern Finnland.

Da die Christianisirung Finnlands sich von Schweden aus vollzog, geistige und materielle Bildung von hier aus in die halbbarbarische Ur-

bevölkerung drang, das Land unter Schweden blieb, die Städte von hier aus gegründet wurden, der Küstenhandel hauptsächlich den Hanseaten gehörte, so begreift es sich, daß die alte Landessprache zurückgedrängt werden mußte, ohne daß die schwedischen Eroberer oder gar die christlichen Missionäre dies ausdrücklich beabsichtigt hätten. Sowohl die Tawastländer im mittlern Finnland als die Karelen im östlichen Finnland waren übrigens die hartnäckigsten Götzanbeter von der Welt und setzten dem Fortschritte des Christenthums jahrhundertlang den blutigsten Widerstand entgegen. Ihre alten Götterjagen, welche aufs innigste mit ihrer Stammessprache zusammenhingen, konnten deshalb für die ersten Verkünder des Christenthums nicht als ein harmloses poetisches Phantasiespiel erscheinen, wie uns heute die Lieder der Kalevala; diese selben Sagen standen ihnen als ein abergläubischer, nichtswürdiger Götzendienst gegenüber, der sich gegen die reinere Lehre Christi mit dämonischer Zähigkeit wehrte. Das erhellt aus dem Abriß, den noch 1551 der Lutheraner Michael Agricola von denselben gab.

„Manchen Abgöttern“, so sagt er, „diente man vormals hier nah und fern. Diese verehrten die Tawastländer, sowohl Männer als Weiber. Tapio war aus dem Walde den Fanggeräthen günstig, und Uhti brachte aus dem Wasser die Fische. Animäinen (Wainämöinen) schmiedete Lieder, Kaskoi ertheilte Finsterniß dem Monde. Vielio gebot über Kräuter, Wurzeln und Bäume und anderes dergleichen. Ilmarinen machte Ruhe und Wetter und führte den Wandernden weiter. Turisas gab Beute aus dem Kriege. Kratti trug Sorge um den Reichthum. Tontu lenkte den Gang des Hauses, wie Piru (der Teufel) manchen irre führte. Die Kapeet fraßen ihnen den Mond auf, die Kalevalasöhne mähten die Wiesen u. dgl.

„Aber die Abgötter, welche die Karelen verehrten, waren diese: Kougoteus gab Roggen, Pellonpekke begünstigte das Wachstum der Gerste, Wiranlannos hütete den Hafer. Sonst war man ohne Hafer. Egres schuf Erbsen, Bohnen, Rüben, brachte Kohl, Flachß und Hanf hervor. Rööndös besorgte die Rodungen und Felder, wie es ihrem Aberglauben erschien; und wenn die Frühlingsfaat gesät wurde, wurde Ukko's Schale getrunken. Zu der Zeit wurde Ukko's Korb gesucht, so die Magd und die Frau berauscht. Dann wurden viele Schandthaten verübt, die man sowohl hören als sehen konnte. Wenn Kauni, Ukko's Weib, lärnte, tobte auch Ukko gar gründlich. Er gab dann Wetter und neue Ernte. Kätri vermehrte das Wachstum der Heerden. Hiisi gönnte Beute aus den Wäldern; Weden emä führte die Fische ins Netz. Nyrkes gab Eichhörnchen aus dem Walde, Pittavanin brachte Hasen aus dem Gebüsch. Ist dies Volk wohl ohne Bethörung, welches an sie glaubt und sie anbetet? Damals brachte der Teufel (Piru) und die Sünde sie dazu, daß sie dieselben verehrten und an sie glaubten. Man brachte in die Gräber der Verstorbenen Speise, man klagte, heulte und weinte darin. Auch die Menningeisjet erhielten ihre eigenen Opfer, weil

die Wittwen und Weiber dafür sorgten. Auch diente man vielem andern, Steinen, Baumstümpfen, der Sonne, dem Monde.“

Es liegt auf der Hand, daß die ersten christlichen Glaubensboten und deren Nachfolger kein Interesse hatten, Volkspoesien zu erhalten und aufzuzeichnen, welche mit einem solchen götzendienertischen Aberglauben zusammenhängen. Der religiöse Unterricht durch Predigt und Katechese wurde mündlich erteilt. Die Sprache der Kirche und der Wissenschaft war das Lateinische. So blieb die Gründung einer finnischen Literatur einer spätern Zeit vorbehalten, als das Land, gleich Schweden, bereits von der Kirche abgefallen war. Daß letztere dafür kein Tadel trifft, gesteht der finnische Gelehrte E. G. Palmén unumwunden zu. „In mancher Hinsicht“, sagt er von der katholischen Kirche, „näherete sie sich dem Volke und zeigte sich voll Eifer für dessen Wohl, sowohl durch Unterricht, als durch die Ausübung einer durch und durch christlichen Liebe und Wohlthätigkeit.“

Mit der Protestantisirung Schwedens durch Gustav Wasa war auch diejenige Finnlands entschieden. Man ließ dem Volke die heilige Messe und den katholischen Ritus, so daß es den Abfall kaum empfand und dem Einziehen der geistlichen Güter, der Aufhebung der Klöster und geistlichen Aemter keinen Widerstand entgegensetzte. Ohne Murren sah es zu, wie die Kirchensätze von König und Adel geplündert, ja selbst die Glocken eingeschmolzen und „nützlicher“ verwendet wurden, alle Stiftungen und Schulen verfielen. Einen mächtigen Förderer erhielt der Lutheranismus an Peter Särkilassi, Canonicus von Åbo, welcher die Anschauungen Luthers in Deutschland selbst angenommen hatte und dann in Åbo predigte. Von acht Jünglingen, die darauf zu weiterem Studium der neuen Lehre nach Wittenberg gesandt wurden, that sich besonders Michael Agricola hervor. Er übersezte erst das Neue Testament ins Finnische, schrieb dann ein ABC-Buch, einen Katechismus, ein Gebetbuch, ein Messbuch, ein Psalmenbuch, übertrug auch einen Theil des Alten Testaments und wurde so der Begründer der finnischen Literatur. Denn für all diese Arbeiten hatte er keine Vorlagen, sondern er mußte sich den Wortschatz aus der Volkssprache selbst zusammenholen. Er wurde 1554 zum ersten lutherischen Bischof von Åbo ernannt, starb aber schon 1557. Als in demselben Jahre Gustav Wasa seinen Lieblingssohn Johann zum Herzog von Finnland machte, leuchtete zum letzten Male der Kirche ein Hoffnungsstrahl in diesem Lande. Er liebte Finnland und wurde durch seine katholische Gemahlin Katharina Jagellonica lebhaft für die alte Kirche eingenommen. Die Zeit, da das Fürstenpaar zu Åbo Hof hielt, war wohl die glänzendste, welche die Stadt je gesehen. Sie dauerte jedoch nicht lange. Bald wurde Johann Gefangener im Schlosse von Åbo und dann in Gripsholm, und als er 1568 selbst König von Schweden wurde, da hatte er keine Zeit mehr, sich viel mit Finnland zu beschäftigen, und nach dem Tode seiner ausgezeichneten Gattin erloß auch sein Eifer für die alte Religion.

Als Johann starb, fiel Finnland den größten inneren Unruhen anheim. Die Bauern erhoben sich zu einem allgemeinen Aufstande, dem sogen. Rentenkrieg, der wie der deutsche Bauernkrieg für die Bauern einen sehr unheilvollen Ausgang nahm, über 11 000 Menschen das Leben kostete und die übriggebliebenen Bauern zwang, sich verarmt und widerwillig dem Machtgebot des Adels und der Herren zu fügen. Unter Gustav Adolf hob sich das Land wieder etwas, und ein großer Theil des finnischen Adels, so die Horn, Stålhandske, Wittenberg, Munk, Rijk, Gyllenbrook u. s. w., nahm an seinen „evangelischen Ritten“ in deutschen Landen theil.

Eine glänzendere Epoche aber brach für Åbo erst unter Königin Christina und unter dem Statthalter Peter Brahe an. Dieser gründete 1640 an Stelle der einstigen Domschule eine Universität, die man zuerst zwar nur mit Schweden besetzen konnte, an der aber auf Brahe's Wunsch auch die finnische Sprache eifrige Pflege fand. Die Finnen Hoffmann, Stodius und Favorin vollendeten 1642 gemeinsam mit dem Schweden Eskil Peträus die Uebersetzung der gesammten Bibel. Letzterer gab auch eine Grammatik der finnischen Sprache heraus. Åbo erhielt eine Druckerei, und die finnische Literatur nahm rasch einen blühenden Aufschwung. Auf politischem Gebiete drängte indes das schwedische Element das finnische immer mehr zurück. Bald sank die finnische Sprache, welche Peter Brahe für „eine Ehre des Landes“ erklärt hatte, in den Augen des Adels zu dem Range eines bäuerischen Kauderwälsch herab. Nach dem großen Kriege von 1700—1721 war das Land völlig verwüstet, die Universität verödet, die finnische Sprache in die Hände der Bauern verwiesen. In dem Friedensschluß zu Nyttstadt 1721 rissen die siegreichen Russen erst ein kleineres Stück von Finnland ab, in demjenigen zu Åbo 1743 fast die Hälfte; in demjenigen zu Fredrikshamn endlich 1809 fiel das ganze Land in die Hände des Czaren, doch durchaus nicht als eine dem rücksichtslosesten Absolutismus überantwortete Helotenprovinz, sondern als selbständiges Großfürstenthum mit constitutioneller, oder besser gesagt, ständischer Verfassung, nur durch Personal-Union mit dem russischen Weltreich verbunden. Alt-Finnland, oder das Gouvernement Wyborg, das theilweise schon seit Peter dem Großen mit Rußland verschmolzen war, wurde an das neue Großfürstenthum zurückgegeben und erlangte die mannigfachen Vortheile der neuen Verfassung, welche der schwedischen nachgebildet ist.

„Das Volk von Finnland“, so erklärte Alexander I., „steht fortan auf der Rangstufe der europäischen Nationen.“ Er eröffnete persönlich am 27. Mai 1809 den ersten finnischen Landtag in Borgå und bestätigte „die Religion und die Grundgesetze des Landes, sowie die Vorrechte und Gerechtigkeiten, welche jeder Stand in besagtem Großfürstenthum insbesondere, und alle seine Bewohner überhaupt, höhere wie niedere, bis dahin der Verfassung gemäß genossen“. Und die Finnen nahmen dieses Kaiserwort mit ungeheurem Jubel auf. Bald nachher, und zwar bis 1863, vergaßen jedoch die „Großfürsten“,

den Landtag einzuberufen, der die Rechte der vier verfassungsmäßigen Stände — Adel, Clerus, Bürger, Bauern — zur Geltung bringen sollte. An Stelle des finnischen Conseils, das, drei Mann stark, in St. Petersburg die Interessen des Landes beim „Großfürsten“ vertreten sollte, begnügte sich dieser von 1826—1857 mit einem Minister-Staatssecretär. Der Senat, anfänglich aus 14, jetzt aus 20 Mitgliedern bestehend, erhielt bereits 1816 das Prädicat „kaiserlich“. An der Spitze desselben steht der Generalgouverneur, der zugleich die oberste Polizei- und Militärgewalt in seinen Händen hat.

Åbo blieb vorläufig Hauptstadt, Sitz des Generalgouverneurs und des Senats, Sitz des lutherischen Erzbischofs und Sitz der Universität. Schon 1817 wurden indes die höchsten Regierungsbehörden nach Helsingfors verlegt, 1827, nachdem ein ungeheurer Brand die Stadt verwüstet hatte, auch die Universität. Nur der Erzbischof ist geblieben, und die günstige Lage am Kreuzungspunkt des Bottenischen und Finnischen Meerbusens mit dem Baltischen Meere hat es der schwer geprüften Stadt möglich gemacht, sich wieder zu einem ansehnlichen Handelsplatz emporzuarbeiten.

Der Dom von Åbo, in seiner ersten Anlage romanisch, später gotisch ausgebaut, unzähligenmal geplündert und geschädigt, im Geschmack verschiedener Zeiten dann wiederhergestellt, aufgeflickt und verbaut, seit dem Brande von 1827 wohl renovirt, aber nicht von Grund aus stilgerecht erneuert, ist kein architektonisches Meisterwerk wie die Dome von Thronbjem und Upsala, aber doch immer ein imposanter Bau, wie jene das Grabdenkmal eines Nationalheiligen, die ehrwürdige Stamm- und Mutterkirche eines ganzen Landes. Seines alten Schmuckes ist er freilich längst beraubt, und von dem neuern erinnert nur weniges daran. Fresken im Chor stellen den hl. Heinrich dar, wie er an der Quelle Ruppis die Finnen tauft, aber gleich gegenüber den Michael Agricola, der Gustav Wasa die Uebersetzung des Neuen Testaments überreicht. Die Gräber der 23 katholischen Bischöfe, die von 1157—1522 zu Åbo walteten, sind verschwunden. Könige und Fürsten gab es hier keine zu begraben, und so sind die Seitentapellen an Chor und Schiff zu einem Mausoleum des schwedischen und finnischen Adels geworden. Da ruhen die Tott, Stålhandste, Horn, Kurli, Finde, Munk, Rijk, Birkholz, Ohlenbrook u. a. neben lutherischen „Bischöfen“ und „Erzbischöfen“. Auch der armen Corporalstochter Karin Mänsdotter, welche der irrsinnige König Erik XIV. 1567 als Gemahlin zu sich auf den Thron erhob und welche nach höchst tragischen Schicksalen 1612 zu Viufjala in Finnland starb, wurde hier 1865 ein prächtiger Sarkophag errichtet. Ob sie diese Ehre mehr ihrem romantischen Lebenslaufe dankt, oder ihrem Tod auf finnischem Boden, oder dem Umstande, daß sie durch ihre Tochter Sigrid mit dem gräflichen Hause der Tott verschwägert wurde: das weiß ich nicht zu sagen.

Mehr als die gräfliche Herrlichkeit der Chorkapellen mit ihren Wappenschilden und den Jahreszahlen: 1631 Breitenfeld, 1632 Lech, 1632 Nieder-Ulm,

Denkmal des Gelehrten Gabriel Porthan.

1632 Lützen, 1633 Hameln, 1636 Wittstock, 1638 Perleberg, 1640 Schönau u. s. w., welche an die vollständige Niedertretung Deutschlands durch die „Goten“ und „Finnen“ erinnerten, interessirte mich ein Denkmal, das nahe am Domplatz unter schönen Bäumen stand. Ein ernster Mann saß da in



Kathedrale von Åbo.

Bronze auf granitem Postament, eine Rolle in der Linken, den Griffel in der Rechten, und die Inschrift lautete:

Aeternae memoriae
viro
Henrico Gabrieli Porthan
patria memor.
Suomen maan Suomen kansan
Arvohon asetta jalla
Tähän kaikki Suomen kansa
Muistopatsahan panetti.

Das heißt: „Dem Manne, der ewiges Andenken verdient, Heinrich Gabriel Porthan, das dankbare Vaterland. — Demjenigen, der die Ehre Finnlands und des finnischen Volkes erhob, errichtete das finnische Volk diese Statue.“

Er war ein schlichter, stiller Gelehrter, dieser Mann. Er hat niemand todtgeschlagen oder todtgeschlagen lassen. 1739 geboren, ward er frühe Professor der Geschichte an der Universität von Abo und wirkte da bis zu seinem Tode 1804. Obwohl er auf Lateinisch und Schwedisch schrieb, so war er es doch, der nach einer langen Periode des Verfalls die Finnen wieder an ihre eigene Nationalität, Sprache, Literatur und Geschichte erinnerte. Von einem Agitator hatte er gar nichts; aber das trodene Material, das er über finnische Geographie, Geschichte und Volkskunde sammelte, zündete in seinen Schülern mit blitzartiger Gewalt. Sein Werk *De poësi fennica* hatte eine ganze Literatur im Gefolge. Schon 1776 wurde der erste Anlauf zur Gründung einer finnischen Zeitung gemacht, die zwar nicht lange bestand, aber von 1820 an acht Jahre lang aushielt und endlich doch den Erfolg hatte, daß neben 25 Zeitungen in schwedischer Sprache Finnland heute 30 Zeitungen in seiner alten Landessprache besitzt. Von Porthans Schülern erforschten Tengström und Alopäus die vaterländische Geschichte, Ganander und Lenquist die alten Sprachschätze und Sagen; sein College Galonius, in Schweden hoch angesehen, widmete sich der einheimischen Rechtsgeschichte und verbesserte die finnische Uebersetzung der Rechtsbücher. Als Finnland 1809 an Rußland kam, war die finnische Sprache zwar noch nicht wieder so gut zu Ansehen und zur Herrschaft gelangt, daß man sich getraut hätte, sie als officielle Sprache vorzuschlagen. Die höheren Stände waren fast ausnahmslos noch schwedisch gebildet; der Dichter Franzén, ein Freund und Schüler Porthans, wurde sogar schwedischer Classifier. Wollte man nicht die größte Zwifligkeit und Verwirrung hervorufen, so mußte man entweder die Sprache des neuen Landesherren, das Russische, annehmen oder vorläufig beim Schwedischen bleiben. Die tüchtigsten Patrioten entschieden sich für das letztere, und der officielle Verkehr im Lande selbst, wie mit dem Czaren und seiner Regierung, wurde fortan in schwedischer Sprache geführt. Damit erlosch jedoch die von Porthan angeregte Bewegung nicht, ihre Wellenschläge wurden vielmehr unter der folgenden Generation immer weiter und mächtiger. Um den hochbegabten Arzt und Sprachforscher Elias Lönnrot, den Dichter Joh. Ludwig Runeberg und den Philosophen Joh. Wilh. Snellmann sammelte sich im Laufe der dreißiger und vierziger Jahre eine ganze Schaar talentvoller Jünglinge, welche dieselbe Begeisterung für heimische Sprache und Volksthum vereinigte. Im Jahre 1831 wurde die finnische Sprachgesellschaft gegründet, durch welche das gemeinsame Streben feste Organisation gewann. Im Jahre 1835 lag schon die bahnbrechende Publication bereit, durch welche das Finnische seinen bedeutamen Platz in der Weltliteratur einnehmen sollte: das Volksepos „Kalevala oder die karelisthen Runen des alten Finnland“.

Das finnische Wort „Runo“ bezeichnet nicht wie das schwedische „Runa“ die altskandinavischen Buchstaben, sondern einen aus acht Silben bestehenden Vers, und dann auch übertragen ein Lied, einen Gesang. Eine Menge solcher Lieder lebten im Volke fort und wurden, vom Ladogasee hinauf bis ans Eismeer, zur Kantele, einer fünfsaitigen Zither, gesungen. Bereits durch Porthan und Ganander war das Interesse der Gebildeten für diese Gesänge wachgerufen worden. Lönnrot, als Sohn eines Schneiders 1802 zu Sammati im District Helsingfors geboren, hatte sich vom Apothekerlehrling und Apotheker 1832 zum Doctor medicinae emporgearbeitet, dabei aber die Liebe zum Volkslied bewahrt, die er in früher Jugend in sich aufgenommen hatte. Er verfiel auf den glücklichen Gedanken, nicht nur die Sammlung der bisher bekannten Stücke zu erweitern, sondern auch dem Zusammenhang nachzuspüren, den sie einst gehabt haben könnten. So wanderte er denn, theils zu Fuß, theils auf Booten, von See zu See und von Gehöfte zu Gehöfte, vom Finniſchen Meerbusen bis an den Ladogasee und von da hinauf nach Archangelst, ließ sich in den rauchigen Kotas (Hütten) die alten Lieder singen und sagen und schrieb sie auf. Die Literaturgesellschaft wußte um seine Forschungsreise; niemand hatte jedoch eine Ahnung von dem Umfang der Sammlung, welche er im Laufe von etwa drei Jahren zusammenbrachte, zeitweilig noch durch die Cholera gestört und genöthigt, monatelang sich ausschließlich dem ärztlichen Berufe zu widmen. Am Weihnachten 1833 ergaben die Lieder, welche sich auf Wäinämöinen, den Heroſ der altfinniſchen Poesie, und seine Genossen bezogen, allein schon 16 Gesänge mit etwa 5000 Versen. Nachdem er dann noch ein Jahr weiter geforscht, wuchs das Gedicht auf 32 Gesänge mit 12000 Versen an. Im November 1835 erschien es im Druck. Man hatte aber nur 500 Exemplare abziehen gewagt, so wenig rechnete man noch auf ein allgemeines Interesse. Wirklich fehlte es auch nicht an Stimmen, welche Lönnrot für einen zweiten Macpherson hielten und ihn anklagten, daß er zwar wirkliche Volksgesänge zur Grundlage genommen, aber ein gut Theil der Verse selbst geschmiedet und nach eigenen Ideen zum Ganzen verschmolzen habe. Die Klage mußte indes bald vor dem allgemeinen Beifall verstummen. Die besten Kenner der finnischen Sprache und des finnischen Volkes waren in der Sprachgesellschaft vereinigt, und hier herrschte über Lönnrots Arbeit nur eine Stimme der Anerkennung und Bewunderung. Die Gesellschaft wandte sich an ihn um einen genauen Plan, nach welchem die noch übrigen Schätze der Volksliteratur der Vergessenheit entrissen und zum Anſaße einer neuen nationalen Literatur gemacht werden könnten. Kalevala selbst wuchs durch weitere Sammlung alter Lieder auf 50 Gesänge mit 22793 Versen an, welche 1849 in einer zweiten Ausgabe der Dichtung einheitlich geordnet erschienen.

Die Haupthelden der Kalevala sind drei Götterjöhne oder Heroen: Wäinämöinen, der Erfinder des Liedes und der Kantele, der finnische Apoll

und Orpheus, dessen lieblichem Gesang Meer und Land, Menschen und Thiere wie bezaubert lauschen; Ilmarinen, der finnische Vulkan oder Wieland, der durch seine Schmiedekunst im Feuer die herrlichsten Schmucksachen und die wunderbarsten Zauberdinge hervorbringt, und endlich Lemminkäinen, der finnische Mars und Paris zugleich, ein kampflustiger, übermüthiger Geselle, der allen Weibern den Kopf verdreht und mit allen Männern Händel bekommt, mit tollen Streichen die vorsichtigen Pläne Wäinämöinens durchkreuzt und schließlich mit Zauberei sich überall wieder aus der Klemme hilft, ja sogar einmal, nachdem er schon getödtet und in Stücke geschnitten worden, von seiner Mutter wieder zusammengesetzt und neu belebt wird.

Alle drei Helden wohnen in Kalevala, d. h. nach der Erklärung Castréns in Kalevaheim, einem Dorfe oder einer Landschaft, in der jeder von den dreien seine eigene Hütte hat. Manche Züge der Beschreibung weisen auf die Umgebung des Ladogasees, andere jedoch haben mythologischen Charakter, so daß das Kalevaheim dem Asgard der nordischen Göttersage entspricht. Von Kalevala ziehen sie aus auf Abenteuer nach dem Lande Pohjola oder Pohja, womit die heutigen Finnen das nördliche Finnland bis hinauf nach Lappland bezeichnen. In diesem dunkeln Lande Pohjola gab es nun ein strahlendes Licht, eine schöne Jungfrau, die weit und breit über Land und Meer gefeiert war. Nachdem der alte Wäinämöinen vergeblich um die Schwester des jungen Soukiahainen gefreit, diese sich ins Meer gestürzt, um ihm zu entgehen, nachdem er dann vergeblich sich bemüht, sie wieder aufzufischen, entschließt er sich zur Brautfahrt nach dem Lande Pohjola. Unter vielen Abenteuern wird er zuletzt von einem Adler dahingetragen. Die Wirthin von Pohjola, Louhi, eine mächtige Zauberin, will ihm aber ihre schöne Tochter nicht geben, wenn er ihr nicht den Sampo schmiede — ein Zauberwerkzeug, das man mit der Handmühle Grotti in der skandinavischen Sage verglichen hat. Es ist aber ein noch viel wunderbarereres Ding. Aus einer Schwanenfeder, einem Gerstentorn, der Wollflocke eines Sommerschafes und der Milch einer trächtigen Kuh geschmiedet, ist es der allgemeine Talisman für irdisches Wohlsein, für den Segen der Jagd, des Ackerbaus und der Viehzucht zugleich.

Wäinämöinen vermag den Sampo nicht zu schmieden; er schickt aber den Schmied Ilmarinen nach Pohjola. Diesem werden die sonderbarsten Kunststücke auferlegt: dann soll er die schöne Tochter bekommen. Er soll ein Pferdehaar mit einem Messer ohne Spitze spalten, er soll eine Schlinge um ein Ei legen, ohne daß man die Schlinge merkt, er soll Rinde von einem Stein schälen, Zaunstangen aus Eis schlagen und aus einem Spindelstück ein Boot zimmern und ins Meer stoßen, ohne Hand und Fuß dabei zu gebrauchen. Alles gelingt, nur das letzte nicht.

Nun kommt Lemminkäinen an die Reihe, dem die leichtsinnige Kullikki untreu geworden und der deshalb eine andere Frau wünscht. Auch er leistet

im Lande Pohjola die unerbörtesten Wunderdinge: er fängt Hiisis' rasches Elenthier ein, bändigt Hiisis' Feuerroß; aber als er den Schwan im Tuonelaflus schießen will, da wird er selbst von einem blinden Hirten, dem finnischen Hödur, zu Tode getroffen und in Stücke gehauen.

Abermals fährt nun Wäinämöinen gen Pohjola; aber der Schmied Ilmarinen hört davon, kommt ihm zuvor, verrichtet wieder die tollsten Zauberkünste, schmiedet den Sampo und erhält wirklich die Tochter der Wirthin von Pohjola zur Frau. Die Hochzeit wird glänzend gefeiert. Lemminkäinen, den unterdessen seine Mutter wieder ins Leben zurückgerufen, ergrimmt darüber, erschlägt den Vater der Braut und muß fliehen. Die Braut selbst wird von dem keden Kullervo ungebracht. Ilmarinen schmiedet sich eine neue aus Gold und Silber; aber diese befriedigt ihn nicht, und er beschließt, sich eine lebendige Braut im Lande Pohjola zu holen.

Es folgt nun eine gemeinsame Fahrt der drei Kalevala-Helden, um den Sampo aus dem Lande Pohjola zu entführen. Der Plan gelingt; doch die Pohjola-Wirthin regt jetzt einen fürchterlichen Sturm auf. Dabei geht aber nicht nur die Harfe Wäinämöinens, sondern auch der Sampo in Stücke. Die Wirthin von Pohjola bringt nur den Deckel des Sampu nach Hause zurück.

Deshalb ist in Pohja Jammer,
Fehlet es an Brod in Lappland.

Furchtbar rächt sich die beraubte Zauberin aus Pohjola — erst mit Krankheiten, die aber Wäinämöinen als Arzt vertreibt, dann mit einem Bären, den Wäinämöinen als kühner Jäger erlegt. Um die Seele des getödteten Bären zu beschwichtigen, hält er ein Fest und singt dabei so schön, daß Sonne und Mond sich zur Erde herniederneigen, um zuzuhören. Doch da kommt die Here aus Pohjola, stiehlt Sonne und Mond und raubt selbst das Feuer aus Kalevala. Der höchste Gott, Ukko, schafft zur Aushilfe einen neuen Mond und eine neue Sonne; doch Wäinämöinen erobert nicht nur das Feuer zurück, sondern befreit auch nach gewaltigem Kampf die wahre Sonne und den wahren Mond aus ihrem Gefängniß.

Wäinämöinen erlebt es noch, daß „von der Jungfrau Maria, der Mutter“ (neity Maria emonen), das Christkind geboren wird. Ein Greis sollte es taufen, aber erst nachdem ein Richter entschieden haben würde, ob es am Leben bleiben sollte. Wäinämöinen wird zum Richter auserkoren und entscheidet sich für den Tod des Kindes. Doch da fing das Kind zu reden an und warf dem Richter seine Ungerechtigkeit vor. Nun tauft der Greis das Kindlein, und es wird König über Karelän. Wäinämöinen aber ergrimmt und fährt auf einem Kupferboot davon zu einem Orte zwischen Himmel und Erde. Nur seine Harfe läßt er dem finnischen Volk zu ewiger Freude zurück.

Doch zurück ließ er die Harie,
Ließ das schöne Spiel in Suomi
Zu des Volkes ew'ger Freude,
Schönen Sang den Suomitndern.

Das ist in einigen kurzen Zügen der Inhalt dieses seltsamen Volksepos, das in der Phantastik seiner Zaubermären bei weitem die skandinavischen Sagen, ja fast die griechische Mythologie und die Märchen von Tausend und eine Nacht übertrifft. Manche Bestandtheile gehören offenbar der alten schamanischen Götterlehre an, welche die Finnen mit sich aus Asien gebracht; andere hat die weiterträumende Phantasie des Volkes hinzugebildet, wieder andere weisen auf den Einfluß skandinavischer Sagen hin; endlich hat auch wohl der Einfluß des Christenthums manches an der ältern Fassung der Sagen geändert.

Die Stadt Åbo ist von der Wiedererweckung der finnischen Literatur natürlich nur wenig berührt worden, nachdem die Universität nach Helsingfors übergesiedelt war. Das Gebäude der letztern steht übrigens noch und schmückt eine Seite des Domplatzes. Außer der Wohnung des Län-Gouverneurs befindet sich darin die Briefpost, die Staatsbank, das Obergericht, das Archiv und verschiedene Bureau's. Ebenfalls am Domplatz steht das Rathhaus, das alte Haus des Erzbischofs und das Lyceum. Der Platz wie die Straßen in der Nähe waren jedoch still und leer. Die alte Herrlichkeit der Stadt ist vorüber. Keine Könige halten hier mehr Hoflager, und keine akademische Jugend belebt die Stadt mit ihrem frohen Treiben. Das Observatorium, hoch auf einem Felsenhügel, wo noch Professor Argelander von Bonn manches Nordlicht beobachtete, ist jetzt in eine Navigationschule umgewandelt, der Felsenhügel selbst aber in einen herrlichen Park. Von der Höhe sieht die Stadt übrigens sehr ansehnlich und malerisch aus. Sie ist weit auseinander gebaut und hat sehr stattliche Neubauten aufzuweisen, so das Gymnasium, die russische Kathedrale, das Theater und das Phönix-Hotel am Nicolaiplatz, das Stadthospital und eine große Kaserne an der Esplanade und das palastähnliche Strafgefängniß Kalola vor der Stadt. Der Aurajoki, der die Stadt mitten durchströmt, bietet mit seinen Schiffen und Rachen, Landungsplätzen und Werften, Brücken und Quais immer ein belebtes Bild dar, aber nicht mehr das einer alten Metropole, sondern einer ganz modernen Kauf- und Handelsstadt.

Um auch von der Umgegend eine Idee zu bekommen, fuhren wir zu der St.-Marienkirche hinaus, die an dem rechten Ufer des Aurajoki etwa eine Stunde von der Stadt entfernt liegt. Wir wurden hier ziemlich enttäuscht. In der Stadt selbst und um dieselbe fehlt es nicht an Alleen und schönen Bäumen, so daß das Gesamtbild vom Observatorium herab ein sehr freundliches war. Sobald wir jedoch die Stadt verlassen hatten, fing eine zwar leidlich bebaute, aber höchst einförmige Gegend an. Der Wagen

war unbequemer als ein norwegisches Styds, der Weg barbarisch schlecht. Wir wurden in ausgefahrenen Geleisen unbarmherzig hin und her gerüttelt. Der Rutscher wußte selbst den Weg nicht genau, da sich die gewöhnlichen Reisenden nicht viel um Kirchen zu kümmern pflegen; er fuhr in die Irre und mußte dann wiederholt fragen, um uns ans Ziel zu bringen. Wir kamen durch eine kleine, ärmliche Ortschaft, die mit dem culturellen Prunk des Nicolaiplatzes den schärfsten Contrast bildete. Eine Prügelei zwischen zwei Männern hatte eben einen Haufen Leute in der Nähe der Straße zusammengelockt, Männer, Weiber und Kinder. Sie waren schlecht gekleidet und sahen struppig aus, nichts weniger als einnehmende Gestalten. Es dunkelte schon, als wir die Kirche erreichten, die auf einer niedrigen Hügelwelle stand, für eine Dorfkirche ein ansehnlicher Backsteinbau, aber ebenso einfach und schmucklos, wie die Façade des Domes von Åbo. Ueber der Kirchthüre ein Fenster mit Rundbogen, darüber drei kreisrunde kleine Fensterchen, eine zugemauerte Rosette und nahe am First eine aus weißen Steinen bestehende Kreuzfigur. Auf dem Giebel selbst ein schmuckloses Kreuz. Das war nach alten Berichten die erste Kirche, welche der hl. Heinrich bauen ließ. Hier ruhten seine Gebeine, bis 1300 die Kathedrale in Åbo selbst vollendet war. Der vernachlässigte Bau in der traurig einförmigen Landschaft machte einen melancholischen Eindruck. Und doch, es war eine Liebfrauentirche! Auch hier verkündete einst die Glocke den Gruß des Engels und beugten sich fromm die Kniee bei der Erinnerung an das erhabene Geheimniß der Menschwerdung!

Eines gewissen poetischen Zaubers entbehrt auch die einförmige Landschaft nicht. Wie die Heide ladet sie zum Träumen ein, und das zerklüftete Gestade, die einsamen Seen und Flüsse und die weiten, dunkeln Forste haben nicht weniger begeisterte Sänger gefunden, als die Fjorde, Felsenspitzen und Gletscher von Norwegen. So singt Ludwig Runeberg, der berühmteste von Finnlands neueren Dichtern, seiner Heimat zu:

Mein Land, mein Land, mein Heimatland,
 Schall hoch in aller Mund!
 Es ragt kein Berg zum Himmelstrand,
 Es grünt kein Thal, kein traurer Strand
 Uns lieber weit im Norden rund,
 Als unsrer Väter Grund!

Mein Land ist arm, wohlan! es sei,
 Für den, der Gold begehrt,
 Der Fremdling fahre stolz vorbei;
 Uns, die wir's lieben fromm und treu,
 Ist es, von Berg und See verklärt,
 Das reichste Goldland werth.

Finnisches Nationallied, von Runeberg.

Der Ströme mächt'ger Donnerklang,
Der Quellen sanft Getön,
Des Waldes Rauschen, ernst und bang,
Der Sommerabend, träum'risch lang,
Das Sternenlicht ob stillen Höh'n,
Ach! all das ist so schön!

O Land, der tausend Seen Land,
Wo Liebe wohnt und Treu',
Das Meer uns freundlich schirmt den Strand,
Der Vorzeit Land, der Zukunft Land.
Dein' Armuth macht mir keine Schen,
Sei froh, getrost und frei!

26. Helsingfors.

Erst nach Mitternacht, als wir schon längst friedlich in unseren Kojen träumten, fuhr das Schiff von Åbo ab. Es ging langsam, nur mit halber Kraft, da es erst einen Theil des Aurajoki zurückfahren mußte und dann nicht ins offene Meer hinaussteuerte, sondern sich zwischen den Schären der Küste hielt. Das war für die Schlummernden sehr angenehm. Wir blieben so von dem Seegang verschont, der draußen ziemlich hohe Wellen schlug, von dem Inselgürtel aber gebrochen, in den schmalen Sunden sich kaum bemerkbar machte. Am Morgen hielten wir bei Hangö, einem bedeutenden Hafenplatze an der Südwestspitze von Finnland. Von hier ist Eisenbahn nach Hyvinge und Niihimäki, und von letzterem Knotenpunkt dann weiter in den Norden nach Uleåborg, in den Osten nach St. Petersburg und südlich nach Helsingfors. Die Russen hatten in Hangö wie auf den Ålandsinseln Befestigungen angelegt, die aber nach dem Krimkrieg geschleift werden mußten. Dafür entwickelte sich der Platz zu einer kleinen Stadt, die jetzt etwa 1000 Einwohner zählt. Sie ist eine Hauptstation für den Verkehr zwischen Stockholm und St. Petersburg, da Schiffe direct hierher gehen, ohne Åbo zu berühren, und man die russische Hauptstadt von hier mit der Bahn in etwa 20 Stunden erreichen kann. Am Hafen selbst ist nicht viel zu sehen, als einige Factoreien, und weiter außen, auf einem einsamen Felsen, der Leuchtthurm Hangö-Udd, d. h. das Auge von Hangö.

Unser Dampfer trug den Namen „von Döbeln“, zu Ehren eines finnischen Generals, der in dem letzten Entscheidungskampfe, welchen Schweden und Rußland um den Besitz Finnlands führten, sich durch bedeutende Thaten auszeichnete. Es ist diese Zeit überhaupt die patriotische Glanz- und Ruhmeszeit der Finnen, im Liede wie in der Geschichte reich verherrlicht, ähnlich den Waffenthaten der Tiroler in ihrem Freiheitskriege und dem Widerstande der schweizerischen Urkantone gegen die Söldlinge der französischen Revolutionsarmee. Fast unversehens rückten im Februar 1808, als noch die größte Winterkälte herrschte, die Russen in Finnland ein, mit zwei Armeen, denen die Finnen nicht einmal halb so viele Krieger entgegenstellen konnten. Und doch hielten sie nicht bloß dem ersten Anprall Stand, sondern warfen die Russen aus ihren günstigsten Positionen im Norden bis an den Saima-see zurück und trozten über anderthalb Jahre der immer neu sich ergänzenden

Uebermacht. Es wurden Ueberfälle bei mehr als 30 Grad Frost ausgeführt, und weder Eis noch ausgetretene Flüsse vermochten die Heldenchaaren aufzuhalten, die, meist in kleine Trupps aufgelöst, in tollkühnen Angriffen die russischen Armeen aus den glücklichsten Stellungen verjagten. Was Napoleon I. einige Jahre später so schrecklich mißglückte, das haben diese Tapfern ausgeführt, den nordischen Winter zu ihrem Bundesgenossen zu machen und die Macht des Czarenreiches an dessen Grenzen zurückzudrängen. An ihnen lag es nicht, daß nicht völliger Sieg ihr Unternehmen gekrönt und Finnland der schwedischen Krone gerettet hat. Aber sie wurden von Stockholm aus schmählich im Stiche gelassen, und die Hauptfestung des Südens wurde durch Verrath dem Feinde geöffnet.

In diesem verzweifelten Kampfe spielte der General v. Döbeln eine der hervorragendsten Rollen. Er war an der Spitze der Björneborger mit dabei, als am zweiten Ostertag, den 18. April 1808, dem bereits siegreichen Feinde die Kirche von Siitajoki, an der Bucht von Uleå, wieder abgerungen wurde. Es folgte dann der muthige Schlag von Newolaks, bei welchem der General Bulutow mit 400 Russen in die Hände der Finnen fiel, und nun wurden die Russen unaufhaltfam von Stadt zu Stadt in den Süden bis nach Knopio zurückgedrängt. Auch als Sveaborg, der Schlüssel des Finnischen Meerbusens, durch schmählichen Verrath fiel, ließen sich die Helden der Landarmee nicht entmuthigen. v. Döbeln selbst drang im Laufe des Juli und August bis in die Gegend von Tammerfors vor, und als die unglückliche Schlacht von Oravais beide Armeen zugleich beinahe aufgelöst hatte, entwarf er den kühnen Plan, um jeden Preis sich weiter nach Tavastehus durchzuschlagen, während der Schwedenkönig Gustav IV. im Süden landen und so die Russen vom Rücken her angreifen sollte. Der Plan wurde durch die Erfolglosigkeit der schwedischen Landungen völlig durchkreuzt. Am 30. December wurde ein Waffenstillstand geschlossen, den Schweden wenig benützte, während Kaiser Alexander schon im März drei große Truppencorps in Finnland einmarschiren ließ, einen nach Torneå, einen zweiten nach Umeå und den dritten, 16 000 Mann stark, nach den Ålandsinseln. Auf dem noch eingefrorenen Bottnischen Meerbusen stand ihnen zum letzten Male der wackere Döbeln mit dem Rest seiner Getreuen gegenüber. Doch seine Truppen waren diesmal der Uebermacht nicht mehr gewachsen. Er sah sich gezwungen, sich über das Eis an die schwedische Küste zurückzuziehen, von der russischen Reiterei bis nach Grislehamn verfolgt. Daß Gustav jetzt abgesetzt wurde, konnte nicht mehr helfen. Die Widerstandsfähigkeit der finnischen Truppen war gebrochen. Im September kam der Friedensschluß in Fredrikshamn zu Stande, durch welchen Finnland an Rußland gelangte. Finnland hat jedoch seine beherzten Vertheidiger nicht vergessen, welche so lange für Vaterland und Freiheit Blut und Leben wagten und wenigstens den einen großen Erfolg erzielten, daß Rußland eine

rasche Russificirung nicht zu unternehmen sich vermaß, sondern dem eroberten Lande eine gewisse Selbständigkeit zugestand. Die Namen der kühnen Heerführer sind noch heute in aller Mund, wie derjenige von Andreas Hofer in Tirol.

Noch volksthümlicher als Döbeln ward übrigens ein gewisser Oberst Sandels, ein origineller Haudegen, durch Kriegslist wie persönliche Tapferkeit gleich ausgezeichnet, der den Russen unzählige Streiche spielte und den Krieg noch lustig weiterführte, als die anderen Heerführer bereits vom Schauplatz abgetreten waren und russische Heere seine kleine Schaar von Norden und Süden zugleich bedrängten. In unerwarteten Ueberfällen hob er oft mehrere Hunderte von Feinden auf, im Laufe eines Monats schlug er die Russen um 50 Meilen zurück, tödtete oder fing über 1000 Mann und brachte die reichsten Proviantvorräthe in seine Gewalt. Einen seiner berühmtesten Handstreiche vollbrachte er im August 1808, kurze Zeit vor dem Erfurter Congreß, als der Czar bereits seine Hauptstadt verlassen hatte, um in persönlicher Zusammenkunft mit Napoleon zu unterhandeln, und der russische Minister Araktschejew den Augenblick benützte, um den mit Finnland geschlossenen Waffenstillstand sofort abzubrechen. Der Oberst Sandels stand damals mit nur 1400 Mann in der Gegend von Jisalmi an dem Westufer des Koljoflusses in einem verschanzten Lager; ihm gegenüber an der andern Flußseite lagerte der russische General Tschkoff und der Fürst Nicolai Dolgoruti mit 6000 Russen. Auf Mittag den 27. August kündigte Tschkoff die Wiederaufnahme des Kampfes an. Sandels, ein überaus pünktlicher Taktiker, verließ sich genau auf die Uhr und benützte die letzte Stunde des Waffenstillstandes, um sich durch ein tüchtiges Mahl im Pfarrhose zu Pardala auf den nahen Kampf zu stärken. Doch Tschkoffs Uhr ging — sei es durch List oder Zufall — um eine Stunde vor. Die Brücke, welche die beiden Flußufer verband, war noch nicht völlig abgebrochen, und die russische Uebermacht drang ans jenseitige Ufer, bevor Sandels ihr den Uebergang wehren konnte. Die Vorhut der Finnen war bald auseinander gesprengt, und die Russen rückten alsbald auf die Verschanzungen des finnischen Lagers selbst los. Es war ein kritischer Augenblick. Doch Sandels, der unterdessen herbeigeritten, verlor das kalte Blut nicht, er wartete ruhig ab, bis sich die russische Linie an den Verschanzungen etwas zertheilt hatte, und ließ dann durch Oberst Fahlander einen Bajonetangriff auf sie machen. Die Linie wurde durchbrochen und das russische Heer über den Fluß zurückgeworfen. Ueber 700 Russen fielen, darunter der Fürst Dolgoruti, der Tschkoffs Nachfolger hätte werden sollen. In seinen volksthümlichen „Erzählungen des Fährdrichs Stäl“ hat Runeberg diese Waffenthat folgendermaßen gezeichnet:

Sandels, der saß zu Pardala wohl,
Frühstücke behaglich und fein.
„Kömm't's heute zum Schlagen, ich denk', es soll
An der Virthabücke fein.

Oberst Sandels in Pardalaby.

Herr Pastor! Willkommen! Da find wir ja hier!
Ein bißchen Forellen, die schmeckten mir!

„Ich denk', Ihr bleibet bei mir wohl heut',
Das ist mein Wunsch — ja Nicht.
Ihr kennt die Landschaft weit und breit;
Eu'r Meinung hat Gewicht.

Getrost! Wir lassen fließen kein Blut!
Ein Gläschen Madeira — das thut schon gut.

„Tatschkow sandt' heute mir Botschaft früh:
„Wir beginnen wieder den Strauß.“ —
Laßt's schmecken Euch! Noch etwas Brüh!
Nach dem Essen reiten wir aus
Man nimmt, was man findet und hält sich froh;
Vielleicht beliebt Euch ein wenig Bordeaux?“

Da stürmt ein Bot', ein Eilbot' heran:
„Gebrochen ist unser Vertrag!
Brusin ist weg mit seinem Mann',
Daß die Brücke zerstören man mag.
Die Glocke bei uns schlug Mittag nur,
Eins schon die russische Uhr.“

Sandels sah da, ließ wohl sich sein,
Als wäre nichts los auf der Welt:
„Zum Wohl, Herr Pastor! Noch ein Gläschen Wein!
Das Essen dann besser gefällt. —
Das ist Dolgoruki, der hat wieder Hast;
Ein Glas ihm zu Ehren, verehrtester Gast!“

Der Bote indes: „Herr General,
Soll ohne Befehl ich zieh'n?“ — —
„Nun — sag Fahländer, die Brücke ist schmal,
Und er hat ja acht Batterie'n.
Ein Stündchen, ein halbes noch, hält er sich nett! —
Herr Pastor! noch ein Kalbscotelett!“

Raum fort ist der Bote, im schnellsten Lauf
Nacht wieder ein Reitersmann,
Wie ein Lichtstrahl sanft er zum Hause hinauf,
Ein Sprung — und die Treppen hinauf!
Jung war er und fein, ein schmucker Lieutenant,
Es war Sandels' Adjutant. —

Er stürmt ins Zimmer mit hastiger Wuth,
Da steht er mit flammendem Blick:
„General! Es flossen schon Ströme von Blut
Und fließen im Augenblick.
Wohl Muth hat das Heer, doch es hätte noch mehr,
Wenn sein Führer ein Stündchen ihm näher wär.“

Oberst Sandels in Arabasaby.

Zerstreut hört Sandels des Kommenden Gruß:
„Poß! Bist du noch hitzig und jung!
Müd bist du vom Ritte; doch jezt 'mal zu Fuß,
Setz dich und thu dir genug.
Essen mußt du und trinken und ruh'n;
Ein Gläschen Genever wird gut dir thun.“

Da droht der Lieut'nant: „Der Kampf wird hart,
Bedroht ist die Brücke schon;
Um unsre Vorhut in Kaupila starret
Ein ganzes Bataillon.
Verwirrt sind die Schaaren. Leib gilt es und Seel'.
General! drum entscheidet und gebt uns Befehl!“

„Befehl? — Sei ruhig und setz dich hin
Und stell' dein Gedek dir zurecht,
Und hast du's, dann isz mit behaglichem Sinn,
Und trink eins, sonst schmeckt es dir schlecht,
Und hast du getrunken, isz weiter in Ruh':
Das ist mein Befehl und die Losung dazu!“ —

Da lobert im Auge des Jünglings eunpor
Zorn und das grimmigste Weh:
„General! Nun muß die Wahrheit hervor!
Euch verachtet die ganze Armee!
Ein Feigling seid Ihr, wie keiner entehrt
Unfern Namen und unser Schwert!“

Jetzt fiel die Gabel aus Sandels' Hand;
Laut lachend sprang auf er im Hüt.
„Feig? Sandels? Herr! seid Ihr bei Verstand? —
So sagt man beim Heere? — Hui!
Mein Pferd! Laßt sarneln! hinaus! hinaus!
Herr Pastor! Ihr bleibet getrost zu Hans!“

Und es stürmt und es kracht und es tost an dem Strand,
Wo die Sandels'schen führen die Wehr'.
Rauchwolken umhüllen Wasser und Land,
Und der Blitz zuckt hin und her,
Und der Himmel aschenschahl, leichengrau
Starrt traurig über der blutigen Au.

Da stand an der Brustwehr der Finnen Schaar,
Sah trohig dem Tod ins Gesicht;
Doch von Kotte zu Kotte zu hören war
Dampf murmelnd der Klagebericht:
„Fort ist er wieder, auf und davon,
Es zeigt sich kein Führer — es ist ein Hohn!“ — —

Doch sieh! er kommt! In der vordersten Schaar
Steht hoch er über dem Troß,

Oberst Sandels in Pardalaby.

Und sein Aug' ist froh, seine Stirne ist klar,
Hell strahlt er auf schimmerndem Roß,
Den Tubus in unbeweglicher Hand,
Beherrscht er die Brücke, beherrscht er den Strand.

Weithin ist Roß und Reiter zu seh'n,
Für Tausende gälte sein Fall;
Verdoppelt brüllt der Kanonen Gedröhn
Herüber vom feindlichen Wall;
Die Kugeln zischen ums Haupt ihm dicht,
Doch seine Miene verzieht sich nicht.

Fahlander, der tapfere, er droht nicht mehr;
Hin zu der Reboute er sprengt.
„Herab, General! Bei Leben und Ehr!
An Euch das Schicksal hängt.“ —
„Herab, General!“ ruft donnernd die Schaar.
„Herab! Denn uns alle trifft deine Gefahr!“

Sandels rührte sich nicht vom Fleck,
Er sprach mit stolzem Sinn:
„Was schreit das Volk? Ist beherzt es vor Schreck?
Wankt es, ist alles dahin.
Doch wohl an, ein Versuch! Seid zum Schlagen bereit,
Zur Minute ruft euch der Streit.“

Das Häuflein, das bei Kaupila stand,
Von tausend Feinden umdrängt,
Es hatte gestritten mit kühner Hand,
Jetzt naht es, zur Flucht gezwängt,
In der Eile der Noth, mit verworr'nem Geschrei
Stürmt es an der eigenen Schanze vorbei.

Er rührt sich nicht, er regt kein Haar,
Es stört ihn kein Geschloß,
Und sein Aug' ist froh, seine Stirne ist klar,
Hell strahlt er auf schimmerndem Roß,
Und er maß das Heer, das in siegendem Lauf
An die Brustwehr drängte hinauf.

Er sah sie kommen, stets näher her,
Er achtet nicht der Gefahr.
Ihn suchte von Hunderten jedes Gewehr;
Es schien, er nähm' es nicht wahr.
Er sah auf die Uhr und hartete der Zeit,
Als sah' er in Frieden und Heiterkeit.

Doch nun schlägt die Stunde, erharret zum Streich!
Er sprengt zu Fahlander, dem Freund:
„Sind die Leute bereit, sich selbst wieder gleich?
Es gilt, zu durchbrechen den Feind!
Ich ließ ihn beim Sturm sich zerstreu'n. Wohl an
Zersprengt sie nun wie ein Mann!“

Von Hangö durch den Schwärngürtel der Südküste.

Und gesagt und gethan — und mit jauchzendem Schall
In freudiger Kampfeslust,
Sechshundert Krieger stürmen vom Wall
Auf die Feinde, Brust an Brust,
Und jagen zurück sie, Reihe um Reich':
Umlagert von Leichen, die Brücke ist frei

Im Galopp kommt Sandels herangesprengt
Zu dem Strand, wo die Seinen gesiegt.
Da sein weißer Renner, mit Blut besprengt,
An den Reihen vorüberfliegt,
Und der Feldherr mit wonnetrunkenem Blick
Die Seinen grüßet und wünschet Glück.

Da rauschet kein Murren von Glied zu Glied,
Kein Klagen dumpf und bang:
Ein Jubelsturm, ein Freudenlied
Durch alle Reihen drang.
Aus seligem Munde scholl's tausendmal:
„Hurrah! dem tapferen General!“

Die Fahrt von Hangö durch den Schwärngürtel der Südküste war überaus angenehm. Man genoß die köstliche, erfrischende Meerluft, ohne irgend eine Gefahr, von den Launen Neptuns belästigt zu werden. Großartige Felspanoramen, Berge oder gar Gletscher, wie an der norwegischen Westküste, bekommt man hier nicht zu Gesicht. Die Uferscenerie gleicht mehr jener des Mälars oder der Ålandsinseln. Wie da, ist der nächste Ausblick immer niedrig, anmuthig, träumerisch, und an Wechsel der Zeichnung läßt es der mannigfaltig gestaltete Felsenfranz nicht fehlen. Von allen finnischen Landschaften gibt darum die Volkstimme und ihr Stimmführer, der Dichter Zacharias Topelius, dieser Inselnlandschaft entschieden den Vorzug. „Ich habe genug gehört“, so läßt er den tapfern Feldherrn sagen, dem der König zum Lohne seiner Tapferkeit anbietet, sich eine der acht finnischen Landschaften zu wählen; „wie soll ich unter ihnen wählen, da eine jede sich als die beste anpreist? Ich will den König bitten, mir eine Klippe im Schwärngarten von Åland zu schenken, und da baue ich mir ein Haus. Da will ich mir dann meinen Baumeister von Österbotten holen, mein Brod von Ryland, meine Butter von Savolaks, meinen Fisch von Åland, meine Äpfel aus dem eigentlichen Finnland, mein Pferd aus Karelen, meinen Flachs aus Tavastland, mein Eisen aus Satakunta, meinen Pelz aus Lappland und meine Freunde aus allen Landschaften. Hab' ich recht gewählt?“ Gewiß! Wenn die Freunde darob nur nicht eifersüchtig werden und sich um den Feldherrn streiten.

Den eigentlichen Zauber dieser landschaftlichen Schönheit zu analysiren, ist schwer. Licht, Luft, Meer, Fels und Wald tragen dazu bei. Die Elemente bleiben immer dieselben, und doch wird man nicht müde, diese meist von

Wald gekrönten und von dunklem Wald umfangenen Eilande anzuschauen, die wie ein schwimmender Park am Auge vortüberhuschen — jetzt ein verwitterter Felsblock, von sturmzerzausten Tannen überragt, die siegreich auf die im Sonnenlicht strahlende Meerstraße herabschauen — jetzt eine schattige, spiegelglatte Bucht, deren Baumterrassen mit all ihren dunkelgrünen Wellenlinien sich im Wasser verdoppeln — jetzt eine zerklüftete kahle Felsenburg, auf der nur zwerghafte Birken und niedriges Gestrüpp die einzelnen Stockwerke, Klüfte, Risse und Aldern bezeichnen — jetzt ein von der Brandung umzirkeltes langgestrecktes Riff, das wie der Rücken eines gewaltigen Seeungeheuers dunkel aus den Bogen emporstarrt — jetzt ein freundliches Bauerngut mit Haus, Scheuer und Ställen, Garten und Weideland, von dunklem Busch umjäumt und ins Meer hinaus verjagt — jetzt wieder hoher Tannenwald, von demjenigen am Ufer nur durch die helle Meerstraße getrennt. An der Küste selbst wechseln prächtige Wälder mit bebautem Land und öden Felswüsteneien. Buchten ziehen sich weit ins Land hinein, und von bläulicher Ferne her grüßt dann und wann eine Ortschaft mit ihrem Thurm den vorüberrauschenden Dampfer mit seiner bunten Einwohner-schaft. Da und dort öffnet sich auch wohl eine weitere Sicht auf das Meer, das sich nach Süden hin für das Auge unbegrenzt ausdehnt, und verstärkt den Eindruck einer schönen, aber doch etwas schwermüthigen Natur-einjamkeit.

Stark bevölkert ist Finnland auch an der Südküste nicht. Während in den industriellen Kantonen der Schweiz bis zu 170 Seelen und darüber auf einen qkm kommen, kommen in den belebtesten Theilen von Südfinnland nur 14—16 Seelen darauf. Die Ortschaften sind dünn bevölkert und liegen weit auseinander. Der größere Handelsverkehr beschränkt sich auf einige wenige Häfen. Einer dieser Küstenorte, Ekenäs, ist merkwürdigerweise hauptsächlich durch die Fabrication von Handschuhen berühmt — eines Luxusartikels, der allerdings im Norden sich so allgemein eingebürgert hat, daß man ihn kaum mehr zum Luxus rechnen kann. Die Kota, der altfinnische Wigwam, kegelförmig aus Baumstämmen errichtet, mit dem Keiselhaken in der Mitte, ist längst in den noch unwegsamen Norden zurückgedrängt; ebenso die Pörte, das alte schlichte Blochhaus, und das altfinnische Gehöfte, das aus einem ganzen Complex von kleinen Blochhäusern, dem Wohnhaus, dem Badehaus, der Darre, dem Vorrathshaus u. s. w. besteht. Was wir von Wohnungen zu Gesicht bekamen, war meist schon von der heutigen allgemeinen Cultur belect und trug keinen eigenartigen Charakter.

Wirklich eigenartig ist dagegen das Gepräge der waldigen und felsigen Küstenlandschaft, wie man sie nur in einem Theil von Schweden wiederfindet. Sie verjagt ganz in jene Stimmung, welche den größern Theil der finnischen Lyrik beherrscht — die träumerische Melancholie eines Volkes, das die Armuth seines Bodens wohl fühlt, aber mit dem innigsten Gefühl der Liebe daran

hängt und, an die Naturerscheinungen sich anklammernd, auch das Kleine und Unbedeutendste zu verklären weiß.

Eigner Sang ist all mein Wissen,
 Meine Kunst zog ich vom Flusse,
 Herzensglut aus grünem Walde.
 Singen lehrte mich die Heide,
 Meine Weisen lieb der Busch mir.
 Als ich, klein noch, ging zur Weide,
 Kind noch, mit den Lämmern lebte
 Auf den honigreichen Matten
 Und den sonnbestrahlten Hügel.
 Redefülle gab der Wind mir,
 Tausend Worte führt' er mit sich,
 Und wie Wasserfälle strömten
 Sie im Sang, wie Wogenbrausen.

Selbst seine fünfsaitige Zither, die Kantele, faßte der Finne nicht als ein Instrument der Freude, ungetrübter Heiterkeit und sorglosen Jubels auf, sondern als den Begleiter der sanften Klage, in welcher sein Herz und sein Lied die mannigfaltigen Schmerzen dieses Erden-daseins trauernd ausströmen ließ.

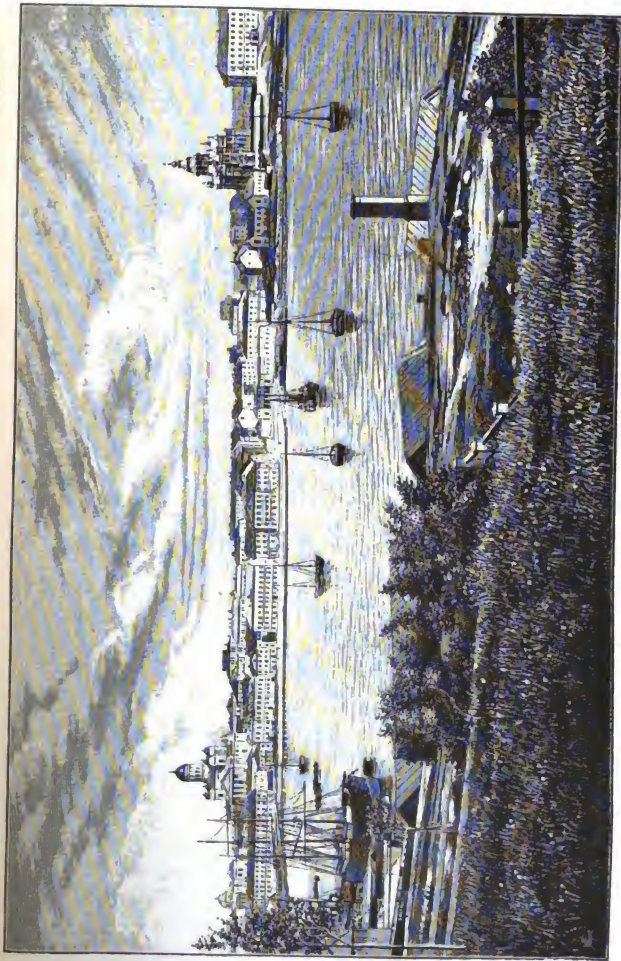
Sorge formte die Kantele,
 Kummer fügte ihre Theile,
 Schwere Tage sind ihr Boden,
 Herzensqualen sind ihr Rahmen,
 Bittere Schmerzen ihre Saiten,
 Unglück schmiedet ihre Schrauben.
 Darum klinget die Kantele
 Nicht in wildem Freudentaumel,
 Daher können Jubeltaute
 Nicht von ihren Saiten tönen,
 Weil von Sorge sie gebildet
 Und von Kummer ihre Theile.

Gegen 3 Uhr nachmittags, nach etwa zwölfstündiger Fahrt, erreichten wir die Festung Sveaborg und fuhren eine Weile unter ihren Kanonen dahin. Denn sie nimmt eine ganze Kette von Felseninseln ein, welche sich von der weiten Bucht von Helsingfors bis zu dem Vorgebirge Ulrikasborg hin erstreckt. Statt freundlicher Tannen- und Birkenwälder starren uns aber von diesen Inseln lange Felsterrassen, Mauern, Wälle, Magazine, Kasernen, Befestigungswerke aller Art entgegen. Gewaltige Geschütze richten ihre Mündung drohend auf die See. Zuerst passiren wir Gustavsbärd, das stärkste Fort der ganzen Seeveste, dann Vargö mit der noch größern Insel Svartö, endlich West-Svartö und Villa Svartö. Sämmtlich durch Brücken verbunden, bilden diese Inseln einen imposanten Gesamtcomplex. Nördlich und südlich zeigen sich auf kleineren Inseln noch isolirte Befestigungen. Im ganzen sind

die Wälle mit etwa 900 Kanonen versehen. Die Garnison beträgt in Friedenszeiten 6000—8000 Mann, in Kriegszeiten kann sie 10000 beherbergen, während der Hafen 100 größere Kriegsschiffe aufnehmen kann. Es war die größte Seefestung, die ich noch gesehen, und ich kann nicht verhehlen, daß mich bei ihrem Anblick ein gewisser Grusel überkam. Von hier ist die Welt nun russisch bis an den Kaukasus und nach Afghanistan, an die Beringsstraße und an die Kurilen hin. Die 900 Kanonen stehen nicht umsonst da: 100 Millionen Menschen stehen dahinter, die der Wink eines Herrschers lenkt. Was kann die finnische Landesvertretung anfangen, wenn der Czar nicht will? Die Hauptstadt, wo sie sich versammelt, läßt sich von Sveaborg aus zusammenschießen.

Schweden hatte sich diese Meeresveste angelegt, nachdem es im Frieden von Åbo 1743 auf alles Land östlich vom Rymnflusse hatte verzichten müssen. Es galt nun wenigstens, den westlichen Theil Finnlands sicher zu stellen. Der schwedische Feldmarschall Ehrensvärd und der Architekt Thunberg unternahmen die Befestigungen im Jahre 1746. Im Laufe von zwölf Jahren wurde das jetzt noch stärkste Fort Gustavsvärd vollendet, bis zum Jahre 1770 dann die Befestigung der übrigen Eilande. Das Ganze kam auf 25 Millionen Riksdaler zu stehen. Sveaborg, d. h. Schwedens Burg, wurde das stolze Werk genannt. Aber es ist nicht lange eine Schwedenburg geblieben. Während zerstreute finnische Heeresstruppen im Binnenland Wochen und Monate lang der russischen Uebermacht trockten, ja glänzende Siege über sie erfochten und mit Recht einen Triumph der finnisch-schwedischen Sache erwarten ließen, übergab der Admiral Cronstedt am Anfang Mai 1808 ohne Handstreich, auf die lumpigsten Befürchtungen seines feigen und bestochenen Kriegsraths hin, die fast uneinnehmbare Festung mit 2000 Geschützen, 110 Kriegsschiffen und 6000 Mann Besatzung in die Hände der Russen und entschied damit über das Schickjal Finnlands. Die Russen haben seither die Festung noch bedeutend erweitert und verstärkt. Der englisch-französischen Flotte, welche 1855 die Befestigungen in Bomarsund zusammenschuß, gelang es zwar, durch ein Bombardement die Gebäude im Innern der Inseln zu zerstören; aber den eigentlichen Festungswerten vermochte sie nichts anzuhaben, und ein Landungsversuch auf den Inseln Drumsö und Sandhamn(en) mißglückte. Sveaborg ist nächst Kronstadt das gewaltigste Bollwerk der Russen am Finnischen Meerbusen geblieben und den Fortschritten der modernen Kriegsmarine entsprechend noch immer weiter befestigt und verstärkt worden.

Nun öffnete sich aber nordwärts ein ganz herrlicher Prospect. Auf den Felsbügeln und Vorgebirgen einer weiten, vielzadigen Bucht trat zwischen kleinen Inseln und zwischen vielen Schiffen, die uns begegneten, Helsingfors in Sicht, eine glänzende, moderne Stadt, welche sich gleich in ihrer ersten Erscheinung als neue Hauptstadt meldete. Da ist kein altes Castell, keine mittelalterliche Kathedrale wie in Åbo. Lauter große, palastähnliche Neu-



Heligafors.

bauten und zwei mächtige Kuppelkirchen beherrschen das Bild. Die eine, mit einer großen Hauptkuppel, mit vier kleineren Kuppelthürmen und hohem Peristyl überragte majestätisch den Mastenwald des Hafens und die dahinter sich weit ausdehnenden Gebäude — ein St. Peter in kleinerem Maßstabe. Sie dominirte einfachhin. Denn schon die Vorhalle mit ihren Säulen ragte über alle Dächer empor, und die Kuppel stach nicht so sehr durch ihre Größe hervor, als durch die schönen Verhältnisse zu dem ganzen Bau. Man hätte die Stadt für katholisch halten mögen; aber rechts auf einer Landzunge, Skatudden genannt, auf einem etwas niedrigeren Hügel, strahlte die zweite Kuppelkirche, aus röthlichem Stein, mit vier weißen Kuppeln, zwölf weißen kleinen Thürmchen, mit reichem goldenem Schmucke in den tiefblauen nördlichen Himmel hinein — es konnte kein Zweifel mehr sein, wir waren bei den Moskowiten! Sie erhob sich nicht zu derselben Höhe, wie die lutherische Nicolakirche, aber mit ihren seltsamen, schreienden Farben, ihrer schöngegliederten romanischen Aufsätze, ihrer phantastischen, echt griechischen Architektur stach sie weit lebhafter hervor. Sie gab dem Bilde sein fremdes, eigenthümliches Gepräge. Das war einmal etwas ganz anderes, als Bergen oder Thronhjelm, Stockholm oder Åbo, obwohl die Stadt sonst ihrem Charakter nach doch noch vorwiegend schwedisch ist und unter ihren 55 700 Einwohnern sich etwa 1000 Deutsche befinden. Nicht finnische Ueberlieferungen, nicht schwedischer Handelsfleiß hat diesen Platz zur Hauptstadt erhoben, sondern der Wille des mächtigen Czaren Alexander I. Åbo lag zu nah nach Schweden hinüber: es war durch zu viele alte Beziehungen damit verletzt. Die Finnen sollten „in den Schoß des Vaterlandes“ zurückkehren, wie das kaiserliche Manifest vom Juni 1809 sagte. Und so ward denn das früher ganz unbedeutende Helsingfors 1819 Sitz des Gouverneurs und 1827 Universitätsstadt. Zwei Landzungen, welche sich weit ins Meer hinausreden, eine breitere und eine schmalere, boten weite Bauplätze dar, während von den drei größeren Buchten dazwischen zwei sich zu trefflichen Häfen gestalten ließen. Und so schmückte sich denn die kahle Schärenlandschaft mit graniteneu Quais, weiten Straßen, Alleen, Parks, Palästen, Kirchen und geschmackvollen Anlagen.

Der geräumige Südhafen „Södrahamn(en)“, in welchem die Passagierdampfer und Handelsschiffe landen, ist auf allen Seiten von stattlichen Quais eingefast. An der Nordseite stößt ein großer freier Platz daran, der Salutorg (Handelsmarkt), auf dem ein Obelisk von rothem Granit den ersten Besuch einer Czarin, der Kaiserin Alexandra Feodorowna im Jahre 1833, verkündet. Gleich dahinter liegt das Societetshuset, das erste Hotel der Stadt, ein palastähnlicher Bau, mit Säulenfront und Fries in der Mitte, wie an den beiden Enden. Unfern davon, nach Skatudden hin, erhebt sich das kaiserliche Palais, in ähnlichem Stil, aber mit kürzerer Front und mit Vorbauten zu beiden Seiten. Diese Gebäude mit dem weiten, belebten

Platz unmittelbar am Hafen und einigen Zeilen stattlicher Häuser den letzteren entlang, genügen schon, den Eindruck einer vornehmen, reichen Stadt hervorzurufen. Aber weit mehr stieg noch meine Verwunderung, als wir von dem Salutorg einen Blick auf die Esplanade warfen, wo zwischen ansehnlichen Häusern eine vierfache Reihe von Ahornbäumen sich zum schwedischen Stadttheater hinzieht, der schönste moderne Boulevard; als wir dann in die Unionsgatan einbogen, welche von Süd nach Nord die ganze Stadt schneidet, eine durchaus großstädtische Straße, und uns nun auf dem Senatstorg oder Senatplatz befanden — einem Plage, der den größten Residenzstädten zur Ehre gereichen würde. Südlich reicht das Rathhaus daran und einige der glänzendsten Häuser der Stadt, östlich das Senatsgebäude, ein Palast von 110 m Länge, westlich gegenüber fast mit derselben Zeichnung und sogar derselben Fensterzahl ein ebenso imposanter Palast, die Universität, und nördlich endlich steigt in der ganzen Breite des Platzes (über 100 m) eine Riesentreppe aus Granit 50 Stufen zu der Terrasse empor, auf welcher majestätisch die Nicolaikirche thront. Die prachtvolle Vorkalle, deren Fries sechs korinthische Säulen tragen, würde an die Akropolis erinnern, wenn nicht rechts und links Renaissancehüben sich ihr angliederten und über dem Fries die hellblaue Hauptkugel mit goldenem Kreuz noch hoch emporragte. Das Ganze macht einen feierlich imposanten Eindruck — den Eindruck weltlicher Majestät und religiöser Würde zugleich. Religion, Staat und Wissenschaft sind in diesen mächtigen Quaderbauten wirklich grandios und prachtvoll repräsentirt. Man muß es dem Czarenthum lassen, daß es alles mit Glanz und Größe zu umgeben weiß. Denn ohne seinen Wink und seine Unterstüzung hätte sich das finnische Luthertum wohl kaum diese kleine „Petterskirche“ auf den Granitfelsen gethürmt, und wohl noch weniger hätte sich die „freie“ Wissenschaft entschlossen, sich zu ihren Füßen gegenüber dem Palaste der Czarenregierung niederzulassen. Daß sich das alles so freundlich und so prächtig zusammenfand, das war lediglich eine Wirkung der ebenso klugen als humanen Politik Alexanders I. Auf der prächtigen Kuppel prangt das Zeichen der Welterlösung, und rund herum von dem Fries der vier Vorkallen schauen die zwölf Apostel segnend auf Stadt, Land und Meer hernieder.

Die Aussicht von der Kuppel ist natürlich prächtig. Sie ist der höchste Punkt der Stadt, das Wahrzeichen der Schiffer. Dagegen entspricht das Innere der Kirche nicht recht dem glänzenden Außenba. Der Altar ist zwar mit einer schönen „Grablegung Christi“ von Ness geschmückt; einige Nischen sind mit den Riesenstatuen Luthers, Melanchthons und Michael Agricola's, des finnischen Bibelübersetzer's, ausgefüllt; die mächtigen Pilaster, welche die Kuppel tragen, sowie die Wände der vier gleichlangen Kreuzflügel sind tadellos geweißt; Bänke und Orgel befinden sich wie Sonntagskleider in geziemender Ordnung; aber der Schmuck ist viel zu sparsam, um die mächtigen Hallen würdig auszufüllen.

Die griechisch-russische Kirche.

Ganz bezaubernd wirkte auf mich, nach sothaner Ernüchterung, daß Innere der griechisch-russischen Kirche, deren Außenbau und Lage mich schon



Russische Kirche in Helsingfors.

sehr angezogen hatte. Die Risse und Unregelmäßigkeiten des Granitfelsens, auf welchem die Kirche steht, sind durch große Substructionen ausgeebnet, Baumgartner, Standinavien. 2. Aufl. 465 30

von dem Strande aber führt eine theilweise gedeckte Treppe mit einem reich-ornamentirten Eingangsthurm zu der Terrasse empor. Das Innere schmücken gewaltige Monolithe von schwärzlichem, fein polirtem Granit. Die schmalen Fenster sind nicht zahlreich, und so dringt nur gedämpftes Licht in den feierlichen Raum. Um so glänzender aber strahlte das Kloster hervor, d. h. die große Bilderwand, welche in der griechischen Kirche das Schiff vom Chor zu trennen pflegt. Es reichte bis in das Gewölbe hinein, und nur drei Thüren mit reichvergoldetem Gitterwerk gewährten Zulaß ins Chor. Die Seitenthüren waren geschlossen, die mittlere durch einen violettseidenen Vorhang verdeckt. In reiche Goldrahmen gefaßt und auf Goldgrund gemalt, erhoben sich drei Reihen Gemälde übereinander bis ins Gewölbe hinauf. Wie bei manchen Flügelaltären standen die einzelnen Bilder nicht gerade in engster Beziehung, doch entsprachen sie sich einigermaßen symmetrisch als Gegenstücke. Ueber dem Mittelthor war das „letzte Abendmahl“ dargestellt, darüber „Christi Himmelfahrt“, an der Evangelienseite „Maria mit dem Jesuskinde“, an der Epistel-seite „Christus als Lehrer der Welt“. An das Bild der „Himmelfahrt Christi“ reichten sich rechts und links die vier Evangelisten, an diese dann links (Evangelien-seite) übereinander die hl. Helena und Konstantin (bei den Griechen als Heiliger verehrt), rechts der hl. Georg und der Großfürst Wladimir. Endlich schlossen sich noch folgende Gegenbilder an:

an der Evangelien-seite:		an der Epistel-seite:	
St. Barbara.	Der hl. Paulus.	Der hl. Petrus.	St. Katharina.
St. Nicolaus.	Geburt Mariä.	Tod Mariä.	Alexander Newskij.

Ich weiß, es ist heute ziemlich allgemein beliebt, nicht nur die griechische Kirche für ein riesiges Petrefact zu halten, sondern auch alle ihre Erscheinungsformen von vornherein als „byzantinisch“, „verknochert“, „erstarrt“, „automatisch“, „versteinerte Typen“ u. s. w. abzuweisen. Bis zu einem gewissen Grade entbehren solche Vorstellungen und Urtheile gewiß nicht ihrer Berechtigung. Die russisch-griechische Kirche hat ihren Lebenszusammenhang mit der kirchlichen Einheit verloren, sie ist Staatskirche geworden und hat unter dem eisernen Scepter der Czaren, wie unter der willenslosen Unterwürfigkeit ihrer Diener unjählich gelitten. Aber bei alledem darf man doch das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Von allen Glaubensgemeinschaften, welche sich von der Kirche Christi losgesagt haben, hat keine so viel altes Erbgut mit aus dem Vaterhause fortgenommen und bewahrt, als die griechisch-russische. Sie ist, wenn auch widerwillig, ein weit ins Alterthum emporreichender Zeuge für nahezu alle Lehren des katholischen Glaubens. Sie hat mehr mit jenen furchtbaren Wirrsalen gemein, welche einst im 14. und 15. Jahrhundert die ganze abendländische Christenheit spalteten, als mit der Glaubensstrennung des 16. Jahrhunderts, welche an allen Lehren und Grundlagen des Glaubens rüttelte und das gesammte Gebäude der Glaubenslehre bis auf einige Pfeiler und Mauerreste zerstörte.

Nie habe ich das so empfunden, wie vor diesem Ikonostas, welches im Grunde ja nichts war, als ein zur Wand erweiterter, prächtiger Flügelaltar, dessen Darstellungen auch eine katholische Kirche hätten schmücken können. Das große Mittelthor, das auf den Altar ging, wies ja nicht bloß auf den Schleier des Geheimnisses hin, mit welchem der Ritus der ältesten Kirche das heilige Meßopfer umgab, sondern auch auf dieses Opfer selbst und auf die eucharistische Gegenwart, von welcher der ganze Gottesdienst Leben, Würde und Weihe erhält.

Um das Mittelthor, d. h. um den Altar, gruppirten sich dann zunächst die Geheimnisse des Lebens Christi — seine Geburt aus der Jungfrau, sein Warten und Wirken als Lehrer, sein Priesteramt am letzten Abendmahl, die Krönung seines Erlöseramtes in der Himmelfahrt.

Als Zeugen umgeben ihn die vier Evangelisten, die Apostel Petrus und Paulus. Mariä Geburt und Mariä Tod vergegenwärtigen die großartige Wirksamkeit, welche die Gottesmutter im Leben der Kirche entfaltete. In weiterem Kranze endlich umgeben den Altar Heilige aus den verschiedensten Zeitaltern der Kirche, Blüten der Heiligkeit, die aus ihr hervorgegangen, Zeugen der Wahrheit, die sie gelehrt, Beschützer und Fürbitter der Gläubigen, die demüthig dem Throne und Altar des menschengewordenen Wortes sich nahen!

Von diesen Heiligen stehen fast alle auch in unserem Kirchenkalender: Helena, die lieberfüllte Verehrerin des Kreuzes; Katharina, die Patronin der christlichen Philosophie; Barbara, die Fürbitterin um einen gottseligen Tod; Georg, der Patron der christlichen Ritterschaft; St. Nicolaus, das Vorbild eines heiligen Bischofs und das Musterbild christlicher Wohlthätigkeit für jedermann. Constantin der Große hat in früheren Jahrhunderten so hohe Verehrung genossen, daß die Vollandisten es für angemessen hielten, ihn als „Heiligen“ in ihrem großen Werke zu behandeln. Von den beiden russischen Großfürsten Wladimir und Alexander Newskij aber wird der erste († 1015) mit Gutheißung des Apostolischen Stuhles auch von den unirten Griechen verehrt, der letztere aber, welcher um das Jahr 1263 oder 1281 im Kloster starb, gehört einer Zeit an, wo das russische Schisma noch nicht seinen heutigen, scharf ausgesprochenen Charakter hatte, und die ihm gewidmete Verehrung drückt die Ehrfurcht aus, welche das russische Volk seit uralten Zeiten für die Entfagung aller weltlichen Größe und das Opfer seiner selbst im Ordensstande empfand, sollten auch die ihm später zugeschriebenen Wunder eine strenge Kritik nicht bestehen.

So stellte das ganze Ikonostas denn einen gar lieblichen und lebendigen Kranz christlicher Wahrheiten dar, und die Ausführung war nicht erster, strenger oder steifer, als auf einer Menge Flügelaltäre aus dem Mittelalter. Der Goldgrund und die ernste Haltung gab den Bildern dieselbe Weihe und Feierlichkeit; manche derselben, so die Madonna mit dem Jesuskind, die Geburt und der Tod Mariä, waren sichtlich nach frommen mittelalterlichen

Mustern entworfen und ausgeführt, und die Gesichter besaßen eine liebliche, innige Frömmigkeit, die jeden Beschauer erfreuen und erbauen mußte.

Außer diesen zwei Hauptkirchen hat Helsingfors übrigens noch mehrere andere: eine ältere russische und eine ältere lutherische, eine neue lutherische, eine deutsch-lutherische — und sogar eine katholische. Um zu dieser zu gelangen, mußten wir die ganze lange Unionsstraße bis zu dem Astronomischen Observatorium hinaufgehen, das von einem Hügel aus, ähnlich wie die Nicolaikirche, die Stadt beherrscht, und von da weiter hinab an den Eingang des Brunnsparck, welcher mit seinen schönen Anlagen das ganze Vorgebirge Ulrikasborg einnimmt.

Da wo die Parkgatan, die Badhusgatan und die Paulsgatan zusammen treffen, erhebt sich der bescheidene, aber schmutze Bau in modern-gotisirendem Stil, im Jahre 1860 vollendet. Auch das Innere war recht artig ausgestattet. Auf zwei ganz neuen Kirchenfahnen waren die zwei großen Apostel des Nordens, der hl. Heinrich von Åbo und der hl. Ansgar gemalt. Ihre Gründung dankt die Kirche dem Umstand, daß sich unter den russischen Regimentern, welche in Finnland stationirt sind, stets zahlreiche Polen befinden. Diese polnischen Soldaten eingerechnet, zählt Finnland zwischen 2000 und 3000 Katholiken, bürgerliche aber nur etwa 700. Wie die Kirche auf Kosten der Militärverwaltung erbaut wurde, so wird sie auch auf deren Kosten erhalten. Der Pfarrer wird im Einverständniß mit der Regierung von dem katholischen Erzbischof in St. Petersburg ernannt und ist zunächst Militärgeistlicher. Als solcher hat er zwar sein fires kleines Pfarrhaus neben der Kirche in Helsingfors, hat aber die Verpflichtung, regelmäßig die Militärstationen auf der Festung Sveaborg, in Åbo u. s. w. zu besuchen und die dortigen katholischen Soldaten zu pastoriren.

Der gegenwärtige Militärgeistliche, Hr. Ruczinski, der uns sehr freundlich aufnahm, war selbst von Geburt Pole, aus Wilna, hatte aber seine Studien in St. Petersburg und Minsk gemacht und dann in St. Petersburg die heiligen Weihen erhalten. Er sprach nicht nur finnisch, polnisch, litauisch, russisch, sondern auch französisch, italienisch und deutsch und schien sich seiner beschwerlichen Missionsthätigkeit mit vielem Eifer zu widmen. Wie er uns sagte, bleiben die polnischen Soldaten, trotz all der Versuchungen und Verlockungen, welche ihren Glauben bedrohen, durchweg demselben treu. Aber ein Priester reicht nicht aus, um so viele Stationen zu versehen und zugleich die Missionsparre in Helsingfors voranzubringen. Dazu wird den Katholiken nicht genug freier Spielraum gewährt. Unter dem letzten Generalgouverneur, Grafen Nicolai Adlerberg, der Finnland von 1866—1882 verwaltete, hatten sie eine eigene Schule erhalten; unter seinem Nachfolger, Graf Heyden, wurde dieselbe jedoch wieder aufgelöst; die Räume standen leer, und die aus verschiedenen Ländern, auch aus Deutschland zugeflossenen Unterstüzungen wurden ihrer Bestimmung entfremdet. Die wenigen Katholiken müssen ihre Kinder

in die lutherischen Schulen schicken, und so ist die Gewissensfreiheit, mit der die Protestanten so gerne prahlen, auch hier ein völlig inhaltloses Wort. Wenn es jemanden einfallen sollte, katholisch zu werden, dann steht es noch schlimmer. Er muß dann ein officielles Gesuch an den Senat einreichen; dieser verordnet ihm einen Prädikanten, um ihn über den verhängnißvollen Schritt aufzuklären und besser im Glauben zu unterrichten, und erst, wenn



Katholische Kirche in Helsingfors.

er nach einer Probezeit von acht Monaten unverbesserlich bei seinem Entschluß beharrt, kann er allenfalls die Erlaubniß vom Senat erhalten. Eine solche achtmonatliche Quälerei und die Aussicht, damit öffentlich compromittirt zu sein, übt natürlich eine sehr abschreckende Wirkung aus. Denn wenn die „Inquisition“ auch niemanden verbrennt, so kennt sie doch keinen Spaß.

Die großen öffentlichen Profanbauten von Helsingfors sind, wie schon bemerkt, sehr stattlich; doch haben vier derselben, nämlich das Senatsgebäude, die Univerſität, das kaiſerliche Palais und das Societätshaus, ja auch noch ein fünftes, die Kaſerne der finnischen Garde, nahezu dieselbe Zeichnung, und das sieht doch schließlich etwas polizei- und uniformmäßig aus. Das Stadttheater und die Poſt bieten in ihrem Außern wenigstens etwas Abwechslung. Ein wirklich prächtiger, geschmackvoller Bau, wohl der schönste der Stadt, ist das von dem finnischen Architekten Chiewitz erbaute Ritterhaus, ein italienischer Palazzo, der aber an einer Seitenstraße sich befindet und nur ein kleines Square vor sich hat. Hier halten von den vier Kammern der finnischen Ständeversammlung zwei, nämlich die Ritterſchaft und die Geiſtlichkeit, ihre Sitzungen. Die „Bürger“ dagegen müſſen im Rathhauſſaal der Stadt tagen, und die Abgeordneten der „Bauern“ haben nicht einmal ein beſtimmtes Sitzungslokal: ſie müſſen zuſehen, wie ſie ſich für die jeweilige Seſſion irgend einen größeren Saal in der Stadt miethen. Der Verſammlungssaal des Adels ist ein glänzender Ritterſaal, geſchmückt mit den Wappen ſämmtlicher adeliger Familien, unter deren mir meiſt fremden Namen ich auch den in katholiſchen Kreiſen bekannteren der Klinkowſtröm gewahrte. Ein großes Gemälde im Vorſaal ſtellte die Eröffnung des Landtages von 1863 durch Alexander II. dar, rechts von dem Czaren Biſchöfe, Geiſtliche und Doctores, links eine von Ordensſternen funkelnde Generalität und Adelsgeſellſchaft. Man ſieht gleich, daß es mit dem finnischen Landtage eine ganz andere Bewandniß hat, als etwa mit dem iſländiſchen Althing oder mit dem norwegiſchen Storting, wo wackere Bauern mit dem königlichen Gouverneur oder mit den Miniſtern und Biſchöfen al pari verhandeln können: hier iſt es der Altherriſcher und der Adel, die noch ziemlich uneingeſchränkt die erſte Rolle ſpielen.

Die große Frage, welche Stadt und Univerſität Helsingfors, wie Finnland überhaupt, im Laufe dieſes Jahrhunderts am meiſten und lebhaftesten beſchäftigt hat, iſt die Sprachenfrage.

Von den 2 176 421 Einwohnern, welche Finnland im Jahre 1880 zählte, hatten 1 756 381 das Finniſche zur Muttersprache, 294 876 das Schwediſche, 4195 das Ruſſiſche und 1720 das Deutſche. Die herrſchende Hauptſprache iſt alſo die finniſche, und zwar in weit höherem Grade, als etwa in der Schweiz das Deutſche. Wie ſonderbar wäre es nun aber, wenn in der Schweiz das Franzöſiſche zur excluſivlichen officiellen Geſchäftſprache geworden wäre, wenn an den höheren Schulen nur auf franzöſiſch vorgetragen würde, wenn die höheren Stände ſich in ihrem Verkehr nur der franzöſiſchen Sprache bedienten und die begabteſten Schriftſteller faſt ausnahmslos franzöſiſch geſchrieben hätten! In dieſem ſonderbaren Fall befindet ſich Finnland in Bezug auf die ſchwediſche Sprache. Während der gemeine Mann nämlich mit zäher Treue an der Nationalſprache ſeiner Väter feſthielt, iſt das

Schwedische die vorherrschende, zeitweilig die ausschließliche Sprache der Gebildeten geworden, sie ist noch jetzt officiële Regierungssprache, und einige der bedeutendsten neueren Dichter und Schriftsteller haben schwedisch geschrieben. Erst durch die 1831 gegründete Finnische Literaturgesellschaft hat das Finnische neben dem Schwedischen im praktischen Leben Sitz und Stimme erhalten und hat sich allmählich eine finnische Literatur gebildet. Von der Literaturgesellschaft selbst sind bis zum Jahre 1881 außer den 34 Bänden der Zeitschrift „Suomi“ 63 verschiedene Werke herausgegeben worden.

Nicht wenig interessirte es mich, aus dem Verzeichniß derselben zu ersehen, daß nicht „Kalevala“, wie ich geglaubt hatte, überhaupt nichts Finnisches diese Publicationen eröffnete, sondern Joh. Heinrich Zscholke's Volks Erzählung „Das Goldmacherdorf“, welche, 1817 zu Aarau erschienen, trotz ihrer rationalistischen Nüchternheit in der Schweiz wie in Deutschland eine beliebte Volkslectüre ward und lange blieb. Sie wurde als „Kultala“ ins Finnische übersezt, 1834 in 2500 Exemplaren gedruckt und 1851 noch einmal in 2000 Exemplaren aufgelegt. Erst 1835 folgte das von Lönnrot gesammelte Nationalepos „Kalevala“, das man aber vorläufig nur in 500 Exemplaren, nach 14 Jahren dann in 1250 Exemplaren und 1866 wieder in 1000 Exemplaren drucken ließ. Es vergingen also über 30 Jahre, ehe das berühmte Nationalgedicht annähernd die Verbreitung von Zscholke's schweizerischer Bauernnovelle erreichte. Der „Kanteletar“, d. h. die auf Lönnrots Anregung veranstaltete Sammlung der alten Volkslieder, kam in den 30 Jahren nicht einmal so weit.

Noch merkwürdiger war es mir, unter den frühesten Publicationen der Gesellschaft auch eine katholische Volkschrift zu finden, nämlich „Pyhä Eustatius“, d. h. die Geschichte des hl. Eustachius, wie sie Christoph von Schmid so schön für Jugend und Volk beschrieben. Das Comité wollte dieselbe zwar anfänglich als zu „unbedeutend“ verwerfen; allein die Uebersetzung war so trefflich, daß man die Schrift 1848 in 1000 Exemplaren drucken ließ. In drei Jahren war die Auflage erschöpft, während „Kalevala“ für nur die Hälfte derselben 14 Jahre brauchte, und 1851 ward „Eustachius“ abermals in 2500 Exemplaren gedruckt.

Mir kam dabei unwillkürlich der Gedanke, ob nicht eine echt katholische Volksliteratur überhaupt — und namentlich, wenn sie sich an die mittelalterliche Landesgeschichte angelehnt hätte — den Bedürfnissen und Wünschen des Volkes weit mehr entgegengekommen wäre, als die altheidnischen Sagen und Mythologien. Gewiß war „Kalevala“ für Geschichte und Literaturgeschichte eine höchst bedeutsame Eroberung, für Finnlands Dichter und Sprachforscher ein Quell der lebensvollsten Anregung. Aber das Volk? Was soll das Volk mit Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkäinen anfangen? Wird es aus all diesen tollen Abenteuern etwas Gutes lernen? Wird es daraus wirklichen Trost und Freude in seinem mühevollen Dasein

schöpfen? Wird nicht der ungeheuerliche Zaubersput seine Neigung zum Aberglauben bestärken? Welch eine Fülle von Belehrung und der tiefsten Poesie zugleich böten dagegen Volkschriften, wie sie Alban Stolz in seinem Kalender, seinem Leben der hl. Elisabeth, seinem „Sternhimmel“ geliefert hat!

Das deutsche Element fand ich übrigens in dem Verzeichniß auch noch durch eine andere kleine Volkschrift Zischoffe's, „Die Branntweinpest“ (1844), Stöckhardt's Chemie (1864), den Geschichtsleitfaden von Pütz (1865—1869), Schödlers Buch der Natur und Grube's Charakterbilder aus der Geschichte (1864—1880), einige Stücke von Schiller, Lessing, Körner und Fritz Reuter vertreten. Eine deutsche Grammatik (Saksan Kielioppi) erschien 1861 von Geitlin, ein deutsch-finnisches Wörterbuch 1873 von Godenhjelm.

Im ganzen genommen stößen die Leistungen der Finnischen Literaturgesellschaft Staunen und Bewunderung ein. Noch im Jahre 1830 existierte im Grunde genommen keine finnische Literatur — nur Ansätze und verstreute Bausteine zu einer solchen. Das Interesse fast aller Gebildeten wandte sich noch Schweden zu, von wo das Land sechs Jahrhunderte lang regiert worden war, von wo Gesittung und Bildung zu ihm gedrungen. Dem russischen „Großfürsten“ wäre wohl nichts angenehmer gewesen, als wenn die Jugend des Landes, wenigstens ein begabterer Theil derselben, sich in russische Sprache und Literatur hineingelebt und so das Geistesleben Finnlands mit jenem Rußlands verschmolzen hätte. Und doch! unter anscheinend so ungünstigen Verhältnissen ist es einer Schaar talentvoller und ebenso patriotischer Männer gelungen, im Laufe von 50 Jahren nicht bloß das Russische von sich abzuwehren, sondern auch die verachtete Nationalsprache, welche nur kümmerliche Denkmäler besaß, welche fast nur mehr der Bauer sprach und sang, zu einer dem Schwedischen ebenbürtigen Schriftsprache zu erheben, ja ihr einen ehrenvollen Platz in der Weltliteratur zu erobern. Das haben Lönnrot und seine Freunde zu Stande gebracht!

Neben Homer und der Edda wird in der Zahl der merkwürdigsten Volksepen auch „Kalevala“ genannt. Die im „Kanteletar“ enthaltene Sammlung der finnischen Volkslyrik übertrifft an Reichthum, Gemüthstiefe, Schönheit, Eigenthümlichkeit alles, was man etwa nach den Proben erwarten könnte, die Herder in seinen „Stimmen der Völker“ von esthnischer Volkspoesie mitgetheilt. Es ist ein „Wunderhorn“, wenn auch kein so lautes und fröhliches wie jenes, das Arnim und Brentano gesammelt haben. Es wurde dann wenigstens zum Theil der Schatz der Sprichwörter, der Räthsel, der kleineren Volksjagen und Erzählungen gehoben. Lönnrot fand noch einen ganzen Eyllus von Gesängen, welche, als Episode des Kullervo, die Kalevalalieder ergänzten. Endlich begann Reinholm auch die Melodien der alten Lieder, wie sie zur Kantele gesungen wurden, aufzuzeichnen. Die ursprüngliche Poesie eines ganzen Volksstammes war gerettet, und zwar in dem kritischen Augenblick, wo die äußeren politischen Verhältnisse sie mit völligem Unter-

gange bedrohten. Das war das Werk der ersten 20 Jahre, das in den folgenden Jahrzehnten noch durch manche kleinere Beiträge ergänzt wurde.

Daß man die ersten prosaischen Schriften für Volksbildung von Zischke und Schmid entlehnte, kann nicht befremden. Es lagen auf diesem Gebiete gar keine einheimischen Vorarbeiten und Muster vor. Auch hier strebte man indes Selbständiges an. In seinem „Buch der Natur“ lieferte Topelius 1860 eine mustergiltige Leistung. Das Buch verbreitete sich als Schul- und Hausbuch zugleich bis zum Jahre 1878 in 33 000 Exemplaren. Die religiöse Seite der Volksbildung überließ die Gesellschaft dagegen der lutherischen Geistlichkeit und Privatden, welche, bei der vorherrschenden pietistischen Strömung, das Land mit einer Flut kleiner Erbauungsschriften überschwemmen.

Wahrhaft glänzend waren aber die Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte, vorab der nationalen Geschichte und der mit ihr zusammenhängenden Fächer. Der ersten, kurzgefaßten Geschichte Finnlands von Cajan (1844) folgten bald die eingehenderen Studien Reins, Aftanders, Tengströms, Rabbe's, Gyldens, Ahlquists, Collans und Urjö Koskinens (Jorsmans). Die linguistischen Studien A. Castréns machten Aufsehen in ganz Europa. Mathematik, Naturgeschichte, Physik, klassische Philologie, nach und nach alle Fächer des mittlern und höhern Unterrichts wurden in finnischer Sprache bearbeitet. Es folgten Grammatiken und Wörterbücher der wichtigsten Sprachen, — Schwedisch, Deutsch, Französisch, Englisch, Ungarisch, Lateinisch, Griechisch. Die schwedisch geschriebenen Rechtsbücher wurden sorgfältig übersetzt. Die Zeitschrift „Suomi“, die seit 1841 erschien, förderte vor allem die historischen Studien, gewann aber auch statt des erst vorwiegend schwedischen Textes immer mehr Beiträge in finnischer Sprache, während an die Stelle des einzigen Blattes, das 1836 erschien, „Mehiläinen“ (die Biene), nach und nach 30 andere Blätter in finnischer Sprache erstanden. Das verbreitetste derselben, „Musi Suometar“, hat über 5000 Abonnenten. Bereits 1850 wurde an der Universität Helsingfors ein eigener Lehrstuhl für finnische Sprache gegründet, den erst der berühmte Sprachforscher Castrén, später Vönnrot bekleidete. Im Mai 1869 betrat zum erstenmal ein finnisches Stück die Bühne zu Helsingfors; 1872 wurde ein finnisches Theater und das Jahr darauf auch eine finnische Oper gegründet. Und so ist die Sprache, welche dem Untergang geweiht schien, jugendkräftig in alle Kreise des Lebens gedrungen. An der Universität Helsingfors, der einzigen des Landes, ist zwar das Schwedische Unterrichtssprache geblieben; aber an 10 Gymnasien unter 23, an 12 Realschulen unter 20, an 431 Volksschulen unter 576 wird der Unterricht finnisches ertheilt. Nur in den höheren Mädchenschulen hat das Schwedische die Oberhand behalten. Von 2818 „höheren Töchtern“ wurden im Schuljahr 1879/80 2200 auf schwedisch, nur 352 auf finnisches, 266 merkwürdigerweise auf deutsch unterrichtet. Auch von den Gymnasien ist eines mit 63 Schülern deutsch. Die Mittel-

schule ist also wenigstens zur Hälfte, die Volksschule schon bis auf ein Viertel der alten Landessprache zurückerobert. Das ist eine im Zeitalter der modernen Centralisation ganz einzig dastehende, wirklich überraschende Erscheinung!

Noch mehr wird man staunen müssen, wenn man an all die Schwierigkeiten denkt, welche sich dem Unternehmen entgegenstellten. Der Mühsale, unter welchen Vönnrot die ersten Sammlungen finnischer Volkspoesie zusammenbrachte, habe ich schon früher gedacht. Eine noch opferreichere, mühseligere Pionierarbeit aber hatte Castrén zu bestehen, als er das ganze europäische und asiatische Rußland bis an die Beringsstraße durchwanderte, um die mit dem Finnischen zusammenhängenden aral-altaischen Sprachen zu lernen, grammatisch zu fixiren und durch diese neue Eroberung der vergleichenden Sprachwissenschaft seiner heimatlichen Sprache ein bleibendes Interesse zu sichern. Kein Fürst, kein mächtiger Mäcen, keine Universität unterstützte die ersten Anfänge des großen Unternehmens. Vönnrot war ganz auf sich selbst angewiesen; erst als er die Hälfte seiner Arbeit zu Stande gebracht, bot ihm die finnische Literaturgesellschaft zur Förderung seines Unternehmens 300 Rubel an, die er aber nur leihweise annahm. Kaum war „Kalevala“ erschienen, so erhob sich von seiten derjenigen, welche das Schwedische beibehalten wollten, der größte Widerspruch, selbst Herabsetzung und ungerechte Verunglimpfung. Ein anderer Theil der Gebildeten zeigte sich völlig gleichgiltig. Wie Vönnrot auf sich selbst angewiesen, durchpilgerte Castrén zuerst zu Fuß ganz Lappland und Finnland von Norwegen bis hinüber nach Sibirien und vom Weißen Meere bis herab ans Finnische Meer, und als er dann um 1840 Kalevala ins Schwedische übersetzte, war es nur wieder die Literaturgesellschaft, die mit ihren freiwilligen Beiträgen die Veröffentlichung dieser Arbeit ermöglichte. Dann erst erhielt er zu weiteren Forschungen staatliche Unterstützung. Kaum war indes der finnischen Sprache ein eigener Lehrstuhl an der Universität Helsingfors erobert, da bedrohte der Rückschlag der Revolution von 1848 die Literaturgesellschaft selbst und deren Wirken mit dem Untergang. In Finnland selbst erhoben sich Stimmen, welche der Gesellschaft einen politisch gefährlichen Charakter beimaßen. Die russische Regierung blieb solchen Befürchtungen nicht unzugänglich. Die Gesellschaft wurde eingeschränkt, mußte ihre Statuten zur Prüfung einliefern und dann abändern und ward schließlich am 8. April 1850 von einem Ukaß betroffen, der alle weitere Wirksamkeit abzuschneiden drohte:

„Von allen Publicationen, von was immer welcher Form und Größe, dürfen auf finnisch nur diejenigen reproducirt werden, welche, an sich den Vorschriften der Censur entsprechend, durch ihren Geist und Stil der religiösen Erbauung dienen oder von ökonomischen Fragen handeln; durchaus verboten sind dagegen in finnischer Sprache alle politischen Neuigkeiten, alle Nachrichten über Verbrechen, die in anderen Ländern begangen worden, und alle

Romane, Originalromane und Uebersetzungen, selbst diejenigen, welche die Censur in einer andern Sprache approbirt hat.“

Damit war die religiöse Literatur der Willkür der Censur preisgegeben, Publicistik und eigentliche Literatur völlig unterbunden. Die Strenge ging so weit, daß 1853 sogar die Druckbewilligung für eine finnische Uebersetzung des Cornelius Nepos verweigert wurde: „denn er gehöre nicht zu der Zahl der Bücher, welche ins Finnische übersezt werden dürften“.

Um diese Zeit raffte der Tod nicht bloß den unermüdblichen Forscher Castrén mitten in der Blüte seiner Jahre dahin, sondern auch die tüchtigen Schriftsteller Collan und Kellgren. Der Orientkrieg vernichtete für längere Zeit den finnischen Handel, und die Gesellschaft wurde dadurch auch materiell geschädigt. Mit Recht vergleicht sie indes Palmén mit dem armen finnischen Bauer Paavo, wie ihn Runeberg in einem seiner schönsten Gedichte geschildert hat, der, wenn auch von den härtesten Schicksalsschlägen getroffen, doch Gottvertrauen und Muth nicht verliert, sondern ungebeugt weiter arbeitet, so viel an ihm liegt.

Hoch an Saarijärvi's Heiden wohnte
Auf gar frost'gem Hof der Bauer Paavo,
Grub die Erde um mit fleiß'gen Armen,
Doch vom Herrn allein hofft' er Gedeihen.
Und er wohnte da mit Weib und Kindern,
Aß im Schweiß sein knappes Brod mit ihnen,
Grub die Gräben, pflügte um und säte.
Frühling ward's, es schmolz der Schnee im Felde
Und riß fort der Ausfaat ganze Hälfte;
Sommer ward's und Hagelschauer fielen,
Und der Aehren Hälfte stand zerschlagen;
Herbst ward's und die Kälte nahm, was übrig.
Paavo's Weib, ihr Haar zerrausend, sagte:
„Paavo, Paavo, unglücksel'ger Alter!
Greif zum Stabe, Gott hat uns verstoßen;
Schlimm ist betteln zwar, doch hungern schlimmer.“
Paavo griff des Weibes Hand und sagte:
„Gott will prüfen uns, doch nicht verstoßen.
Mische du ins Brod zur Hälfte Rinde,
Ich will doppelt viele Gräben graben;
Doch vom Herrn will ich Gedeihen hoffen.“
Halb aus Rinde buk ihr Brod die Hausfrau,
Doppelt viele Gräben grub der Alte,
Kaufte Roggen um sein Schaf und säte.
Frühling ward's, es schmolz der Schnee im Felde,
Nichts von dannen riß er von der Ausfaat;
Sommer ward's und Hagelschauer fielen,
Und der Aehren Hälfte stand zerschlagen;
Herbst ward's, und die Kälte nahm, was übrig.
Paavo's Weib schlug sich die Brust und jagte

„Paavo, Paavo, unglücksel'ger Alter!
 Laß uns sterben, Gott hat uns verstoßen!
 Hart ist's sterben, aber härter leben!“
 Paavo griff des Weibes Hand und sagte:
 „Gott will prüfen uns, doch nicht verstoßen.
 Mißhe doppelt Rinde in die Brode,
 Ich will doppelt größ're Gräben graben,
 Doch vom Herrn will ich Gedeihen hoffen.“
 Doppelt Rinde but ins Brod die Hausfrau,
 Doppelt große Gräben grub der Alte,
 Kaufte Roggen um sein Korn und säte.
 Frühling ward's, es schmolz der Schnee im Felde.
 Nichts von dannen riß er von der Ausfaat;
 Sommer ward's, es fielen Hagelschauer,
 Aber keine Aehren schlug er nieder;
 Herbst ward's, doch die Kälte, fern dem Ader,
 Ließ die goldne Saat des Schnitters harren.
 Da fiel Paavo auf sein Knie und sagte:
 „Gott will prüfen uns, doch nicht verstoßen.“
 Und sein Weib fiel auf die Knie' und sagte:
 „Gott will prüfen uns, doch nicht verstoßen.“
 Aber fröhlich sprach sie dann zum Alten:
 „Paavo, Paavo, gehe froh ans Schneiden!
 Jetzt ist's Zeit, uns lust'ge Tag' zu gönnen,
 Jetzt ist's Zeit, die Rinde wegzuworfen
 Und aus Roggen rein das Brod zu backen.“
 Paavo griff des Weibes Hand und sagte:
 „Frauchen, Frauchen, der nur trägt die Prüfung,
 Der des Nächsten Noth sich nimmt zu Herzen;
 Mißch zur Hälfte nur das Brod mit Rinde,
 Deun erfroren steht des Nachbars Acker!“

Wie für das finnische Volk nach manchen harten Prüfungen, so kamen auch für seine Literatur wieder bessere Tage, als der Czar Alexander II. 1855 den Thron bestieg. Die Literaturgesellschaft erhielt wieder freiere Hand, der Czar unterstützte sie sogar mit Staatssubsidien, und 1860 wurden ausdrücklich jene lächerlichen Preßverbote zurückgenommen, die selbst den unschuldigen Cornelius Nepos getroffen hatten. Einer der tüchtigsten Führer und Publicisten, Wilhelm Snellmann, wurde erst zum Universitätsprofessor und dann zum Senator ernannt. Neue Schwierigkeiten erhoben sich indes schon im Laufe der sechziger Jahre, als ganz naturgemäß der Wunsch auftauchte, das Finnische als Unterrichtssprache in den Schulen und als officielle Geschäftssprache bei den Gerichten und Verwaltungsbureau einzuführen. Die Sprachenfrage gestaltete sich nun zur tiefgreifendsten des Landes, und die Nation schied sich immer deutlicher in zwei sich bekämpfende Parteien: die Fennomanen und die Ewelomanen. Da zu letzterer hauptsächlich der Adel, die Geldaristokratie und die Beamtenwelt rechnete, und sie die Schule

wie das officiële Geschäftsleben einigermaßen als ihren alten Besitz betrachten mochte, so nahm die erstere infolge dessen den Anschein einer emporstrebenden, demokratischen Volkspartei an. Dank der unsiichtigen Leitung, welche die Fennomanen an Snellmann, Lönnrot und anderen angesehenen Männern fanden, spitzte sich dieser eigentlich politische Gegensatz nicht schärfer zu. Die finnische Sprachpartei legte es durchaus nicht darauf ab, agitatorisch von unten auf sich geltend zu machen, sondern durch Pflege und Förderung der Literatur das Interesse und die Achtung der höheren Stände zu gewinnen, unter ihnen selbst festen Fuß zu fassen und die höheren Schulen (Universität und Gymnasium) an sich zu bringen. Dieses Ziel wurde mit unermüdlicher Standhaftigkeit verfolgt und ist insoweit erreicht, als die finnische Sprache an den Gymnasien völlige Gleichstellung mit dem Schwedischen erreicht hat. An mehr als der Hälfte der Gymnasien ist das Finnische Unterrichtssprache geworden, an den anderen muß es wenigstens gelehrt werden, da niemand seiner Kenntniß mehr entzathen kann; an der Universität ist finnische Sprache, Literatur und Geschichte zur nationalen Ehrensache geworden, und die meisten Studenten gehören der Partei der Fennomanen an.

Und welche der Parteien hat nun eigentlich Recht?

Es ist schwer zu sagen!

Was die literarische Seite der Frage betrifft, so wird sich sicherlich jeder Literaturfreund darüber freuen, daß durch dieses merkwürdige Wiederaufleben einer erlöschenden Sprache so herrliche Dinge wie Kalevala und die finnischen Volkslieder gerettet worden sind. Aber wer sich nun fragt, was eigentlich Neues geschaffen worden, der wird bald finden, daß die neuere Production noch nicht entfernt an den alten Volksliederschatz oder an die gleichzeitige schwedische Dichtung herareicht. Was Kivi und Suonio geleistet, wird bei weitem von den Dichtungen Ludwig Runebergs übertroffen, d. h. der genialste finnische Dichter hat es, bei der tiefsten Innigkeit seines Patriotismus, für naturgemäßer befunden, in schwedischer Sprache zu dichten, wie vor ihm der gemüthliche Franzén. Wären die übrigen poetischen Talente seinem Beispiel gefolgt, so wäre dem Volk ein großer Aufwand an Zeit, Mühe und Arbeit erspart geblieben, es wäre wieder in lebendigeren und ungetheilten Contact mit der schwedischen Literatur gekommen, und seine Sprache hätte sich dabei in Sinn und Geist, ja selbst im Colorit, ebenso selbständig gestalten können, wie etwa die heutige norwegische sich unabhängig von der dänischen entwickelt hat. Das Finnische hätte sich dabei als Gegenstand der Sprachforschung und Literaturgeschichte erhalten und auf die neuere Literatur einwirken können, so gut wie das Altnordische in den drei skandinavischen Reichen. Jetzt ist das Werk der Spracherneuerung dagegen noch keineswegs abgeschlossen, der Bau einer neuen Literatur ist kaum begonnen, und eine Menge der besten Kräfte erschöpfen sich seit den letzten drei Jahrzehnten darin, die Schranken, welche das Finnische dem Geistesleben noth-

wendig zieht, durch Uebersetzungen aus allen Sprachen und Fächern weniger fühlbar zu machen.

Die Frage hat jedoch auch ihre politische Seite, und ich glaube, nach dieser Richtung hin ist sie noch complicirter. Dem russischen Eroberer Finnlands war es selbst nicht klar, was seinen Interessen eigentlich mehr entspräche, das Finnische oder das Schwedische. Er hat wiederholt eine andere Politik eingeschlagen. Obwohl die schwedische Sprache ein mächtiges Band bildete, das Finnland noch mit Schweden verknüpfte, so versuchte der Czar doch nicht, dasselbe zu zerschneiden. Er ließ den Finnen das Schwedische als hergebrachte Landessprache und nahm es sogar als officielle Geschäftssprache an. Beim ersten Wiederaufleben des Finnischen verhielt sich die Regierung ziemlich gleichgiltig, unterstützte einige Gelehrte, welche dasselbe förderten, und ließ es als Unterrichtsfach an der Universität aufkommen. Nach dem Jahre 1848 aber änderte Nicolaus I. völlig sein Verfahren und erließ Verfügungen, welche auf die Dauer die finnische Sprache wieder völlig zurückdrängen mußten. Alexander II. endlich gewährte dem Finnischen wieder die vollste Freiheit der Entwicklung und unterstützte sogar seine Pflege.

Es liegt auf der Hand, daß die ungetheilte Erhaltung des Schwedischen einer etwaigen Wiedervereinigung Finnlands mit Schweden günstig gewesen sein würde. Andererseits setzte das Finnische für sich der Russificirung eine ebenso starke Schranke entgegen, als das Schwedische, wenn das ganze Volk wie ein Mann dafür einstände. Doch das ist in Wirklichkeit nicht der Fall und wird vielleicht nie der Fall werden. Finnland hängt durch Geschichte und Kultur, Lage und Verkehr zu innig mit Schweden zusammen, um dessen Sprache völlig über Bord werfen zu können. Im Volk lebt noch das Andenken an den General von Döbeln, an den Oberst Sandels und an all die Tapferen, welche, ohne Fennomanen zu sein, am Anfang des Jahrhunderts das Land mit der staunenswerthesten Umsicht und dem größten Heldenthum gegen die Russen vertheidigten. Die „Geschichten des Fährdrichs Stål“, in welchen Runeberg diesen Heldenkampf besang, sind das Schönste und Volksthümlichste, was Finnland an neuerer Poesie hervorgebracht. Der erste Theil derselben ist 1848, der andere 1860 erschienen. Nun mag die jüngere Generation der Fennomanen so verächtlich wie sie will von dem Schwedischen als von einer „fremden“ Sprache reden, sie wird dadurch das Schwedische nicht zu einer fremden Sprache machen. Viel besser würde sie wohl thun, da nun beide Sprachen einmal eingebürgert sind, beide friedlich weiter zu pflegen, den Streit darüber aber nicht weiter zu führen.

27. St. Petersburg. Der Admiralitätstheil.

Um 4 Uhr in der Frühe verließen wir Helsingfors. Das Schiff steuerte jetzt aus dem Schären Gürtel der Küste hinaus auf die offene See, über welche ein frischer Ostwind schon fast etwas winterlich dahinblies. Alles mummte sich ein. Pelzkappen und Pelzröcke erschienen ziemlich zahlreich auf dem Verdeck. Während die Gesellschaft erster Klasse noch ganz international war, zeigten sich unter derjenigen zweiter Klasse vorherrschend russische und finnische Gesichter. Man hörte die beiden Sprachen nun auch mehr als auf dem Wege bis Helsingfors. Ein schwedischer Kaufmann erzählte mir von seinen wiederholten Fahrten nach Nischnij Nowgorod, Kasan und Tobolsk, wo er ganz zu Hause zu sein schien. Ich wurde so mühelos von der skandinavisch-finnischen Welt in die russische übergeleitet, die mich als etwas ganz Fremdes und Neues mit den gespanntesten Erwartungen erfüllte. Von den beiden Küsten des Finnischen Meerbusens blieb uns jedoch die nördliche wie die südliche in ahnungsvoller Ferne. Das einzige Land, das wir im Laufe des Tages deutlicher zu Gesicht bekamen, waren die Inseln Hogland (finnisch Suursaari) und Lavanasaari, die erstere ein ziemlich ausgedehntes Felseneiland von Porphyr, Granit und Diorit, von etwa 1000 Menschen bewohnt und durch eine Seeschlacht berühmt, welche sich Russen und Schweden im Jahre 1788 in ihrer Nachbarschaft lieferten.

Kronstadt erreichten wir leider erst, als es schon völlig Nacht geworden war. Ich verzichtete schon auf das Vergnügen, die berühmte Festung zu sehen, welche im Grunde zu St. Petersburg gehört und zugleich den Haupthafen und das Hauptbollwerk der Czarenstadt bildet. Denn größere Schiffe können nicht bis in die Newa vordringen; dazu ist die Kronstadter Bucht zu seicht. Bei Nacht können aber auch kleinere Dampfer nicht durchkommen, da die engen Fahrstraßen, welche ein jedes Schiff bis unter die Kanonen der Festung drängen, noch nicht genügend mit Signallichtern versehen sind. Wir mußten also auf der Rhede von Kronstadt Anker werfen. Mit einer prächtigen Rakete, die prasselnd in den nächtlichen Himmel emporfuhr, kündigte der Kapitän ergebenst unsere Ankunft an. Und nicht lange währte es, da drehte sich auf der Insel der Refraktor eines elektrischen Apparates unserm Dampfer zu und überflutete die ganze Rhede mit blendendem Lichte. Es war eine bezaubernde Vision! Wie auf einen Zauberschlag trat aus dem

tiefen Dunkel die gewaltige Meeresveste hervor, mit ihren ungeheuren Bollwerken, Forts, Plattformen, Kasematten, schwimmenden Batterien, — in langen Reihen die mächtigen Festungsgeschütze über und zwischen den granitenen Quadermauern, dazwischen ein ganzer Mastenwald und dahinter die Thürme der Stadt. Je greller das Licht war, desto schärfer und schwärzer strakten das Tafelwerk und die Masten der vielen Schiffe aus dem Meere auf, welches in weiten Silberreifen das künstliche Meteor zurückstrahlte. Der Anker war schon bereit gemacht und rollte nach einigen Minuten knarrend in die Tiefe. Bald darauf erlosch das Licht, und das großartige Meeresbild entschwand wie ein wunderfames Phantasienspiel in den Schatten der Nacht.

Zeitig am Morgen befanden wir uns auf dem Hauptarme der Newa, der sogen. Volkshaja (großen) Newa, an den Granitquais der Basiliusinsel, Wassilij Ostrow, vor uns die Nicolausbrücke, gegenüber ebenso lange und stattliche Quais, mit weit sich dehnenden Häuserlinien, darüber verschiedene goldene Kuppeln und Thürme, über welche majestätisch sich die gewaltige Goldkuppel der Isaakskathedrale in den düstern nordischen Himmel erhebt. Der Charakter des ganzen Bildes ist groß, imposant, fürstlich. Die Kaufleute mögen es bedauern, daß die Newa noch keine Themse geworden ist. Dem Handelsverkehr muß das natürlich zum Nachtheil gereichen. Doch dafür sind die beiden Ufer vorläufig schöner und vornehmer geblieben. Man würde sich in einer der feinsten modernen Städte glauben, wenn die goldenen Kuppeln nicht wären. Zu solchem religiösen Luxus ist die westeuropäische Welt nicht mehr aufgelegt.

Die Zollrevision war eine viel glimpflichere, als ich erwartet hatte. Der pelzbemühte Beamte, welcher meinen Reisepass untersuchte, zog zwar gleich den Lauchniger „David Copperfield“ hervor, den ich oben auf gesteckt hatte, um mich dem Verdachte des Jesuitismus zu entziehen. Er traute auch richtig dem Buche nicht; er blätterte darin nach vorn und nach hinten und muß wohl auf einen der staatsgefährlichen Briefe des Mr. Micawber gestoßen sein, worin so oft die Hoffnung ausgesprochen ist, that something might turn up. Genug, er reichte das verdächtige Buch dem Obercontroleur, der neben ihm stand. Dieser sah auf den Titel, warf dem Fragenden einen verächtlichen Blick zu, als wollte er sagen: „Dummer Junge! Mach keinen Unsinn!“ Darauf steckte der Unterbeamte das Buch so rasch als möglich wieder in den Sack und ließ mich in Frieden ziehen. Da waren wir nun auf dem Boden von Ingermanland.

Droschken standen nur einige wenige bereit, so klein und eng, daß zwei Mann kaum bequem nebeneinander sitzen können, doch dafür auch fast so leicht wie ein norwegisches Karriol. Viel fremdartiger als das Fahrzeug ist der Kutscher, der daneben steht: der Iswoßtschik. Eine classische Gestalt, die man sonst nirgends trifft. Der dunkelblaue Leibrock reicht wie eine

Soutane bis auf die Füße und wird um die Hüften von einem breiten Gürtel derselben Farbe oder einem schwarzen Ledergurt zusammengehalten. Dazu ein niedriger, mühenartiger Hut mit seitwärts aufgestülpten Krämpfen, und das Gesicht meist mit dunklem Vollbart umrahmt. Alles ungemein feierlich, einfach — fast wie eine geistliche Tracht.

Doch sehr geistlich ist der Iswojtschik nicht. Obwohl ihm und seinen Brüdern die Duma, d. i. Stadtverwaltung, längst, wie in anderen Großstädten, eine bestimmte Droschkenordnung mit fixem Tarif vorgeschrieben hat, so lehnen sich die dunkelblauen Brüder nicht viel daran. Sie markten mit den Leuten wie in der guten alten Zeit, für jeden einzelnen Fall. Mein Iswojtschik merkt gleich, daß ich ein Fremder bin, und fordert einen Rubel für eine Fahrt, für die ein Stadteinwohner höchstens 30 Kopelen zahlen würde. Ich sage: „Njät!“ Er sagt auch: „Njät!“ Wir drehen uns den Rücken, aber nur, um uns gleich wieder umzuwenden; wir knüpfen diplomatische Unterhandlungen an. Er ging auf 90 Kopelen herab, dann auf 80, 70, 60. Weiter war er nicht zu bringen. Unterdessen drängten andere Fremde herbei. Es war keine Wahl, wenn wir nicht zu Fuß gehen wollten. Die übrigen Droschken waren schon besetzt. Also eingestiegen und voran!

So flott wie in St. Petersburg wird aber in keiner Stadt Europa's gefahren. Es war eine Freude! Ich glaubte mich nach Norwegen zurückverkehrt. Nur war hier alles eben und hielt kein plötzlicher „Baden“ die rasche Fahrt auf. Im Nu waren wir an der Nicolausbrücke oder, wie sie hier heißt, „Nikolajewskij Most“, der letzten Brücke, welche die große Nema vor ihrer Mündung überspannt, ein Prachtbau von Granit und Eisen, der auf sieben großen Pfeilern ruht und mit 22 gewaltigen Gandelabern geschmückt ist. Aber schau! was ist das? Vorn an der Brücke, da steht kein langweiliges Denkmal, kein Zeitungskiosk, kein Liqueurbuffet, wie in so vielen modernen Städten, sondern eine allerliebste Kapelle in russischem Stil, völlig neu, dem Patron der Brücke, dem hl. Nicolaus gewidmet, den alle braven Kinder so lieb haben. Und da bleiben die frommen Gedanken nicht sechs Tage lang hinter Schloß und Riegel verwahrt und sorgfältig beim Küster und dessen Ehehälfte aufgehoben. Nein! die Kapelle ist den ganzen Tag offen. Den ganzen Tag brennen Kerzen und schöne Ampeln vor dem Mosaikbilde des Heiligen, das von einem der tüchtigsten Maler Rußlands, Ness, entworfen wurde. Den ganzen Tag kommen Leute vorbei und treten in die Kapelle und empfehlen sich und ihre Angelegenheiten dem hl. Nicolaus. Wer dazu nicht Zeit hat, der schlägt beim Vorübergehen wenigstens ehrerbietig ein Kreuz. Auch die vornehmen Leute in ihren Kutschen, die Bauern auf ihren Karren, die Iswojtschiks — jedermann schlägt sein Kreuz. Und das geschieht nicht verschämt und schluderig, wie man das anderswo bisweilen sieht, sondern mit leichter Kopfverneigung, langsam, andächtig und ehrfurchtsvoll.

Ich kann nicht sagen, wie freudig und freundlich mich das berührte. Unwillkürlich schlug auch ich mein Kreuz und empfahl mich dem hl. Nicolaus. Jetzt öffnete sich aber der Blick nach Osten hinauf, wo die Newa sich zusehends wie zu einem See erweitert. Entferntere Stadttheile sahen wie von einem entlegenen Ufer dunstig und undeutlich zu uns herüber. Unmittelbar vor uns aber dehnte sich der lange englische Quai und der Admiraltäts-Quai aus mit unendlichen palastartigen Fronten, der Admiralität, dem Winterpalast, der Isaakskathedrale und der Kirche Mariä Verkündigung mit ihrem vergoldeten Thurm. Nach allen Seiten Gebäude von ungeheurer Ausdehnung, einfacher Größe, fürstlicher Pracht. Man hat eine Weltstadt vor sich. Nur in der Nähe von Westminster bietet London ein so vornehmes, glänzendes Bild dar. Erst bei der weitem Fahrt wird man aber recht inne, wie groß diese nordische Hauptstadt ist, wie die Höhe ihrer stattlichsten Bauten durch die Weite der Straßen und die ungeheure Horizontalausdehnung zusammenschmilzt, wie immer neue Stadttheile auftauchen, wenn man an ein Ende gekommen zu sein glaubt, und wie taum einer dieser Stadttheile der imposantesten Gebäude entbehrt. Die Straßenscenerie aber entsprach Puschkins Beschreibung:

Schon Petersburg beim Trommelschalle
Erwacht zu neuem Tagwerk nun.
Kaufleute und Kaufirer gehen
Vorbei; auf ihren Plätzen stehen
Die Droschken schon; der Milchfrau Schritt
Durchkracht den Schnee, auf den sie tritt;
Die Läden glitzern schon und gleichen;
Des Morgens heit'rer Lärm erwacht,
Dampf wirbelt auf in blauer Pracht;
Der deutsche Bäcker mit der weißen
Nachtmütze schob zum Brodverkauf
Schon oft sein Ladeufenster auf.

An Einwohnerzahl steht St. Petersburg weit hinter London, Paris, Berlin, Wien zurück, aber an räumlicher Ausdehnung weicht es bis jetzt nur London. Die Stadt bedeckt einen Flächenraum von 92 qkm (ein Drittel von London), ihr Umfang wird auf 37 km geschätzt. Nichtsdestoweniger ist es ganz leicht, sich darin zurechtzufinden.

In weitem Bogen vom Ladogasee daherströmend, fließt die Newa in der Nähe der Stadt zuletzt von Süden nach Norden, wendet sich dann in fast rechtem Winkel westwärts und bildet endlich, sich theilend, ein weites niedriges Stromdelta. Die Theilung erfolgt allmählich, erst in zwei größere Arme, von denen der südliche den Namen Newa beibehält, der nördliche Newka heißt. Bald theilt sich die Newa in weitere zwei Arme: „Woskaja Newa“ und „Malaja Newa“, d. h. Große und Kleine Newa. Ganz entsprechend zweigt sich aus der Newka die Große und Kleine Newka ab. Endlich

Gründung der neuen Czarenstadt.

theilen sich all diese Arme, mit Ausnahme der Großen Newa, noch einmal, und so entsteht ein Netz von sieben größeren und etlichen kleineren Inseln. Auf diesen Inseln und auf den sie einfassenden Ufern der Newa breitet sich die Stadt aus.

Die südlichste der Inseln ist die Basilius-Insel, ein großer Rhombus zwischen der Großen und Kleinen Newa, dann folgen nordöstlich die schmale lange Petrowskij-Insel, die breite Peterburgskij-Insel und nördlich davon die halbmondförmige Apothekers-Insel. Zwischen der Großen und Kleinen Newa endlich dehnen sich die Krestowskij-Insel, die Kamennüj-Insel und die Selagin-Insel bei geringer Breite von Osten nach Westen aus.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts waren bekanntlich all diese



Die Nicolausbrücke in St. Petersburg.

Inseln, auf welchen jetzt prachtvolle Parke die stolzesten Paläste umrahmen, noch trostloses Sumpf- und Moorland, nur von Seeegvögel und Wasserthieren bewohnt. Als Peter der Große im Jahre 1703, nach der Einnahme von Nyenschanz, den kühnen Plan faßte, den Schwerpunkt seines Reiches aus dem unnahbaren Moskau an die Ostsee zu verlegen und durch einen großen bewaffneten Handelshafen sein isolirtes Rußland dem Einfluß und der Bildung des Westens zu öffnen, wählte er sich für seine Gründung die Südspitze der Peterburgskij-Insel, dem Trennungspunkt der Großen und der Kleinen Newa gegenüber. Hier führte er 1703 die erste Peter-Paulskirche in Holz auf, 1706 dann in Stein. Hier erstand die erste hölzerne Kirche der neuen Czarenstadt, um welche Peter dann sich, Menschikow und anderen

Fremden behagliche holländische Häuser bauen ließ. Von hier aus vollzog sich jene ungeheure Ummwälzung, durch welche Rußland eine der leitenden Großmächte Europa's und nächst England die einflußreichste Weltmacht wurde.

Wie die kleine Festung Peters indes in der Folgezeit bald ihre Bedeutung verlor, indem das viel wichtigere Kronstadt an ihre Stelle trat, so entwickelte sich auch die Stadt weniger auf der zuerst von Peter besiedelten Insel, als vielmehr ihr gegenüber auf dem Südufer der Großen Newa. Da entfaltete sich die neue Residenz, welche an Pracht und Aufwand mit den alten Höfen Europa's zu wetteifern suchte.

Dieser südliche Theil der Stadt erinnert in seiner Anlage etwas an Amsterdam, die mächtige See- und Handelsstadt des 17. Jahrhunderts, in welcher Peter selbst als lernbegieriger Schüler See- und Handelswesen, Schiffsbau, Kanalbau und Wasserbauten der verschiedensten Art studirt hatte. Wie Amsterdam von vier fast concentrisch im Halbkreis laufenden Kanälen, dem Singel, der Heerengracht, Kaysersgracht und Prinzengracht, jetzt auch noch dem Buiten-Singel, in ebenso viele ringförmige Quartiere getheilt wird, so besitzt auch Petersburg ein ähnliches Kanalsystem. Um den Kern der Stadt, wo an der Großen Newa die Admiralität, der Winterpalast, die Eremitage, das Generalsstabsgebäude und das Senatsgebäude, das Gebäude des heiligen Synods und die Isaakskathedrale beisammenstehen — ganz entsprechend dem Stadthaus (Paleis), der Börse und der Nieuwe Kerk in Amsterdam —, gürtet sich in weitem Bogen der erste der Kanäle, die Moika, dann in unregelmäßiger Schlangelinie der Katharinentanal, in viel weiterem Bogen und bedeutend breiter die Fontanka, und endlich ganz im Süden der Nowo-Obwodniskanal. Die St. Petersburger Kanäle sind indes lange nicht so regelmäßig angelegt, wie die Amsterdamer; sie sind auch nicht beiderseits mit Baumreihen begrenzt, wie die so malerischen Amsterdamer Grachten; dagegen sind die zahlreichen Brücken (die mit denjenigen über die Newa und zwischen den Inseln auf 150 kommen) meist viel stattlicher und schöner, von Granit und Gußeisen und in derselben Ebene wie die zugehörigen Straßen.

Eine Anzahl der bedeutendsten Straßen laufen den Kanälen mehr oder weniger parallel; die drei größten Verkehrsadern aber gehen von dem Mittelpunkt des Kanalsystems, der Admiralität, deren nadelförmige goldene Thurmspitze weithin sichtbar ist, wie Radien in gerader Linie nach Süden, Süd-Ost und Osten: der Ismailowskij-Wosnessenskij-Prospect, die Gorochowaja (Erbsenstr.) und der Newskij-Prospect. Letzterer ist 5 km lang und 35 m breit, eine der größten Straßen der Welt. Beim Moskauer Bahnhof biegt er sich etwas mehr südwärts und läuft dann noch ein paar Kilometer weiter bis zum Alexander-Newskij-Kloster am südöstlichen Ende der Stadt.

Durch die Arme der Newa, die Kanäle und Hauptstraßen wird die ungeheure Stadt in 13 Regionen (Ischastti) getheilt. Südlich von der Newa liegen ihrer neun: 1. Admiralsteiskaja, 2. Kasanskaja, 3. Spasskaja, 4. Kolo-

menskaja, 5. Narwskaja, 6. Moskowskaja, 7. Liteinaja, 8. Roschdestwenskaja, 9. Alexandro-Newskaja. Auf den Inseln liegen: 10. Wassiljewskaja, 11. Peterburgskaja; am rechten Ufer der Newa endlich erstrecken sich: 12. Wiborgskaja, 13. Ochtenkaja, wobei immer das Wort „Tschaßi“ zu ergänzen ist. Es sind fast ebenso viele Städte, von denen jede mehr oder weniger ihre eigene Physiognomie hat. Ein Gesamtbild ist nicht möglich, ohne erst etwas bei dem einzelnen zu verweilen.

Der „Admiralitätstheil“ ist in gewissem Sinne das Westminster der russischen Hauptstadt. Der Eindruck ist ein ähnlicher, wie wenn man vom Trafalgar Square zum Parlamentshaus oder von der Westminsterabtei zum Buckingham Palace wandert. Eine Abtei, welche noch ins Mittelalter zurückreicht, gibt es hier freilich nicht — kein Grab eines Heiligen, wie dasjenige Eduards des Bekenner's; da ist nicht einmal ein Poets-Corner, wie ihn das mercantile Albion wenigstens im Tode seinen vielen Dichtern gegönnt hat. St. Petersburg ist ein Kind der Neuzeit und entbehrt deshalb des Glanzes, welchen die Geschichte langer Jahrhunderte auf die Gegenwart zurückwirft. Aber was das Czarenthum seit 150 Jahren aufgeboten hat, um sich vor dem eigenen Volke, wie vor den Nationen des Westens eine möglichst glänzende Repräsentation zu verschaffen, das ist hier wirklich in hohem Grade vereinigt.

Ihren Namen hat diese Stadtregion von dem sogen. Admiralitätsgebäude, das sich, der Ostspitze der Basilius-Insel gegenüber, am südlichen Strand der Newa ausdehnt. Es ist ein Parallelogramm von 420 m Länge (um 140 m länger als das Parlamentsgebäude zu London) und 180 m Breite. Ich bin wiederholt die ganze Länge auf und ab gegangen. Respect! Man muß indes den Bau nur mit den ungeheuren Dimensionen Rußlands in Beziehung bringen, und dann wird man sich eher wundern, daß er nicht noch länger ist. Denn hier haust die oberste Marineverwaltung des ganzen Reiches, das seine Flagge nicht bloß auf dem Eismeer, dem Schwarzen und Kaspischen Meer wehen läßt, sondern auch auf den fernsten Ozeanen der andern Halbkugel. Die Seekadettenschule befindet sich hier unmittelbar unter den Augen des Marineministeriums; ein nautisches Museum und eine große Bibliothek steht ihr in den weiten Räumen zur Verfügung. Was Peter der Große eigentlich im Sinne hatte, war, hier eine mächtige Seefestung zum Schutze der Stadt und der Flotte zu errichten. Allein die ersten Befestigungen von Holz und Pallisaden wichen bald solchen von Fachwerk, diese einer steinernen Burg, und als die Hauptvertheidigungslinie nach Kronstadt hinausrückte, da ward die beabsichtigte Festung zum Palaste, und Gräben und Wälle verwandelten sich in den Alexandergarten, den schönsten Park der Stadt. Weiße Säulenreihen unterbrechen geschmackvoll den hellgelben Bau, Statuen und Gruppen schmücken das Gesimse, und der 75 m hohe Thurm, dessen Kuppel in eine spitze Nadel ausläuft, ist eines der Wahrzeichen der Stadt.

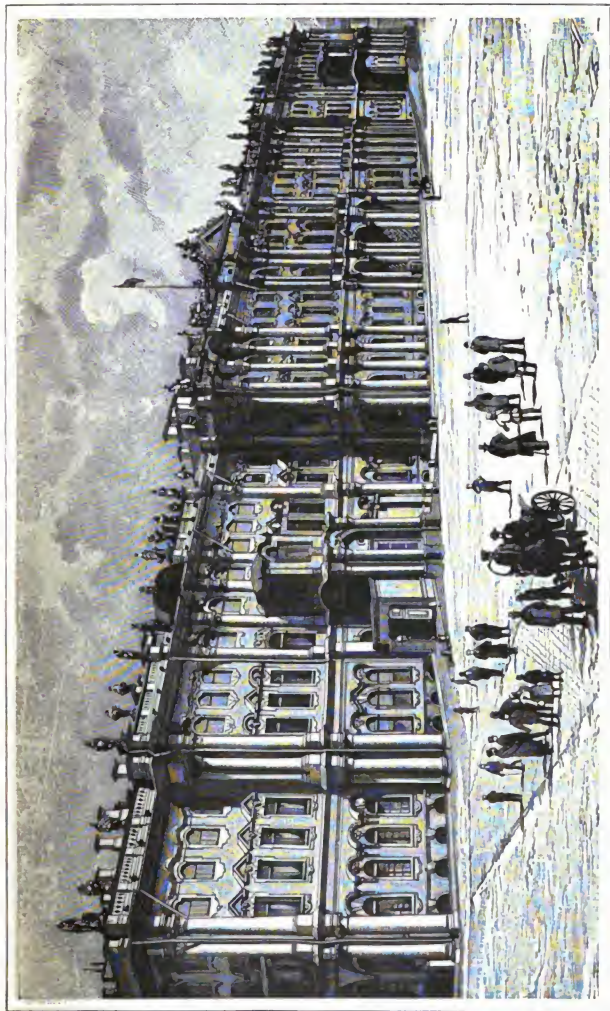
Die prächtigen Gartenanlagen münden ostwärts auf den Alexandersplatz, der von allen Ansichten St. Petersburgs am meisten durch Bilder bekannt ist. Von Osten begrenzt ihn die Admiralität mit ihrem Garten, von Süden in weitem Halbkreis das Generalsstabsgebäude und die Ministerien der Finanzen und des Auswärtigen, abermals ein dreistöckiges Riesengebäude mit 768 Fenstern in der Fronte, nach Norden endlich der Winterpalast, 137 m lang, ein zwar etwas schwülftiger, überladener Barockbau, der aber, fein gegliedert, mit seinen Statuen und Ornamenten doch den Eindruck imposanter Pracht macht. Auf der Mitte des Platzes erhebt sich die Alexanderssäule, welche Kaiser Nicolaus im Jahre 1835 seinem Vorgänger errichtete — unten ein Granitblock von 8 m Höhe, darauf ein Monolith aus rothem, finnischem Granit, 25 m hoch, darüber endlich eine goldene Kugel und über ihr ein Engel, der mit dem Fuße eine Schlange zertritt, in der linken Hand ein Kreuz trägt, die rechte aber feierlich zum Himmel hebt. Am Fuß der Säule hielt ein Gardist mit Bärenmütze Schildwache, ein wahrer Riese, der mich mit grimmigem Blicke musterte, während ich die Inschrift las: „Alexander dem Ersten das dankbare Rußland.“

Fürst Wjazemskij treibt diesen Dank in einem Epigramm noch weiter, indem er jagt:

Bescheiden im Triumph und fest im Sturm und Wetter,
Wie bringt man seiner werth ihm Huldigungen dar?
Weltall, beug dich vor ihm; er war dein Retter!
Rußland, sei stolz auf ihn; er war dein Sohn und Czar!

Ich konnte mich diesem Dank nicht recht anschließen. Denn Alexander I. war es gerade, der unsere Gesellschaft im Jahre 1820 aus Rußland auswies, nachdem sie ein halbes Jahrhundert lang daselbst ein Asyl gefunden hatte. Gegen die katholische Kirche überhaupt war der Sieger über Napoleon und der Führer der heiligen Allianz nicht feindlich gesinnt; er baute in Petersburg eine ruthenisch-katholische, in Czarskoje-Selo eine lateinische Kirche; ja es sprechen sogar nicht ungewichtige Zeugnisse dafür, daß er vor seinem Tode in den Schoß der römischen Kirche zurückgetreten ist.

Der Platz ist majestätisch, wie gemacht zur Decoration eines glänzenden kaiserlichen Festzugs. Die Farbentöne sind gelb und röthlich, die seitwärts liegende Admiralität ganz hell, das Generalsstabsgebäude etwas mehr gesättigt, der Winterpalast schon in Orange hinüberspielend, mit rothem Blechdach. Die Farben nehmen sich gegen den meist etwas dunkelgrauen oder dunkelbläulichen Himmel vortrefflich aus. Die Zeichnung versetzt in die Glanzzeit Katharina's II. zurück. Unter ihr wurde der Winterpalast im Jahre 1754 vollendet. Hier empfing die nordische Semiramis den Besuch Diderots und die schriftlichen Huldigungen Voltaire's. Die Prachtliebe jener genußsüchtigen, im Grunde ideenarmen Zeit schwebt über dem kostbaren Gebäude, gemildert von der ernsten Größe der übrigen Umgebung.



Das Winterpalais in St. Petersburg.

Der Winterpalast.

Die innere Pracht des Palastes zu schauen, mit seinen herrlichen Sälen, seinen Porträts, Schlachtenbildern, Statuen, Kunstschätzen und historischen Merkwürdigkeiten, war mir nicht vergönnt. Vergeblich erkundigte ich mich links und rechts, wie man denn Erlaubniß zum Eintritt erlangen könnte; vergeblich rief ich einen hochstehenden Diplomaten um Hilfe an; vergeblich



Der Generalstabshof und die Alexandersäule in St. Petersburg.

drang ich endlich durch das Hauptthor in die Pfortnerloge und trug einem von Roth und Gold strohenden Portier und etlichen anderen Palastbedienten meinen Wunsch vor. Ueberall hieß es: Es wird eben im Palaste gebaut, und es ist strengste Ordre, niemand hereinzulassen. Die Ereignisse noch nicht sehr entfernter Jahre ließen mich diese Vorsichtsmaßregeln durchaus begreiflich finden, und ich gab endlich den fruchtlosen Wunsch auf.

Um so mehr aber machte ich mir die Freiheit zu nütze, welche dem kunstliebenden Publikum gewährt ist, die an den Winterpalast stoßende Eremitage fast täglich vier Stunden lang zu besuchen. Der Bau ist würdig, Nachbar der glänzenden Kaiserwohnung zu sein. Er ist sogar umfangreicher als diese, 156 m lang, 113 m breit, mit zwei großen inneren Höfen. Wie der Winterpalast hat die Eremitage eine glänzende Façade nach der Newa hin, eine aber noch imposantere von der Millionaja her, welche an der Ecke des Winterpalastes auf den Alexandersplatz einmündet. Zehn Riesengestalten, sogen. Atlanten, von dunkelgrauem Granit (6 m hoch), tragen Sims und Decke des breiten Vestibüls, 16 Säulen aus rothbraunem Granit die weite und hohe Vorhalle, über 100 Säulen stützen und zieren das Innere des Palastes, der durch die einfache Hoheit des streng durchgeführten griechischen Stiles zugleich Wohlgefallen und eine Art Ehrfurcht erweckt. Da ist nichts von moderner Ziererei, von gesuchten Schwindeleffecten, von erlogener Prachtdcoration. Da ist alles echt und kostbar. Die mannigfachsten Arten von Granit wechseln mit Marmor, Porphyre, Malachit, Jaspis, Manganit und anderen theuren Gesteinen, und das köstliche Material ist mit dem feinsten Geschmack, was Zeichnung und Farbe betrifft, zum Schmuck der herrlichen Räume herangezogen. Alle diese Pracht aber ist nur das Gehäuse und die Einfassung zu den Kunstschätzen, welche kaiserliche Munificenz und Prunkliebe hier seit anderthalb Jahrhunderten aufgespeichert hat. Freilich mag man dabei an Puschkins Spruch denken:

„Mein ist alles!“ sprach das Gold;
 „Mein ist alles!“ sprach der Stahl.
 „Alles kauf' ich!“ sprach das Gold;
 „Alles nehm' ich!“ sprach der Stahl.

Die ägyptisch-orientalische Sammlung, welche man zuerst betritt, ist gegen ähnliche zu London, Paris, Leiden u. s. w. klein zu nennen, aber sehr gewählt und charakteristisch. Die größeren assyrischen Basreliefs wurden 1862 von ihrem Entdecker Sir Henry Layard selbst erworben. Wir treffen da den lieben König Assurbanipal mit seinem fleißgeringelten Bart und den iranischen Lichtgott Ahuramazda, die geflügelten Sturmgötter oder Maruts der Inder und den Baum des Unsterblichkeitstrankes Soma. Das Göttergesindel Aegyptens, Isis und Anubis, Thot und Neith, Chnum und Mut, Ra und Set, Ammon und die Katzenköpfige Liebesgöttin Pacht, sind, nebst den heiligen Thieren des Nillandes, in ziemlich vollständiger Gesellschaft beisammen, dazu gewaltige Sarkophage, Holzsärge, Papyrusrollen, Schmuckstücken und andere Proben ägyptischer Cultur. Ungleich anziehender sind die sieben Säle, in welchen die hellenisch-römische Kunst ihren Zauber entfaltet. Die Statuen, Statuetten, Büsten und Basreliefs mehrerer ansehnlichen Sammlungen (Schuwalow, Lyde-Brown, Demidow, Laval u. a.) haben sich

hier zu einem reichen Ganzen zusammengefunden; aus der Campana-Galerie zu Rom allein 43 Kolossalstatuen. Welch eine Versammlung der herrlichsten Köpfe war da beisammen! Cäsar, Alexander d. Gr., Antoninus Pius, Scipio Africanus, Marcellus der Jüngere, Agrippa, Marc Anton, Claudius Marcellus, Sallust, Virgil, Herodot! Dazwischen die Büsten einer Juno, Athene, Niobe, Sappho, Ariadne — oder stolze Römerinnen, wie Plotina, die Tochter Trajans, Julia, die Tochter des Titus, Faustina die Jüngere, Didia Clara. Dann wieder der meisterlich idealisirte Kopf eines Zeus, eines Hermes, eines Bacchus, eines Mars, eines Silen, eines Achilles! Da sitzt der Vater der Götter und Menschen, Jupiter Kisephoros — eine imposante Kolossalstatue, von einer Würde und Majestät, die einen jeden bezaubern muß. Dort thront Augustus, der Zeus dieser Erde, in dem Selbstbewußtsein seiner Imperatorenwürde, hier wieder ein Demosthenes — das Bild ist wohl eine seiner olymptischen Reden, mit oder ohne Anmerkungen, werth. Dort stehen Marius, Cäsar, Sokrates, Hadrian, Marc Aurelius — je ein ganzes Stück Weltgeschichte, in eine gewaltige sprechende Marmorfigur zusammengedrängt. Hier thront Agrippina die Aeltere und Faustina die Aeltere, prachtvolle Gegenbilder zu den Kaisergestalten. Die neun Musen haben ihre eigene Galerie, wo die Poeten sie alle einzeln anrufen können.

Doch weiter! Da ist noch der ganze Saal von Kertsch zu sehen, die glänzendste Sammlung griechischer und altkythischer Kleinkunst, die es überhaupt in der Welt gibt. Die zahllosen Schmuckgegenstände, deren Beschreibung ein Prachtwerk von drei großen Bänden füllt, wurde theils in Kertsch, dem Pantikapaion der Alten in der Krim, theils in den Ruinen von Phanagoria, Theodosia, Chersones und Olbia, theils im alten Tanais, an der Mündung des Don, gefunden. Von den 2000 verschiedenen Gegenständen sind über 1000 von Gold. Einige stammen, wie die dabei gefundenen Münzen ausweisen, aus der Zeit Alexanders d. Gr., andere gehören noch früherer Zeit an. Hier erst sieht man in vollem Umfang, wie die hellenische Kunst die ganze Industrie des häuslichen Lebens mit dem Zauber ihrer harmonischen Schönheit umgeben hatte, wie sie von Griechenland aus hinüberdrang an die entlegensten Küsten des Schwarzen Meeres, und die Gestade erfreute, an denen Ovid seine Trauerlieder sang, wie die Sthythen aber auch ihre eigenen Kunstideen hatten und an Prachtliebe kaum hinter den feingebildeten Hellenen zurückblieben. Man hätte hier Tage lang genug zu schauen und zu studiren. Aber man wird unerbittlich weiter gedrängt. Da sind noch zwei Säle mit einer auserlesenen Kunstbibliothek, vier Säle, gefüllt mit den schönsten Vasen und Amphoren, eine Sammlung der merkwürdigsten antiken Silberarbeiten, Bronzen und Terracotten, eine Sammlung von nahezu 12000 Handszeichnungen berühmter Künstler und endlich eine Kupferstichsammlung von 200 000 Nummern. Auch nur einen geringen Bruchtheil solcher Sammlungen wie im Fluge zu durchseilen, hat etwas Betäubendes,

faßt Schmerzliches und Verzweifeltes. Man meint zu ertrinken. Denn man kann ja unmöglich alles sehen, noch viel weniger alles gründlich sehen. Dennoch halte ich einen solchen Rundgang durchaus nicht für verlorene Zeit. Alles ist heute monographisch und specialistisch geworden, und je länger und einseitiger man sich auf irgend einen eng abgegrenzten Gegenstand einheftet, desto leichter läuft man Gefahr, alles von diesem engen Kreise aus zu betrachten und zu beurtheilen. Wenn man aber so auf einen Schlag sich Hunderten von Künstlern, den mannigfachsten Kunstgebieten, ja Jahrhunderten und Jahrtausenden menschlicher Kunstentwicklung gegenübersteht, erweitert sich der Blick, und es erstirbt der Wunsch, alles nach den eigenen Ideen regeln und messen zu wollen. Die Geschichte gibt der Philosophie ein heilsames Gegengewicht. Man fühlt, daß man doch nur ein Atom ist gegen die Tausende und Millionen, die vor uns dagewesen, gegen all das Große, was frühere Jahrhunderte geschaffen, gegen die wunderbare Vielseitigkeit des Menschengeistes, der aus unscheinbaren Anfängen in langen Stufenreihen zum Höchsten emporringt, daselbe Streben so mannigfaltig gestaltet und selbst in seinen Abirrungen eine Fülle des Belehrenden darbietet.

Eine Prachttreppe, mit modernen Statuen und Vasen geziert, führt aus dem Erdgeschoße hinauf in den ersten Stock der Eremitage, welcher die Gemäldegalerie, eine der bedeutendsten von ganz Europa, beherbergt. Sie enthält etwa 1700 Gemälde, wird also an Zahl von einigen anderen Galerien übertroffen. Aber wenn man bedenkt, daß erst vor einem Jahrhundert (1765) Katharina II. diese Sammlung begründete, daß der jetzige Bau durch den Münchener Architekten Leo von Klenze erst 1852 vollendet ward, so wird man über den Reichthum staunen müssen, den das Gold und die Kunstliebe der Czaren, der Geschmack und die Gewandtheit ihrer Diener in diesen Räumen versammelt hat. Nur das Louvre übertrifft an Bedeutung die französische Sammlung der Eremitage; an spanischen Meisterwerken steht sie nur hinter Madrid zurück; die flämische Kunst ist so gut repräsentirt, wie an den besten anderen Galerien; für holländische Malerei aber nimmt sie unbestritten den ersten Rang ein. Ihre einzige Achillesferse ist die deutsche Malerei und die Malerei des spätern Mittelalters (14. und 15. Jahrhundert) überhaupt.

Gerade das Jahr zuvor hatte ich den Haag, Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen gesehen und dabei die Vorurtheile überwunden, die ich mir früher aus Kunstbüchern gegen den niederländischen Realismus eingetrichtert hatte. Potter und Brouwer, die beiden Teniers und Campdhuyzen, Ruysdael und Cuyp, Brouwer und die beiden Ostade, Maes und Ter Borch, Franz Mieris und Gerard Dow, Miereveldt und Kambouts, Franz Hals, Metsu und van der Helst, vor allem aber Jan Steen und Rembrandt waren mir herzlich lieb geworden. Ich spintirte jetzt nicht mehr darüber, was sie etwa hätten malen können, wenn die Niederlande spanisch oder

wenigstens katholisch geblieben wären, sondern dachte daran, was sie unter den gegebenen Verhältnissen wirklich geleistet haben. Was konnten sie dafür, daß Philipp II. und seine Statthalter durch ihre unglückliche Politik, Wilhelm von Oranien und der mit ihm verschworene Adel durch gewaltfamen Aufstand ihre Heimat aus den Fugen der bisherigen Staatsordnung gerissen hatten, daß die alte Kunst von ruchloser Hand zertrümmert zu Boden lag, daß der starre Calvinismus die Lebensquellen idealer Kunst mit dem völligen Untergang bedrohte? Was blieb ihnen übrig, als ihr republikanisches Staats- und Bürgerthum, ihr Seewesen und ihren Handel, das Volksleben in all seinen bunten Erscheinungen künstlerisch zu erfassen und zu verklären, zur Natur zu flüchten, in welche der mörderische Religionsconflict nicht dringen konnte, an Landschaften, Thieren, Blumen sich zu erfreuen, und das Licht, den Quell aller Farbenwirkungen und Farbenharmonie, zum Lieblingsgegenstand ihres Studiums zu machen? Und was haben sie in dieser Hinsicht zu Stande gebracht! Welch unerjchöpflicher, köstlicher Volkshumor lebt in den Gestalten eines Jan Steen! Welche Poesie der Natur quillt in den Schöpfungen eines Ruysdael und Potter! Und welcher anderer Maler hat gleich Rembrandt den Zauber des Lichtes der Natur selbst abgelauscht! Welch eine freudige Ueberraschung war es mir, hier im fernen St. Petersburg die ganze gemüthliche Gesellschaft beisammen zu treffen, vollständiger als in ihrer Heimat, die einzelnen durch die auserlesensten Leistungen vertreten, Rembrandt allein durch eine ganze Galerie von mehr als 30 kostbaren Gemälden!

Sich ganz ungestört der holländischen Gemüthlichkeit zu überlassen, wie etwa in dem herrlichen neuen Rijksmuseum von Amsterdam, das war hier nicht wohl möglich. Zwei russische Säle und ein großer französischer forderten auch ihr Recht. In wieder einen andern Saal lockten Rubens und van Dyck, in einen noch größern Murillo, Velasquez, Coello, Ribera, Zurbaran. Den größten aller Säle aber und acht Cabinette hatten die Italiener inne, neben Sandro Botticelli, Andrea del Sarto, Sebastiano del Piombo, Tintoretto, Tiepolo und Canaletto die gefeiertsten von allen: Lionardo, Correggio, Tizian und Raffael. Eine lange Seitengalerie ist überdies mit einer Nachahmung der Loggien des Vaticanus geschmückt, die schon Katharina II. hatte herstellen lassen. Man kann also von dem extremsten Realismus emporsteigen bis zu der höchsten Idealität, zu welcher sich die Kunst der Renaissance erschwang. Hier hält jedoch die Stufenreihe inne. Vier Jugendbilder Raffaels — ein hl. Georg, den Drachen tödtend — die berühmte Madonna aus dem Hause Albani — eine andere Madonna mit dem Jesukind — und das Porträt eines Greises — erinnern durch die Innigkeit des Ausdrucks und die herrliche Farbengebung an die Schule, aus der er hervorgegangen. Doch die eigentliche Blüte mittelalterlicher Kunst, Fra Angelico mit den Seinen, Rogier van der Weyden, die beiden van Eyck, die älteren Schulen

Deutschlands sind mertwürdigerweise in dem sonst so reichen und allseitigen Kunstpalast nicht vertreten. Viel kunstgeschichtliche Pragmatik dürfte sich aber hieran wohl nicht knüpfen lassen. Man richtete sich in den Anschaffungen offenbar nach dem an anderen Höfen und Museen vorherrschenden Geschmack.

Die ältere russische Kunst fehlt in der Sammlung ebenfalls. Rußland hat keine „Reformation“, Revolution und Säkularisation erlebt. Kirchen und Klöster sind noch im Besitz ihrer alten heiligen Bilder, an denen sich — hauptsächlich in den Klöstern — die kirchliche Kunst mit ihrer typischen Strenge weitergebildet hat bis auf den heutigen Tag. Der Profanmalerei haben sich die Russen erst seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts zu widmen begonnen. An diese Anfänge erinnert ein Porträt Peters d. Gr. von A. Matwejew. Eine größere Fruchtbarkeit entwickelte sich jedoch erst vom Ende des Jahrhunderts an und namentlich von den vierziger Jahren des gegenwärtigen. Die religiöse Historienmalerei tritt dabei ziemlich zurück, da sie von kirchlicher Seite keine Unterstützung, sondern nur Schwierigkeiten fand. Schöne Ansätze dazu bilden indes Loffensko's Wunderbarer Fischfang, eine Heilige Familie und eine Geißelung Christi von Jegorow, Christus und Magdalena von Iwanow, die Kreuztragung von F. A. Moller. F. A. Bruni's Eberne Schlange ist ein ungeheures Kolossalbild, mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführt, aber nicht genug von jener innern Weihe durchdrungen, die allein die Typik des Alten Bundes voll beleben kann. Mit viel Glück wurde die Profanhistorie gepflegt, in der sich der originelle Volksgeist freier und leichter geltend machen konnte. Für den Fremden haben diese Bilder den Reiz des Neuen und Ungewohnten — die Belagerung von Kiew von A. J. Iwanow, Marfa Possadniza von D. J. Iwanow, Dmitri-Donskoj auf dem Schlachtfeld von Kulikowo von Sjasonow, die Einnahme von Kasan und die Thronbesteigung des Michael Feodorowitsch Romanow von Ugrjumow. Von Brylow findet sich das große Werk, das ihm seine europäische Berühmtheit verschaffte: Der letzte Tag von Pompeji. Ein Meisterstück von Porträtmalerei ist das Bild Thorwaldsens von D. Kripenksij, den man nicht ohne Grund mit van Dyck vergleicht. Von den russischen Landschaftern haben sich einige mit Vorliebe dem Ausland zugewandt. So trifft man von Schtscherdrin eine prächtige Ansicht von Rom, von F. M. Matwejew den Lago Maggiore und die Umgebungen von Bern. Von Alexejew dagegen findet sich die durch ihr glänzendes Colorit ausgezeichnete Ansicht des Kreml, von Nimasowskij, dem berühmten Seemaler, die nicht minder vorzüglichen Ansichten von Odeffa und vom Schwarzen Meer. In neuerer Zeit hat, wie überall, die Genremalerei überhand genommen und den Aufschwung zurückgedrängt, den Brylow und andere Meister den höheren Aufgaben der Malerei verliehen hatten.

Man kann sich aber, bei aller Tüchtigkeit des Geleisteten, dem Eindruck nicht entziehen, daß man in dieser neuern russischen Malerei nicht wie in der niederländischen ein tiefwurzelndes, völlig selbständiges, lebens-

volles Product der Volksseele vor sich hat, sondern nur ein von außen her eingeführtes, mit künstlicher Wärme gezogenes Treibhausgewächs. In den anderen Sälen kann man zum Theil die Vorbilder sehen, an denen die Künstler sich gebildet. Aber zwischen ihnen und ihren Vorbildern steht keine langsame, naturgemäße Entwicklungsreihe. Zwischen der gewaltjam durchgeführten Cultur des neuern Rußland und zwischen der Bildung des alten Hellas und Rom liegt eine unausgefüllte Kluft. Die großen katholischen Ueberlieferungen fehlen ihm. Als es in die Reihe der entscheidenden Nationen trat, waren die Glanzzeit des Mittelalters und die besten Tage der Renaissance schon vorüber, die Revolution dämmerte heran. In dem Wirrwarr der furchtbaren Gährung, zwischen dem Widerspruch der entgegengesetztesten Richtungen, fehlte der Kunst jener triebkräftige Boden, den ihr nur eine religiöse, harmonische Bildung gewähren kann. Unwillkürlich wird man an die ergreifende Klage des Dichters Michael Vermontow erinnert, wie sie uns Bodensiedt meisterlich verdeutscht hat:

Kalt, ungerührt läßt uns das wahrhaft Schöne,
 Der Dichtung Träume und der Kunst Gestalten,
 Und des Gesanges weihervolle Töne
 Sind für uns nicht ein Quell der Seligkeit.
 Wir suchen ängstlich in uns festzuhalten
 Die Reste des Gefühls vergangner Zeit.

Das Gute keimt in unsrer Brust vergebens,
 Fröh streift sich von uns ab der Blütenstaub des Lebens;
 Wir bergen unsre Gaben nutzlos, still,
 Und lieben, hassen, wie's der Zufall will.
 Kalt bleibt die Seele, das Gemüth,
 Derweil das Blut in unsern Adern glüht.

Wir lächeln ob der Väter derber Lust,
 Seh'n spöttelnd in die alte Zeit zurück,
 Dieweil wir selbst, uns keines Ziels bewußt,
 Zum Grabe eilen ohne Ruhm und Glück.

So leben, sterben wir, geräuschlos, unbewundert,
 Und spurlos durch die Welt eilt unser Fuß,
 Kein zeugender Gedanke bleibt von uns dem Jahrhundert,
 Kein Dentmal eines Genius.

Nun ist noch die erste Eremitage zu besuchen, welche zwischen dem Winterpalast und der neuen Eremitage liegt, und dann die sogenannte zweite Eremitage, welche von der ersten aus den Strand der Newa entlang läuft. Die letztere ist ein für sich abgeschlossener Palast, der eigentlich für den Großfürsten Thronfolger hergerichtet wurde, dann aber meist nur hohen, in St. Petersburg weilenden Potentaten als Wohnung diente: so dem Prinzen von Wales, dem Kaiser von Oesterreich, dem persischen Schah, dem deutschen Kronprinzen. Durch seine Gemälde — vorzugsweise französische — hat er

aber auch den Werth einer kostbaren Galerie. Die erste Eremitage aber ist eine Art historischer Schatz-, Karitäten- und Reliquienkammer der Czaren, von einer Pracht und einem Werth, der zugleich in den Orient und Occident versetzt. In ihrem Pfauencabinet und in der Galerie der Kostbarkeiten sind zahllose Schmuckstücken aus allen Ländern und Zeiten versammelt, die einen für die Culturgeschichte, die anderen für die Kunstgeschichte von hohem Interesse; in der Romanow'schen Galerie kann man mit allen Großfürsten und Czaren aus dem Hause Romanow, von ihrem Stammvater, dem Patriarchen Nikititsch, bis herab auf Kaiser Nicolaus I. und dessen Kinder, in großen Portraits Bekanntschaft machen; in der Galerie Peters d. Gr. endlich sind Hunderte von Andenken und Reliquien vereinigt, welche die Geschichte dieses merkwürdigen Herrschers gleichsam aufs neue lebendig machen. Da sitzt er in Wachsfigur unter einem Thronhimmel, da sind seine Todtenmasken und verschiedene Portraits von ihm, da liegt die hellblaue Kleidung, in welcher er am 7. Mai 1724 sich krönen ließ, mit den rothen Strümpfen, mit den feinen aus Spitzen gefertigten Manschetten, da ist sein Jagdmesser, da stehen seine Spazierstöcke, seine Reiseapotheke, seine Droschke, das Modell seines Häuschens in Zaandam, da hängt ein elfenbeinerner Kronleuchter, den er selbst gedreht, da sind Fernrohre, durch die er geschaut, chirurgische Scheeren und Messer, mit denen er operirt, sogar Zähne, die er eigenhändig ausgezogen. Von den Wänden schauen aus alten Bildern seine Vorfahren hernieder, — dann das Soldatenmädchen, das er als Katharina I. mit sich auf den Thron erhob, — dann sein unglücklicher Sohn Alexei, den er selbst dem Tode überantwortete — seine Freunde Menschikow, Gordon, Dolgorukij, Scheremetjew u. s. w. Wie lebendig steht Peter vor uns, eine der räthselhaftesten Gestalten der Weltgeschichte, der Schöpfer des neuen Rußlands, der Gründer St. Petersburgs — der gemüthliche Drechsler und Schiffszimmergesell, der mit den holländischen Theerjaken auf „Du“ lebte, und der unerbittliche Wütherich, der für seine Krone Ströme von Blut fließen ließ, — der kühne, geistreiche Civilisator, der alles moderne Wissen selbst lernen und seinem Volke vermitteln wollte, und der Barbar, der sich nach grauen Mezeleien in Schnaps betrank, — der geistige Riese, der dem ganzen Lauf der europäischen Geschichte eine neue Wendung gab, und der launehafte Alltagsmensch, in dem ein verkommener Aufrihrer das Bild der eigenen Leidenschaften wiederfinden könnte, — der Czar, der seine Stadt dem hl. Petrus weihte, und der Czar, welcher der Kirche des hl. Petrus das alte orientalische Schisma auf neuer Basis, einem mit Knute und Kanonen bewaffneten Cäsareopapismus gegenüberstellte, — der Gründer all der Pracht und Herrlichkeit, welche stundenlang uns geblendet, uns in die höchsten Regionen menschlicher Kunst emporgeführt, aber auch ein Bild jener zerstörenden, unheimlichen Kräfte, die, auf kein höheres sittliches Princip gestellt, alles mit Vernichtung bedrohen, was sie schaffen.

Wie betäubt von dem bunten Wirrsal all der verschiedenen Eindrücke verließ ich das erste Mal die Eremitage und schritt an die Newa hinab, die sich hier breit wie ein See in drei Arme theilt. Der Paläste ist noch kein Ende. An die große Eremitage reiht sich ostwärts, nur durch einen Kanal geschieden, das zu ihr gehörige Theater, etwas weiter der Palast des Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch und der Palast des Großfürsten Michael



Denkmal Peters d. Gr. in St. Petersburg.

Nikolajewitsch. Wenden wir uns die Newa hinab. Die Front der Eremitage, des Winterpalastes und der Admiralität mißt zusammen allein mit den nicht sehr großen Zwischenräumen einen Kilometer. Mit den anderen genannten Palästen und dem westlich sich anreihenden Senatgebäude aber dehnt sie sich zur Länge des römischen Corso (1500 m) aus. Man kommt hier an einem der Hauptthore des Winterpalastes vorbei, dem sogen. Jordaneingang,

mit der prachtvollen Paradedtreppe, über welche jetzweilen am Epiphaniefeſt der Kaiſer mit dem Hofe zur Newa herabſteigt, um der feierlichen Waſſerweihe beizuwohnen.

Am weſtlichen Ende der Admiralität tritt der Alexandergarten bis an die Newa heran; dem weiltäufigen Marinegebäude gegenüber erheben ſich die in ernſtem ſtrengen Stil gehaltenen Gebäude des Senats und des heiligen Synods, durch einen großen Thorbogen verbunden; hinter dem Garten aber ragt die größte Kirche der Stadt auf, der „Iſaakewſky Eſobor“, die Kathedrale des hl. Iſaak von Dalmatien. Wieder ſtehen wir an einem Platz, der ſeineſgleichen nur in den größten Reſidenzen der Welt findet. In ihrer Bauart erinnert die gewaltige Kathedrale an St. Peter in Rom. Auf einer Baſis von 105 m erhebt ſie ſich 102 m in die Lüfte, ein majeſtätischer Bau, der den Eindruck der benachbarten Paläſte nicht wenig verſtärkt. Beſonders gegen Abend, wenn die mächtige Kuppel in den letzten Strahlen der Sonne ſchimmert, iſt der Anblick bezaubernd ſchön. In dem Garten, zwiſchen dem Senatsgebäude und der Admiralität, ziemlich nahe gegen die Newa hin, ſteht hier die Reiterſtatuë, die Katharina II. dem Gründer der Stadt errichten ließ, mit der kurzen, aber vielſagenden Inſchrift: *Petro primo Catharina secunda MDCCLXXXII*. Das Denkmal ſtellt den Kaiſer vor, wie er einen ſteilen Feſſen hinanſprengt. Sein Haupt iſt mit einem Lorbeerkranz umwunden, ſein Antliß der Newa zugewandt; mit der ausgeſtreckten Rechten weiſt er nach der Petersinſel hinüber, wo er ſich einſt ſelbſt ſein Haus gezimmert und damit den Grund zu der jetzigen Weltſtadt gelegt. Die Vorderfüße des Pferdes ſchweben frei wie zum Sprung, das ganze Gewicht der bronzenen Statuë ruht darum auf den Hinterfüßen des Thieres, um deſſen Huſe ſich eine zertretene Schlange ringelt. Der Granitblock, der den Feſſen darſtellt, iſt ein Monolith, 14 m lang, 6 m breit und 5 m hoch. Er wurde mit ungeheurer Schwierigkeit 12 Werſt weit aus dem kareliſchen Dorfe Lachta hergeſchleppt. Das Modell der Statuë rührt von dem franzöſiſchen Bildhauer Falconet her, das des Kopfes aber von Marie Collet, die ſpäter einen Sohn Falconets ehelichte. Es iſt ein prächtiges Bildwerk, voll Kraft und Leben. Der Platz dazu könnte nicht ſchöner gewählt ſein, als hier an dem Strom, dem Peter erſt ſeine geſchichtliche Bedeutung gab, zwiſchen dem heiligen Synod und dem Senat, der Iſaakskirche und der Admiralität, gleichſam den Pfeilern des großen Reiches, zu dem er den Grund legte. Es iſt eine glänzende, ſtolze Sicht!

Aber ach! was iſt die Iſaakskirche? Ein St. Peter ohne Papſt! — — Was iſt der heilige Synod? Nicht ein kraft apoſtoliſcher Sendung wirkender, auf apoſtoliſcher Ueberlieferung ruhender Senat, ſondern eine von Czarenwillkür errichtete Geſchäftscommiſſion, aus zwei Metropolitänen, zwei Erzbischofen und einem Erarchen launenhaft zuſammengewürfelt und im Namen des Czaren von einem Laien regiert, der Wirklicher Geheimrath iſt und den

Titel eines Generalprocurators führt. Die Czaren selbst haben von diesem Kirchenregiment wenig Segen, wenig Frieden geerntet. Das russische Volk hat unsäglich darunter gelitten. Alle Pracht des Winterpalastes, alle Kunstherrlichkeit der Eremitage macht die Klagen nicht verstummen, die Lermontow im Namen der russischen Jugend, gleichsam aus ihrer Seele heraus, erhoben hat:

„In Trauern blick' ich hin auf das Geschlecht von heute,
Wie es die künstlich-frühe Reise löst,
Früh schon des Zweifels, der Erkenntniß Beute,
In eine Zukunft schaut, die dunkel oder wäst.
Zum Guten wie zum Bösen sind wir träg',
Altkluger Kinder mit des Alters Schwächen.
Kaum aus der Wiege, haben wir schon viel
Von unsrer Väter Weisheit und Gebrechen,
Ermüdet uns das Leben, wie ein Weg,
Der endlos-eben fortläuft ohne Ziel —
Ermüdet uns gleich einem fremden Feste,
Dem wir zuschauen, theilnahmslose Gäste;
Wir wollen fremdgereifte Früchte pflücken,
Und ohne Kampf soll uns der Sieg beglücken. —
Wir selbst sind gleich der Frucht, die ungerüst
Vor ihrer Zeit vom Baume abgestreift,
Und fallend zwischen Blumen hängen bleibt,
Nicht den Geschmack erfreuend, nicht den Blick —
Und kommt die Zeit, wo alles blüht und treibt,
Trifft sie nur der Verwesung früh Geschick.“ —

28. Russische Kirchen und Klöster in St. Petersburg.

Dem Reisenden, welcher von Scandinavien herkommt, muß die Menge, Größe und Pracht der Kirchen auffallen, welche der russischen Hauptstadt theilweise ihr Gepräge geben.

In Island und Norwegen kann man Stunden, ja halbe Tage weit reiten, ehe man wieder auf eine dürftige Holz- oder Steinkirche trifft. Diese sind noch meist so ärmlich und kahl als möglich, kaum mehr werth als ein ansehnlicher Bauernhof. Im südlichen Norwegen, in Schweden und Dänemark ist es mit den Kirchen etwas besser bestellt. Wie die Dome von Thronhjelm, Upsala und Lund, so stammen indes auch die meisten anderen bedeutenderen kirchlichen Bauwerke noch aus katholischer Zeit und waren bis vor wenigen Jahrzehnten ziemlich vernachlässigt. Stattliche neuere Kirchenbauten sieht man nur selten, und diese erreichen weder den materiellen noch den Kunstwerth der früheren Leistungen. Durch das Luthertum ward die Religion aus der großen socialen Oeffentlichkeit eben mehr oder weniger ins Gemeindeleben, ins Privathaus, ins Herzenskämmerchen zurückgedrängt und mußte da noch oft genug mit einem Schmolzwinkel vorlieb nehmen. Der äußere Cultus beschränkte sich auf den Sonntag, die Sonntagsfeier aber auf Predigt, Gesang und Abendmahl. Denn Taufen und Hochzeiten werden wohl auch noch vielfach auf den Sonntag verlegt. Die Begräbnisse sind mit wenig Feierlichkeit verbunden. Der Confirmandenunterricht wird in Schule oder Pfarrhaus gehalten. So viel religiöser Sinn auch noch bei den Scandinaviern herrschen mag (im allgemeinen wird sehr über dessen Abnahme geklagt), im bunten Treiben des Alltagslebens und der materiellen Interessen dringt wenig von dem unsichtbaren Christenthum an die sichtbare Oberfläche.

In St. Petersburg war das alles ganz anders. Obwohl die Stadt erst zwei Jahrhunderte nach der sogen. Reformation, im Zeitalter des modernen Spinozismus, Voltairianismus, Pantheismus und Materialismus gebaut worden ist, beherrschen die äußeren christlichen Cultusformen noch das ganze Leben. Die Kapelle an der Nicolausbrücke steht nicht vereinzelt da. An mehreren der belebtesten Punkte der Stadt begegnet man ähnlichen neuen, prächtigen Kapellen, welche den ganzen Tag offen stehen, von den Vorübergehenden ehrfurchtsvoll mit einem Kreuzzeichen begrüßt und von vielen kürzere oder längere Zeit besucht werden. Kostbare Lampen und Leuchter brennen

da beständig vor den nicht minder kostbaren Heiligenbildern. Man sieht Popen und Mönche in ihrer schönen, feierlichen Tracht, Motivbilder, brennende Kerzen, Reliquien. Die Kirchen stehen auch an Wochentagen offen, und da es außer dem Sonntag eine Menge anderer Feste gibt und die meisten Geistlichen mehrmals in der Woche die „Liturgie“ (Messe) feiern, so wird die ganze Woche hindurch da oder dort Gottesdienst gehalten. An jeder Straße begegnet man beinahe einer oder mehreren Kirchen. Die meisten Vorübergehenden entbieten auch diesen ihren Gruß. Neben 5 römisch-katholischen, 2 anglikanischen, 2 armenischen und 44 protestantischen Gotteshäusern zählt die Stadt gegen 350 griechische Kirchen und Kapellen, darunter 10 große Kathedralen. Die größte derselben, die Szaaskathedrale, gehört zu den imposantesten Kirchenbauten der Welt. Ihr Bau hat über 25 Millionen Rubel gekostet, und wie sie sind auch die meisten anderen Kirchen mit verschwenderischer Freigebigkeit ausgestattet. Czar, Adel und Volk sind dabei reichlich betheiliget. Die Reichen und Mächtigen machen den Kirchen noch heute ansehnliche Geschenke, und der weniger Begüterte kauft sich wenigstens beim Besuch des Gottesdienstes seine Motivkerze, wodurch in den stärker besuchten Kirchen große Summen zusammenströmen.

Peter d. Gr. war halb, Katharina ganz ungläubig, beide im höchsten Grade sittenlos. Dennoch vermochten weder sie, die Gründer der Stadt, noch die späteren Czaren sich von der Ueberlieferung des russischen Volkes loszureißen, in dessen Anschauung das alte, orthodoxe, von Byzanz überkommene Kirchenthum den wesentlichsten Hort und Bestandtheil des Reiches bildete. Nur die religiöse Würde und Weihe konnte dem Czarenthum seine Macht und seinen Einfluß erhalten. St. Petersburg mußte Moskau ähnlich werden, wenn es in den Augen des Volkes der Würde der Czaren entsprechen sollte. Neben den Palästen mußten sich Kirchen erheben, die an Pracht mit jenen der ältern Hauptstadt wetteiferten. Alle Aufklärerei, aller Skepticismus, alles Liebäugeln mit westeuropäischer Irreligiosität scheiterte an der Macht der alten Volksüberlieferung, die, bei aller Oberflächlichkeit der Begriffe, doch mit der tiefsten Zähigkeit des Gefühls an dem alten, äußern Cultus hing. Dieselbe Kaiserin Katharina, welche mit ihren encyclopädistischen Freunden in Paris und Berlin über alle Religion spöttelte, spielte zu Hause die Rolle einer St. Helena, baute Kirchen und stattete sie mit verschwenderischer Pracht aus, ehrte Bilder und Reliquien und machte mit peinlicher Genauigkeit alle Ceremonien mit, welche das Herkommen von einer Czarin erforderte. Derselbe Adel, der in seinen Lebensgewohnheiten dem Paris Ludwig XV. nachahmte, blieb mit seiner Kaiserin den ererbten Formen der orthodoxen Kirche treu, ließ sich segnen und absolviren, fastete und verehrte Bilder, und gab riesige Summen, um nach dem frivolsten Leben in einem Kloster begraben und mit dem prunkendsten Trauergottesdienst beehrt zu werden. Abgetrennt von dem Lebensodem der wahren Kirche, mußten die

kirchlichen Formen auf diese Weise natürlich vielfach zum Zerrbild, zur leeren Formel, zur conventionellen Gewohnheit herabsinken. Und doch ist es schwer, ihnen jeden Werth, jede Bedeutung abzusprechen. Sie blieben ein Band, das den einzelnen wie die Gesellschaft noch mit der einstigen christlichen Ordnung verband. Namen, Gebete, Riten, Ceremonien, Sacramente und Sacramentalien, Feste, Andachten, Geseze und Gebräuche erinnerten unaufhörlich an die meisten Fundamentelehren des Christenthums — an die heilige Dreifaltigkeit, an die Gottheit Christi, an seine Menschwerdung und an seinen Erlösungstod, an die Sündenvergebung und Buße, an ein ewiges Leben und an die Gemeinschaft der Heiligen. Selbst der Cölibat und die Ordensgelübde blieben wenigstens principieell gnerkannt, und wenn die Lehre von der Kirche auf irre Bahn gerieth, so entschwand der Begriff einer Kirche und eines kirchlichen und sacramentalen Lebens doch lange nicht in jenem Grade, wie im Protestantismus. In vielen Gemüthern erhielten die äußeren Cultformen selbst einen Rest des Geistes und Sinnes, aus dem sie einst hervorgegangen. Viele mochten sich in besseren Augenblicken daran anklammern und einen tröstenden, erhebenden, vielleicht rettenden Gedanken darin finden. Zener blinde Haß gegen alles Religiöse, welcher die Encyclopädisten und deren Anhänger charakterisirt, gelangte unter den Russen, selbst in Katharina's Tagen, nicht zu allgemeiner Herrschaft. Spätere Czaren haben eine ernste Religiosität an den Tag gelegt. Weit entfernt, Unglauben und Freidenkerei zu begünstigen, suchten sie vielmehr das ihnen unterworfenen Kirchenwesen zu befestigen und die Kirche von Rom, wenigstens im Aeußerlichen, nachzuahmen.

Dieser letztere Gedanke hat sich in dem glänzendsten Bauwerk der Kaiserstadt, der Isaakskathedrale, einigermaßen verkörpert. Sie erinnert unwillkürlich an die Peterskirche zu Rom, und die Czaren Alexander I. und Nicolaus hatten sicherlich im Sinn, der größten Weltkathedrale am Grabe des Apostelfürsten etwas Ebenbürtiges gegenüber zu stellen. Das ist nun nicht geglückt. Schon der ganze Platz, auf dem die Stadt ruht, war dazu ungünstig gestaltet. Ein Wald von Masten mußte erst in den lockeren Morastboden gerammt und ein ganzer Kofst von künstlichem Fachwerk in denselben gelegt werden, um nur einen Halt für die Fundamente zu gewinnen. Riesige Summen verschlang schon diese Vorarbeit, die während des Baues und noch nachher wiederholt ergänzt werden mußte. Die Idee des Planes aber wuchs nicht aus dem geistigen Leben einer ganzen Epoche heraus, sie war bestellt und wurde nach den Vorschlägen eines französischen Baumeisters durchgeführt. So ward der Petersdom in keiner Hinsicht erreicht, wohl aber überflügelte die staatskirchliche Kathedrale an der Newa die ihr ähnliche am Themseufer, St. Paul zu London, in den Verhältnissen wie an Reichthum des Materials und Schönheit der Ausführung.

Gleich St. Peter erscheint sie auf den ersten Blick kleiner, als sie ist. Von außen bewirken das die benachbarten Paläste mit ihren kolossalen

Der Isaakewskij Esobor in St. Petersburg.

Horizontalausdehnungen, von innen die Breite und Schwere der Pilaster und die einfache Harmonie der Verhältnisse. Man braucht aber nur etwas ins Detail zu schauen, zu vergleichen und langsam umherzugehen, so weicht die Täuschung bald. Der eine Arm des griechischen Kreuzes, das ihr Grundriß bildet, ist nur ein paar Meter kürzer, als das Langhaus mitsammt dem Chor des Kölner Doms, der andere Arm um 15 m länger als dessen Querschiff. Die innere Scheitelhöhe der Kuppel mißt 82 m, also ein Drittel weniger als jene der Peterkirche, aber 14 m mehr als jene der Paulskirche. Auch neben den Kölner Dom gestellt, würde also die Kathedrale noch etwas



Die Isaakskathedrale in St. Petersburg.

vorstellen. Die zwei gewaltigen Thürme würden sie zwar um 50 m überragen; die zahllosen Thürmchen, Spitzen, Bogen, Gialen, Strebebogen, Steinblumen, Baldachine, Statuen würden mit ihrem reichen Formenzauber triumphirend sich geltend machen. Doch groß, gewaltig, majestätisch würde nichtsdestoweniger auch die ernste griechische Kathedrale erscheinen, in wuchtigen Massen von dunklem Granit hoch aufgethürmt, an den vier Ecken des Kreuzes mit stolzen Säulenhallen gleich jenen des Pantheon geschmückt, an dem weiten Kuppelthurm wieder mit mächtigen Säulen umgürtet, endlich von der goldschimmernden Kuppel gekrönt, über welcher ein großes Kreuz weit in den

Himmel hineinstrahlt. Etwas abgeschwächt wird der Eindruck durch die vier Glockenthürme, welche sich an den Ecken der zwei Hauptfassaden bis zum untern Rande der Kuppel erheben; dieselben gliedern sich jedoch ziemlich harmonisch in das Gesamtbild ein. Die 48 Säulen an den Vorhallen, die 24 Säulen am Kuppelthurm, die übrigen 40 Säulen an den Glockenthürmen und an den Fenstern der zwei Hauptfassaden sind lauter Schäfte aus einem Stück, von rötlichen finnischen Granit. Die ersteren, 17 m hoch und über 2 m dick, sind nächst der Alexander- und Pompejusssäule die größten Granitmonolithe, die es gibt. Der ganze Säulenschmuck steht überhaupt in seiner Größe und dem Werthe des Materials ganz einzig da. Ihm entsprechen die großen Bronzereliefs in den Vorhallen, die Bronzethüren, die Siebelfelder der Portiken, die Statuen an der Kuppel, alles wuchtig, schwer, von Bronze oder Erz mit reicher Uebergoldung. Die dunkelgrauen, fast schwarzen Granitmauern und die rothbraunen Säulen contrastiren grell zu dem goldenen Schmuck und der goldenen Kuppel. Die ruhigen, mächtigen Formen der Renaissance, von keinem kleinlichen Schnörkelwerk gestört, machen den Eindruck imposanter Würde, die goldschimmernde Kuppel jenen orientalischer Pracht.

Mit Staunen und Ehrfurcht, wie vor etwas Großem und Fremdartigem, betritt man das Innere und wird hier noch weit mehr überrascht. Denn alles strahlt hier von Gold und Marmor; Marmorarten, die man sonst schon für Altäre kostbar halten würde, bilden hier den Fußboden, die Wände, die Pilaster. Auf einem Parquet von abwechselnd grünen und grauen Marmorfliesen, das von einem breiten Porphyrrahmen eingefasst ist, schreitet man durch die matt von der Kuppel aus erleuchteten Hallen. Die Wände sind hauptsächlich mit weißlichem Marmor bekleidet, mit dem aber in reichen Figuren rosafarbener, gelblicher, grünlicher und schwärzlicher abwechselt. Die Kapitäle und Sockel der Pilaster sind vergolbet, die Wände rundum mit etwa 200 Gemälden geschmückt. Das gedämpfte Licht, das aus der Kuppel herniederströmt, vereint sich auf das Ikonostas, die Bilderwand, welche das Schiff vom „Allerheiligsten“, dem Chorraum, trennt und bis fast in die Höhe des Triumphbogens hinaufreicht. Aus der schimmerndweißen Marmorwand schauen 33 Gemälde, von Rußlands ersten Künstlern gemalt, in drei Reihen übereinander geordnet auf den Beschauer herab. Rahmen von Gold und verschiedenen feinen Marmorarten umgeben jedes einzelne. Die Hauptpforte in der Mitte, welche während der Meßliturgie abwechselnd geöffnet und geschlossen wird, ist eine herrliche durchbrochene Arbeit aus Bronze; oben wird sie durch eine nicht minder schöne Gruppe aus Bronzeguß — Christus mit Maria und Johannes dem Täufer darstellend — abgeschlossen. Rechts und links von dem Thor stehen zwei 4 m hohe Säulen aus Lapis Lazuli, die allein fast 100 000 Rubel kosteten. Daran reihen sich rechts und links je vier Malachitsäulen, 9 m hoch, im Werthe von wenigstens 200 000 Rubel, zwischen denen acht Mosaikbilder, auf mehr als eine Million

Rubel geschätzt, hervorschauen. Die Figuren, rechts Christus, der hl. Isaak, der hl. Nicolaus und der hl. Petrus, links Maria, der hl. Alexander Newskij, die hl. Katharina und der hl. Paulus, sind über lebensgroß, prachtvoll ausgeführt, mit der ernstesten Feierlichkeit, aber ohne die Steifheit der gewohnten typischen Bilder. Hinter dem Mittelthor befindet sich der Altar, aus dem feinsten weißen Marmor, und darauf das Tabernakel, ein aus gediegenem Silber gearbeitetes und reich übergoldetes Modell der ganzen Kathedrale. Der Kelch, die Patene u. s. w. sind aus reinem Gold. Auf den Einband eines Evangelarium allein wurden 20 kg Gold verwendet, auf die Tabernakel der drei Altäre, Candelaber und andere Ausstattungsgegenstände über 1100 kg Silber, während die Arbeit an letzteren auf ein paarhunderttausend Rubel kam.

Da die Bilder nach Art eines Flügelaltars symmetrisch und sinnig geordnet sind, so ist dem Auge, mitten in dem blendenden Ueberfluß von Gold, Silber und edlen Gesteinen, ein gewisser Ruhepunkt geboten. All der Glanz gruppirt sich schließlich auf das Mittelthor, das sogen. königliche Thor, durch welches der König der Ehren zu den Gläubigen einzieht; die ganze verschwenderische Feierpracht gilt der Eucharistie. Mit tiefem Schmerze fühlt man da, wie nahe uns die Anhänger dieses christlichen Bekenntnisses stehen, und wie doch eine Jahrhunderte alte, noch immer unausgefüllte Kluft uns von ihnen trennt. Alle Pracht der Gotteshäuser, alle Freigebigkeit der Czaren vermag das Wort Christi nicht zum Schweigen zu bringen: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen!“

Eine Treppe von 540 Stufen führt aus der südlichen Vorhalle der Kirche zu der Galerie des Kuppelthurms und dann bis in die Laterne hinauf. Kein Thurm, den ich bestiegen, hat einen angenehmeren Aufstieg. Man bleibt im Innern, ist vor Wind und Wetter geschützt und hat erst von der Galerie und dann von der Höhe die bezauberndste Ueberraschung. Während man von St. Paul zu London unmittelbar das prosaische Dächergewirr der City vor sich hat, entwickelt sich hier zunächst der glänzende Theil der Hauptstadt mit seinen Palästen, dann die Newa mit ihren Inseln und Brücken und erst in weiter, dunstiger Ferne die weniger schönen Quartiere. Ich konnte mich nicht satt sehen an dem reichen prächtigen Bild. Hat St. Petersburg auch keinen Kreml mit dem phantastischen Zauber der ältern russischen Architektur, so fehlen doch nicht Anklänge daran in den vielen Kuppeln, die blau, weiß, röthlich, golden neben gotischen, romanischen und grotesken Renaissancethürmen aus dem riesigen Häusermeer, seinen Palästen, Theatern, Kasernen und Brunnbauten hervorragen. Fast jede der größeren Kirchen hat fünf Kuppeln oder kuppelartige Thürme, bald rund, bald zwiebelartig, in verschiedenen Farben, immer aber mit großen Kreuzen und viel goldenem Zierat. Die Thürme der Peter- und Paulskirche und der Admiralität sind zwei spitze goldene Nadeln, wie man sie sonst nirgends sieht. Diese un-

gewohnten Formen, die ungeheure Ausdehnung der Bauten und der Fluß mit seinen vielen Armen, Inseln und Brücken geben der sonst modernen Großstadt ein durchaus eigenartiges Gepräge. St. Petersburg bildet schon einen Uebergang von den westländischen Großstädten zu Moskau, wie dieses hinwieder zu der phantastischen Pracht der orientalischen Städte.

In nächster Nähe unter sich hat man außer der Admiralität, dem Senats- und Synodsgebäude das Kriegsministerium, die Manège und Kaserne der berittenen Garde, die deutsche Botschaft, in welcher noch vor wenigen Jahrzehnten Fürst Bismark hauste, das Denkmal des Kaisers Nicolaus und über der Moika den stattlichen Marienpalast oder Leuchtenbergischen Palast, den Kaiser Nicolaus 1844 seiner Schwester Maria, Herzogin von Leuchtenberg, erbauen ließ, weiter nach Westen hin den Palast des Großfürsten Nicolaus Nicolajewitsch und die Kirche Maria Verkündigung mit großem goldenem Thurme, nach Nordosten aber den Winterpalast, das Generalstabsgebäude und die Kasankathedrale mit bronzener Kuppel, jenseits der Großen Newa die Akademie der Künste, die Akademie der Wissenschaft, die Börse, die Peter- und Paulsbeste mit der gleichnamigen Kathedrale.

Wie die Isaakskathedrale verräth auch die Kasankathedrale den Gedanken und Wunsch, die Peterskirche in Rom nachzubilden. Der Versuch ist zwar noch mehr mißglückt, aber etwas Schönes ist dabei doch herausgekommen. Nahe am Katharinenkanal öffnet sich plötzlich der breite Newskijprospect nach Norden hin zu einem großen Platze, der gleich dem Petersplatz zu Rom von einer kreisförmigen Colonnade eingerahmt ist. Während die römische Colonnade aber aus 284 dorischen Säulen besteht, zählt die russische nur 132 korinthischer Ordnung. Da jedoch die Kirche mit ihrer Façade und der mächtigen Kuppel den Verhältnissen der Colonnade entspricht, so macht das Ganze einen sehr angenehmen, großartigen Eindruck. Einem Cardinal-Erzbischof würde sie als Kathedrale gar nicht übel anstehen, wenn auch für den Papsst zu Rom schon besser gesorgt ist. In St. Petersburg selbst war sie geraume Zeit die vornehmste Kirche, bis die Isaakskirche vollendet ward.

Ihren Namen hat sie von einem wunderthätigen Muttergottesbilde, das sich im Mittelalter zu Kasan befand, 1339 auf Befehl des Czaren Iwan Wassilij nach Moskau gebracht wurde. Peter d. Gr. ließ es 1721 nach St. Petersburg bringen, wo es in der Dreifaltigkeitskirche verehrt wurde, bis es unter Alexander I. 1802—1811 in dem jetzigen Dome sein eigenes Heiligthum erhielt. Der Bau kam auf 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Rubel zu stehen, wobei aber die reichen Geschenke nicht mitgerechnet sind, womit die nationale Andacht im Laufe des Jahrhunderts das Gnadenbild und die Kirche ausstattete. Als jenes 1811 in letztere übertragen wurde, stiftete ihm die Kaiserin Elisabeth und die Kaiserin Mutter Maria Feodorowna einen Schmuck im Werth von 50 000 Rubel; eine neue Bekleidung vom reinsten Golde stieg auf denselben Werth; Graf Streganow schenkte der Kirche ein prachtvolles

Tabernakel mit 16 Säulen aus Jaspis, Achat und Porphyrt. Als dann der wachsende Uebermuth Napoleons, der sich halb Europa unterworfen hatte, auch die Selbständigkeit Rußlands bedrohte, da nahm das Volk inständig seine Zuflucht zu der hier verehrten Gottesmutter. Ehe der greise General Kutusow 1812 zum Entscheidungstampf gegen den corsischen Eroberer auszog, kam er, obwohl ein halber Voltairianer, um vor dem Gnadenbilde zu beten. Der Platz wird jetzt noch gezeigt. Am Vorabend der Schlacht von Borodino ließ er ein Madonnenbild auf einem der Hügel aufstellen, welche das Schlachtfeld beherrschten, und erschien selbst mit seinem Generalstab, um ihm seine Verehrung zu erweisen. Leo Tolstoi hat die seltsame Scene in einem seiner



Die Kasan'sche Kathedrale in St. Petersburg.

Romane geschildert: „In langem Rock auf seinem dicken, starken Leibe, mit gekrümmtem Rücken, den weißen Kopf entblößt, trat Kutusow mit wackelndem Gange in den Kreis und blieb hinter dem Priester stehen. Mit gewohnter Miene schlug er das Kreuz, langte mit der Hand bis zur Erde und senkte mit schwerem Aufsatzen den Kopf. Hinter Kutusow stand Bennigsen und das Gefolge. Trotz der Anwesenheit des Obergenerals, der die Aufmerksamkeit aller höheren Officiere auf sich zog, beteten Landwehrmänner und Soldaten, ohne ihn anzusehen, ruhig weiter. Nach Beendigung des Gebets trat Kutusow zu dem heiligen Bilde, indem er sich schwerfällig auf die Knie niederließ, neigte sich zur Erde und erhob sich mit Mühe wieder, so daß sich sein Antlitz von der Mühe verzog. Die Generalität

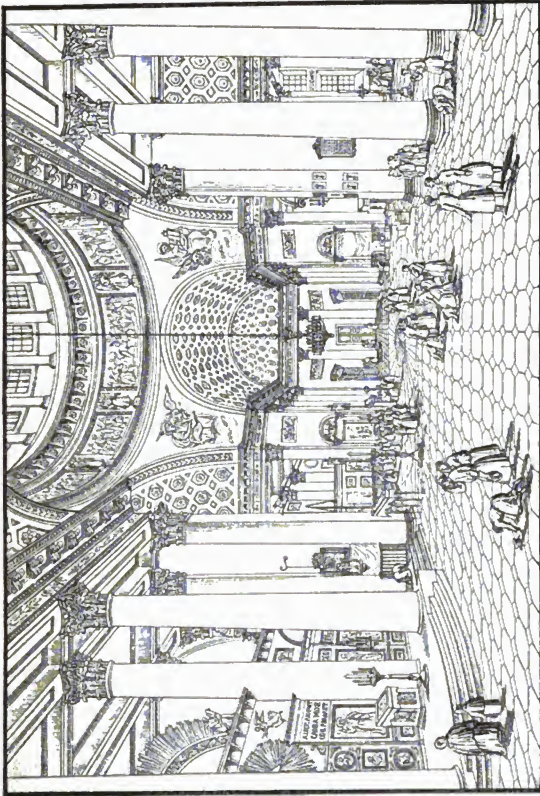
folgte seinem Beispiele, dann die Officiere und, ihnen nachdringend, die anderen Landwehrleute und Soldaten.“

Bei Borodino erhielt Napoleons' Nacht den ersten unerwarteten Schlag, der in wenigen Monaten zu seinem furchtbaren Rückzug führte. Dankbar gedachte man nach der völligen Ueberwindung Napoleons' der Madonna von Kasan. Kutusow, der russische Fabius Cunctator, „qui cunctando restituit rem“, wurde nach seinem Tode 1813 in der Kasan'skathedrale begraben, an der Stelle, wo er 1812 vor dem Auszug der Truppen gebetet hatte. Um sein Grab wurden die Schlüssel von 28 in den Jahren 1812 und 1813 eroberten Städten und Festungen, der Feldherrnstab Davouts' und eine Menge erbeuteter französischer Adler und Fahnen aufgehängt. Den Platz vor der Kirche schmückten die Denkmäler der zwei Generale Kutusow und Barclay de Tolly. Kutusow steht da mit bloßem Haupt und gezogenem Degen, zu seinen Füßen französische Banner mit gebrochenem Schaft. So vergegenwärtigt denn die Kirche einigermaßen als Totidheiligthum die Errettung Rußlands aus der Gewalt Napoleons', den Sieg russischer Waffen unter dem Schutze der Mutter Gottes. Sie wird noch heute von zahlreichen Wallfahrern besucht.

Es war ein gewöhnlicher Werktag, als wir zu der Kirche gingen, um sie zu besichtigen. Auf dem Newskijprospect war das gewohnte bunte Gewimmel von Fußgängern und Wagen. Ziemlich viele Leute wandten sich der Kirche zu, andere standen in der Vorhalle und kauften sich Kerzen. Beim Eintritt sahen wir den großen Dom wohl zur Hälfte mit Andächtigen gefüllt; die meisten drängten sich um das wunderthätige Muttergottesbild. Ein Lichtmeer von Kerzen strahlte um sein goldenes Gewand, das von Edelsteinen und Perlen funkelte. Kerzen brannten auf den großen Candelabern vor dem Ikonostas, das, von schwerem Silber, hoch in das Kuppelgewölbe aufragte, ein Geschenk Don'scher Kosaken nach dem Feldzug von 1812. Auch die Balustraden vor dem Ikonostas sind von massivem Silber. Reichthum und Pracht übertrafen wieder alles, was man an katholischen Wallfahrtsorten zu sehen gewohnt ist. Durch die Reihen der Anwesenden wurden unaufhörlich neue Kerzen bis hin an den Festaltar gereicht, dort angezündet und an breiten Metallcandelabern aufgepflanzt. Sitz- und Kniebänke gibt es in den russischen Kirchen keine. Alles steht bunt durcheinander, wie man in die Kirche hereinkommt. Vornehme Herren, Officiere und Bauern, Soldaten und Civilisten, einfache Bürgerfrauen und elegante Damen drängten sich da in buntester Nachbarschaft, ohne Rang- und Standesunterschied. Im Benehmen der Leute wie auf den Gesichtern zeigte sich sanfter Ernst, Ehrfurcht und Andacht. Manche standen unbeweglich da, andere verneigten sich tief und schlugen mächtige Kreuze, von der Stirn zur Mitte der Brust und dann von rechts nach links. Gebetbücher sah man nicht, auch war kein Lispeln der Lippen zu gewahren. Rußig und gesammelt sahen die Betenden zu dem heiligen Bilde auf oder nach dem

Das Innere der Kasan'schen Kathedrale.

Konostas mit den vielen anderen Gemälden oder auch vor sich hin. Auf seine Umgebung schien keiner zu achten. Am meisten frappirte mich ein höherer Officier in sehr schöner Uniform, der hinter der Menge stand und



Innenansicht der Kasan'schen Kathedrale.

ganz in Gebet versunken schien, eine prächtige, martialische Gestalt, voll männlichen Ernstes. An einem Kuppel Pfeiler rechts stand der Thron des Kaisers von verschiedenem Marmor und mit grünem Sammt behängt.

Zwischen den röthlichen Granitsäulen, welche, 56 an der Zahl, einen Hauptschmuck der Kirche bilden, überwölbt von der hohen, in reichen Farben und Gold schimmernden Kuppel, nahm sich die dichtgedrängte Volkschaar vor dem Madonnenbilde ungemein schön aus.

Während wir uns still die Seitenhallen, das Grab Kutujows und die vielen Tropfäen ansahen, begann die Liturgie. Vor der Mittelthüre des Ikonostas erschien ein Diakon in reicher, goldgestickter Dalmatica, mit einer ebenso reich gestickten Art Stola, dem sogen. Orarium darüber, das wie die Stola um den Hals getragen wird, aber bedeutend länger ist. Das rechte Ende hielt er mit der Hand und schlug damit viele Kreuze, neigte sich bis zum Boden und sang dann Gebete in einem feierlichen, tiefen Choralton. Er war eine prächtige Figur. Die langen, straffen Haare, mitten auf dem Haupte gescheitelt, bis auf die Schulter niederwallend, gaben dem ernstern Antlitz etwas vom Ansehen eines byzantinischen Christuskopfes, während der dicke dunkle Bart und die kostbaren Gewänder an die Priester des Alten Testaments erinnerten. Nachdem er geendigt, begannen zwei Sängerschöre rechts und links vom Ikonostas ihren mehrstimmigen Wechselgesang, der ungemein feierlich und andächtig tönte. Alles geschah mit der größten Würde und rief unwillkürlich die Erinnerung an das ehrwürdige Alter dieses Ritus wach. Gebete und Gesänge werden indes in russischer Sprache vorgetragen, und die Aussprache war eine so weiche und undeutliche, daß ich außer dem „Gospodi pumiloi“ (Herr, erbarme dich unser) nicht viel davon erfassen konnte. Wir verließen die Kirche, sobald wir deren Sehenswürdigkeiten genugsam betrachtet hatten.

Ihre Meßliturgie haben die Russen von der altgriechischen Kirche ererbt. Sie hat nicht jene wunderbar schöne Abwechslung der beweglichen Theile (Introitus, Oration, Offertorium, Secret, Communio, Postcommunio), durch welche das römische Missale den wesentlichen Theil der Opferfeier fast jeden Tag mit einem neuen Kranze der herrlichsten Gebete umgibt und so das Uneränderliche gleichsam täglich neu gestaltet. Sie hat nur zwei Formulare, die längere Liturgie des hl. Basiliius und die kürzere des hl. Johannes Chryostomus. Die erstere wird nur an zehn Tagen des Jahres gebraucht, nämlich am Feste des hl. Basiliius (1. Januar), an den fünf Fastensonntagen, am Donnerstag und Samstag der sogen. Marter- (oder Butter-) Woche, an den Vigilien des Weihnachtsfestes und der Epiphanie. An allen übrigen Tagen wird die Messe nach der Liturgie des hl. Johannes Chryostomus gefeiert, welche übrigens von jener des hl. Basiliius nur in nebenjächlichen Dingen, durch den Ausfall verschiedener längerer Gebete und Psalmen und durch Einschlebung anderer kürzerer Gebete abweicht. Beide Liturgien zerfallen in drei Haupttheile: 1. die Proskomidie, 2. die Liturgie der Katechumenen und 3. die Liturgie der Gläubigen.

Die Proskomidie entspricht dem Gebrauche der ältern griechischen Kirche, nach welchem die Gläubigen selbst die Opfergaben, Brod und Wein, zu dem

seitwärts stehenden Opfertisch, der Prothefis, herbeitragen. So bringen heute noch Laien zum Andenken Lebender oder Verstorbener kleine ungesäuerte Brode von runder Gestalt zum Opfertisch heran. Dieselben haben in der Mitte ein Viereck eingeprägt mit einem Kreuz und den Buchstaben IHC . XC . NIKA, d. h. Ἰησοῦς Χριστός νικᾷ, „Jesus Christus siegt“. Nachdem Priester und Diakon die Hände gewaschen und sich mit den heiligen Gewändern bekleidet haben, gehen sie an die Prothefis und bereiten hier die Opfergaben vor. Mit einem lanzettförmigen Messerchen, das an die heilige Lanze erinnern soll, schneidet der Priester den viereckigen Stempel, das sogen. Siegel (σφραγίς) heraus, legt dasselbe auf die breite und tiefe Patene und durchsticht es mit den Worten: „Ein Kriegsknecht öffnete mit der Lanze seine Seite u. s. w.“ Dieses Stück wird das „Lamm“ genannt. Der Diakon schenkt hierauf Wein und zugleich Wasser in den Kelch. Der Priester aber nimmt ein zweites Brod, opfert es Gott zu Ehren und zum Gedächtniß der heiligen Jungfrau und schneidet ein dreieckiges Stück heraus. Ein drittes Brod theilt er in neun Stücke zu Ehren 1. des hl. Johannes des Täufers, 2. der Propheten, 3. der Apostel, 4. der Kirchenväter, 5. der Martyrer, 6. der Bekenner und Jungfrauen, 7. der hl. Kosmas und Damian, 8. der hl. Anna, des hl. Joachim und des Heiligen, dessen Tag gerade gefeiert wird, 9. des hl. Johannes Chrysostomus oder des hl. Basilus, dessen Liturgie man gerade folgt. Ein viertes Brod wird in so viele Stücke geschnitten, als man besondere Mementos für die Lebenden machen will, ein fünftes endlich wird den Verstorbenen gewidmet. Alle diese Stücke werden auf derselben Patene pyramidenförmig um die Hauptoblate, „das Lamm“, aufgeschichtet — dann wird ein Metallgestell darüber gesetzt und die drei Tücher darüber gebreitet. Es folgen Räucherungen und Gebete, und die erste Darbringung der Gabe ist vollzogen.

Jetzt erst wird der Vorhang an der Mittelthür des Monostas hinweggezogen, und man erblickt Priester und Diakon an dem dahinter befindlichen Altar, der zur Darbringung des Opfers mit einem seidenen Tuch, dem Antimensium, worin Reliquien sich befinden, mit dem Kreuz und dem Evangeliar ausgestattet ist. Es findet aber kein Sündenbekenntniß statt, noch folgt Kyrie und Gloria. Der Diakon bittet um den Segen, den ihm der Priester erteilt, und darauf hält der Diakon die große Ektenie — ein langes, allgemeines Gebet, worin ausführlich um Hilfe in allen Nöthen des Leibes und der Seele gebetet wird. Der Priester schließt dieses Gebet mit der Lobpreisung der heiligen Dreifaltigkeit. Der Chor singt nun Antiphonen aus dem 92., 93. und 95. Psalm oder an deren Stelle dem 103. und 146. Psalm, welche in besonderer Weise als vorbildliche gelten. Daran knüpft sich die Anrufung Christi:

„Eingeborner Sohn und Wort Gottes! Du bist der Unsterbliche und hast es nicht verschmäht, zu unserer Erlösung Fleisch anzunehmen von der heiligen Gottesgebärerin und ewigen Jungfrau Maria, bist unabänderlich

Mensch geworden, bist gekreuzigt, Christus Gott, und hast den Tod durch den Tod überwunden, du, die eine Person der heiligen Dreifaltigkeit, der du mit dem Vater und dem Geiste gleichermaßen zu preisen bist — errette uns!“

Es folgt die sogen. kleine Ektenie, das Gebet des Schächers an Christus und die Bergpredigt. Dann nennt der Diakon das Evangelium, geht unter Vortragung einer Kerze durch die nördliche Thüre vor das Ikonostas und dann durch die Hauptthüre in das Heiligthum zurück. Feierlich wird das Trisagion gesungen, das Evangelium gelesen und der Altar incensirt. Wiederum Gebete für die Lebenden, die Verstorbenen und speciell für die Katechumenen beschließen diesen zweiten Theil der Messe.

Die eigentliche Hauptmesse, „die Liturgie der Gläubigen“, hebt mit den wenig charakteristischen Worten an: „Ihr Gläubigen, laffet uns abermals im Frieden zu dem Herrn beten.“ Dieser Aufforderung wird in zwei Ektenien entsprochen und dann der sogen. Cherubimsgesang angestimmt, welcher unter Justinian in die Liturgie aufgenommen worden sein soll. Er lautet also:

„Im gegenwärtigen Augenblicke, wo wir geheimnißvoll die Cherubim vorstellen und der lebendigmachenden Dreifaltigkeit das dreitheilige Loblied singen, — laffet uns alle Sorgen um das Irdische ablegen, um den König aller zu empfangen, den unsichtbar die Heere der Engel im Triumphe begleiten, Alleluja!“

Unter diesem Gesange werden die Opfergaben von dem an der Seite stehenden Opfertisch zu dem „Thron“ oder eigentlichen Altar übertragen. Der Diakon trägt dabei die große Patene mit den Opferbroden auf dem Haupt und ein Rauchfaß in der Hand, der Priester den Kelch. Man nennt das „die große Procession“ im Gegensatz zu der vorausgehenden Abholung des Evangelienbuches, welche „die kleine Procession“ genannt wird. In früheren Zeiten war es Brauch, während der Uebertragung alle diejenigen zu nennen, für welche das Opfer ausdrücklich dargebracht werden sollte; jetzt aber werden nur noch die durch Rang und Ansehen hervortragenden Kirchenmitglieder namentlich erwähnt. Nachdem die Gaben auf den Altar niedergelegt, folgen einige auf sie bezügliche Gebete. Dann ruft der Diakon: „Lasset uns einer den andern lieben und in einigem Sinne bekennen —“ und die Gemeinde antwortet: „den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, die gleich wesentliche und untheilbare Dreifaltigkeit.“ An die alte Sitte, nur Gläubige zur Opferfeier zuzulassen, erinnert nun der Ruf des Diakons: „Die Thüren! Die Thüren! Lasset uns auf die Allweisheit merken!“ Darauf wird der Vorhang von der königlichen Thüre weggezogen und das Credo gebetet; der Diakon mahnt nochmals zur Aufmerksamkeit auf das darzubringende Opfer, und mit dem „Sursum corda“ leitet der Priester zur Präfation und zum Sanctus über. Nach einigen weiteren Gebeten schließt sich daran die Wandlung, indem der Priester die Einsetzungsworte spricht, die gegenwärtigen Gaben laut noch einmal Gott darbringt

und dreimal segnet. Nach der Lehre der Griechen vollzieht sich die Wesensverwandlung kraft der Einsetzungsworte, und die darauf folgende Anrufung des Heiligen Geistes (Epiklese) hat denselben Sinn, wie eine ähnliche Anrufung in unserem Canon.

Hierauf folgt die Commemoration aller Ehre der Heiligen, eine längere Lobpreisung der Mutter Gottes, das Memento für den Kaiser, den heiligen Synod, den Metropolitener Bischof, alle Anwesenden, die Lebendigen und Verstorbenen, und das Vaterunser. Dann wird die königliche Thüre verhüllt, der Priester bereitet sich zur Communion vor und communicirt. Die Laien, welche communiciren wollen, werfen sich unterdessen vor den heiligen Bildern nieder und verneigen sich vor den übrigen Gläubigen. Die Mittelthüre öffnet sich wieder und der Priester bringt ihnen die Communion. Dann folgen Dankgebete; das *Ite missa est* spricht der Priester selbst: „Im Frieden laffet uns von dannen gehen!“ und ruft endlich den Segen des Herrn auf die Wohlthäter der Kirche, auf den Kaiser, das Heer und alle Menschen herab.

Diese Ertheilung des Segens wird in längerem Gesange vom Diakon und Chore wiederholt, und dem Kaiser, dem kaiserlichen Hause, dem allerheiligsten Synod, dem Bischofe und allen Rechtgläubigen noch einmal ein langes Leben gewünscht. Endlich reicht der Priester den Gläubigen das Kreuz zum Kusse.

So sind denn nicht nur die Haupttheile der heiligen Messe, Offertorium, Wandlung und Communion, sondern auch das Gedächtniß der Heiligen, das Memento für Lebendige und Verstorbene, die Präfation, das Paternoster und andere Messgebete bewahrt: die alte Eintheilung in die Messe der Katechumenen und Gläubigen tritt noch schärfer hervor; aber mit dem dreimaligen Kaisergebet, dem Memento für den „allerheiligsten Synod“ und das Heer ist in die ehrwürdige alte Liturgie, in das heilige Opfer des Friedens selbst der Grundgedanke des modernen Czarenthums, die Herrschaft des Säbels über Kirche und Altar deutlich genug, wenn auch in scheinbar demüthiger Form eingedrungen. Wie in keinem andern Lande ist die höchste geistliche, staatliche, militärische Macht in einer Person verbunden. Mit all den schönen, ehrwürdigen Formen der altchristlichen Vorzeit ist auch Religion und Cultus in den Dienst des Czaren getreten. Die verschwenderische Pracht, mit der er sie ausstattet, fließt wieder auf ihn zurück, nicht bloß in den Segenswünschen, die das dienstbare Volk und der noch dienstbarere Clerus ihm täglich widmet, sondern weit mehr in der religiösen Verehrung, die dadurch ihm selbst zu theil wird. Als unabhängiger Herrscher über halb Asien und halb Europa steht er zugleich wie ein übermenschliches Wesen über den anderen Sterblichen: er ist der auserwählte Liebling der Heiligen, die von jedem Thronstas herabschauen, ein Repräsentant der göttlichen Macht selbst, der absolute Herr der Kirche, die täglich für ihn fleht, ihn segnet und sich in unbegrenzter Ehrfurcht vor ihm beugt.

In fetsamem, ja furchtbarem Gegensatz zu dieser Verherrlichung des Czarenthums stehen die geschichtlichen Erinnerungen, denen man von Kirche zu Kirche begegnet. Auf dem Senatsplatze vor der Isaakskathedrale mußte Nicolaus 1825 auf die aufständischen Truppen schießen lassen, um sich den Zutritt zum Thron zu erzwingen. Im Winterpalast entgingen Alexander II. und Alexander III. nur um ein Haar schlaue geplanten Attentaten. Alexander I., dessen Säule vor dem Palaste steht, starb fern von seiner Residenz, wie einige sagen, an unheilbarem Trübfinne, wie andere behaupten, als Opfer einer Verschwörung. Unfern der Kasankirche, am Katharinentanal, an dem Garten des großen, neuen Michailow'schen Palastes, erhob sich das Sühneheiligthum an der Stelle, wo Alexander II. 1881 den ruchlosen Anschlägen der Nihilisten zum Opfer fiel. Da lag einer der großen Granitquadern, die mit seinem Blute getränkt waren. Etwas weiter nach der Fontanka hin steht das alte Michailow'sche Palais, wo 1801 Paul I. erschossen wurde, und nicht fern davon die Dankkapelle an dem Platze, wo 1866 Karakasow auf Alexander II. schoß.

Vereinigt treffen sich all diese düsteren Erinnerungen in der Peter- und Paulskathedrale auf der Festungsinsel, der kleinsten der Newa-Inseln, jenseits der Großen Newa, ungefähr dem Winterpalast gegenüber. Weithin sieht man die nadelartige Thurmspitze, die, ganz übergoldet, sich bis zu einer Höhe von 128 m erhebt, nächst einem Thurm in Reval der höchste in ganz Rußland. Die Insel wird ganz von der Festung eingenommen, deren sechs Bastionen ein längliches Sechseck bilden, mit noch einigen vorgeschobenen Werken. Um hinzukommen, muß man über die Troizkij- (Dreifaltigkeits-) Brücke bis nahe an die alte hölzerne Troizkij-Kathedrale, eine der ältesten Kirchen der Stadt, in welcher Peter I. sich mit Katharina trauen ließ. Unfern davon steht auch noch das hölzerne Haus, welches Peter sich 1703 selbst erbaute und von welchem aus er die ganze Anlage der Stadt befehligte. Von der Troizkij-Kirche führt dann eine Steinbrücke zur Festungsinsel hinüber und mündet in ein tiefes Festungsthor, das fast einem Tunnel gleicht und dem noch zwei ähnliche folgen. Schildwachen rechts und links, grimmige, bärtige Gestalten, mit geschultertem Gewehre. Im Innern wieder Soldaten auf allen Seiten. Es ist eine furchtbare Mausfalle, in der keine polizeiwidrigen Freiheitsgelüste geduldet werden. *Lasciate ogni speranza voi ch' entrate!* Wohl ist hier die kaiserliche Münze, aber gleich daneben der Sitz der Militärverwaltungen, das Arsenal, das Artilleriemuseum und die Staatsgefängnisse, die furchtbaren Kerker, welche schon so vielen als Vorzimmer zum Schafott oder zur Verbannung nach Sibirien dienten. Man wird an den Tower in London erinnert; doch während dessen blutgetränkte Plätze und Kerker längst zu einem friedlichen, historischen Museum geworden sind, waltet hier noch jene gewaltsame Justiz, die mit dem Nihilismus auf Tod und Leben ringt. Hier, um nur ein Beispiel zu erwähnen, schmachtete

in gruftähnlicher Höhle monatelang der unglückliche Dostojewskij, einer der berühmtesten Romancisten Rußlands, als junger Mensch gedankenlos in eine Verschwörung mitverwickelt. Mitten im kältesten Winterfrost wurde er dann eines Tages nebst seinen Genossen bis aufs Hemd ausgekleidet, auf einen Wagen gepackt und so zu einem der St. Petersburger Märkte geführt, ohne daß jemand ihnen angekündigt hätte, was aus ihnen werden sollte. Da war ein Schafott errichtet, und, zitternd vor Frost, halb wahnsinnig vor Angst, sahen sie den Henker schon bereit stehen. Und das Todesurtheil ward verlesen. Dann erst, als ihm Nacht vor den Augen ward, folgte die Begnadigung. Dostojewskij ward wieder kümmerlich bekleidet, auf einen Wagen gepackt und noch während des Januar und Februar nach Sibirien geführt. Das geschah noch im Jahre 1849, und die russische Justiz ist seither nicht viel milder geworden. Hunderte hat der Haß des schrankenlosen Absolutismus auf die unheilvollen Pfade der Rebellion und des Verbrechens gedrängt und dann als sein Opfer in diese feuchten Kasematten gebracht. Und wie viele mögen schuldlos in dieser Bastille gelitten haben! Ich habe selbst einen katholischen Priester gekannt, der nichts begangen hatte, als ein paar harmlose Briefe mit einem Jesuiten in der Fremde zu wechseln. Die Briefe wurden von der Polizei geöffnet und genügten, daß der Schreiber derselben als Staatsverbrecher nach Sibirien verbannt ward. Erst als Mühsale und Entbehrungen aller Art ihm das Augenlicht geraubt hatten, ward er als hilfloser Greis wieder begnadigt.

Mitten in dem unheimlichen Festungssechseck steht die Peter- und Paulskirche — die letzte Ruhestätte der Czaren. Säbel und Ketten rasseln auch noch an ihrem Grabe. Der Bau der Kirche wurde 1712 von Peter d. Gr. begonnen, 1733 vollendet. Von außen ist sie ein unschöner Renaissancebau mit unförmlich vorspringenden Gesimsen und Schneden. Nur der sonderbare Thurm gibt ihr einiges Ansehen. Das Innere, hell und licht, mit Blumen und Topfpflanzen geschmückt, gewinnt durch das prachtvoll vergoldete Ktonostas — eine Bildhauerarbeit von Moskauer Künstlern aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts — und 424 verschiedene Trophäen, türkische Rosschweife, französische Adler, schwedische und preußische Fahnen, die von den Pfeilern herabhängen, etwas von der prunkhaften Würde anderer Kirchen. In einem Anbau, von härtigen Gardisten bewacht, sind die Czarengräber. Alle Czaren von Peter d. Gr. an ruhen hier, mit Ausnahme Peters II., der in Moskau starb und dort beigesetzt wurde. Die Särge selbst befinden sich unter dem Fußboden; über jedem derselben aber deutet ein einfacher Sarkophag aus weißem Marmor die Ruhestätte des betreffenden Czaren an: Peter I., Katharina I., Anna, Elisabeth, Peter III., Katharina II., Paul I., Alexander I., Nicolaus I. und Alexander II. — dazu einige Czarinnen und Großfürsten. Die Sarkophage tragen außer dem goldenen Namen kaum einen Schmuck. Nur derjenige Alexanders II. war rundum reichlich mit

frischen Kränzen, Blumen und Votivbildern geschmückt. Bauern in langen, grauen Kaftanen, die eben in die Kirche traten, knieten davor nieder, verneigten sich bis zur Erde und beteten, indem sie dabei öfter das Kreuz schlugen. Die Glücklichen wußten nichts von dem ungeheuren und melancholischen Stück Weltgeschichte, das hier seinen Abschluß fand. Sie sahen in Alexander II. nur den vom Volke vielgeliebten „Czarbestreiter“, der 1861 die Leibeigenschaft aufgehoben und dem dafür so schlecht gelohnt ward, in den Czaren überhaupt nur die ihnen heiligste und ehrwürdigste Autorität auf Erden, im Leben wie im Tode von religiösem Nimbus umstrahlt. Denn über jedem der Gräber leuchtet eine Ampel und über jedem hängt ein kostbares Votivbild, von Gold und Edelsteinen schimmernd, ein Bild, das ihnen bei der Taufe mitgegeben wird, sie durchs Leben begleitet und nach dem Tode an ihrem Sarge prangt. Die Sitte ist wunderschön. Sie entspricht ganz der katholischen Lehre von dem Schutzheiligen, den wir in der heiligen Taufe erhalten, dessen Namen wir tragen und der uns als Vorbild und Beschützer durch das ganze Leben geleiten soll. Doch was berichtet hier die Geschichte? Ist es nicht, als ob sich die Bilder der Heiligen selbst umdüsterten im Andenken des furchtbaren Kampfes, den die meisten dieser Herrscher gegen die Kirche Christi geführt haben, oft mit fast beispielloser Grausamkeit?

An Klöstern ist St. Petersburg nicht so reich, wie andere russische Städte. Als die Stadt gegründet wurde, hatte das Mönchswejen schon bedeutend abgenommen. Unter dem Regimente Biron's erging 1734 der Befehl, es dürften in den Klöstern nur noch verwitwete Geistliche und verabschiedete Soldaten eingekleidet werden. Kaiserin Elisabeth nahm zwar 1761 diese Einschränkungen wieder zurück; aber schon Katharina II. ließ wieder viele Klöster schließen. Von den 954 Klöstern, welche im Jahre 1762 noch bestanden, blieben nur 200 erhalten; doch mehrte sich die Zahl bis 1810 wieder auf 452 und bis heute auf etwa 600. Von diesen Klöstern besitzt St. Petersburg nur drei, die aber wenigstens der Größe des Baues nach der Kaiserstadt entsprechen: das Nowo-Djewitschij-Konnenkloster im Süden, das Smolnij-Kloster und das Alexander-Newskij-Kloster, beide im Osten der Stadt, am linken Ufer der noch ungetheilten Newa.

Das Smolnij-Kloster liegt an einem noch freien, offenen Plage, nahe an der Stelle, wo die von Süden her fließende Newa sich westwärts wendet. Die vier Flügel, deren jeder über 150 m lang sein mag, weit länger als der Winterpalast, umschließen einen quadratförmigen Hof mit Gartenanlagen, in dessen Mitte sich die prächtige Kathedrale der Auferstehung des Erlösers erhebt. Die fünf hellblauen Kuppeln, mit goldenen Sternen übersät, sind weithin über die Stadt sichtbar. Der Bau des Klosters wurde 1748 unter Kaiserin Elisabeth begonnen und war für Waisennädchen bestimmt. Der Kirchenbau wurde 1757 im Außern vollendet, durch die folgenden Kriegs-

Das Ssmolnij-Kloster.

läufte aber bis in dieses Jahrhundert hinein aufgehalten und erst 1835 zu Ende geführt. Die Kathedrale allein kam, wie die Kasankathedrale, auf mehr als 2 Millionen Rubel. Außer ihr umschließt das Kloster aber noch drei andere Kirchen. Nach Anordnung der Kaiserin Katharina sollte dasselbe außer der Priorin von 24 Nonnen, 5 Geistlichen, 1 Diakon und 20 Dienern bewohnt werden, zugleich aber mit einer Erziehungsanstalt für Mädchen aus dem Adel und Bürgerstande verbunden werden. Diese höhere Töchterchule, welche über 700 Schülerinnen zählt, nimmt den größern Theil des wahrhaft fürstlichen Palastes ein; ein anderer, kleinerer, beherbergt eine Anzahl adeliger Wittwen. Von den Schülerinnen werden 500 auf Kosten der Krone erzogen.



Das Ssmolnij-Kloster in St. Petersburg.

Die Kathedrale gehört, dem Aeußern wie dem Innern nach, zu den glänzendsten Kirchen der Hauptstadt. Zur Abwechslung fehlt hier einmal der finnische Granit. Alle Wände, Pfeiler und Bogen sind mit weißem Gipsmarmor überzogen, der reiche Schmuck, Kapitäle, Sockel, die Ornamentik der Gesimse aber vergolbet, der Fußboden dagegen aus schwärzlichem Marmor. Das macht sich überaus fein und vornehm. Von den drei Altären ist der mittlere dem Auferstandenen, die zwei anderen der hl. Maria Magdalena und der hl. Katharina geweiht. Der Vorplatz des Altares ist von gelblichem uralischem Marmor, die Balustrade von geschliffenem Krystall. Alle Kirchengeräthe sind von Silber; das Tabernakel, in Form einer Bundeslade, wird von 24 Jaspisäulen getragen.

Das Bild des Hauptaltars (6 m hoch), das schon beim Eintritt die Aufmerksamkeit auf sich zieht und die Kirche sehr harmonisch abschließt, stellt die Auferstehung Christi dar. Ein anderes Gemälde ist eine Art Votivbild. Die Madonna ist auf einem Hügel stehend dargestellt, um welchen die Zöglinge des Instituts, je nach ihrem Alter in verschiedener Farbe, weiß, blau, braun gekleidet, sich gruppieren, während weiter im Hintergrunde die Fassade der Kathedrale sich zeigt. Die Hauptgönnerin des Instituts war die Kaiserin Maria Feodorowna (geb. 1759, gest. 1828), die Gemahlin des Kaisers Paul I. und die Mutter der Kaiser Alexander I. und Nicolaus, dieselbe Fürstin, welche Schiller in seiner „Huldigung der Künste“ freundlich erwähnt und für welche Göthe bei ihrem Besuch in Weimar (1818) einen seiner Maskenzüge anordnete.

Wie das Smolnij-Kloster, so übertrifft auch das Alexander-Newskij-Kloster an Umfang das Durchschnittsmaß unserer Klöster. Die eigentlichen Hauptgebäude werden an Ausdehnung nicht stark verschieden sein; doch die zugehörigen Nebengebäude und Gärten schließen einen viel weitern Raum ein, wohl 2—3 qkm. Mit den hohen Mauern und Wassergräben von allen Seiten sieht das Kloster einer kleinen eigenen Stadt oder Festung gleich. Es liegt am östlichen Ende der Stadt, gegen 5 km von der Isaakskirche ab. Man muß den ganzen Newskij-Prospect durchwandern, um dahin zu gelangen. Vom Moskauer Bahnhof an werden die Häuserreihen schon weniger dicht. Rechts öffnet sich dann das weite Feld des Alexandrowskij-Plazes, links zieht sich einer der größeren Friedhöfe gegen die Newa hin. Man ist noch halb in der Stadt, halb draußen. Eine Brücke führt über den Umfangskanal, und nun wird es ganz still und klösterlich.

Alexander Newskij, dessen Namen das Kloster und die lange, dazu führende Straße trägt, war der zweite Sohn des Großfürsten Jaroslaw II. Im Jahre 1218 zu Wladimir geboren, wurde er nach dem Tode seines Bruders Großfürst von Nowgorod (1238), nach jenem des Vaters (1247) Großfürst von Kiew, erhielt ob eines an der Newa erstrittenen Sieges den Namen Newskij, gründete das Bisthum Sarai an der Wolga, zog sich dann ins Kloster zurück und starb im Ruf der Heiligkeit als Mönch den 14. November 1263. Das war alles gut und schön; allein schlimm war, daß er den Unionsversuchen des Papstes Innocenz IV. lebhaften Widerstand entgegensetzte und noch schlimmer, daß er, als Schutzpatron Rußlands verehrt, diesen Widerstand gewissermaßen verewigte.

Sein Sieg über die vereinigten Schweden, Dänen und Polländer, welchem er seinen Namen dankt, ist geschichtlich nicht bestätigt, galt aber in der Volksüberlieferung für eine ausgemachte Thatsache, und so verfiel denn Peter der Große, als er 1704 an der sumpfigen Ufergegend umherwandelte, auf den Gedanken, den beliebten Volksheiligen mit in das Interesse seiner neuen Stadt zu ziehen. Er ließ erst hölzerne, dann steinerne Zellen und

eine Kirche an der Stelle bauen, wo der große Sieg stattgefunden haben sollte. Mit großer Feierlichkeit wurden die Reliquien Alexanders 1724 aus Wladimir herbeigeht. Der Kaiser selbst fuhr ihnen entgegen, trug sie auf sein Schiff und dann unter einem Baldachin in die Kirche. Der ganze Hof und die Armeen waren zugegen. Der Tag der Uebertragung (30. August) wurde zum bleibenden religiösen Festtag erklärt. Wallfahrer strömten von nah und fern an dem Heiligthum zusammen. Peter entwarf zum Bau des Klosters selbst die Pläne und wies zu deren Ausführung aus seinem eigenen Vermögen jährlich 10 000 Rubel an, dazu die Einkünfte der russischen Salzfiedereien und 9000 Rubel von anderen Staatseinnahmen. Noch unter ihm wurde ein Flügel des Klosters mit vier Kirchen vollendet. Den Alexander-Newskij-Orden, den er gründen wollte, führte Katharina I. ein. Die Kathedrale, der heiligen Dreieinigkeit gewidmet, wurde unter Katharina II. 1779 bis 1790 ganz neu gebaut und in Gegenwart des kaiserlichen Hofes feierlich eingeweiht. Dem Beispiele Peters und Katharina's folgend, haben dann auch die folgenden Czaren nicht aufgehört, dem Kloster ihre Andacht durch die freigebigsten Spenden zu bezeugen. Jetzt umfaßt der weitläufige Gebäudecomplex zwei Kathedralen, fünf andere ansehnliche Kirchen und noch eine Anzahl Kapellen, die eigentlichen Klosterräume, das geistliche Seminar, die geistliche Akademie und die Wohnung des Metropolitens, der zugleich eines der Mitglieder des „allerheiligsten“ Synods ist.

Den seltsamen Eindruck, den ein Rundgang durch das Kloster machte, vermag ich kaum zu beschreiben. Die Bettler am Hauptthore und an den Kirchenportalen, die wohlgeplasterten weiten Höfe, die langgestreckten Flügel mit ihren regelmäßigen Fensterreihen, die stillen Klostergänge, der Kerzen- und Weihrauchduft, die zahllosen Kreuze und Heiligenbilder, der erste, schon von fern entgegenklingende Gesang, die ehrwürdigen Gestalten der Mönche, die reichverschörkelten Renaissancekirchen, die regelmäßigen, wohlgehaltenen Gärten — — all das erinnert an unsere großen Stifte, die, im vorigen Jahrhundert neu gebaut, die Revolution überlebt haben; man fühlte sich fast wie zu Hause darin. Doch die vielen Kirchen neben- und übereinander, der bunte, ins Uebermaß gesteigerte Prunk, das die Augen betäubende Gewirre all der verschiedenen Heiligthümer mischt den freundlichen Eindruck mit Anklängen an orientalisches Mönchswesen, an eine Lamaserei oder Tempelstadt. In drei der Kirchen wurde gleichzeitig Gottesdienst gehalten und zwar mit der Feierlichkeit eines großen Hochamts; denn obwohl es sonst ein gewöhnlicher Wochentag war, so hatten die Mönche ein Fest.

An der Pforte, durch die wir eintraten, begann zu ebener Erde ein langer Klostergang, nach dem Hofe hin mit Glaswänden bis hinauf an die Decke. Wir gelangten durch denselben zur ersten Kirche, die nicht sehr groß, aber reich decorirt war. Boden und Wände von Marmor. Das Monostas strotzte von Gold. Weihrauch erfüllte den Raum, und vom Heiligthum her

tönte feierlicher Gesang. Die Thüre an der Evangelienseite öffnete sich, und langsam schritt der Diakon daraus hervor, eine Herculesgestalt, mit Dalmatif und Crarium bekleidet, mit rabenschwarzen, auf die Schultern niederwallenden Haaren und gewaltigem Prophetenbart. Mit beiden Händen trug er über dem Haupte die große, schüsselartige Patene mit den aufgeschichteten Opferbroden. Ihm folgte der Priester, ebenfalls mit einem goldenen Kelche. Als sie erschienen, bemühte sich eine ärmlich gekleidete Frau, ihren kleinen, verwachsenen Knaben, der sich nur mühsam hinkend schleppte, an die Balustrade hinzubringen. Da kniete sie in tiefer Andacht nieder; der Priester hob den Kelch über das Haupt des armen Kindes und betete. Auch an einigen anderen Andächtigen ward die Ceremonie vollzogen. Dann kehrten Priester und Diakon durch das Mittelthor ins Heiligthum zurück. Die Ornate waren prachtvoll, die Haltung der Officianten eine sehr würdige, und die anwesenden Gläubigen schienen von der tiefsten Andacht erfüllt. Nach einer Weile erschien der Diakon wieder vor dem Ikonostas, verbeugte und bekreuzte sich mit dem Ende der langen Stola, sang einige Responsorien, die von dem unsichtbaren Sängchor beantwortet wurden, und dann die langen Segensgebete für den Czaren, den Synod u. s. w. Ein Küster führte uns unterdessen in die Krypten hinab, wo in getrennten, prachtvollen Grabkapellen viele Herren und Frauen des höchsten Adels ruhen. Sarkophage von den feinsten Marmorarten, Reliquienbilder mit Gold und Edelstein, Schmuck aller Art in königlicher Fülle. Ueberall prächtige Ampeln, silbern und vergoldet, von den Mönchen aus reichen Stiftungen brennend erhalten. Beim Weiterwandern durch die weiten Corridore war es uns vergönnt, eine Mönchszelle zu sehen — im höchsten Grade ärmlich. Hinten ein einfaches Bett mit Gardinen, vorn ein Tisch mit einem Stuhle. In einer Ecke ein byzantinisches Madonnenbild mit brennender Delampe davor. Auf dem Tische lag ein Notenheft mit kirchlichen Gesängen, aus dem der Mönch, ein schlichter, bäuerlich aussehender Mann in den Dreißigen, die Stimmen ausschrüb. Wir brauchten nicht gar weit zu wandern, da waren wir an einer zweiten, dritten, vierten Kapelle. Zu der einen ging es eine, zu der andern zwei Treppen hinauf, die dritte lag etwas ferner — eine Krypta, mit vielen Grabdenkmälern adeliger und berühmter Geschlechter. Hier war wieder Gottesdienst. Die Sänger, alle in schwarzer Soutane, die einen mit langem Haar und Bart und der cylinderförmigen Mönchsmütze, die andern junge Leute und barhaupt, standen hinter zwei Balustraden, rechts und links vom Ikonostas. Die älteren waren ganz frappante, orientalische Gestalten. Sie sangen recht rein und tactfest; die Gesänge aber klangen überaus ernst und weisevoll.

Diese Krypten sind eine Ergänzung zu der Gruft der Peter- und Paulskirche. Viele Großfürsten und Czarinne ruhen hier, der berühmte Feldmarschall Suworow, die Feldmarschälle Trubezkoi und Schuwalow, Fürst Besborodko, Fürst Wjazemskij, Graf Rasumowskij, Graf Galizin, die Familie

Scheremetjew. Kurz, ein großer Theil der russischen Kriegs- und Adelsgeschichte hat hier seinen Abschluß und sein Denkmal gefunden.

Seine höchste Pracht aber entfaltet das Kloster in der Kathedrale der heiligen Dreifaltigkeit. Wie in der Isaakskathedrale wird das Auge auch hier wieder von den köstlichsten Marmorarten, Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen förmlich geblendet. Das Konostas ist aus carrarischem Marmor, sein Schmuck von vergoldeter Bronze. Rechts von ihm, an der Epistelseite, steht das Hauptheiligthum der Kirche — die Reliquien Alexander Newskij's — auf einem 5 m hohen Katafalk aus massivem Silber, davor ein Pult mit Reliquien-schrein und ein Candelaber, ebenfalls von gediegenem Silber. Ueber dem Sarge eine brennende Lampe mit einer aus Diamanten und Perlen bestehenden Quaste — auf dem Sarge ein Atlaschleier mit dem Bilde des Heiligen, wieder mit Diamanten und Perlen geschmückt — alles Weihegeschenke kaiserlicher Huld.

Auch hier war wieder Gottesdienst, was uns jedoch nicht hinderte, von der Seite her dem merkwürdigen Nationalheiligthum zu nahen. Der feierliche Gesang, Kerzenschimmer und Weihrauchduft erhöhte den Eindruck. Noch einmal sahen wir hier die Ceremonie des Segens, an der sich aber hier mehr Leute beteiligten. Eine vornehm gekleidete Dame, die mit ihrem Knaben den Segen empfangen hatte, führte ihr Kind zum Katafalk des Heiligen, betete eine Weile, ließ dann das Kind näher hinzutreten, um das Grab zu küssen, und küßte es selbst — alles mit einer herzlichen Andacht, die man sich ohne guten Glauben kaum denken kann. Wie leicht würde es doch dem russischen Volk sein, katholisch zu werden! Doch von den zwei Pfeilern dem Altar gegenüber schauen die Portraits Peters des Großen und Katharina II. streng hernieder und gemahnen, daß es hier keine Freiheit des Glaubens gibt. Alexander Newskij ist wie Peter d. Gr. nur ein Ausdruck, eine Verkörperung des Czarenthums. Der unheilige Czar hat sich nur deshalb unter den Schutz des heiligen Czaren gestellt, um selbst auch heilig zu erscheinen und desto sicherer Leib und Seele seiner Unterthanen in seinen Dienst zu nehmen.

Die Mönche leben noch ganz in diesen alten Ideen. Die Metropolitentempel und Bischöfe werden bekanntlich aus ihren Reihen genommen. Aber im Seminar und in der geistlichen Akademie ist schon etwas von modernen Wesen eingezogen. Das erstere entspricht ungefähr einem großen und kleinen Seminar mit den üblichen Gymnasialklassen, die Akademie dagegen ist eine theologisch-philosophische Facultät mit einem Gesamtcurus von vier Jahren. Das Seminar hat etwa 250, die Akademie einige 120 Schüler. Da uns im Seminar der Zutritt verwehrt wurde, wandten wir uns zu dem eleganten Privathaus, welches der Director der Akademie bewohnt, und ließen uns bei ihm anmelden. Er ließ uns vor und empfing uns in einem prächtigen, roth möblirten Salon aufs freundlichste. Er war von hohem, edlem Wuchs und einnehmendem Wesen, trug langen Vollbart und das Haar nach Weise der Griechen, dazu aber einen purpurfarbenen Talar und auf der Brust ein

goldenes Kreuz an schwerer Kette. Als ich ihn fragte, ob er die bischöfliche Würde bekleide, verneinte er dies, mit der Bemerkung, er habe sich diesen rothen Talar selbst freiwillig gewählt; das goldene Kreuz aber sei ein huldvollstes Geschenk Ihrer Majestät der Kaiserin, deren Kindern er Religionsunterricht zu ertheilen gewürdigt sei. Welche Ueberraschung, den Hoftheologen der Kaiserin und ihrer Kinder kennen zu lernen! Etwas bange wurde mir aber doch, er möchte mit seinem offenbar feinen, weltmännischen Blicke unser Incognito durchdringen. Das schien indes nicht der Fall zu sein; und als wir uns wie wißbegierige Touristen nach dem Gottesdienste und dem Mönchsleben im Kloster erkundigten, gab er uns die bereitwilligste Auskunft, ebenso über das Studium an der Akademie, an welcher er selbst die Moral docirte. Der Lehrplan ist deutschen Mustern nachgebildet und umfaßt die gewöhnlichen theologischen und philosophischen Fächer. Von den Professoren haben die meisten zeitweilig im Ausland studirt oder Gelegenheit zu längeren Studienreisen erhalten; seit der Neuorganisation der Studien in den Jahren 1869 und 1870 wird alles in modernem Stile getrieben. Die Bibliothek war eben in einem hellen, geräumigen Neubau untergebracht, trefflich eingerichtet, geordnet und mit Feddelkatalog versehen. Zu meiner Verwunderung fand ich ganze Fächer voll deutscher Theologie, katholischer und protestantischer, u. a. die Theologie und Philosophie der Vorzeit von P. Kleutgen und das vierbändige Handbuch der Religion von P. Wilmers — den schlimmsten Jesuitismus, den man sich denken kann. Nachdem der Voltairianismus und alle übrigen Sorten modernen Unglaubens über ein Jahrhundert lang die höheren Schichten der St. Petersburger Gesellschaft beherrscht haben, sind die russischen Gelehrten endlich auf den guten Gedanken verfallen, ihre alten, stereotypen Ueberlieferungen genauer dogmatisch, historisch, philosophisch zu untersuchen und apologetisch zu vertheidigen. Für das meiste finden sie in der katholischen Theologie und Fundamentalthologie schon alles beisammen, wohl gruppiert und gründlich bearbeitet; für die wenigen Controverslehren nützen sie die Protestanten aus und verbinden damit eine eingehende Traditionslehre von Photius an, mit künstlichen Anklammerungsversuchen an die griechische Patristik. Für letzteres Studium bietet die Bibliothek reichliches Material durch eine der reichsten Handschriftensammlungen, die es in Rußland gibt. Außer den 3000 Handschriften, darunter prächtige griechische Codices, besitzt sie auch viele alte Drucke, einige der ältesten in russischer Sprache.

Als wir unserem zukommenden Führer den Wunsch aussprachen, eine russische Mönchszelle zu sehen — eine hatten wir zwar schon gesehen, wollten aber gerne etwas vergleichen —, da erklärte er, dazu brauchten wir nicht wieder ins Kloster hinüberzuwandern, er habe eine Mönchszelle in seinem Hause und den Mönch dazu. Er führte uns durch ein paar comfortable Wohnzimmer, in deren größtem eine fein gekleidete Dame an einem Stidrahmen arbeitete. Es war seine Gemahlin, der wir mit einigen Worten

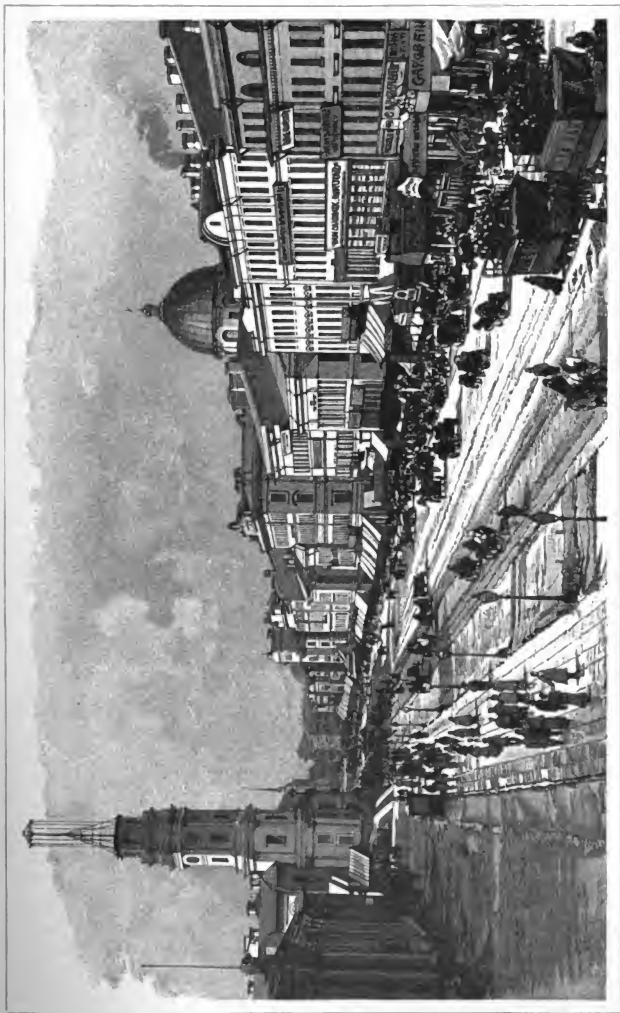
vorge stellt wurden. Dann ging es ins anstoßende Zimmer weiter, eine enge Kammer, kaum ein paar Schritt lang und breit, ohne Tapete, nur geweißt, genau wie die Mönchszelle, die wir im Kloster gesehen hatten. Wie dort bestand der ganze Schmuck aus ein paar Heiligenbildern, in der Mitte eines der Mutter Gottes, vor denen ein Oellämpfchen brannte, die ganze Ausstattung in einem einfachen Tisch, einem Holzstuhle und einem schlichten, fast ärmlichen Bette. Auf diesem saß in Mönchstracht, mit langem Barte, ein ganz zusammengeschrumpfter, ehrwürdiger, blinder Greis, der an einer Art von Rosenkranz betete. Unser Führer küßte ihm die Stirn, reichte ihm die Hand mit freundlichster Innigkeit und stellte uns dann in dem 84jährigen Greis seinen Vater vor. Derselbe war in seinen jüngeren Jahren Pope und als solcher verheiratet gewesen. Nach dem Tode seiner Frau war er dann ins Kloster gegangen, daselbst aber im Alter erblindet. Da er im Kloster nur sehr kümmerliche und unzureichende Pflege fand, nahm er das Anerbieten seines treuen Sohnes an, ihn in seinem Hause zu verpflegen; nur wünschte er, wie im Kloster eine ganz arme Zelle zu haben. Da betete er fast den ganzen Tag, hielt seine Andacht vor den Bildern und ließ sich dann und wann etwas Erbauliches vorlesen. Er hieß uns freundlich willkommen, sprach von dem schmerzlichen Zustand der Blindheit, von der treuen Güte seiner Kinder und von dem Wunsche, bald in den Himmel zu kommen. Als wir uns verabschiedet hatten und schon die Treppe hinunterstiegen, kam uns eine schlicht gekleidete Frauensperson nachgeißt, die Schwester des Directors, welche dieser nach dem Tode ihres Mannes, eines Popen, ebenfalls bei sich aufgenommen hatte. Sie brachte uns als Andenken von dem blinden Vater einen weißkörnigen Rosenkranz, der acht Gesetze mit je zehn Körnern hatte.

Die treue Familienliebe, der Frommsinn und die ungelünstelte Gutherzigkeit, die sich in alledem ausprägten, rührte mich sehr. Ich habe ähnliche Züge später noch öfter beobachtet. Es liegt etwas ungemein Gemüthliches im russischen Volkscharakter. Ein Zug zur Frömmigkeit, zur Ehrfurcht, zum Gehorsam, zu freundlichem Wohlwollen ist ihm wie angeboren. Was hätte aus dem Volke werden können, wenn die Kirche frei unter ihm hätte walten können, wenn nicht der allgewaltige Cäsarismus mit Schwert und Knute jede Unionsregung niedergelämpft und die vielen Millionen des Reiches immer von neuem gewaltsam in die Irre gepeitscht hätte! Wenn ein Volk theilnehmende Fürbitte verdient, so ist es das russische. Kann denkt man an die Millionen, welche das eiserne Scepter der Gewalt, ohne Möglichkeit eines Widerstandes, an die verkücherte Staatskirche fesselt; wir hören nur von den Greueln, welche diese an ihren katholischen Unterthanen verübt, und von den Unthaten, welche der durch Unglauben corumpirte und zur Verzweiflung getriebene Volksgeist gegen seine tyrannischen Gebieter ersinnt.

29. St. Petersburg. Stadt und Umgebung.

Die Hauptverkehrs- und Lebensader der russischen Hauptstadt ist nächst der Nawa der Newskij-Prospect. Er beginnt beim neuen Alexandersgarten an der Admiralität, durchzieht die Stadt in nahezu östlicher Richtung bis zum Moskauer Bahnhof, biegt sich dann etwas nach Süden und endigt beim Alexander-Newskij-Kloster. So hoch wie in den meisten neuen Quartieren moderner Städte sind die Häuser nicht, die Breite der Straße läßt sie noch kleiner erscheinen; doch reichen sie noch immer hin, ein großstädtisches Bild zu gewähren. Schon in kurzer Entfernung wird der Prospect von der Malaja und Bolschaja Morzkaja gekreuzt, vornehme Straßen, wo Diplomaten und andere hohe Herren wohnen. Die letztere läuft zu dem großen Thorbogen hin, welcher die gewaltigen Flügel des Generalstabsgebäudes verbindet. Bald ist man an der Polizeibrücke über die Moika und sieht nun links die holländische Kirche mit Renaissance-Colonnade und weiter in die Stallhoffstraße hinab die reformirte und die lutherische Kirche mit ihren zwei schlanken gotischen Thürmen. Dann erweitert sich rechts die Straße zum Platz, und die Kasankathedrale zeigt sich mit ihrem Petersplatz en miniature. In ihrer Nähe führt die Kasanbrücke über den Katharinenkanal, und man hat rechts schon den Signalthurm des Stadthauses, der Duma, vor sich. Ihr gegenüber ragt an einem seitlichen Platz die römisch-katholische Katharinenkirche empor mit stattlicher Kuppel, im vorigen Jahrhundert erbaut und innen wie außen reichlich ausgestattet. Dann zeigt sich nach derselben Richtung die armenische Kirche, von dem reichen Kaufmann Lazarew gestiftet, durch welchen Katharina in den Besitz des größten Diamanten in Europa gelangte. Endlich folgt rechts die kaiserliche Bibliothek und ein weiter prächtiger Platz, in der Mitte mit dem Denkmal Katharina's II. geschmückt, südwärts von dem Alexander-Theater und ostwärts von dem Anitschkow-Palaste begrenzt. Nachdem man die Anitschkow-Brücke überschritten, folgen keine öffentlichen Gebäude mehr bis an die weiße, mit fünf blauen Kuppeln und goldenen Kreuzen geschmückte Snamjenskaja-Kirche. Am andern Ende eines weiten Platzes liegt südwärts der Moskauer Bahnhof.

Einige Strecken, wie jene an der Kasankathedrale und an der Bibliothek, sind sehr großartig und malerisch. Was aber den ganzen Prospect am meisten auszeichnet, ist das bunte Leben, welches er den ganzen Tag über



Die Duma und der Newskij-Prospect in St. Petersburg.

darbietet und welches in anderen Städten kaum eine Straße im selben Maße besitzt. Wohl ein Duzend Wagen können auf der 35 m breiten Straße bequem nebeneinander fahren. Ist das Gedränge nun auch nicht immer so dicht, so rollen doch beständig eine Menge Fahrzeuge nach beiden Richtungen hin, und zwar mit einer Raschheit, wie man sie sonst nirgends trifft. Tramwagen, Omnibusse, Gepäckwagen, feine Equipagen, zweispännige Mietwagen, echt russische Dreigespanne, kleine leichte Droschken, Reiter in Civil und Militär jagen da fast zu allen Tagesstunden in buntem Gewirre aneinander vorüber. Selten tritt eine Pause ein, wo eine Strecke der unabsehbaren Straße einmal frei wird. An zahlreichen Plätzen stehen lange Reihen von Droschken bereit, deren man für die Stadt etwa 25 000 rechnet. Denn fast alles fährt, nicht bloß Geschäftsleute, die gerade Eile haben, auch Lehrer, Studenten, Köche, Dienstboten. Die Distanzen sind zu weit, als daß man sich immer den Luxus des Gehens gönnen könnte.

Daß die Iswojtschiki oder Droschkentutscher sich nicht an den Tarif halten, habe ich schon bemerkt. Auf Beredsamkeit geben sie gar nichts. Wer sich in lange Unterhandlungen mit ihnen einläßt, der ist verloren. Der richtige Petersburger ruft ihnen nachlässig den Bestimmungsort zu und die Zahl der Kopelen, die er geben will. Da schüttelt der Iswojtschik wohl erst den Kopf oder schreit „Njät“; aber seine Kollegen haben es gehört; einer meldet sich, und sofort wollen alle um diesen Preis fahren. Für 15 Kopelen aber kommt man weiter und rascher, als in deutschen Städten um 60 Pfennig oder eine Mark. Eine ordentliche Rücklehne bietet das leichte Wägelchen allerdings ebenso wenig als Federn und Sprizleder; der Iswojtschik, meist nach Tabak und Branntwein duftend, sitzt einem unmittelbar vor den Knien; Püffe und Stöße gibt's in Menge, aber man jaust voran wie der Blix.

Der Newskij-Prospect ist mit Holzpfählen gepflastert, so daß es trotz der endlosen Menge der Fuhrwerke noch erträglich still darauf hergeht. Die Straße zu kreuzen, ist aber nitunter wirklich unangenehm, da das Wagengebränge von links und rechts kaum einen offenen Raum läßt.

Neben dem betäubenden Gewirre der Fahrzeuge drängt sich zu beiden Seiten auf den Trottoirs ein nicht weniger belebter Menschenstrom hin und her und in die Quere nach den Seitenstraßen und Plätzen hin, Officiere und Soldaten, Beamte und Livreebediente, vornehme Herren und Damen in elegantester Toilette, Bauern in Kasan und Pelzmütze, Kinder mädchen in der buntfarbigen russischen Bäuerinnentracht, Stutzer mit Monocle und weithin strahlenden Manschetten, Studenten und Kinder, Proletarier der verschiedensten Sorte, Staatsräthe, Kaufleute, Dienstmädchen, Packträger, wohl auch reisende Engländer und Deutsche, polnische Juden, Griechen, Circassier und Georgier in ihrem phantastischen Nationalcostüm, Ausrufer und Verkäufer der verschiedensten Dinge, kurz ein TöhuwaboHu, wie man es nur auf einem bunten Weltjahrmart trifft. Nur all diese Rajen zu beschreiben, welche da an

einem vorübersegen, würde einen neuen Band zu Lavaters Physiognomie liefern — die herrlichsten Idealnasen vom Kaukasus und daneben Eskimonäschen, die man für Knöpfe an einem Schellenzug halten könnte, hellenische Götternasen, an denen man Schliemann'sche Ausgrabungen prüfen könnte, und Stumpfnäschen, die eine japanesische Prinzessin eitel machen dürften, orientalische Khalifennasen aus Tausend und Eine Nacht und Mopsnäschen aus finnischen Kindergeschichten, vielleicht auch die Nase des Collegienassessors und Majors Platon Kowalow, von welcher Gogol erzählt, daß sie plötzlich ohne ihren Besitzer, in Uniform und mit dem Range eines Staatsraths in ganz Petersburg herumsuhr.

Und nun erst die Bärte! Die russische Geistlichkeit allein hat die Würde des Bartes gegen das kahl rasirte Europa Ludwigs XIV. mannhafte, nachdrücklich, officiell, mit allen Mitteln der geistlichen Gerichtsbarkeit verteidigt. Der Bojar Scheremetjew wurde excommunicirt, weil er es gewagt hatte, den Bart zu stutzen, der Fürst Kolzow-Mossalskij seines Amtes entsetzt, weil er sich nach ausländischer Weise frisiren ließ. Der Patriarch Joachim bedrohte 1681 nicht nur diejenigen mit dem Banne, welche sich rasiren ließen, sondern auch diejenigen, welche mit Rasirten Umgang pflogen. Sein Nachfolger Adrian erließ bei seinem Amtsantritt eine Encyclika gegen alle Barbier und Barbieren, worin er ausführte, daß das Rasiren den Anordnungen Gottes zuwider sei: nur gottlose Fürsten, wie Julian der Apostat, hätten das Bartschneeren befohlen; ohne Bart sehe man nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Hund oder Kater aus; nur wer solchem Vieh ähnlich sehen und Kezer werden wolle, dürfe zur Scheere greifen; bei den Kezern komme es vor, daß nicht bloß Weltliche, sondern auch Geistliche und Mönche sich rasirten und dann aussähen wie Affen; die Kirche habe von den ältesten Zeiten an den Bart als gottgewollte Zier des männlichen Antlitzes geachtet und das Bartschneeren verboten. Peter der Große war es, der mit sultanischer Willkür den Bart beseitigte. Als er 1698 aus dem Auslande heimkehrte, schnitt er eigenhändig dem Feldmarschall Schein und anderen Vornehmen den Bart ab. Im Jahre 1701 wurde eine Bartsteuer eingeführt und darauf sogar eine Bartquittungsmünze geprägt, d. h. eine Münze, welche als Quittung dafür galt, daß einer sich für schweres Geld die Erlaubniß des Barttragens erworben hatte. Die Leute zahlten gern 60, ja 100 Rubel und mehr, nur um einen Bart tragen zu dürfen. Der Bart blieb in Ehren, trotz all der Reformbemühungen Peters. Später kam auch aus Westeuropa ihm Hilfe zu, und so blüht denn der Bart in Rußland fast wie in alten Zeiten. In allen Formen und Stufen zeigt er sich auf dem Newskij-Prospect, auch der richtige nationale Vollbart, den noch kein Barbier unter sein Joch gebracht. Zu den Bärten gesellen sich als malerisches Moment die Pelzmütze, Pelzmäntel, pelzverbrämte Röcke, die man schon im Herbst häufig trifft, die langen Kastane und andere Stücke alter Tracht.

In dem bunten Menschengewirre ist es aber nicht so fischartig still wie in britischen Ländern, wo einer am andern als einem zeitraubenden Hinderniß vorüberjagt; da murmelt's und wispert's und lacht's und ruft's und schwätzt's in mancherlei Sprachen und Mundarten, unaufhörlich. Mit lebendiger Geschäftigkeit waltet zugleich eine behagliche, lebenslustige Gemüthlichkeit in dem sich drängenden Menschenschwarm. Militär und Polizei machen sich lange nicht so steif und anspruchsvoll auf Schritt und Tritt geltend, wie in anderen Militärstaaten. Das ganze Leben und Treiben ist so ungezwungen, wie in Kopenhagen oder Stockholm. Einwanderung aus aller Herren Länder hebt beständig die großstädtische Verfeinerung, während ständiger Zugang vom Lande und aus allen Theilen des Reiches der Stadt ebenso unaufhörlich noch urwüchsige, bäuerliche, halbbarbarische Nationalelemente zuführt. Auf dem großen Prospect mischt sich darum die feinste Modecultur gar bunt und drollig mit Zügen von altfränkischem, provinzialstädtischem Wesen. Da werden Heiligenbilder und Bilderbogen ausgerufen, Stiefel und Schlafröcke, Milch, frische Milch, Fensterscheiben, Fleisch und Gemüse, Pastetchen, Thee und Honigkwaß! Es ist kalt im Norden und das Volk hat immer Appetit. Wie in den anderen nordischen Städten wird auch hier eine Unmasse von Gebäck und Kuchen aller Art vertilgt. In Zahl und Glanz der Schaubuden mag der Newskij-Prospect hinter den großen Straßen anderer Städte zurückstehen: dafür gibt es aber eine Menge mittlerer und kleiner Geschäfte, die alle nebeneinander prosperiren und in ihrer Gesamtheit den Eindruck behäbigen Wohlstandes herbvorrufen. Die meisten Häuser und Läden haben ein kleines Schutzbach, das auf Eisenstäben ruht und bis zum nächsten das Trottoir schirmt. Diese Dächer sind von verschiedener Höhe, wie auch die Häuser selbst nicht nach der Schnur abgezirkelt, sondern von der verschiedensten Höhe, Länge und Breite sind. An den Hauschilden trifft man neben den russischen auch deutsche, französische, italienische Namen, natürlich in großen russischen Buchstaben gemalt.

Das deutsche Element ist in St. Petersburg sehr stark vertreten. Man schätzt die Zahl der Ausländer anderer Nationen auf etwa 15 000, die deutsche Bevölkerung aber auf etwa 75 000 Seelen, was also eine größere Stadt als etwa Mainz, Augsburg oder Mülhausen repräsentirt. Die deutsch-redenden Katholiken sollen sich auf ungefähr 6000 beziffern. Die Deutschen sind zum größten Theil Kaufleute und Geschäftsleute, viele sind indes auch in der Armee, in verschiedenen Beamtungen, im Lehrfach und anderen wissenschaftlichen Kreisen angestellt. In dreien der größten Theater wird deutsch gespielt, im Alexander- und Michaelstheater abwechselnd deutsch und französisch, im Marientheater abwechselnd deutsch und russisch; dagegen ist es der deutschen Oper nicht geglückt, sich neben der beliebten italienischen Bahn zu brechen. Deutsche Zeitungen gibt es einige 30, die wie die übrige periodische Presse unter strenger Censur stehen.

Von den nicht-griechischen Bekenntnissen haben die Lutheraner drei Kirchen, die holländischen Reformirten, die französischen Reformirten, die deutschen Reformirten, die Schweden, die Finnen, die Esthen, die Letten, die Anglikaner, die amerikanischen Methodisten je eine, die Armenier ebenfalls eine, die Katholiken vier Kirchen und eine Friedhofkapelle.

Die älteste und größte der katholischen Pfarrkirchen ist die schon genannte Katharinenkirche am Newskij-Prospect, zu welcher etwa 20 000 Seelen gehören, Russen, Polen, Deutsche, Franzosen, Italiener. Geschichte und Zustände dieser Pfarrei sind gleich seltsam und ungewöhnlich.

Peter der Große war, wie bekannt, auf die materielle und geistige Hebung des russischen Volkes nur so weit bedacht, als die Cultur nicht das religiöse Element betraf. Die Russen sollten sich nach westeuropäischer Weise rasiren, frisiren, kleiden, häuslich einrichten, Handel, Industrie, Wissenschaften und Künste treiben, aber dabei fein im Schisma bleiben, das ihm mit den ihm beliebten Reformen die bequemste Staatsreligion schien. Alle Ausländer, von denen die Russen etwas lernen konnten, waren ihm deshalb willkommen; er gönnte ihnen auch ihren eigenen Gottesdienst, nur sollten sie mit diesem seine Unterthanen nicht behelligen. Die Jesuiten wurden daher schon in seinen ersten Reformjahren aus dem Reiche verbannt. Kapuziner ließ er zu, schränkte sie aber so ein, daß ihnen die gewöhnliche Pastoration der vorhandenen Katholiken sehr schwer, eine eigentliche Missionsthätigkeit unmöglich gemacht wurde. Jeder Schritt war unter bureaukratische Polizeiaufsicht gestellt. Die katholische Gemeinde wuchs zwar sowohl durch die Vermehrung der Familien, als durch Zuzug von außen, gelangte indes nie zu freier Bewegung und Entwicklung. Kaiserin Anna schenkte ihr 1739 Grund und Boden zu einer Kirche an der Straße, die damals zwischen Gärten und Wald zum Alexander-Newskij-Kloster führte, aber es dauerte bis 1761, ehe der Bau begonnen werden konnte. Das nöthige Geld mußten die Katholiken selbst zusammenbringen. Reichere Kaufleute, besonders Andreas Pierling, steuerten freigebig bei; auch aus Polen flossen reiche Beiträge. Der Grundstein wurde 1763 durch den Oberrn der Kapuziner, P. Paul, gelegt; die Kaiserin ließ sich dabei durch ihren Ceremonienmeister vertreten und gewährte der Kirche 1769 durch einen Ukas das Recht zur Abhaltung des Gottesdienstes, Steuerfreiheit und kaiserlichen Schuß. Die feierliche Weihe erfolgte am 7. October 1783 durch den päpstlichen Nuntius Archetti, den Pius VI. eigens gesandt hatte, um dem ersten Erzbischof Stanislaus Siefertzenewicz das Pallium zu übergeben. Der neue Erzbischof war ein Günstling der Kaiserin, von ihren Winten weit mehr abhängig, als von jenen des Papstes. Durch die neue Organisation gewährte sie der katholischen Kirche immerhin einigen Vorschub, einen viel bedeutenderen aber durch die Erhaltung des Jesuitenordens in Weißrußland. Ihre Minister Ischernischew und Potemkin nahmen sich sehr angelegentlich der Jesuiten an und schützten sie sogar gegen den neuen Erz-

bischof. Das Colleg von Pologz blühte neu auf und erhielt viele Kinder aus russischen Adelsfamilien zur Erziehung.

Noch günstiger gestalteten sich die Aussichten unter dem neuen Kaiser Paul I., der von seinem Regierungsantritt an sich offen als Freund der Jesuiten zeigte, den Papst selbst in eigenhändigem Schreiben um Wiederherstellung des Ordens bat und den P. Gruber als seinen persönlichen Freund behandelte. Ohne sich um den Erzbischof zu kümmern, der bei ihm in Ungnade gefallen war, die kirchlichen Interessen übrigens sehr vernachlässigt hatte, wies der Czar am 10. October 1800 durch einen Ukas die Seelsorge an der Katharinenkirche den Jesuiten zu: die Gebäude, worin der Erzbischof mit seinen Geistlichen gewohnt, sollten sofort geräumt und in ein Jesuitencolleg verwandelt werden. Durch andere Ukase wurde gleichzeitig die Wiederherstellung des Collegs zu Wilna beordert und diejenige der anderen Ordenshäuser und Institute in Litauen in Aussicht genommen. Kaiser Alexander, der 1801 seinem Vater folgte, führte zwar diese Anordnungen nicht aus. Er verbot die Errichtung neuer Häuser und verlangte, daß die Jesuiten alljährlich dem katholischen Gemeindevorstand Rechnung über die Verwaltung der Katharinenkirche ablegen sollten. Doch bestätigte er sie im Besiz derselben. Bei einem Besuch in Pologz erschien er persönlich am Krankenlager des Generalvikars P. Karen. Im Jahre 1803 erfolgte dann die Gründung eines Pensionats für Adelige in Petersburg, und die Eröffnung neuer Missionen an der Wolga, in Astrachan, Odeffa und Riga. Wie der sardinische Gesandte Joseph de Maistre nahmen sich auch viele russische Staatsmänner, so der Senator Klinkskij, die Minister Kotschubei, Loputschin und Tamara, und der Fürst Galizyn, Chef des Departement der fremden Culte, mit vielem Eifer der Jesuiten an. Im Jahre 1815 zählten sie in ihren 6 Collegien 1490 Schüler. Als Gouverneur von Wilna beschützte sie Kutusow, und der berühmte Graf Klostopschin wünschte, daß sie ein Convict für Adelige in Moskau eröffnen sollten. Sie zählten indessen auch viele und mächtige Gegner; die Zahl und Macht derselben mehrte sich während der napoleonischen Kriege. Fürst Galizyn wandelte sich in ihren erbittertsten Feind um, als ein Neffe von ihm zur katholischen Religion übertrat. Bald darauf störte die seelsorgerliche Thätigkeit eines Paters das sträfliche Verhältniß, das der Czar zu einer katholischen Polin unterhielt. Nun war es auch um die Gunst des Allherrschers geschehen. Am 20. December 1815 zeichnete er den Ukas, der die Jesuiten aus St. Petersburg verwies. Noch in der Nacht vom 20. auf den 21. wurde die Botschaft dem greisen Ordensgeneral P. Thaddäus Brzozowski durch den Generalgouverneur der Stadt überbracht. Einen Tag und eine Nacht ließ man den Verbannten Zeit, um sich auf die Reise vorzubereiten. Am 22. früh erschien eine Schwadron Kosaken vor dem Colleg und eine ganze Reihe Schlitten. Zu zwei und zwei wurden die Ausgewiesenen in die Schlitten gepackt, auch der ehrwürdige Obere des Ordens, und je

zwei Schlitten ward ein Soldat als Bedeckung beigegeben. Wohin es gehen sollte, wußten sie nicht bis zum Augenblicke der Abreise. Dann erst hieß es: nach dem Süden, d. h. nach Polozk. P. Brzozowski überlebte die Ausweisung noch vier Jahre. Bald nach seinem Tode, 1820, wurden die Jesuiten aus ganz Rußland verbannt. Wie vorher kam die Katharinenkirche wieder an russische Weltgeistliche, später an polnische Dominikaner, die aber, meist betagt und anderer Sprache nicht mächtig, kaum im Stande waren, den Bedürfnissen der verschiedenen Nationalitäten zu entsprechen. Erst während des letzten Jahrzehnts verstattete die Direction der fremden Culte, daß ein paar Ordensmitglieder anderer Nationen ihnen zu Hilfe kommen durften, so daß nunmehr für Predigt und Beichtstuhl in deutscher, französischer, polnischer und italienischer Sprache einigermaßen gesorgt ist. Doch reichen die vorhandenen Kräfte für den großen Umfang der katholischen Gemeinde, Pastoration, Schulen, Charitative Anstalten u. s. w. lange nicht hin. Dazu besteht noch die alte Einschränkung der Verwaltung durch den Kirchenrath, das katholische Collegium und die Abtheilung für fremde Culte, welche mit Sperberaugen darüber wacht, daß ein regeres katholisches Leben, religiöse Freiheit und Einwirkung auf Andersgläubige unmöglich sei und bleibe.

Eine zweite katholische Pfarrkirche, in den Jahren 1823—1825 auf Kosten des genannten Erzbischofs Siestrzenczewicz von Mohilew gebaut, befindet sich im südwestlichen Quartiere der Stadt, dem sogen. Kolonna-Viertel. Sie ist dem hl. Stanislaus gewidmet und dient vorzugsweise den katholischen Polen, Litauern und Russen. Eine dritte Pfarrkirche steht nicht sehr weit davon an der Fontanka, in der Nähe der Ismailowbrücke. Mit ihr ist das Palais des Erzbischofs und des katholischen Collegiums verbunden, eine sonderbare Mittelbehörde zwischen Staat und Kirche, die seit 1867 errichtet ist. Jede der sieben russischen Diöcesen ernennt ein Mitglied, der Czar die drei übrigen. Alle Beschlüsse müssen aber ebenso wie alle Correspondenz mit Rom der Abtheilung für fremde Culte im Ministerium des Innern vorgelegt werden und erlangen erst durch deren Gutheißung rechtliche Kraft. Verkehr mit Rom auf anderem Wege wird als Staatsverbrechen geahndet. Die geringsten Verordnungen müssen diesen Instanzengang durchmachen. Will z. B. ein Pfarrer eine besondere Andacht halten, so muß er sich erst an den Bischof und durch diesen an das katholische Collegium wenden, welches seinerseits wieder den Vorschlag an die Abtheilung für fremde Culte zu berichten hat. Dort wird endgiltig bejaht oder verneint. Der Bischof ist, wie in keinem andern Lande, in vinculis, der Papst eine auswärtige Macht, in den Augen des Ministeriums eine mehr oder weniger feindliche, der Katholicismus ein Uebel, dessen Duldung die größte Vorsicht erheischt. Die Gebäude sind geräumig und schön — aber schließlich ein Kerker, über den weltliche Beamte und Angeber die Aufsicht führen.

Eine vierte katholische Kirche zum hl. Johannes, welche zu dem stattlichen Bau des Pagencorps gehört, dankt ihren Ursprung dem Kaiser Paul I., der nach dem Fall der Insel Malta den Johanniterorden aufnahm und dafür zum Großmeister gewählt wurde. „Divo Joanni Baptistae Paulus Imp. Hospit. Magister“ lautet die Inschrift der Fassade. Das Innere ist durch zwei Reihen Säulen aus gelblichem Marmor in drei Schiffe getheilt, deren mittleres nach Basilikenart in eine geräumige Apsis endigt. Der Herzog Max von Leuchtenberg, Schwager des Kaisers Nicolaus, ist darin begraben.

Außer diesen vier Kirchen haben die Katholiken noch eine Kapelle auf dem ihnen zugehörigen Friedhof.

Von den 13 Stadttheilen kreuzt der Newskij-Prospect drei der inneren: den Admiralitätstheil, den Kasan'schen und den Späß'schen, und trennt vier der äußeren: die Moskauer von der Liteinaja-Ißschast, und die Koschdestwenskaja von der Alexandro-Newskaja.

Den Kasan'schen Stadttheil charakterisirt außer der bereits beschriebenen Kasankirche das ungeheure Findelhaus, das mit seinen zugehörigen Nebengebäuden, Kliniken, Entbindungsanstalt, Hebammeninstitut, Haus für obdachlose Frauen u. s. w., bis an die Große Erbsenstraße reicht, jährlich 8000 bis 10 000 Findlinge aufnimmt und so reich dotirt ist, daß es bei einer Jahresausgabe von 1 000 000 Rubel noch immer Ueberschuß behält. Alle Czaren haben sich dieses Institutes angenommen, am meisten aber die durch Wohlthätigkeitsstiftungen aller Art ausgezeichnete Gemahlin Pauls I., Maria Feodorowna, welche ihm den jetzigen Platz anwies und an seiner Entwicklung den regsten Antheil nahm. Die Findlinge wurden ohne jede Nachfrage angenommen, numerirt, in Listen eingetragen und dem Ueberbringer die Nummer zugestellt, so daß die Eltern eventuell die Kinder wieder zurückerhalten könnten. Sieben Wochen wurden die armen Kinder in dem Hause aufgezogen, die überlebenden (denn etwa 20% starben durchschnittlich im Findelhause weg) wurden dann Ammen in den umliegenden Dörfern übergeben und endlich (vom 7. bis 11. Lebensjahr in eigenen Schulen weitergebildet. Für die Knaben errichtete die Kaiserin eine solche Schule in Gatschina, für die Mädchen in der Stadt selbst. Beim Tode der Kaiserin (1828) studirten 27 solcher geretteten Knaben an der Universität, 250 Mädchen waren als Gouvernanten untergebracht. Seither haben aber die Findlinge an den Waisenkindern anderer Anstalten starke Concurrnz bekommen. Auch der Taubstummen nahm sich Maria Feodorowna sehr angelegentlich an und ließ für sie in der Nähe des Findelhauses ein Institut errichten, für welches sie einen der besten Schüler des Abbé de Sicard aus Paris kommen ließ. Im nördlichen Theile der Kasanskaja Ißschast befinden sich die Große und Kleine Stallhoffstraße mit der finnischen, schwedischen und lutherischen Peter- und Paulskirche, das Museum der kaiserlichen Wagen und der kaiserliche Marstall, im westlichen Theile der große Theaterplatz mit zwei gewaltigen Theatern, dem sogen. Großen Theater,

das 3000, und dem Marientheater, das an 2000 Zuschauer faßt. Das erstere ist zugleich Opernhaus und soll zeitweilig ein Balletcorps von 800 Personen beschäftigen. Unfern von den zwei Theatern erhebt sich wieder an einem ansehnlichen Platze die Nicolaikirche mit ihren fünf vergoldeten Kuppeln und daneben noch ein freistehender Thurm, 70 m hoch. Die Kirche besteht aus zwei vollständig getrennten Kirchen übereinander, von welchen die untere im Winter, die andere im Sommer gebraucht wird. Beide entfalten in Altären, Bildern, Votivgeschenken reiche Pracht, und freundliche Gartenanlagen heben von außen den würdigen Bau.

Könnte man den Kasan'schen Stadttheil als denjenigen der kaiserlichen Equipagen, des Lutherthums, der Findlinge und des großen Theaterlebens bezeichnen, so drängen sich in dem angrenzenden Späß'schen zwischen dem Katharinenkanal und der Fontana die großen Gärten, Märkte, Bank und Bibliothek, das katholische Element, die Stadtverwaltung und eine Palastregion zweiten Ranges hervor. Wenn man von der Nicolaikirche über die gleichnamige Brücke gekommen, befindet man sich schon auf der Großen Gartenstraße, Volkshaja Esadowaja, die den ganzen Stadttheil bis hinunter zum Marsfeld durchzieht. Da gelangt man zuerst zu dem Jussupow-Garten, einem kleinen Prater, für alle möglichen Volksbelustigungen eingerichtet, dann an den Sjännaja-Platz oder Heumarkt, an den Apragin-Markt, den drolligsten Trödelmarkt der Stadt, der das originelle Treiben der unteren Stände in den buntesten Bildern vor Augen führt. Gegenüber aber liegt ein mächtiger, hufeisenförmiger Bau von vornehmem, selbstbewußtem Ansehen, die kaiserliche Bank. An sie reiht sich der Gostinnüj Dwor, d. h. der größte Bazar der Stadt, mit zahllosen Kaufläden, nicht so glänzend, aber ebenso belebt als die Bazare anderer Großstädte, während gegenüber an schönen Gartenplätzen das Palais des Gardecorps mit der Johanniterkirche sich entfaltet. Noch vornehmer wird das Bild an der Anitschkow-Brücke, die man leicht an den vier kolossalen Bronzegruppen von Pferdehändlern kennt. Da erheben sich um einen weiten Platz die kaiserliche Bibliothek, das Alexandra-Theater und der Anitschkow-Palast, der seine eigene Kirche mit goldenen Kuppeln besitzt. Mitten zwischen diesen Herrlichkeiten thront auf ihrem Denkmal Katharina II., umgeben von den Großen ihrer Zeit, den Heerführern Potemkin, Rumjanzow und Suworow, den Admiralen Orlow und Tschitschagow, dem Dichter Derfchawin und der Fürstin Dasklow, den Organisatoren Bedboroko und Bektoi — ein ebenso prächtiges als bedeutames und gut ausgeführtes Monument. Jenseits des Newskij-Prospectes gelangt man dann an der Katharinenkirche und an der Duma vorbei zu dem Michaelsplatz und zu dem Michailow-Palais, das wohl der schönste und nächst dem Winterpalast auch der glänzendste Palast der Stadt ist. An seine weiten und prächtigen Gärten reiht sich der Rewa zu das Marsfeld, auf welchem die großen Paraden und um Ostern die Volksbelustigungen der sogen. Butterwoche gehalten werden; endlich der

Vjätnij-Esad oder Sommergarten, ein im Rococogeschmack mit vielen Statuen gezielter Park, der bis ans Ufer der Nema reicht. Ein schönes Eisengitter schließt ihn ein, an dessen Haupteingang eine reich mit Gold ausgestattete Kapelle an Alexanders II. Errettung aus Karatafows Mörderhand (im Jahre 1866) erinnert. In diesem Sommergarten wurde früher am zweiten Pfingsttag die sogen. Brauttschau gehalten. Die Mütter brachten ihre heiratsfähigen Töchter dahin, und Heiratsvermittler führten ihnen nach Verabredung den richtigen Mann zu. Die drollige Sitte ist aber jetzt abgekommen. Doch ist der Garten viel besucht, und um das ungemein artige Denkmal des Fabeldichters Krylow tummelt sich die jüngste russische Jugend, die noch nichts von Panslavismus und Attentaten weiß, sondern noch alles Wahre, Gute und Schöne nach dem Princip der Eßbarkeit beurtheilt.

Der nächste, östlich angrenzende Sitenaja-Stadttheil machte mir einen ernstern Eindruck. Ich möchte ihn fast das Quartier der Kasernen und Krankenhäuser nennen. Zwar ragen auch hier einige bedeutende Kirchen empor, unter denen die Preobraschenskij-Kathedrale durch Pracht sich auszeichnet. Doch schon der Name hat einen militärischen Klang. Unweit davon sind auch die Kasernen und Ställe des berühmten Garderegiments, die Artillerie-Kaserne, die Gendarmerie-Kaserne, die Sappeur-Kaserne, das Artillerie-Departement und das alte Arsenal. Die Umfriedungsgitter der Kathedrale sind aus dem Erz erbeuteter Kanonen gegossen, Andenken an Türken und Franzosen; zwölf türkische Geschütze stehen noch auf ihren Lafetten da, und im Innern der Kirche verkündigen Köpfschweife, persische und türkische Feldzeichen, „daß der Bien muß“. Auch der Taurische Palast mit dem zugehörigen Garten war zeitweilig der Garde zugetheilt und dient jetzt vorzugsweise der Militärverwaltung und den Officieren. Neben all den Burgen des Militarismus haben sich indes auch die christliche Wohlthätigkeit und die moderne Humanität einige palastähnliche Institute errichtet: so das große Marien-Hospital, wieder eine Stiftung der Kaiserin Maria Feodorowna, das Alexander-Hospital, das Pawlowsk'sche Institut für Officierssöhne, das Katharinen-Institut, die Augenklinik, das Gebäude der Menschenfreundlichen Gesellschaft u. s. w. Ähnliche Wohlthätigkeitsanstalten sind übrigens durch die ganze Stadt zerstreut. Wenige Städte können sich in dieser Hinsicht mit St. Petersburg messen. Es gibt keine Art von Elend und Noth, für deren Vinderung nicht menschenfreundliche Leute reiche Stiftungen gemacht hätten. Millionen von Kubeln werden in Saus und Braus verpraßt, Millionen verschlingt der Militarismus und die Bureaucratie, aber auch Millionen, ja wohl viele Millionen dienen religiösen und wohlthätigen Zwecken, schmüden all die prachtvollen Kirchen, die jedem offen stehen, ernähren Waisen, Wittwen, Findlinge, Invaliden, kranke Matrosen, Sieche und Arme aus allen Klassen, Blinde, Taubstumme, verlassene Frauen, gefallene Mädchen, arbeitsunfähige Greise. Zu den staatlichen und städtischen Comités, welche diese Anstalten leiten,

gesellten sich viele private Hilfs- und Wohlthätigkeitsvereine. Während des Krimkrieges stiftete die Großfürstin Helena auch eine Art von Barmherzigen Schwestern, die sich in kurzer Zeit über das ganze Reich verbreiteten und manches Gute leisteten, wenn es auch nicht gelang, dem Institut eine tiefere Kraft, Weihe und Fruchtbarkeit zu verleihen.

Die übrigen äußeren Stadttheile im Osten und Süden, Roschdestwenskaja und Alexandro-Newskaja, Moszkowskaja, Narwskaja und Kolomenskaja, haben gerade an ihren Außenlinien historische Monumentalbauten, welche sie bedeutfam mit dem Ganzen verbinden. Das Smolnij-Kloster, schon 1748 begonnen — das Alexander-Newskij-Kloster, 1713 von Peter d. Gr. gegründet — das Nowodjewitschij-Nonnenkloster und die Moskauer Triumphpforte, 1833—1839 zum Andenken an Siege in Persien errichtet — der Narwa-Triumphbogen, 1834 zum Andenken an die Siege über Napoleon an die Stelle eines frühern hölzernen Triumphbogens gesetzt, und endlich der Katharinenhof, ein Kasteel in holländischem Stil, 1703 von Peter d. Gr. selbst gebaut, bezeichnen nebst den großen Friedhöfen in weiten Zwischenräumen die äußere Peripherie der Stadt.

Die Quartiere zwischen dieser Außenlinie und der Fontanka haben noch ein paar schöne Kirchen aufzuweisen: so die griechische Dimitrij-Kirche unweit vom Moskauer Bahnhof, die Wladimir-Kirche an dem gleichnamigen Prospekt mit fünf goldenen Kuppeln und die Troizkij-Kirche oder Dreifaltigkeits-Kirche der Ismailow'schen Garden mit fünf hellblauen, sternbesäeten Kuppeln, von denen die mittlere 80 m hoch ist. Zwischen diesen Kirchen erstrecken sich in weiter Entfernung vier große Exercierplätze, der Preobraßenskij-Platz, der Alexandrowskij-Platz, der Ssemenowskij-Platz und der Ismailowskij-Parade-Platz. Unendlich lange Prospekte verbinden die vier Bahnhöfe, welche nach dieser Seite hin liegen: den Moskauer Bahnhof, den Warschauer Bahnhof, den Baltischen Bahnhof und den Bahnhof für die Linie Gzarskoje-Sselo. Von der Admiralität, also dem Kern der Stadt, liegen all diese Bahnhöfe eine halbe Stunde weit oder mehr. Alles dehnt sich hier kolossal in die Länge und Breite. Paläste gibt es hier keine mehr zu sehen. Gewerbe und Großindustrie haben hier ihren Sitz aufgeschlagen, und nur selten unterbricht ein charakteristisches, öffentliches Gebäude noch die unabsehbaren einförmigen Häuserreihen, die Fabriken, Arbeiterwohnungen, Magazine, mit den dazwischenliegenden Polizeistationen, Kasernen, Spitälern, Schulen u. s. w.

Als Industriestadt hat nämlich St. Petersburg dem ältern Moskau nicht weniger nachgeeifert, als in seiner officiellen Würde als kaiserliche Hauptstadt. Berühmt sind die Petersburger Fayence- und Porzellanwaaren, Lederfabrikate, Metallfabrikate. Die Krystallschleiferei in der Nähe des Alexander-Newskij-Klosters ist die größte der Welt. Die Baird'sche Eisengießerei und Maschinenfabrik besitzt einen eigenen Hafen und mehrere Dampfschiffe. In der Stearin- und Seifenfabrikation ist Petersburg den anderen russischen

Städten überlegen; in der Baumwollspinnerei steht es hinter Moskau zurück; in der Möbel- und Bautischlerei kann es sich mit den ersten Industriestädten Europa's messen. Es gibt kaum einen Industriezweig, der nicht lebhaft gepflegt wird. Von den 640 Branntweindestillationen, welche Rußland besitzt, und welche jährlich für etwa 42 Millionen Rubel Branntwein liefern, hat Petersburg die größten und meisten. Die ungeheure Masse Schnaps wird bis auf einen geringen Bruchtheil in Rußland selbst vertilgt. Denn alle Welt trinkt Wodka. Er ist gewöhnliches Tischgetränk, wie es uns die Patres Possevin und Campan schon aus den Tagen des Iwan Wassiljewitsch vermelden. Sie fanden den Brauch durchaus sanitärisch begründet¹. Ein Gläschen wird schon vor der Suppe und eines nach der Suppe getrunken, das ist allgemein verbreitete Nationalsitte. Wie der schwedische Smörgästisch kam mir das zuerst wunderbarlich genug vor. Nachdem ich aber einmal in einem echt russischen Restaurant oder Traktir die nationale Küche kennen gelernt, erschien mir ein Gläschen Wodka durchaus nicht mehr befremdend. Das Essen fing mit einer Sauertrautsuppe an, in die Rahm gerührt wurde; dann folgten fette Pastetchen, in welche, neben Fleisch und Speck, die verschiedensten Gemüse gehackt waren, darauf Gurken, andere schwere Speisen in so wunderbarer Zusammenstellung, daß ich ohne Wodka sicher trank davon geworden wäre. In dem seltsamen Menu war aber ungefähr die Charakteristik der russischen Kochkunst gegeben. Erwägt man nun, daß das europäische Rußland etwa 80 Millionen Einwohner zählt, so ergibt sich, daß durchschnittlich auf einen Einwohner nur für etwa $\frac{1}{2}$ Rubel Branntwein kommt. Das ist für ein gewöhnliches Tischgetränk nicht viel, und nur ein Temperenzler kann sich an den 40 Millionen entsetzen. Sie reichen für den Bedarf nicht einmal hin.

Interessant ist es, nach einigen Streifzügen durch die industriellen Quartiere den Katharinenhof zu besuchen, eines der Andenken an Peter d. Gr. Man glaubt sich an die Maas oder Waal versetzt. Ein holländisches Landhaus galt dem mächtigen Czaren damals als der Höhepunkt der Civilisation und Bequemlichkeit. Dieselben Blumentapeten, dieselbe Rococo-Stuccatur an der Decke, dieselben einfachen, zopfigen Kamine, dieselben großen Fenster mit verhältnißmäßig viel Scheiben — der Luxus eines reichen Walfischfängers oder Gewürzhändlers in Amsterdam. Bilder aus Holland und China, Kleider, Schmuckstücken, Portraits, Karten, alte Möbel und eine Menge anderer Erinnerungen gemahnen indes an den kaiserlichen Erbauer, an seine Wißbegier wie an seine Leichtlebigkeit. Ein Portrait von ihm zeichnet ganz seinen Charakter voll Heftigkeit und Sinnlichkeit. Der Mund ist

¹ Potus illis cerevisia ex fruge macerata, aut medo (is miscetur ex aqua et melle), ex his deinde aquam vitae sive ardentem, ut vocant (gorelka), eliciunt vi ignis, eamque in conviviis vulgo solent praesumere ad avertendas inflationes, quas cibi potionesque regionis faciunt. P. Pierling, A. Possevini Missio Moscovitica. Parisiis 1882. p. 63.

üppig, aber das Auge blüht von Geist und Feuer. Das Schloß ist leider schlecht erhalten, der Garten ziemlich verwahrlost — in der Nähe sind Färbereien, Zuckerdereien und andere Fabriken. Erst in weiter Entfernung gemahnt der Narwa-Triumphbogen, ganz aus Granit, eine schöne Nachahmung der römischen Triumphbögen, an die Triumphe, die Peters Reich noch kein Jahrhundert nach seinem Tod über Napoleon errang. Von dem Admiraltätsgebäude ist der Triumphbogen über 4, vom Alexander-Newskij-Kloster etwa 7 km entfernt.

Während der südliche Außenring der Stadt schon den Charakter industrieller Vorstädte hat, kann man einen Theil der Inseln noch zur City rechnen. Das gilt besonders von dem Ostende der Basilius-Insel, welche dem Admiraltätsstheil gerade gegenüberliegt. An der Strjälka, d. h. an der Spitze, an welcher sich die Große Newa in zwei Arme theilt, steht die Börse, ein antiker Tempel mit 44 jonischen Säulen. Vor der Hauptfacade nach dem Flusse hin erheben sich am Gestade zwei Granitsäulen mit metallenen Schiffschnäbeln — eine Reminiscenz an die Rostra auf dem altrömischen Forum.

Nördlich von der Börse entwickeln sich die umfangreichen Gebäude des Zollamtes; südlich aber, an dem größten Arme der Newa, eine palastähnliche Front, welche den gegenüberliegenden öffentlichen Bauten, Admiralität u. s. w., ziemlich entspricht. Da reißen sich aneinander die Akademie der Wissenschaften mit Museum und Bibliothek, dann die Universität, das Historisch-philologische Institut, die Militärschule und, nur durch den Rumjanzow-Platz davon getrennt, die Akademie der Künste — kurz, das gelehrte St. Petersburg in einigen seiner Haupterscheinungen. Eine Menge anderer wissenschaftlichen Anstalten, die Rechtschule, die Junkerschule, die Technische Schule, die Medicinisch-chirurgische Akademie, verschiedene Militärschulen und Gymnasien, sind durch die Stadt zerstreut. Weiter hinab an der Newa liegt die Bergakademie mit einer überaus reichen mineralogischen Sammlung, welche, wie keine andere, den ungeheuern Mineralreichtum Rußlands zur Anschauung bringt. Unter dem Hofe derselben ist ein künstliches Bergwerk angebracht, an dessen Stollen, Schächten, Rollwagen und Wasserleitungen die Schüler den theoretischen Unterricht mittelst praktischer Anschauungen ergänzen können. Die großen Museen, welche zur Akademie der Wissenschaften gehören, stimmten bei näherer Besichtigung etwas die Erwartungen herab, welche der Anblick der ungeheuern Gebäude erweckt hatte. Gewiß sind diese Sammlungen sehr ansehnlich. Die zoologische allein füllt 14 Säle, und das artige Mammut dajelbst mit seiner übrigen urweltlichen Gesellschaft werde ich nicht so leicht vergessen. Die größeren Säugethiere sind in male-riischen Schaugruppen zusammengestellt, wie man sie für populäre Bilderbogen nicht besser wünschen könnte. Doch kam mir alles etwas altfränkisch und zum Theil vernachlässigt vor. Räume, Schränke, Anordnung schienen seit 20–30 Jahren wenig verändert und aufgebessert. Aus dem Aegyptischen Museum sind die besten Sachen in die Eremitage gewandert. Die Stern-

warte, die früher mit der Akademie verbunden war, ist schon seit 1838 nach Pulkowa übergesiedelt. Die Bibliothek mit ihren 143 000 Bänden kann sich an Umfang mit der großen kaiserlichen, die über eine Million Bände zählt, nicht mehr messen. Sehr werthvoll ist sie aber immerhin noch durch ihre viele asiatischen Handschriften. Eine Ergänzung dazu bietet das Asiatische Museum, das eine Menge chinesischer, tibetanischer und mongolischer Werke, Handschriften aus Japan und anderen orientalischen Reichen enthält. Im Ethnographischen Museum findet man die bunte Tracht des weiten russischen Reiches vereint, im Botanischen die Herbarien der berühmtesten Sammler, welche das europäische und asiatische Rußland erforschten, wie Smelin, Pallas u. a. Das Münzcabinet wurde schon von Peter d. Gr. angelegt; im Mineralogischen Cabinet erinnert ein Kiefenglobus an die vieljährigen Arbeiten Eulers in der russischen Hauptstadt. Der Plan und die Statuten der Akademie rühren noch von Leibniz; unter den ersten 15 Akademikern befanden sich 11 Deutsche; unter Katharina II. waren von 18 Mitgliedern wieder 10 Deutsche. Die Glanzperiode ihrer Geschichte ist mit jener der deutschen Wissenschaft aufs innigste verknüpft, und sie würde es wohl nicht zu bedauern gehabt haben, wenn dieses Band ein lebendigeres geblieben wäre. An glänzenden Mitteln fehlt es der Anstalt heute noch nicht, sie hat 300 000 Rubel jährliches Einkommen.

Die Universität ist erst spätern Datums: der weitläufige Palaß, in dem sie sich befindet, gegen 400 m lang, beherbergte früher die zwölf Reichscollegien und wurde ihr erst 1819 durch Alexander I. zugewiesen. Sie steht mit ihren 700 Schülern weit hinter den größeren Universitäten Deutschlands und Oesterreichs zurück und hat durch die verzweifelten Reformpläne Tolstoi's und Katkows wenig Aussicht gewonnen, sich freier und fruchtbarer entwickeln zu können.

Das schönste Gebäude auf dieser Seite der Newa und überhaupt eines der prächtigsten der Stadt ist die Akademie der Künste, ein Quadrat von je 130 m Länge, zweistöckig und oben von stattlichem Gesimse umgrenzt. Von dem mittlern Porticus, den oben eine Kuppel überragt, führt eine breite Treppe an die Newa herab, an der zwei gewaltige Sphinge, 1832 aus Aegypten hergeholt, auf hohen Granitpfosten Wache halten. Neben großen Ausstellungssäulen umfaßt das Innere die Wohnungen der Beamten, Professoren und Schüler. Die Sammlungen bieten eine höchst interessante Ergänzung zu jenen der Eremitage. Im Erdgeschoß befindet sich ein altchristliches Museum, das in seinen drei Sälen zwar keine vollständige Uebersicht der byzantinischen und altrussischen Kunst gewährt, aber doch reichliches Material, um sich von deren Wesen eine Vorstellung zu bilden: Miniaturen vom 9. Jahrhundert an, Heiligenbilder vom 16. Jahrhundert an bis herab auf die neuere Zeit, Holzschnitzereien, Sculpturen, Modelle und Gipsabgüsse der verschiedensten architektonischen Details vom 10. Jahrhundert an. Ungleich reicher ist die Sammlung, welche in 15 Sälen des Hauptgeschosses die neuere

russische Malerei und Sculptur entfaltet, und in welcher ungefähr alle berühmteren russischen Maler mit bedeutenden Werken vertreten sind. Eine dritte Sammlung ausländischer Schulen ist am besten mit älteren Niederländern und Franzosen bedacht, weniger mit Italienern und Deutschen. Je starrer die altrussische Malerei an ihren hergebrachten byzantinischen Typen hing, desto ungebundener hat sich die neuere Profankunst von aller religiösen Ueberlieferung losgesagt; sie ist in ihren neuesten Repräsentanten wie Wereschagin bei einem Realismus angelangt, der alles Ideale und damit auch jede höhere Weihe der Kunst zu zerstören droht. Zwischen den äußersten Extremen liegt indes eine ansehnliche Reihe trefflicher Leistungen: Mollers „Johannes auf Patmos“, Flowiski's „Die letzten Augenblicke christlicher Martyrer“ sind mächtig wirkende Bilder, und auch Wereschagin scheint nur stufenweise sich niederwärts entwickelt zu haben. Sein Bild „Gregor der Große, der einen Mönch wegen Verletzung der Armuth an seinem Grabe excommunicirt“, ist tiefernst gedacht, wenn auch schon mit einer gewissen Ueber-treibung ausgeführt, die den religiösen Eindruck stört.

Der übrige Stadttheil der Basilius-Insel ist regelmässiger als irgend ein anderer nach der Schnur gebaut. Drei große Prospective schneiden die zahlreichen von Südost nach Nordwest parallel laufenden Straßen, die Linien genannt werden, von denen aber bloß die Hälfte ausgebaut, die anderen erst begonnen sind. Die erste dieser Linien mündet auf die Lutschkow-Brücke, welche über die Kleine Newa in den Petersburger Theil hinüberführt. Hier gewinnt man eine prächtige Aussicht auf die Basilius-Insel, sowie die Kleine und Große Newa hinauf, eine Stadt und Seelandschaft, wie sie Stockholm nur am Mälar bietet; zugleich beginnt aber eine wieder ganz verschieden geartete Region, in welcher Stadt, Vorstadt, Land und Fluß gleichsam bunt durcheinandergewürfelt erscheinen. Folgen wir der spitzen Goldnadel der Peter- und Paulskirche, so kommen wir an den weiten Park, der im Halbkreis von Norden her die unheimliche düstere Festung umgürtet. Einen Theil dieses Parkes nimmt der Zoologische Garten ein. Ein noch ziemlich dicht gebautes Quartier trennt denselben von dem nördlich gelegenen Botanischen Garten. Dann nehmen aber Park, Garten, freie Landschaft überhand, meist Birken- oder Tannenwald, wie auf den Inseln am Mälar. Der Winter in St. Petersburg ist hart. Das Frühjahr ist sehr ungesund und rafft immer eine Menge Leute dahin. Wie in Stockholm, so herrscht darum auch in der russischen Hauptstadt der Drang, sobald es die Jahreszeit erlaubt, aus der Stadt auf die Inseln hinauszuziehen und die wenigen schönen Monate mit ihren langen Tagen und kurzen Nächten im Freien zuzubringen. Die Inseln wie das nördliche Ufer der Newa sind deshalb mit Landhäusern wie übersät, und zwischen denselben entwickeln Vergnügungsorte aller Art das fröhliche Leben eines Praters. Diese meist sehr einfachen Landhäuschen, große Holzhütten mit Bretter- und Riegelwänden, mit Veranden und Bal-

lonen und ſchlicht verzierten Giebeln, gleich den Schweizerhäuschen, werden „Datſchen“ genannt, d. h. Gaben. Der Name ſoll daher rühren, daß Katharina II. ihren Günstlingen und Freunden ſolche Häuschen für den Sommer ſchenkte. Von Epheu, wilden Reben und anderen Schlinggewächſen umrankt, von lieblichen Gärtchen umgeben, mit Bänken zum Plaudern vor der Thür, ſehen ſie allerliebſt gemüthlich aus. Oft ſtehen ſie dicht beiſammen, oft in größeren Zwischenräumen mit etwas Garten oder Park. Nachdem der Hof und die Großen das Beiſpiel gegeben, folgten reichere und angeſehenere Leute ihm nach. Nun wollte auch der Mittelſtand ſeine Datſchen haben, und endlich hielt es auch der gemeine Mann nicht mehr in der Stadt aus. Mit Kind und Regel zog er hinaus, um einmal gründlich friſche Luft zu ſchöpfen. Dem luſtigen Schwarm folgten die Verkäufer von Victualien und Delicateſſen, die Frucht-, Gemüse und Spezereihändler, die kleinen Handwerker, alle Muſikanten, Bänkelfänger, Orgeldreher, große und kleine Wirthe, Komödianten und Seiltänzer, alles leiſchfertige Volk der Stadt und bevölkerte die zahlloſen Buden, kleinen Theater und Plätze des Inſelreviers. Das Landſchaftsbild iſt bei weitem nicht ſo maleriſch, wie im Thiergarten zu Stockholm oder Kopenhagen; aber das Leben und Treiben der Menge iſt ebenſo bunt und luſtig. Entzückt auch kein feierlicher, alter Hochwald den Blick, ſo wechſeln doch anmuthige Gärten mit den reizendſten Luſtwäldchen ab, und aus dem leiſchten duftigen Birkengrün blinken das Ufer der Kleinen Newa entlang unzählige ſchmucke Landſitze, kleine italieniſche Palazzetti, holländiſche Kaſteele, leiſchte gotiſche Schlöſſchen, Rococo-Pavillons, Schweizerhäuschen, chineſiſche Pagoden, finniſche Blockhäuser, umgeben von den farbenprächtigſten Blumenbeeten und dem üppigſten Geſträuche, großen Teichen und engliſchen Parkanlagen.

Eine geradlinige Straße, faſt ſo lang wie der Newſkij-Proſpect und ſehr belebt, durchkreuzt die ganze Petersburger-Inſel, die Apotheker-Inſel und einen Theil der Kamennüj-Inſel, und gibt eine Vorſtellung der großen Diſtanzen. Nach allen Seiten zweigen ſich aber Waldwege ab und laſſen in das labyrinthiſche Gewirre hineiſchauen. An der Nordſeite der Apotheker-Inſel und auf der Kamennüj-Inſel waltet das ariſtokratiſche Element vor. Auf der letztern ſteht noch das Lieblingsſchloß Pauls I., der als Johanner-Großmeiſter auch hier dem hl. Johannes eine Kirche erbaute. Phantaſtiſch bliſgen ihre Goldkuppeln zwiſchen den reizenden Landhäuſern aus dem dichten Grün hervor. Alle Inſeln ſind mit Brücken verbunden. Die letzte führt von der Kamennüj-Inſel ans rechte Ufer des nördlichſten Newa-Ufers hinüber. Da iſt das Hauptquartier für die Kleinbürger und gemeinen Mann, „Staraja Derewnja und Nowaja Derewnja“, Altdorf und Neudorf geheißen. Hier drängen ſich die Häuschen zu Hunderten, klein, eng, ſo leiſchſinnig wie möglich gebaut, wahre Puppenhäuschen und Spaßenmeſter; aber jedes hat ſeine kleine Altane, ſeinen Vorplatz zum Schwätzen und ſein Gärtchen mit Ausſicht nach dem Fluſſe hin. Dazwiſchen ſtehen Traktirs, d. i. Wirths-

häuser und kleine Läden mit den drolligsten Schildern, kunterbunt mit Zuderstöcken, Trauben, Obst, Schinken, Würsten, Spezereien, Dreheln und Näscheri aller Art bemalt — dann Sommertheater, Schaubuden, Kaffee- und Theehäuser, Spielplätze aller Art. Es ist ein Jahrmarkt im Grünen, voll lili-putischer Heiterkeit. Man kann sich zu der granitnen Feierlichkeit der Hauptstadt keinen fröhlicheren Gegensatz denken, als diese bunt angestrichenen Bretterdörfer, in welchen das Volk sich von den Plagen des nordischen Winters erholt.

Ueber die Jelagin-Brücke gelangen wir wieder auf die Inseln zurück und zwar auf die nördlichste derselben: Jelagin-Ostrow. Katharina II. hatte diese den Orlows geschenkt, aber Alexander I. kaufte sie 1817 für 350 000 Rubel zurück und ließ daselbst seiner Gemahlin einen Sommerpalast erbauen. Die ganze Insel ist seither kaiserlicher Park, aber dem Publikum zugänglich. Aus dem proletarischen Zucke von Nowaja Derewnja ist man plötzlich in die würdevolle Stille der vornehmsten Anlagen zurückversetzt. Prächtige Eichen beschatten die sorgfältig gepflegten Plätze, und aus den feinen Bosquets schauen keine leichtsinnigen Datschen mehr heraus, sondern nur einige fürstliche Gebäude. Zu dem offenen Westende der Insel, der sogenannten „Pointe“, hält die vornehmste St. Petersburger Welt im Sommer ihre Corsofahrten ab. Man hat hier freien Ausblick aufs Meer — ein einsam stilles, melancholisches Bild.

Auf einem andern der freien Parkwege kommen wir zur Krestowskij-Insel, deren größter Theil mit Park und Wald bestanden ist. An der nördlichen Seite aber entwickelt sich ein zweites Nowaja Derewnja mit einer ganzen Menge von Traktirs, Buden, Spielplätzen, Rutschbahnen, Carouffels und Spektakel aller Art, Wiesen und Wäldchen für Picknicks, ein anderer Prater comme il faut. In längeren und kürzeren Zwischenräumen setzt sich das auch auf der Peters-Insel fort, auf welcher Peter d. Gr. sich bereits ein Schloß nebst Park angelegt hatte. Das schlichte Gebäude steht noch, die ursprünglichen Anlagen aber sind bedeutend erweitert, und der Wirthschaften und Vergnügungsorte ist kein Ende. Die Bavaria-Brauerei soll allein, wie man mir erzählte, in ihren weiten Gartenlokalen während des Sommers oft in einer Woche gegen eine Million Flaschen Bier auswirthen. Sollte das übrigens auch zu hoch gegriffen sein, so ist nach der ganzen ethnographischen Anlage dieser fröhlichen Stadtquartiere kaum daran zu zweifeln, daß der slavische Durst hinter dem germanischen nicht zurücksteht.

Die Sommerherrlichkeit von St. Petersburg währt übrigens kurz genug. Eigentlich schön ist fast nur die Zeit von Mitte Mai bis Mitte Juni. Dann beginnt es schon gewöhnlich recht heiß zu werden, und die Hitze steigert sich bis in den August hinein. Nicht selten treiben aber bereits in diesem Monat andauernde Regengüsse die Bewohner in die Stadt zurück. Es folgt ein langer, trübseliger Herbst mit bleiernem Himmel, seltenem Sonnenschein und reichlichem Uugemach. Der Winter ist noch länger; aber man ist darauf

ingerichtet. Praktische Heizapparate wärmen nicht bloß die Zimmer, sondern auch Gänge und Treppen, das ganze Haus von der Eingangsflur an, wo allezeit der Pelz bereit hängt, schwer und dick genug, um der strengsten Kälte trogen zu können. Die Ergänzung zum Pelz ist der Samovar, die große Theemaschine, die in den meisten Häusern fast immer bereit steht, um Punsch, Thee, Grog und alle anderen heilsamen Getränke zu brauen, welche einen halberfrorenen Menschen neu zu beleben im Stande sind. Aller Pelze und menschenfreundlichen Getränke unerachtet ist aber die Sterblichkeit in St. Petersburg größer als in den übrigen Weltstädten, und keine hygienischen Maßregeln haben den mißlichen Umstand zu überwinden vermocht, daß Peter d. Gr. seine Czarenherrlichkeit in einen Sumpf hineingebaut hat.

Von den nächsten Umgebungen Petersburgs machte mir die nördliche Zone einen freundlichen Eindruck als die südliche. Die finnische Bahn nach Wiborg führt geraume Zeit noch durch ein vielfach parkähnliches Revier mit vielen Gärten, Landhäusern und geringeren Datschen, wie wir es auf den Inseln gesehen. Südwärts dagegen ist die Gegend fast ganz entwaldet, sumpfig, ein melancholisches Flachland, über das sich nur die Höhen von Pulkowa mit der berühmten Sternwarte erheben, dem Greenwich von Rußland. Sehr belebt und anmuthig wird die Gegend aber wieder in Czarskoje-Eselo, dem „Kaiserdorf“, einer Stadt von etwa 15 000 Einwohnern mit zwei großen kaiserlichen Schlössern, acht Kirchen und einem prachtvollen Park, von der Hauptstadt 20 Werst entfernt, die man in einer halben Stunde fährt. Auch hier hatte sich schon Peter d. Gr. sein Haus mit Anlagen und einem Thiergarten angelegt. Katharina II. baute dann das große kaiserliche Schloß, dessen Hauptflügel, 245 m lang, weiß und gelblich, mit reicher Rococo-Ornamentik, mit zwei großen Seitenflügeln und dem weiten Halbrund von Nebengebäuden, die den Schloßplatz umgeben, an prunkhafter Größe den Winterpalast in St. Petersburg und den gewaltigen Kremnpalast in Moskau sogar übertrifft. Eine prächtige Kirche mit goldenen Kuppeln fehlt auch hier wieder nicht. Einst sollen alle Kapitäle und Sockel der Säulen, Gesimse, Vasen und Statuen, ja selbst das Dach — mit Aufwand von ein paar Millionen Ducaten — vergoldet gewesen sein. Dieser Schmuck ist von Wind und Wetter zerstört, doch der Palast ist auch ohne denselben noch glänzend genug. Endlose Prunkfäle reihen sich im Innern aneinander, einer hauptsächlich mit Silber, ein anderer mit Lapis lazuli, der Ballsaal (43 m lang) mit Gold und Spiegelglas decorirt. Im Chinesischen Saal wechselt Schwarz mit den reichsten phantastischen Goldfiguren, das Bernsteinzimmer ist ganz mit Bernstein getäfelt, das Schlafgemach der Kaiserin ist von weißem Porzellan mit dunkelblauen Säulen, der Parquetboden desselben mit Perlmutter eingelegt. Andere Säle sind mit den schönsten Werken russischer Maler ausgestattet, einer stellt ein werthvolles Museum der besten niederländischen Gemälde dar. In der 82 m langen offenen Marmorgalerie sind

die Bronzebüsten der berühmtesten Männer des Alterthums aufgestellt. Man glaubt sich in die Zeit der altrömischen Cäsaren versetzt, deren Aufwand wohl kaum ein neueres Herrscherhaus mit solchem Prunke nachgeahmt hat, wie das der Romanow. Betäubt von der schimmernden Pracht sucht man das Freie; doch der Blick findet auch hier keine Rast. Marmorsäulen, Pyramiden, Obelisken, Triumphbogen, Statuen, Schwanenteiche mit zierlichen Brücken, Grotten, künstliche Ruinen, türkische Kioske, kleine Flüsse, ein chinesisches Theater, eine große Meierei, Pavillons im verschiedensten Stil, ein ganzes chinesisches Dorf, die herrlichsten Blumen- und Treibhäuser, ein Doppelsee, über dessen Kanalverbindung eine Marmorbrücke führt, kurz ein ebenso kostbares als geschmackvolles Phantasienspiel belebt in reizendster Mannigfaltigkeit die majestätischen Waldpartien, Schattengänge und Wiesen des weiten Parks. Zwischen mächtigen Eichen und Buchen ragt ein Ritterschloß in englisch-gotischem Stil empor, von Nicolauß I. gebaut — das sogen. Arsenal, ein Kunst- und Karitäten-Museum von mehr als bloß fürstlicher Pracht. Europäische Schmucksachen aus den verschiedensten Perioden gruppiren sich hier um persische und türkische Trophäen, indische Prachtrüstungen und die kostbarsten Geschenke orientalischer Herrscher. Die Waffen, Rüstungen und der Reithelm glimmern von Gold, Diamanten, Perlen und anderem Edelgestein, und der funkelnde Reichthum in seinen phantastischen Formen und Farben versetzt uns in die Zauberwelt alter orientalischer Höfe. Asien und Europa geben sich da ein Stellbilden.

Czarskoje-Eselo hat aber noch einen zweiten, modernen Palast, den Katharina für ihren Enkel Alexander I. erbauen ließ. In Pawlowsk, nur 3 Werst entfernt, sind wieder zwei kaiserliche Paläste mit einem Park, welcher den von Czarskoje-Eselo an Größe und Mannigfaltigkeit weit übertrifft. Nicht minder glänzend ist das weiter entlegene Lustschloß Peterhof, Kronstadt gegenüber, in dessen Park Katharina zu den übrigen Herrlichkeiten auch die Wasserkünste von Versailles nachahmen ließ. Nimmt man hierzu noch das Lustschloß von Strelna, die jetzige Hauptresidenz des Kaisers in Gatschina, die wunderbaren Paläste des Kreml und diejenigen von St. Petersburg, so erhält man ein Gesamtbild, hinter dem wohl der Reichthum und Glanz der meisten anderen Fürstenthöfe zurücktritt. Was ich davon gesehen — und es war lange nicht alles — kam mir wie ein Märchenraum irdischer Größe und Herrlichkeit vor. Als wir aber gen Gatschina fuhren und die ganze Bahn militärisch besetzt und überwacht war, fast wie im Kriege, da verlor der Märchenraum seine Zauberpracht.

30. Reval.

Schau! Da wären wir ja schon wieder in Deutschland!

Das war mein Eindruck, als die vielen spitzen Thürme von Reval vor unseren Blicken auftauchten und von der weiten Bahncurve aus sich immer stattlicher entfalteten, noch mehr aber, als wir vom Bahnhof durch die leider nur dem Namen nach erhaltene Süsterenpforte in die merkwürdige alte Stadt hineinschritten. Man trifft da wohl neue oder modisch erneuerte Häuser, man sieht russische Inschriften in großen Buchstaben über den Hotels und Läden, man hört fremdartige Sprachen, Schwedisch, Russisch, Esthnisch an das Ohr klingen; aber die eigentliche Physiognomie der Stadt ist diejenige einer alten deutschen Reichsstadt. Die vielen, ansehnlichen Kirchen und Thürme machten mich an das thurmreiche Erfurt denken.

Die alte Umwallung des „Doms“ und „Schlosses“, der einstigen Citadelle, wie der Stadt ist an vielen erhaltenen Thoren, Thürmen, Schanzen und Gräben, wie an der Richtung der Straßen und Häuserreihen, noch deutlich erkennbar. Unter den vier Thürmen des Schlosses ragt „der lange Hermann“ hervor, ein gewaltiger Rest aus der Dänenzeit; die große Strandpforte, das Hauptthor von der Seeseite her, beherrscht eine massige, altersgraue Bastei, „die dicke Margreth“ genannt; das Thor selbst ist von prächtiger Zeichnung, und hinter demselben erhebt sich die gotische St.-Olaus-Kirche mit ihrem riesigen, spitzen Thurm (138 m, nach anderen Angaben 145 m), dem höchsten im ganzen russischen Reiche, ehemedem einem der höchsten Thürme der Welt. Der Thurm der Nicolai-Kirche hat keinen so hohen Helm, aber reicht in seinem kräftigen Unterbau ebenso hoch und ragt darum nicht minder majestätisch über die Stadt empor. Die Domkirche am Schloß ist bedeutend niedriger als beide; aber sie liegt auf dem Schloßhügel und kann darum im Gesamtbild mit ihnen wetteifern. Der würdige Genosse des „langen Hermann“ und der „dicken Margreth“ aber ist der „Kiel in der Koel“ (Guck in die Küche), ein reckenhafter Rundthurm der alten Befestigung, den neuen feinen Anlagen an der Ingermanland-Bastion gegenüber. Andere Thürme hießen im Volksmund „Bremerthurm“, „Kampferbedthurm“, „Teufels-Großmutter“, „Mädchenturm“, „Hinkelthurm“, „Krotenkranzthurm“, „Pylstider“ (Pfeilsticker), „Stuir den Kerl“ (Steuere den Kerl) u. s. w. Die neueren Thürme vermögen die Herrschaft der alten Recken nicht herabzustimmen, sie sehen nur

pygmäenhaft zu ihnen empor, wie ein zierlicher moderner Lieutenant zu einem geharnischten Ritter mittelalterlicher Zeit.

Nicht minder romantisch als die herrlichen Thürme wirken die ehrwürdigen alten Giebelhäuser, welche Reval heute noch besitzt, und die dem Gewirre der unregelmäßigen Straßen der Altstadt ein höchst malerisches Gepräge geben. Das ehrwürdigste ist das an einem freien Platz stehende, gotische Rathhaus, das schon aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammt, später aber, 1665, wie auch die benachbarte Heilig-Geist-Kirche, frühere Kathskapelle, einen schlanken, minaretartigen Thurm erhalten hat. Eine reich geschmückte Renaissancefacade besitzt das Haus der „Schwarzen Häupter“, einer Kaufmannsgilde, welche in der Geschichte der Stadt eine hervorragende Rolle spielt und heute noch besteht. Malereien aus dem 15. Jahrhundert, die heiligste Dreifaltigkeit und die vier Evangelisten darstellend, zieren das sogen. Bökler'sche Haus, in welchem einst der Bischof von Reval gewohnt haben soll; in seinem Hofraum befindet sich eine Kapelle mit einem noch wohl-erhaltenen Altar. An dem gotischen Portal des Wrangel'schen Hauses sieht man eine prachtvolle Thüre aus dem 16. Jahrhundert, ein Meisterstück von Tischlerarbeit, dessen Renaissance-Zeichnungen sich der reichen Profilierung des Thores ganz harmonisch anschmiegen. Am Portal des großen Schildenhauses erinnern noch zwei massive Thürklopfer, mit schönen Löwentöpfen an die alte Zeit; der eine trägt die Jahreszahl 1430 mit dem Spruch: O Rex gloriae Christe, veni in pace, der andere den niederdeutschen Segenswunsch: Got de ghebenediet al dat hus is un de noch komen sal. Wieder andere Häuser haben zwar keine Zier von hervorragendem Kunstwerth, aber gewähren schon durch ihre Zeichnung einen malerischen Anblick, der längst entschwundene Zeiten wieder zurückruft.

Weit mehr wird aber die Achtung vor der einsigen Kunstthätigkeit Revals wachsen, wenn man die einzelnen Kirchen und merkwürdigen Profanbauten der Reihe nach besucht. Vieles Kostbare und Herrliche ist allerdings in den trüben Zeiten des Bildersturms untergegangen. Nachdem die Prediger alle Bilder für eitel Gößen erklärt hatten, fiel der Pöbel mit gieriger Zerstörungswuth über die schönsten Erzeugnisse früherer Kunst her, und die Prediger waren damit ganz einverstanden. So meldet der libländische Chronist Ruffow:

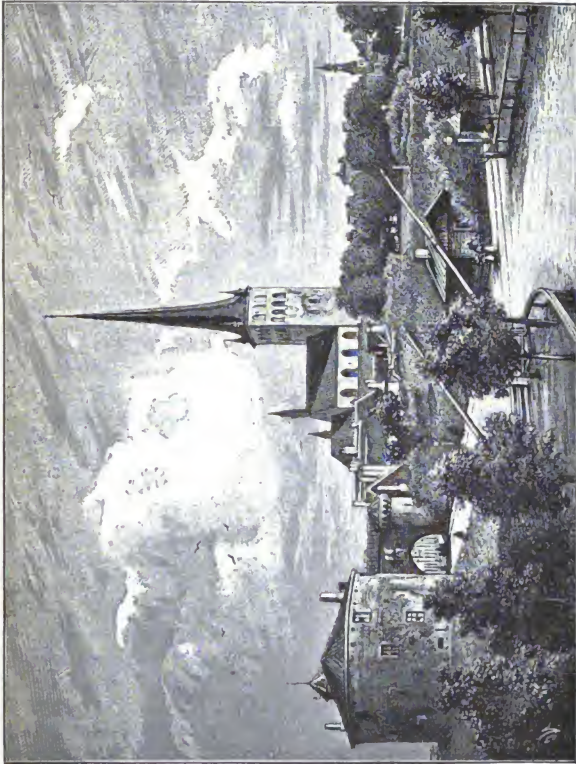
„Anno 1522. By dieses Meisters (Walter von Plettenberg) Regeringe, hefft dat Licht des hilligen Euangelii in den Vyflendischen Steden angefangen tho lüchtende. Vnde also ydt de Lyde tho dem rechten vorstande Gödtlikes wordes vorlüchtet hadde, dat se des Pawestes schendtliden mißbruck vnde vorföringe sehen vnde erkennen könden, hebben se stracks mit den hölten Gößen einen kych angefangen, vnde de Kercken gestormet, de Gößen daruth gebannet, vnde dat Kerckengeschmyde weggeföret, dat nien nicht weyh, wor ydt vorschwunden yz.“

Einzelne Trümmer sind jedoch dem allgemeinen Schiffsbruch entronnen. So ist in der sogen. Bremerkapelle der Clauskirche noch das Grabmal des Kaufmannes Hans Paulsen († 1513) erhalten, das in elf Reliefs die Leidensgeschichte Christi vorführt. In einer Seitenskapelle der Nicolaikirche

Domkirche.

Diaffkirche.

Bild Margarethe. Große Ehrenpforte.



Kanal.

steht noch deren alter Hauptaltar, ein Prachtwerk deutscher Schnitzarbeit (wahrscheinlich von Lübeck) aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Völlig geöffnet, zeigt der Altar mit seinen beiden Flügeln 68 Heilige in Hautrelief, reich polychromirt und vergoldet, während der Rücken der Flügel in Malerei

die Legende des hl. Nicolaus und des hl. Victor darstellt. Das glänzende Werk wurde früher Michael Wohlgemuth zugeschrieben, der baltische Kunstkennner R. E. v. Piphart hält es für eine späte Leistung der van Eyck'schen Schule. In der Kirche selbst ist ein Todtentanz aus dem Ende des 15. Jahrhunderts angebracht, ein Oelgemälde auf Leinwand (1,17 m hoch, 8 m lang), von dem 13 Darstellungen mit den zugehörigen niederdeutschen Versen noch wohl erhalten sind.

Das Altarblatt der Heilig-Geist-Kirche (1483) stellt die Ausgießung des Heiligen Geistes dar, auf den Seitenflügeln St. Elisabeth, St. Victor, St. Olaf, St. Anna u. s. w. Als ungleich werthvoller gilt jedoch das Altarblatt, das in dem Gildehaus der Schwarzen Häupter aufbewahrt wird und das, nach der ältesten vorhandenen Nachricht, aus „Westen“ über Lübed nach Reval kam. Es gehört wohl unzweifelhaft der van Eyck'schen Schule an; eine Conjectur schreibt es sogar Hans Memling zu, bedarf indes noch der Untersuchung. Es besteht aus neun großen, auf Holztafeln gemalten Oelbildern, die theils auf Goldgrund ausgeführt sind, wahrscheinlich aber früher zu zwei verschiedenen Altären gehörten (einem Marienaltar und einem Dreifaltigkeitsaltar). Die verschiedenen Tafeln zeigen: Maria mit dem Jesukind, St. Victor, St. Georg, die heiligste Dreifaltigkeit, die Geißelung Christi, St. Johannes Baptist u. Der Ausdruck der Gesichter ist von innigster Frömmigkeit: man wird sie nicht ohne Rührung betrachten können.

Aber was sind diese Ueberreste gegen all die Schätze, die Reval einst besaß! In der heute völlig verödeten Olafskirche standen einst außer dem Hochaltar noch 24 Nebenaltäre. Die Nicolaikirche hatte außer dem erhaltenen Altar noch 16 andere Altäre, die Heilig-Geist-Kirche neben dem Hauptaltar noch 10 Altäre. Welchen Schmuck der Dom besaß, läßt sich nicht mehr bestimmen, da er 1684 völlig ein Raub der Flammen ward.

Die Kirche des einstigen Cistercienserinnen-Klosters, dem hl. Michael geweiht, wurde seit 1726 den Russen überlassen. Die Kirche der Predigermönche, der hl. Katharina geweiht, eine der schönsten der Stadt, wurde 1532 durch einen Brand zerstört; an ihrer Stelle befindet sich seit 1845 eine neue Kirche für die wenigen Katholiken der Stadt. Ganz verschwunden sind eine St.-Barbara-Kirche, eine St.-Gertruden-Kapelle, eine St.-Antonius-Kapelle und eine kleine Hospitalkirche.

Soviel Reval auch von seiner einstigen Herrlichkeit verloren hat, so lassen die vorhandenen Denkmäler doch noch einigermaßen seine große frühere Bedeutung erkennen. Durch mehrere Jahrhunderte war es nach dem Nordosten Europa's hin der äußerste Vorposten deutschen Bürgerstimm und deutscher Städtefreiheit, katholischen Glaubenslebens, abendländischer Bildung und Kunst. Wohl erstreckte sich der hanseatische Handel noch weiter nach Welikij Nowgorod am Ilmensee, „die größte Gewerbestadt im ganzen Rußland“, wie der Freiherr Siegmund von Herberstein-Reipberg in seinen „Moskowiter wunder-

baren Historien⁴ sie nennt. „Deßhalb kam ein großer Hauffen Kauffleüt von allen Orthen dahin zusammen, namlich von Littaw, Poland, Schweden, Danmark und Teutschem land, also daß die Burger und Einwohner von so viel Völkern Ankunfft sehr reich worden. Es mögen auch noch auff diesen Tag die Kauffleüt auß Teutscher Nation ihre Factores oder Anwaltden daselben haben.“ Die zwei Gesandtschaftskreisen Herbersteins fallen in die Jahre 1516 und 1520. Nowgorod blieb indes bloße Handelsstation; die abendländische Cultur vermochte nicht Boden daselbst zu fassen. Wie von dem schwedischen Finnland aus die Festung Wiborg, so waren von Esthland her Reval und Narwa die äußersten Bollwerke gegen die halb oder ganz barbarischen Russen. Narwa wurde indes schon 1294 von den Nowgorodern von Grund aus zerstört und erlangte nie mehr die frühere Bedeutung; Reval dagegen hob sich zu einer Blüte und einem Glanz, daß es in Wohlstand und Kunstpflege mit Riga wetteifern konnte.

Auch Wiborg mit seinem gotischen Inselhloß auf Vinaan-Saari und seinen anderen malerischen Festungswerken, ebenso Narwa mit seinem Felsenhloß Zwangorodok und seinen alterthümlichen Häusern, Wällen und Schanzen mutheten mich höchst romantisch an und erinnerten mich lebhaft an den jahrhundertelangen Kampf, den Cultur und Barbarei an den Ufern des Finnischen Meerbusens geführt haben; aber so glänzende Bauten wie Reval hat keine dieser Städte aufzuweisen, einen solchen Frühling der Kunst wie Reval haben sie nie geschaut.

Einfachhin als deutsche Stadt darf man übrigens Reval nicht bezeichnen. Schon der Name des gewaltigen Claußthurms erinnert an skandinavischen Einfluß. St. Olaf hat indes nur als Flüchtling in Rußland geweilt. König Waldemar II. (Seir) war es, der 1219, von den deutschen Schwerkittern in Wibland gegen die noch heidnischen Esthen zu Hilfe gerufen, den Grund zu Schloß und Stadt legte. Er stand damals schon auf dem Gipfel seiner Macht und beherrschte außer Dänemark Holstein, Lauenburg, Mecklenburg, Rügen, Pomniern und einige Strecken in Preußen und Kurland. Die Flotte, mit welcher er in der Bucht von Reval landete, soll aus 1400 Schiffen bestanden haben. Der Zug galt als Kreuzzug. Honorius III. schickte dem Heer seinen Segen und eine Fahne, roth mit weißem Kreuz, wahrscheinlich der Anlaß zu der Sage, daß die dänische Flagge, der Danebrog, mitten im Kampfgewühl der Dänen mit den Esthen vom Himmel herabgeschwebt sei, zum Zeichen des Sieges, wie einst das Kreuz Constantins. Ein alter Volkspruch sagt:

Om Danebrog jeg véd,
Den saldt fra Himlen ned.

Andreas Sunneson, Erzbischof von Lund, der Nachfolger Abjalons und der Dichter des ‚Hexaëmeron‘, begleitete den König und die Flotte. Die Baumgartner, Standinavien. 2. Aufl.

Esthen zogen sich vor der Uebermacht erst bestürzt zurück, versuchten dann aber, sie durch hinterlistigen Angriff abzuwehren. Verwirrung entstand wirklich unter den dänischen Reihen, aber der tapfere Fürst Wiklav von Rügen hielt ihnen Stand, und mit besonderem göttlichen Beistand, wie die alten Berichte melden, erfochten die Dänen den glänzendsten Sieg. Ganz Esthland wurde nun unterworfen und die Einwohner gezwungen, sich taufen zu lassen. Die an der Bucht stehende Festung der Esthen, Lindanissa, wurde zerstört und statt ihrer eine neue erbaut, an der Stelle, wo noch heute das Schloß von Reval steht. Am Fuße des Hügels entstand rasch eine Stadt, die nach wenig Jahren, 1227, sich ihr eigenes Stadtrecht gab, um 1259 von der Königin Margaretha Samiria (wegen ihrer dunkeln Gesichtsfarbe Sorte Gret, d. i. die „schwarze Gret“ genannt), Wittwe Christophs I., die ersten Privilegien erhielt und schon 1284 als eine der bedeutendsten Städte dem Bunde der Hanse beitrug.

Auf dem Schloß residirten die dänischen Statthalter, von 1346 an aber, nachdem Waldemar III. Atterdag Esthland an die Deutschritter verkauft hatte, die Komthure dieses Ordens. Die Stadt blieb aber freie Kaufstadt mit völlig unabhängiger Verwaltung, und im Laufe des 14. Jahrhunderts entwickelte sich mit dem wachsenden Handel auch das sociale Leben des Mittelalters in blühendstem Flor. In den Urkunden erscheint bereits 1326 eine Knuts-gilde (wie solche in den größeren dänischen Städten bestanden), 1341 eine Claus-gilde, bald darauf die „Große Gilde“ (auch Kinder-gilde) genannt, 1363 eine Tafelgilde für Hausarme, dann eine St.-Gertruden-gilde, eine Schiffergilde und eine St.-Antonius-Bruderschaft für Pflege der Kranken. Das höchste Ansehen in der Stadt erwarb sich aber die um 1399 oder 1400 gestiftete Kaufmannsgesellschaft der sogen. Schwarzen Häupter, eine Bruderschaft, die, aus der „Kinder-gilde“ hervorgegangen und auch fürder mit ihr in freundlichster Beziehung, in ihrer ersten Zeit einen vorwiegend religiös-kirchlichen Charakter trug. Die angesehensten Kaufherren und Kaufgesellen vereinten sich in dieser Bruderschaft sowohl zu gemeinsamer Pflege des religiös-sittlichen Lebens, als auch zur Förderung ihrer Geschäfte und zu gemüthlicher Erholung und Geselligkeit. Ihren Gottesdienst hatten sie in der Katharinenkirche, der Ordenskirche der seit 1246 in Reval ansässigen Dominikaner, mit welchen sie auf freundschaftlichem Fuße standen. Sie spendeten der Kirche goldene Kelche, schöne Altargemälde, kostbaren Altarschmuck, dem Kloster reichliche Almosen und Schutz und wurden dafür als Wohlthäter zunächst in der Ordensprovinz Dänemark, später vom Generalmagister und dem ganzen Orden mit besonderen Gebeten und Seelenmessen bedacht. Für die Mitglieder wurde täglich in der Katharinenkirche eine Messe gelesen, an den Festen feierliche Hochämter, beim Tode eines Mitgliedes Trauergottesdienst gehalten. Wer zu spät zur Messe kam, hatte eine Strafe von drei Pfund Wachs zu erlegen. Einem verstorbenen Mitgliede

gab die ganze Bruderschaft das Geleit; die Leiche wurde unter einem kostbaren Baldachin getragen, den man aus Nowgorod kommen ließ und auf dem die vier Wappen der Gilde prangten. Neben der Frömmigkeit kam aber nach mittelalterlicher Art auch die Gemüthlichkeit zu ihrem Recht. Außer den täglichen Versammlungen hatten die Schwarzen Häupter ihre zwei Haupt-Festversammlungen, die „Steven“, an Weihnacht und an „Fastnacht“. Ihnen gingen die sogen. „Drunken“ voran, heitere Gesellschaftsabende, die von Weihnachten bis Epiphanie und dann wieder in der Zeit vor Fastnacht gehalten wurden. Die „Drunken“ waren mit Musik, Spiel und Tanz gewürzt; feste Statuten mit ziemlich zahlreichen Geldbußen schirmten dabei gegen Ausgelassenheit; unwürdige Mitglieder wurden ausgestoßen. An Weihnachten wurde auf dem Marktplatz ein Reigentanz um einen Tannenbaum gehalten, dieser dann angezündet; am 1. Mai wurde unter frohen Volksfestlichkeiten ein Maikönig erkoren; Anfangs Sommer war großes Vogelschießen, der sogen. „Papagei“. Der protestantische Chronist Ruffow zieht gegen diese Feste sehr griesgrämig zu Felde. Das katholische Mittelalter jedoch ärgerte sich daran nicht. An dem Frohnleichnamsfest, der herrlichsten Feier des Jahres, erschienen sämmtliche Gilden im reichsten Schmud; den Ehrenplatz hatte dabei der Maikönig mit seinem Gefolge und unmittelbar vor ihm die Schwarzen Häupter, zu denen außer den angesehensten Kaufleuten auch viele vom Adel gehörten. Von allen Vereinen der Stadt hat aber keiner so viel für Verherrlichung des Gottesdienstes und der religiösen Kunst gethan, als die Schwarzen Häupter. Sie standen durch ihre Handelsbeziehungen mit Hamburg, Lübeck und den Niederlanden im Verkehr und scheuten keine Kosten, um von daher sich die kostbarsten Gemälde, Schnitzereien, Stickerien und Gewebe kommen zu lassen. Solche Bestellungen reichen bis 1495.

Der schöne Einklang von Religion, Kunst und Leben ward jedoch sehr früh in Reval zerstört. Schon 1524 vernichtete der Bildersturm weitaus zum größten Theil, was die Andacht und Frömmigkeit der Bürger im Laufe von drei Jahrhunderten Großes und Schönes geschaffen hatte. Mit wahren Ungestüm warfen sich gerade die Schwarzen Häupter der Neuerung in die Arme. Der Wohlstand und die Macht der Bürgerschaft hielt noch ein paar Jahrzehnte vor; doch brachen trübe Zeiten über sie herein. Pest und große Feuersbrünste suchten die Stadt heim; auch in Esthland erhoben sich die Bauern zu gewaltsamem Aufstand, und die Russen bedrohten immer ernster das Land. Mitten in den Wirren der Glaubensstrennung brach die mächtigste Stütze zusammen, welche der alte Glaube und mit ihm zugleich deutsche Cultur und deutsches Städtewesen in diesen Gauen gehabt: jener stets kampfbereite Orden der Deutschen Ritter, dem Kurland, Livland und Esthland ihre Blüte dankten. Der vorletzte Meister, Wilhelm von Fürstenberg (1557—1559), ein wackerer alter Degen, der an dem Glauben seiner Väter und an seinen Gelübden bis zum Tode unverbrüchlich festhielt, starb

als Gefangener der Russen in Moskau; der letzte, Gotthard Kettler, gab seinen Posten auf und nahm ein Weib. Als der greise Wilhelm von Fürstenberg im Triumph zu Moskau herumgeführt wurde, soll ihn ein ebenfalls gefangener Tatarenfürst angespieen und gesagt haben: „Euch deutschen Hunden geschieht recht. Denn ihr habt dem Moskowiter die Ruthe zuerst in die Hand gegeben, womit er uns gestrichen, und nun streicht er euch selbst damit.“ Ohne den innern Zwiespalt, den die Glaubensstrennung in Deutschland und Polen gesät, wären die Russen nie zu jener Macht gelangt, mit welcher sie jetzt auf die Länder der Ostsee sich werfen konnten.

Trotz der alterproben Tapferkeit der Bürgerschaft ward Reval für lange Jahre der Zankapfel grausamer Kriegszüge. Im Jahr 1561 stellte sich die Stadt unter schwedischen Schutz; 1569 ward sie durch dänische und lübische Kriegsschiffe bombardirt, 1570 sieben Monate lang, 1577 zwei Monate lang von den Russen belagert. Dann blieb sie mehr als ein Jahrhundert unter schwedischer Herrschaft, bis sie am 29. September 1710 sich dem siegreichen Peter dem Großen ergeben mußte. Während aus den Sümpfen der Newa-Mündung eine neue Kaiserstadt emporstieg, sank das alte Reval zur russischen Gouvernementsstadt herab. Peter d. Gr. kam zwar selbst in die Stadt und ließ sich sogar in die nunmehr lutherische Gesellschaft der Schwarzen Häupter aufnehmen. Aber seine alte Freiheit und Selbständigkeit hat Reval nicht wieder erlangt.

Etwas eine Stunde von der Stadt, am Meeresstrande, ragt noch eine merkwürdige Ruine, die lebendiger als die alten Thürme und Festungswerke die vielen, schweren Leidestage Revals ins Gedächtniß ruft. Es sind die Trümmer des großen Birgittenklosters Mariendal, das 1407 von drei reichen Kaufherren aus Reval: Heinrich Schwalberg, Heinrich Huger und Gerlach Kruse, gestiftet wurde. Im Jahre 1411 erhielt es die päpstliche Bestätigung, im folgenden Jahre konnte es schon einige seiner Insassen abgeben, um in Mölln (bei Lübeck) das Kloster Marienwalde zu gründen. Die hohe Giebelfront der Kirche nach Westen, mit schöner gotischer Gliederung, ist noch erhalten, ebenso theilweise die anderen vier Mauern und eine Wendeltreppe am Chor. Die Bogenfenster an letzterem zeichnen sich durch edles, einfaches Maßwerk aus. Vom Kloster sind nur niedrige Mauerreste übrig, meist von Busch und Gras überwachsen. Der Hofraum vor dem Westportal dient als Kirchhof.

Wie bei anderen Klöstern hat scandalsüchtige Phantasterei auch diesem einen unterirdischen Gang nach der Stadt (von etwa 6 km Länge) und andere Schaudermären angedichtet, die einigen Novellisten „geistreich“, d. h. dumm und garstig genug waren, um sie in Romanen platt zu treten. Ernsthafte protestantische Forscher haben das „Märchen“ dahin zurückgewiesen, wohin es gehört, nämlich in das Reich klosterfeindlicher Fabeleien. Auch das Schauerbild, welches der Chronist Ruffow, Prediger in Reval, im

Jahre 1577 von der Entartung des Klosters malte, entbehrt der geschichtlichen Grundlage. Das Kloster Mariendal überlebte die Glaubensänderung der Stadt um ein halbes Jahrhundert und wurde erst 1577, im selben Jahre, wo Ruffow die Vorrede seiner Chronik schrieb, von den Russen zerstört. Wenn es Ruffow für unmöglich hält, „daß im Venusberge ein greulicher epikurisch Leben möge geführt werden, als hier auf diesem Ablasse und der Wallfahrt von den abgöttischen (d. h. noch katholischen) Bauern ist geführt worden“: so spricht hier nur der Aerger eines unduldsamen Predigers, der es nicht verdauen konnte, daß das Kloster noch bestand und von der umliegenden Landbevölkerung als Wallfahrtsort besucht wurde, und daß der seit 50 Jahren schon lutherische Rath nichts gegen diese „Greuel“ that. Unfug von seiten der katholischen Landbevölkerung ist nicht nachgewiesen, wohl aber von seiten der lutherischen Städter, die zur Feier des Johannisfestes nach dem Kloster hinauszogen und in der Nähe desselben tanzten, sangen und lärmten. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts liegen Briefe von Aebtissinnen vor, welche dem Rath von Reval das freundliche Ansuchen stellen, diejenigen Städter, die sich zur Kirchmesse am Johannisstage nach Birgitten begeben, zu warnen, daß sich ein jeder fromm halte und keine Unlust daselbst anrichte. Viel Schutz ward den verlassenem Nonnen nicht zu theil. Im Jahre 1542 hatten sie nicht bloß über die erwähnten Störungen zu klagen, sondern über freche Erpressungen und Räubereien von seiten des schwedischen Kriegsvolks. Immer mehr wurden ihre Rechte und Privilegien mißachtet. Kinder zur Erziehung wurden ihnen keine mehr anvertraut; von einem weltlichen Verwalter elend hintergangen und ausgebeutet, lebten sie in der äußersten Dürftigkeit und konnten kaum mehr bestehen. Wiederholt (1561 und 1565) wandten sie sich um Schutz an König Erich XIV. von Schweden, aber vergeblich. Dennoch hielten die Virginitinerinnen mit unbesieglcher Standhaftigkeit in ihrem Verufe aus, bis russische Streifhorden im Jahre 1575 die ganze Gegend weit und breit bis unter die Mauern von Reval sengend und brennend verheerten. Am 30. Januar drangen sie in das Kloster ein, erschlugen einen Theil der Nonnen und führten die anderen als Gefangene mit sich fort. Bei einem neuen Zug am 1. Februar 1577 zerstörten sie dann Kirche und Kloster.

Reval selbst hatte vom 22. Januar bis 13. März eine schwere Belagerung auszustehen. Die Russen wurden indes tapfer zurückgeschlagen, und in den nächsten Jahrzehnten gewann die schwedische Herrschaft nicht nur in Livland festen Fuß, sondern dehnte sich auch noch über Ingermanland aus. In dem Friedensschluß von Stolbowa (am 27. Febr. 1617) traten die Russen nach zehnjährigem Krieg Aexholm, sowie die vier Festungen Zwangorod (Rarwa), Jamborg, Kaporin und Räteborg, alle Ansprüche auf Livland, Ingermanland und Karelien an Schweden ab, und Gustav Adolf konnte seinen Ständen triumphirend verkündigen, daß sie vorläufig nichts

mehr von der Uebermacht der Russen zu fürchten hätten: „Jetzt kann dieser Feind ohne unsern guten Willen mit keinem Boot in die Ostsee kommen; die großen Seen Ladoga und Peipus, der Fluß von Narwa, ein dreißig Meilen breiter Morast und starke Festungen scheiden uns von ihm. Von der Ostsee ist Rußland abgewehrt, und ich verhoffe zu Gott, daß es den Russen hinfüro schwer werden soll, über den Bach zu hüpfen (Och förhoppas jag til Gud, att det heräfter skall blifva Ryssen svårt öfver den bäcken att hoppa)!“ An den Grenzen wurde ein Stein aufgerichtet, der mit den „Drei Kronen“ Schwedens die Inschrift trug:

Huc regni posuit fines Gustavus Adolphus,
Rex Sueonum, fausto Numine duret opus.

Hier die Grenze des Reichs bestimmte Gustavus Adolphus,
Schwedens König, es mög' dauernd Gott schützen sein Werk.

Fast ein Jahrhundert lang blieb Schweden im Besiß beider Ufer des Finnischen Meerbusens, und das damalige Scandinavien dehnte sich weit über die Mündung der Newa aus. Da aber erschien Peter der Große, und die Russen „hüpften nicht nur über den Bach“, sondern pflanzten die Hauptstadt ihres Weltreiches mitten zwischen die beiden Küsten des Finnischen Meeres, verwüsteten ganz Finnland und drangen schon 1714 zu den Ålandsinseln vor. Begnügten sie sich aber auch im Nyštader Frieden (1721) vorläufig mit Kurland, Livland, Esthland, Karelien und der Wiborgs-Län, so blieben sie dabei nicht stehen, sondern holten sich am Anfang des folgenden Jahrhunderts auch das übrige Finnland und die Ålandsinseln als Beute.

Während Finnland noch harte Kämpfe durchzufechten hatte, bekam Reval, 1710 einmal russische Stadt geworden, ruhige, friedliche Tage. Wie Peter I., so haben auch Elisabeth und Katharina II., Alexander I. und Nicolaus die Stadt besucht, Kirchen, Schulen, öffentliche Anstalten daselbst gegründet. Sämmtliche Czaren ließen sich nach dem Beispiel Peters I. in die Gilde der Schwarzen Häupter aufnehmen, und so begegnet man denn in dem merkwürdigen Schildenhaus nicht bloß zahlreichen Bildern schwedischer Herrscher (Gustav Wasa, Erich XIV., Gustav Adolf, Karl IX., Karl X., Karl XI. u. s. w.), sondern auch in einem andern Saale denjenigen der russischen Herrscher bis herab auf den jetzt regierenden Alexander III. Ein älteres Czarenbild, in langem gelbgeblütem Rock, das Scepter in der Rechten, Crucifix in der Linken, gilt als Portrait Iwan des Schrecklichen: Kaiser Nicolaus ließ es copiren, da man sonst kein Portrait jenes Czaren hatte.

Die Einwohnerzahl Revals ist von 21 000 im Jahre 1860 auf 51 000 (im Jahre 1885) gestiegen. Bei der Volkszählung von 1863 befanden sich unter den 25 000 Einwohnern 13 000 Esthen, 8000 Deutsche, 800 Schweden, die übrigen Russen, Letten u. s. w. Das Verhältniß dürfte sich seither nur wenig verändert haben. Da die Deutschen meist den höheren Ständen, die

Essthen dagegen den dienenden und arbeitenden Klassen angehören, so hat die Stadt wie ehemals ein vorwiegend deutsches Gepräge bewahrt. Von den 14 Kirchen sind 3, darunter die zwei alten Hauptkirchen, die St.-Claus- und St.-Nicolaus-Kirche, deutsch-lutherisch, 2 neue, die Johannis- und Karlskirche, esthnisch-lutherisch, die ältere St. Michaelskirche schwedisch-lutherisch, 6 andere Kirchen griechisch-russisch. Je eine kleinere Kirche haben die Reformirten und die Katholiken. An der katholischen Kirche ist ein polnischer Priester angestellt.

Die Zahl der russischen Kirchen hat sich seit 30 Jahren nicht gemehrt, und wenn die Lutheraner von Reval auf das blicken, was die Katholiken Rußlands in dem laufenden Jahrhundert erduldet haben, so dürften sie im Grunde recht sehr mit ihrer Lage zufrieden sein. Weder das Lutherthum noch das Deutschtum hat in den Ostseeprovinzen von einem wirklichen Martyrium zu erzählen. Die lutherischen Prediger, geachtet und gut besoldet, konnten frei ihres Amtes walten, soweit sie nicht durch unvorsichtige Propaganda sich selbst Angelegenheiten von seiten der orthodoxen Kirche zuzogen. Der baltische Adel hatte Zutritt zu allen bürgerlichen und militärischen Aemtern im Reich bis hinauf zu den höchsten, erwarb sich nicht geringes Ansehen und bedeutenden Einfluß und genoß zu Hause seit der Regierung Alexanders I. friedlich seine alten Privilegien.

Die deutsche Bürgerschaft hatte, soweit sie sich dem Handel und der Industrie widmete, durch ihre Bildung, Einsicht und Thätigkeit, sowie durch ihre Verbindung mit dem Westen einen großen Vorsprung vor den Kaufleuten und Industriellen des innern Rußland. An der 1802 wiedereröffneten Universität zu Dorpat fand deutsche Wissenschaft und Bildung einen freien, lebendigen Mittelpunkt, an dem sich die Jugend der Ostseeprovinzen durchaus selbstständig für alle Zweige ausbilden konnte. Den tüchtigsten deutschen Lehrkräften war der Zutritt erschlossen, und ihr Wirken war ein so fruchtbares, daß dieser Zuzug immer weniger nöthig wurde, indem zwei Drittel der Professoren mit Einheimischen besetzt werden konnten. Schon von 1880 an stieg die Zahl der Studenten über 1200, und wissenschaftliche Namen ersten Ranges verbanden die Universität mit den hervorragendsten deutschen Hochschulen. Durch Gelehrte, Juristen, Aerzte, Beamte, Lehrer, Schriftsteller, die hier ihre Schulung erhalten, hat sich deutsche Bildung weit hinein nach Rußland verbreitet und zeitweilig mächtigen Einfluß erlangt. Reval selbst bot in zwei tüchtigen Gymnasien eine Vorschule für Dorpat. Der Handel Revals wurde zeitweilig durch St. Petersburg herabgedrückt; nachdem es jedoch durch die Eisenbahn zugleich mit dieser Hauptstadt, mit Moskau und mit Baltisch-Port verbunden worden, hob sich derselbe von Jahr zu Jahr, und gegenwärtig ist Reval an Bedeutung der vierte Handelshafen des gesammten Reiches, für die Baumwolleneinfuhr sogar nächst Havre der angesehenste Stapelplatz von ganz Europa.

Das heutige Reval.

Die Stadt hat durch diesen Aufschwung des Handels nicht nur an Bevölkerungszahl, sondern auch an Ansehen und Wohlhabenheit gewonnen. Der erweiterte und verbesserte Hafen, der sich gewöhnlich schon früher als die Newamündung öffnet, ist durch die Sommermonate von zahlreichen Schiffen belebt. Von hier an die Altstadt hin lagern sich neue Quartiere mit ausgebreiteten Magazinen und Arbeiterwohnungen. Ostwärts und südwärts sind umfangreiche, moderne Vorstädte um die thurmgekrönte Hansastadt emporgewachsen, während in weiterem Kreis artige Landhäuser und üppige Wiesengründe sie umkränzen. Die gesammte Bucht bietet einen überaus malerischen Anblick dar. Ueber dem geschäftigen modernen Weltverkehr thronen in ritterlicher Würde die alten Erinnerungszeichen skandinavischer und deutscher Geschichte.

In der Herder'schen Verlags-Handlung zu Freiburg im Breisgau ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nordische Fahrten.

Skizzen und Studien

von

Alexander Baumgartner S. J.

I.

Island und die Faröer.

Mit einem Titelbild in Farbendruck, 36 in den Text gedruckten Abbildungen,
16 Tonbildern und einer Karte.

gr. 8°. (XVI u. 462 S.) M. 8; elegant geb. in Leinwand mit reicher
Deckenpressung in Farbendruck M. 11. Einbanddecke M. 1.50.

„Das Buch ist lebendig geschrieben, reichhaltig, solid fundamantirt und auch äußerst gut ausgestattet: wir stehen nicht an, es als das beste populäre Werk über Island warm zu empfehlen.“ (Geograph. Nachrichten. Basel 1889. Nr. 18.)

„Diese vorzüglich geschilderte Reise nach der Feuerinsel im Norden, nach der ultima Thule der mittelalterlichen Chronisten, gehört unbedingt zu dem Lehrreichsten, Unterhaltendsten und Gediegensten, was je über diese hochinteressante vulkanische Insel, ihre tüchtigen Bewohner und ihre uralte Cultur geschrieben worden ist. . . Ein Auhang von sechs einzelnen cultur- und kirchengeschichtlichen, volkswirtschaftlichen und bibliographisch-literaturhistorischen Aufsätzen sind eine weitere Bereicherung des in jeder Hinsicht denkwürdigen und lehrreichen Werkes.“

(Das Ausland. Stuttgart 1890. Nr. 9.)

„Wir lernen den Verfasser als einen rüstigen Reisenden und zugleich als einen wahrheitsvollen Berichterstatter kennen, dessen Herz warm schlägt für das Große in der Natur wie für das Edle und Edle im Menschen. Obwohl nicht Naturforscher oder Geograph von Fach, zeigt er sich durchweg als guter Beobachter.“

(Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1889. Nr. 42.)

„Isländische Ausflüge sind schon oft beschrieben worden, aber man liest immer wieder gerne davon, zumal, wenn sie so lebhaft und anregend geschildert sind, wie hier. Manche neue, seither weniger beachtete Seiten weiß der Verf. zu beleuchten. Etwa gleich viel Raum wie auf die Reiseberichte ist auf die isländische Vergangenheit verwendet worden. In Erwägung der kurzen Zeit, welche B. der Erforschung der isländischen Geschichte widmen konnte, ist er auch dieser Aufgabe in vortrefflicher Weise gerecht geworden. So ziemlich alle wichtigen Thatsachen sind aufgeführt von der Befiedelung bis auf die modernste Zeit. Die reiche gelehrte Literatur ist dem Verf. bekannt und wurde in den Grundzügen richtig wiedergegeben. . . Der Herr Verf. darf des Dankes jedes Lesers versichert sein, wenn dieser auch zwar seinen ideal-religiösen, aber nicht immer seinen römisch-kirchlichen Standpunkt zu theilen vermag.“ (W. Golther — Deutsche Literaturzeitung. Berlin 1889. Nr. 52.)

„Der Reichthum des Inhalts steht mit der Anmuth der Form in harmonischem Zusammenhang. Eine jugendfrische Lebensauffassung wie offenerziger Humor gewähren mit der sichern Belehrung gleichzeitig eine anziehende Unterhaltung.“

(Deutscher Reichsanzeiger u. Kgl. Preuß. Staatsanzeiger. Berlin 1889.
Nr. 2, erste Beilage.)

„Der Reisebericht in seiner schlichten, ansprechenden Form, die schönen Naturschilderungen, die Mittheilungen über die Art und das Treiben der Inselbewohner, denen der Verf. überall eine recht warme Theilnahme schenkt, sind ganz dazu angethan, das Interesse eines jeden Lesers aufs höchste zu fesseln. Die Bedeutung des Buches liegt aber vorwiegend in den wissenschaftlichen Excursen. . . Den umfassendsten Theil bildet die Literaturgeschichte Islands. Hier ist der Verf. so recht zu Hause, und was er uns hier bietet, ist nach Inhalt und Form vortrefflich. Die zahlreichen Proben aus der isländischen Literatur sind meisterhaft übersezt. . . Wir empfehlen gerne das ausgezeichnete Buch, überzeugt, daß es manchem Leser wie dem Ref. ergehen wird: man unterbricht nur ungeru die mehr belehrende als unterhaltende Lectüre.“

(Literarische Rundschau. Freiburg i. B. 1890. Nr. 3.)

„Das Buch liest sich sehr angenehm und sicher auch mit Nutzen. . . Besonders erwähnt sei, daß sich das Buch für Schülerbibliotheken recht gut eignet.“

(Zeitschrift für Schulgeographie. Wien. VI. Jahrg. 3. Heft.)

„Da einerseits der Verf. seine Erlebnisse und seine Beobachtungen an Land und Leuten in gewandter und anziehender Weise zum Ausdruck zu bringen versteht, und da er andererseits außer mit der viel beschriebenen Natur Islands sich auch eingehend mit der Geschichte und dem geistigen Leben seiner Bewohner beschäftigt, so wird das Buch neben den älteren Werken seine Stelle behaupten.“

(Deutsche Geographische Blätter. Bremen 1889. 4. Heft.)

„Dem gebildeten Leser wird man nicht leicht eine schönere Gabe auf den Weihnachtstisch legen können, als P. Baumgartner, Island und die Färder.“

(„Columbia“. Milwaukee 1889. Nr. 40.)

„Gleiche Theilnahme wie Ernens ‚China‘ verdient A. Baumgartners ‚Island‘. Die Reise geht über Kopenhagen zu den Färðern (Thorshavn) nach Reykjavik, von wo aus der Verf. die ganze Insel gründlich durchforschte. Natürlich gelten seine Besuche nicht allein den in der Diaspora lebenden Glaubensgenossen, sondern auch dem großen Geyfir und Hella. Daneben wird das ganze Kulturleben der Gegenwart geschildert, ebenso aber auch Islands Vergangenheit in heidnischer Vorzeit und im Mittelalter. Die ganze Mythologie mit ihrer urweltlichen Dichtung, das altnordische Sonnenlied, die Edda mit der übrigen Saga-Literatur, rauscht theils in Auszügen, theils in neuen Uebersetzungen an uns vorüber. Ein gleich scharfes Augenmerk wendet der Herr Verf. auf die Fjorde, Handelsplätze und wirtschaftlichen Verhältnisse. Den Schluß bildet ein Absterke nach Norwegen. Die ansführliche Literaturangabe über Island beweist, daß der Reisende sich aufs gründlichste über Land und Leute informirt. Die Schreibart ist leicht und gefällig, in der Manier seiner schon 1884 veröffentlichten ‚Reisebilder aus Schottland‘, die Ausstattung mit 36 Holzschnitten, 16 Tonbildern und einer Karte überaus löblich.“

(Allgemeine Zeitung. München. 1. Beilage. 17. December 1889.)

„Vielseitig angeregt, bereichert mit neuen oder richtig gestellten Anschauungen scheiden wir von dem lehrreichen Buche, das uns den Verfasser in der vollen Kraft und Liebenswürdigkeit eines Reiseschriftstellers zeigt: land- und menschenkundig und ein Kenner der Weltliteratur, ein feiner und scharfsichtiger Beobachter, eine geistesfrische, gefellige Natur, unbefangenen offen allen Eindrücken und versiert in den verschiedensten Gebieten, dazu ein Meister der Sprache, ein Schilderer ohne Gleichen.“

(Historisch-politische Blätter. München 1889. Bd. 104. Heft 10.)

„The book is not simply a record of the author's journey, but it also describes the country, its inhabitants and customs, as seen by a philosopher, theologian and essayist, — for such our author eminently is. He gives us the history of the Church, and we become acquainted with the civil institutions of Iceland, and, what is still more noteworthy, with its literature. This, the literary side of the work, is of great and permanent value, by reason of the clever versions of the ‚Solar Ljóð‘ and a great number of other Danish and Icelandic poems.“

(Dublin Review. January 1890. p. 215.)

„Besonders eingehend wird die isländische Culturgeschichte und Mythologie charakterisirt. Die Naturschilderungen sind vielfach sehr gut.“

(Globus. Braunschweig 1890. Nr. 6.)

„Das Werk beschränkt sich nicht bloß auf die Reisebeschreibung, sondern es bietet auch zahlreiche und ausführliche geschichtliche, cultur- und literaturhistorische Excurse, ja der Leser wird durch geschickte Uebersetzungen mit hochinteressanten Stücken alt- und neuisländischer Literatur bekannt gemacht. Daß die katholische Zeit der Insel ganz besonders berücksichtigt wird, hat seinen Grund einerseits in der Person des Verfassers und andererseits in dem Umstand, daß eben Islands Blütezeit mit der Reformation ausgedehnt hat. Im übrigen darf es doch betont werden, daß Herr Baumgartner der protestantischen Bevölkerung, selbst den Pfarrern, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.“ (Allgem. Fabrikantenzeitung. Wien 1889. Nr. 75, Beilage.)

„Für diejenigen, welche Island zu bereisen gedenken, wird das Werk Baumgartners anregend wirken und nicht zu unterschätzende Anhaltspunkte bieten; für diejenigen aber, welche dieses „trohige Ende der Welt“ schon vormem besucht haben, klingt die anmuthige Schilderung des Verf. wie ein freundlicher Gruß aus lieb- gewordenem Land herüber. Auch die Illustrationen, welche gut gewählt und getreu wiedergegeben sind, thun ihre Wirkung.“

(Beer, Mittheilungen der k. k. Geogr. Gesellschaft. Wien 1890. Nr. 2.)

„Der Verf. hat sich gründlich mit Land und Leuten, Cultur und Literatur, Geschichte und Gegenwart der von ihm bereisten Inseln beschäftigt und die Resultate seiner gebiegenen Studien seinen Beobachtungen als Reisender einverleibt. Sein Werk ist daher bedeutend umfang- und inhaltreicher ausgefallen, als die Schriften der letzten deutschen Reisenden, welche vor ihm Island besucht haben; wir meinen die Reisewerke von G. G. Winkler, Preyer und Zirkel, R. Reichard und Ph. Schweizer. Die Anordnung des reichen Inhalts ist eine sehr glückliche.“

(H. v. Leul — Central-Organ für die Interessen des Realchulwesens. Berlin 1890. 5 Hefte.)

„Das durch uns hier wärmstens angezeigte Buch enthält beide Seiten des geistlichen Autors, den fesselnden Reiseschilderer und gebiegenen Literaturkenner, der die entlegenen Gegenden des höchsten Nordens ungemein anziehend und stets gründlich aus ureigener, selbstgewonnener Anschauung und nicht mit fremden, unzuverlässigen Brillen aus der Ferne darstellt, und unbekanntere literarische und dichterische Schätze Islands poetisch verdeutschet. . . Wenn einzelne Theile seines Wertes über „Island“ Land und Leute, sowie die Reise dahin von Seite zu Seite spannend schildern, so sind andere Partien des schönen Buches als wahre Perlen literaturgeschichtlicher Forschung über Islands heidnische Vorzeit, seine großartigen Sagenkreise und seine weitere geistige Blüte unter dem Panier des Kreuzes zu bezeichnen. . . Das ist ein Buch, das wieder einmal eine wissenschaftliche und belletristische Fierde der durch Büchermacherei leichtler Köpfe stark in Verruf gekommenen Reiseliteratur bildet.“

(Das Vaterland. Wien, 29. September 1889.)

„In stets fesselnder Darstellung, mit dem lebhaftesten Interesse für die vielseitigsten Regungen des culturellen Lebens schildert Baumgartner seine Erlebnisse. Bald beschreibt er die Grandiosität der Natur des nordischen Eilands, seine Fjorde und Gebirge, bald führt er uns in die thraurichenden Hütten der Armen, in die Magazine und Museen der Küstenstädte, in die comfortableren Häuser der Landpfarrer oder Prälaten, oder unter die Volksvertreter des Althings, bald vertieft er sich in die Fauna und Flora des Eilands, oder in die Weltepopöe und Sagas der altnordischen Literatur. Daß er namentlich auf letzterem Gebiete vielfach neue Gesichtspunkte eröffnet und manches aus dem reichen Schätze der katholischen Vergangenheit Islands der Vergessenheit zu entreißen weiß, versteht sich bei Baumgartner von selbst, ebenso daß er durch eingestochene gewandte Uebersetzungen aus der ältern und neuern Literatur Islands seine Darstellung zu beleben weiß. Literaturkundige werden das Buch lesen mit Bewunderung für den Meister auf dem Gebiete der Weltliteratur, der durch seine weitgespannten Studienreisen in das lokale Verständniß der verschiedenen Literaturen einzudringen sucht; der auf Unterhaltung bedachte Leser mit dem Geständniß, selten eine so fesselnde, allseitig anregende Lectüre gefunden zu haben.“

(Kölnische Volkszeitung. 21. Juli 1889.)

„Von Kopenhagen aus führt uns der Autor durch das nordische Land, und auch er wird den verschiedensten Standpunkten gerecht, indem er nicht nur die Landschaft und die Menschen schildert, sondern damit beziehungsvolle Rückblicke auf die Vergangenheit, die heidnische Vorzeit sowie das katholische Mittelalter und ihre Literatur verbindet. Kulturhistorisch merkwürdige Proben sind in eigener Uebersetzung zahlreich eingeflochten, wie denn auch die vortrefflichen Illustrationen nach neuen Photographien oder nach Skizzen des Verf. ausgeführt sind.“

(Vom Fels zum Meer. Stuttgart 1889. S. 1709.)

„Ein deutscher Jesuit schildert hier ausführlich und anschaulich diese nordischen Inseln sowohl nach ihrer Natur als nach ihrer Bevölkerung. Der großen und in ihrer Natur wie Geschichte so merkwürdigen Insel Island ist auch der Hauptinhalt des ebenso umfang- wie inhaltreichen Werkes gewidmet. . . Ganz besonders verdienen gerühmt zu werden die schönen Abbildungen, welche uns in Natur- und Volksleben dieses uns stammverwandten Nordens lebensvoll versehen.“

(Seemanns Literarischer Jahresbericht. Leipzig 1889.)

„Die vorliegende Schrift hat einen besondern Werth durch die Behandlung der altnordischen Poesie und durch stete Beachtung der geistigen Momente, die das Leben, den Charakter und das Wesen der Nordländer bestimmen. Die Schilderung von Land und Leuten ist trotz der vorausgegangenen Berichte anziehend und bietet in vieler Hinsicht neue Gesichtspunkte.“

(Kolbenhauers Jahresbericht. Leipzig 1889.)

„Das Buch gehört nach unserm Urtheil geradezu zu den Perlen ernster Unterhaltungslectüre. Bei allem Ernste des Lebens hat sich aber der hochw. Herr Verf. einen frischen, frohen Muth bewahrt und einen ferngesunden Humor, und beides tritt in unserer Reisebeschreibung oftmals in so prächtiger Weise zu Tage, daß die Lectüre des Buches für uns ein wirklicher Genuß gewesen ist. . . Späterhin für das Weihnachtsfest ist sowohl die Reisebeschreibung Schottlands als die Islands von P. Baumgartner ein prächtiges Weihnachtsgeschenk. Die Ausstattung beider illustrierten Bücher ist sehr gut, der Originaleinband elegant und geschmackvoll.“

(Hildesheimer Zeitung. Hildesheim 1889. Nr. 203.)

„Belehrung und Unterhaltung durchdringen sich darin fortwährend, der feinste weltmännische, durch frischen Humor gewürzte Ton verleiht auch dem Ernstesten anmuthenden Reiz.“

(Niederrheinische Volkszeitung. Grefeld 1889. Nr. 158.)

„Von Island war seither schon vieles geschrieben worden, die erste vollständige und erschöpfende Abhandlung bildet aber das vorliegende Werk.“

(Mugsburger Postzeitung 1889. Beilage Nr. 52.)

„Die sehr umfassende Erforschung der mittelalterlichen Geschichte und Literatur Islands, deren Früchte uns in der vorliegenden Reisebeschreibung dargereicht werden, bietet dem sinnigen Betrachter des europäischen Culturlebens des Interessanten, Erfreulichen und Betrübenden die reichste Fülle.“

(Literarischer Handweiser. Münster 1889. Nr. 486.)

„Der Verf. bereichert in diesem Werk die ethnographische Literatur mit einer sehr beachtenswerthen Arbeit.“ (Die kath. Bewegung. Würzburg 1889. Heft 9.)

„Das reich und geschmackvoll illustrierte Buch bietet fesselnde Schilderungen der Naturwunder jenes fernen ‚Eislandes‘ und packende Darstellungen aus dem Leben seiner Bewohner. Aber noch mehr: der Verf. bringt so viel Neues und Interessantes, wie noch kein Reisender vor ihm.“ (Deutscher Hausch. Regensburg 1889. Nr. 6.)

„Das Buch kann sich in jeder Beziehung, sowohl was Inhalt als was Ausstattung betrifft, mit den besten gleichartigen Werken der berühmtesten Officinen Deutschlands messen: Verf. und Verleger haben dafür gesorgt. — So interessant kann nur der reise- und sprachgewandte, vielersahrene und viellesene P. Baumgartner schreiben.“ (Pastoral-Blatt. St. Louis (Amerika) 1890. Nr. 1, Weil.)

